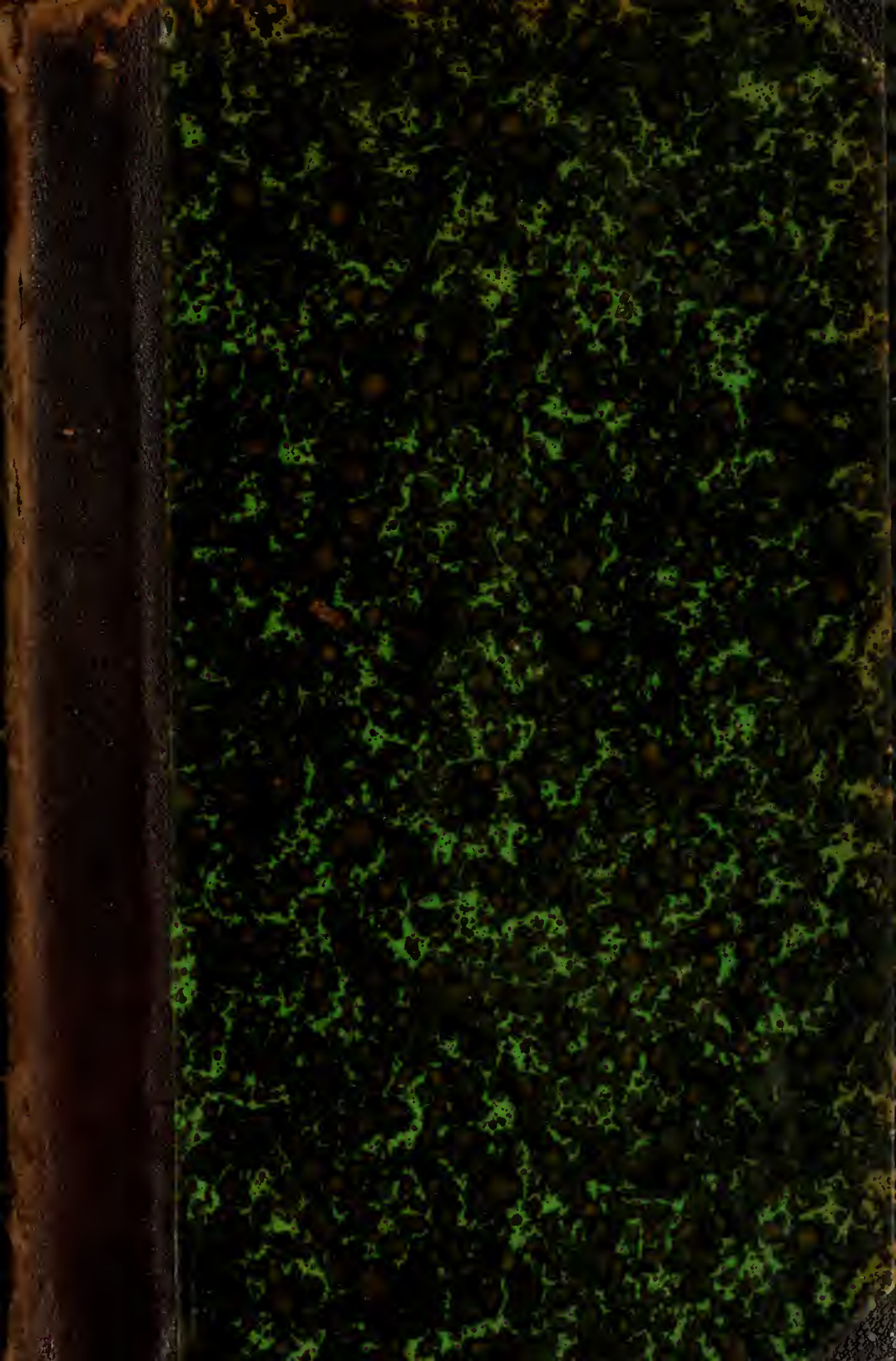
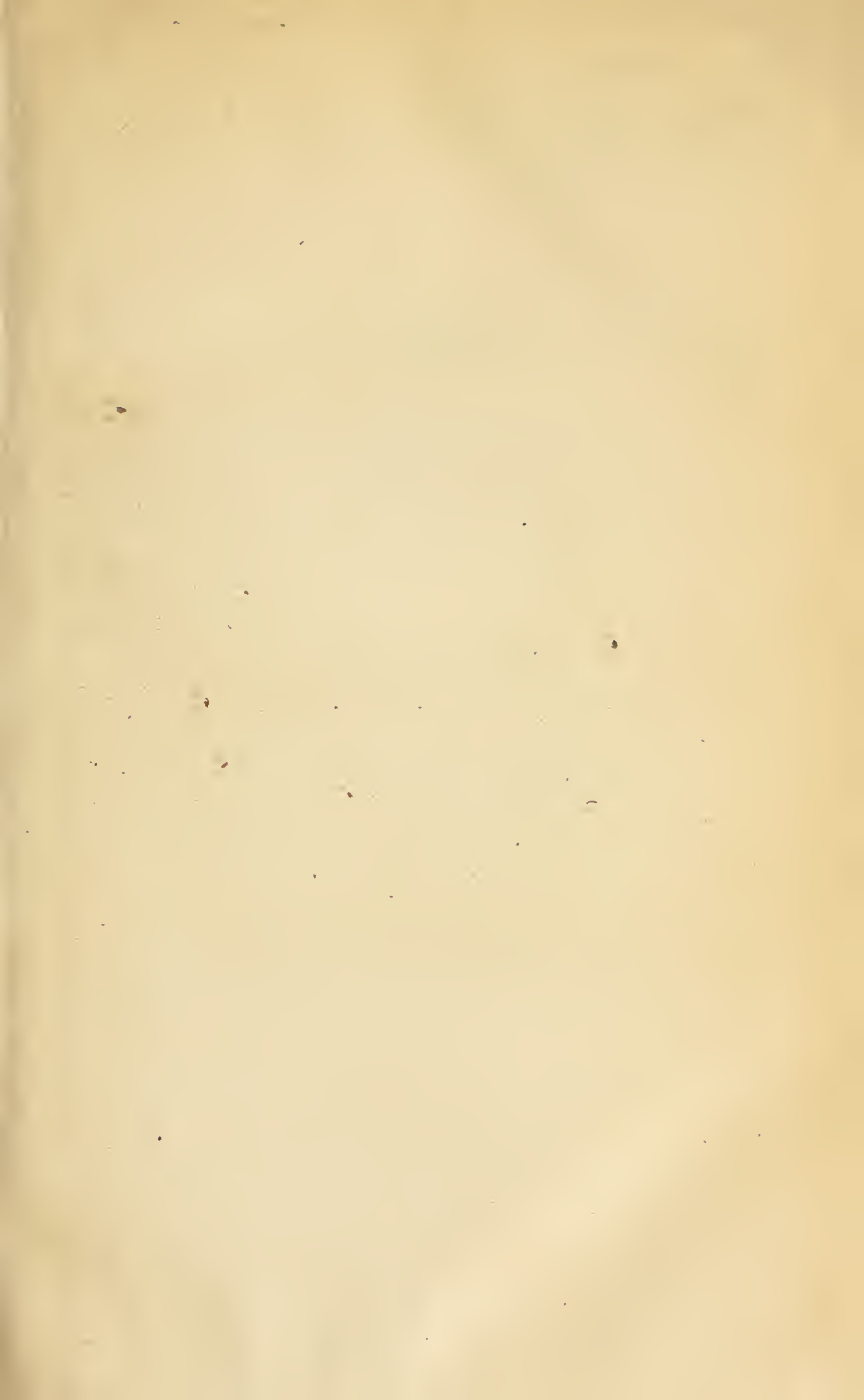








ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

UND LITERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XX. JAHRGANG, 37. BAND.

BRAUNSCHWEIG,

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1865.

Inhalts-Verzeichniss des XXXVII. Bandes.

Abhandlungen.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Programmenschau.

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.

Jacques Jasmin.

Wenn man die Literatur der deutschen und französischen Nation durchläuft, so findet man, dass die Deutschen im Verhältniss zu den Franzosen eigentlich einen Mangel an wirklichen Volksdichtern haben. Ich verstehe nämlich unter Volksdichter einen solchen, der unmittelbar aus dem Volke selbst hervorgegangen ist und ihm noch angehört, der also nicht erst durch gelehrte Kenntnisse oder wissenschaftliche Erziehung zu einem solchen sich herangebildet hat; nicht aber einen, der aus gelehrten oder wissenschaftlichen Kreisen herabsteigt in das Volk wie Fritz Reuter z. B., und in seinem (des Volkes) Sinne, und seiner Ausdrucksweise seine Gedanken in poetische Form kleidet. Diese Letztern wären nach meiner Anschauung keine eigentlichen Volksdichter; es scheinen mir vielmehr nur diejenigen dazu berechtigt, diesen Namen zu führen, die wirklich und unmittelbar aus dem Volke hervorgegangen, dazu veranlasst wurden.

In den älteren Epochen der deutschen Literatur finden wir ja im Hans Sachs einen solchen Poeten, der Schuhmacher war; und wenn man einen flüchtigen Blick bis auf die neueste Zeit wirft, so glaube ich, würden sich wenige finden, die ihm gleichend, — noch so ächt aus dem Volke hervorgegangen sind; man müsste denn den Poeten und Stellmacher Carl Weise in Neustadt als einen solchen gelten lassen; dessen poetische Ergüsse, wenn auch verdienstlich und anerkennenswerth, doch niemals Anspruch auf Classicität machen können.

Der kürzlich verstorbene Leopold Schefer, der Verfasser des Laienbreviers, kann füglich auch nicht unter die Kategorie der Volksdichter, wie ich sie meine, gerechnet werden; denn auch er, dieser hochachtbare Anachoret von Muskau, hatte, wie er mir selbst erzählte, in seiner Jugend Medicin studirt, oder vielmehr angefangen zu studiren, — also war auch hier eine gelehrte Bildung vorausgegangen; nebenbei hatte das Studium der Musik und der Composition ihn frühzeitig beschäftigt und so befähigt, dass es ihm möglich war, die meisten seiner Lieder selbst zu componiren.

Freiligrath ist nach meiner Auffassungsweise auch kein unmittelbar aus dem Volke ohne gelehrte Bildung hervorgegangener Poet, denn auch er hatte ein Gymnasium absolvirt. Wie ich auch suche, ich finde in Deutschland keinen so rechten Volksdichter der Art; wollte man vielleicht an die Karschin denken, doch auch sie hat ja auf Classicität wohl keinen Anspruch.

Anders ist dies bei den Franzosen: Wir sehen bei ihnen eine grosse Menge von Dichtern, die unmittelbar aus dem Volke hervorgegangen und mit nur mittelmässiger Bildung ausgestattet sind, sich einen Ruf durch ihre poetischen Erzeugnisse erwerben, der ihnen Anspruch auf Classicität gewährt und diesen Ruf weit über die Grenzen ihrer Nation ausbreitet.

Unter der Zahl derselben will ich nur: Gilbert, Turquety, Briseux, den durch seine Satyre: „le pot-de-vin" berühmten Barbier, insbesondere aber Béranger, Jean Reboul und Jasmin nennen.

Wer kennt nicht Jean Reboul, den Bäckermeister zu Nîmes, der durch seine lieblichen Poesien die Welt noch lange entzücken wird. Dies war ein ächter Volksdichter, voller Naivetät und allerdings katholisch-religiösen Eifers; doch diese specifisch katholisirende Richtung ist auch dadurch zu erklären, dass, wie Dumas in der reizenden Erzählung „une visite à Nîmes" von ihm sagt, er durch das Unglück zum Dichter geworden sei, und dass er den Trost für die Leiden, deren Becher er schon früh trinken musste, — er sah seinen Vater und dann seine Mutter an dem unheilvollen, rettungslosen Uebel der

Schwindsucht dahinsterben — in der Religion fand. Die Leiden der Welt liessen ihn die Einsamkeit suchen und hier hauchte er seine Schmerzen zuerst aus, die ihn selbst überraschend poetische Gestalt annahmen. Nun erst kam er zu der Erkenntniss seines dichterischen Talentes, das er durch das Studium von Corneille und Lamartine, insbesondere aber durch das Lesen der Bibel vervollkommnete, — und dies ganze Rüstzeug machte ihn zu dem Schöpfer der reizenden Gedichte: l'ange et l'enfant; der St. Hélène; le moulin de Genèse; Nîmes, poëme dedié à Mr. de Lamartine. Die Feinheit seiner Empfindungen und das wahrhaft Landschaftliche seiner Naturschilderungen sichern ihm einen hohen Rang unter den classischen modernen Dichtern.

Als Zweiten möchte ich nur in Kurzem Béranger's erwähnen. Dieser moderne Anacreon, wie trefflich schön hat er nicht die Liebe und den Wein besungen; wie schwingt er die Geissel der Satyre über Jeden, gleichviel ob er die Krone, oder den Hirten- oder den Bettelstab trägt, wenn er sein Gegner in dem Gebiete der politischen oder socialen Lebensanschauungen ist, und in wie schöne Formen weiss er auch die rein lyrischen Gefühle zu bringen, wenn er diesen Stoff, wenn auch selten, berührt. — Der deutsche Herwegh hat in begeisterten Worten ihm schön und passend als Angebinde zu seinem Wiegenfeste „ein Schwert mit Rosen Dir, mein Béranger," gewidmet.

Seine Dichtungen sind in fast alle lebenden Sprachen übertragen und sichern ihm ebenfalls eine bleibende Classicität. Und auch er war ein ächter Sohn des Volkes, von seinen armen Eltern ward er als 12jähriger Knabe zu Leisnay, einem Buchdrucker in Peronne, in die Lehre gegeben, und ihm hat er die reizende Chanson: „Bon soir" gewidmet. In einer Anmerkung, die er zu diesem Liede macht, sagt er: C'est dans son imprimerie que je fus mis en apprentissage. N'ayant pu parvenir à m'enseigner l'orthographe, il me fit prendre goût à la poësie, me donna des leçons de versification et corrigea mes premiers essais.

Er also auch ward ein Dichter, ohne grosse gelehrte Bil-

dung und ich möchte hierbei noch bemerken, dass es doch viel schwerer ist, ein Dichter in französischer Sprache, wie in der deutschen zu sein. Denn es giebt eine Unzahl von Regeln in der Versification zu beobachten, die ein langweiliges, fleissiges Studium erfordern, und ohne deren genaue Beobachtung man unnachsichtig in den Augen des französischen Publicums verloren wäre.

Dieser Sänger seines Volkes, wie wurde er aber auch von seinen Mitbürgern geachtet und hoch geehrt. Mit Freude denke ich an das schmerzliche und ehrenvolle Leichenbegängniss zurück, das ihm die Pariser Bevölkerung bereitete. 50,000 Arbeiter zogen entblössten Hauptes hinter seinem Sarge Palmen tragend einher; obgleich die Bajonette und die blanken Mündungen der Kanonen des finstern Caesar an jeder Strassenecke dem feierlichen Zuge entgegenstarrten.

In der Ausgabe der Oeuvres posthumes von Béranger befindet sich auch sein Schwanengesang, und da das Lied mich damals sehr interessirte, so übersetzte ich es so viel wie möglich wörtlich:

Ich sterbe, Frankreich, es will Abend werden,
O Mutter, lebe wohl, der Name dein,
Zuletzt noch sei gelallt er hier auf Erden.
Ein Frankenherz, liebt's je dich mehr? O, nein,
Noch eh' ich las, hab' ich dich schon besungen;
Und fasst der Tod mich selbst, ruf' ich noch hohl:
Nachdem mein Hauch schon singend ausgerungen,
Für so viel Lieb' schenk' eine Thrän': Leb wohl!

Zehn Könige vom Siegesrausche trunken,
Wie zogen stolz ob deinen Leichnam sie;
Und als vom Blutverlust du hingesunken,
Da riss ich ihre Bänder zu Charpie.
Der Himmel segnete dein Unterliegen,
Denn dein Gedanke fliegt von Pol zu Pol,
Die Nachwelt wird dich segnen und wird siegen,
Die Gleichheit wird dereinst ihr Theil: Leb wohl!

Halb liegend seh' ich jetzt mich schon im Grabe,
O komm zu Hülfe Allen, die mir werth,

Du schuldest, Frankreich, mir's; denn niemals habe
Ich, arme Taube, dich geplündert noch entehrt.
Damit nun meine Bitten zu dir schallten,
Wenn Gottes Stimme selbst ich höre wohl, —
Hab' meines Grabes Stein ich hoch gehalten,
Mein Arm wird matt — er fällt zurück — Leb wohl!

Nun wende ich mich zu dem Dritten dieser Volksdichter, zu Jasmin.

Jacques Jasmin, Coiffeur zu Agen, geboren in einem Armenhause im Jahre 1792, verlor früh seine Eltern und wurde von seinem Grossvater erzogen, der auch dem Arbeiterstande angehörte. Als er in seiner Kindheit einen Krankenkorb an sich vorübertragen sah und seinen Grossvater fragte, wer darin sei, antwortete ihm dieser: „es ist dein Onkel, die Jasmins sterben alle im Hospital," da nahm er sich schon damals vor, nicht ein gleiches Schicksal zu haben, und erlernte das Friseurhandwerk. Hier entwickelte sich sein Talent und in seinem 20. Jahre schon machte er, wenn er den Tag über die Haare gebrannt und den Bart geschoren, die reizendsten Gedichte. Voltaire würde ihm gewiss nicht geschrieben haben, wie dem Maître André, als er ihm seine Chevilles überschickte: Faites des perruques! vielmehr sagt Nodier von ihm: Faites des vers, et Dieu me garde que vous n'en fassiez plus moi qui m'engagerais volontiers, à ne plus lire que les vôtres!

Die Sprache, in der Jasmin dichtete, ist das Patois des südlichen Frankreich, das im 11. bis 12. Jahrhunderte sich zuerst aus dem Lateinischen bildete und daher auch das romanische Provenzalisch genannt wird. Vor zwei Jahren schon hatte ich in dieser Zeitschrift eine kurze Abhandlung über das Romanisch der Schweiz gegeben, in der ich die Verwandtschaft beider Sprachstämme nachwies; bei längerem Vergleichen ist mir dies zur unumstösslichen Gewissheit geworden, da mein Vater, ein alter Engadiner, der nie ein Wort vom provenzalischen Patois gehört hatte, Jasmin's Poesien ganz gut verstand.

Die Gascognische Versification ist übereinstimmend mit der französischen; nur dass zwei stumme Vocale o und y, die dem

i entsprechen, elidirt werden, während a, i, o, u nie elidirt werden dürfen.

Das stumme e im Provenzalischen wird wie das spanische e ausgesprochen: las Segles, lous Hômes. Es behält immer den Ton des e fermé wie label, épi, — Sourel, die Sonne, ausgenommen wenn ein Accent grave sich darauf befindet wie Angèl, Engel — Anèl, Ring. Ferner giebt es im Provenzalischen drei stumme Vocale: a, i und o.

Zur Zeit der Albigenser (1208—1229) wurde das provenzalische Patois fast ganz vernichtet und konnte sich nicht mehr auf dem Niveau der Literatur erhalten. Noch einige Poeten in Toulouse und Bearn suchten es wieder aufleben zu lassen, doch mit geringem Erfolge, bis es Jasmin gelang, dies alte Idiom wiederzuschaffen und es vollständig zu purificiren, — er verdient also auch den Namen eines Sprachforschers. Denn nachdem er zuerst in dem Patois d'Agen debutirt hatte, suchte er, wie er selbst sagt, diesen Stein rein zu legen von den Ablagerungen, die zwei civilisatorische Jahrhunderte auf denselben geworfen hatten, und dies gelang ihm dergestalt, dass er ein harmonisches Patois du Midi erfand, das in allen Provinzen des Südens gleich gut verstanden wird und Wörter und Ausdrücke enthält, die an die Sprache Amyot's, Montaigne's und Rabelais' erinnern.

Was nun Jasmin als Stylisten anbetrifft, so nennt ihn St. Beuve einen provenzalischen Manzoni, während Pontmartin ihn mit Theokrit, Horaz und La Fontaine vergleicht; in der That ist die Einfachheit der Schilderungen und der Handlung bewunderungswürdig wahr und daher ja eben schön. Man empfindet bei Allem, was er geschrieben, nie den Ueberdruss; die Feinheit seines instinctiven Gefühles bewahrte ihn vor aller Ueberfülle; man hat vielleicht eher das Gefühl des Bedauerns, dass seine Fiction schon zu Ende ist, und das möchte ich gerade für ein grosses Lob halten.

Es ist 1860 bei Firmin Didot in Paris eine Gesammtausgabe seiner Dichtungen erschienen, denen er den einfachen und zu bescheidenen Titel: Las Papillôtos, les papillotes, gegeben, wahrscheinlich um eine Anspielung auf sein Handwerk

zu machen. Dies Werk von circa 500 Seiten, mit der französischen Uebersetzung, enthält eine reichhaltige Sammlung von Gedichten. Als besonders hervorzuheben sind Maltriou l'innocento — Marthe la folle. Les deux Jumeaux et Françonnetto. Ich werde mich darauf beschränken, Ihnen den Inhalt von Marthe la folle zu geben, damit Sie dadurch eine schwache Idee dieser reizenden Dichtung bekommen.

Jasmin erzählt, dass ihm die Idee zu diesem Gedichte ein armes, altes, wahnsinniges Mädchen gegeben habe, das zu manchen Zeiten die Strassen seiner Geburtsstadt Agen bettelnd durchzog und welches dann von der muthwilligen und grausamen Jugend verhöhnt wurde, aber mit dem Anschein des grössten Entsetzens floh, wenn aus dem Kreise der Buben das Wort: „Marthe, voilà les soldats qui viennent“ erscholl. Dies ist das Motiv und jetzt das, was Jasmin daraus machte.

Man sieht in einer Landschaft ohnweit der Loire ein von Bäumen verstecktes Häuschen und darin ein junges, schönes Mädchen unruhig auf- und abgehen, weinen, dann beten, bis ihre Freundin Annette zu ihr kommt, die auch zerstreut scheint, doch in anderer Art; — denn der heutige Tag ist entscheidend für das Schicksal der jungen Burschen; man loost zum Soldatenstand.

Annette fragt nun die bekümmerte Martha, ob sie wohl sterben würde, wenn Jacob zum Soldaten genommen würde. Ich weiss es doch nicht, erwiedert ihr Martha mit rührender Einfachheit. Annette tröstet sie mit naivem, doch etwas boshaftem Leichtsinn; du hast Unrecht, sterben, — das wäre kindisch; ich liebe Joseph, wenn er abmarschirt, werde ich einige Thränen vergiessen; aber sterben, da werde ich lieber warten. — Kein Bursche stirbt um ein Mädchen, und sie haben auch nicht Unrecht, denn leider ist es nur zu wahr: que personne ne perd plus que celui qui s'en va.

Die Mädchen, um sich zu zerstreuen, ergreifen die Karten, um aus ihnen Beruhigung zu erlangen, Alles geht gut, bis Martha zum Unglück die Pique-Dame zieht, im selben Augenblick ertönen die Trommeln und Pfeifen und die Mädchen erkennen

ihre Geliebten. Annette, die sich leicht getröstet hätte, heirathet Joseph und Martha nimmt Abschied von Jacob, der ihr ewige Treue schwört, denn er hat Nichts auf der Welt als sie, zu lieben.

Dies ist der erste Abschnitt, den Jasmin Pause nennt.

Der zweite Abschnitt fängt mit einer Schilderung des Mai an, der mit der ganzen Gluth einer südlichen Phantasie beschrieben ist. Martha singt ein Lied an ihre Schwalben, die man nicht getrennt hat, — wie sie, von ihrem Jacob — noch tragen sie das Band um den Hals, das sie ihnen umwand, als Jacob mit ihr sie mit Goldkäferchen fütterten. Die arme Martha klagt und fängt an zu kränkeln, — das Fieber zerstört die Frische ihrer Wangen, sie muss das Bett hüten und der Priester empfiehlt sie den Gebeten der Gemeinde. Da stirbt ein Onkel, — sie verkauft den kleinen Weinberg, den sie ererbt, und arbeitet rastlos, um die Summe zu erwerben, die zur Freilassung Jacobs nöthig. Endlich hat sie es verdient, sie begiebt sich zum Priester, stürzt zu seinen Füssen und überreicht ihm die Summe. Schreiben Sie ihm, fleht sie; doch sagen Sie nicht, von wem das Geld kommt; ich bin stark und werde arbeiten um zu leben; darum sorgen Sie nicht um mich.

Die dritte Pause beginnt damit, dass der Priester sich bemüht, Jacob ausfindig zu machen; unterdess hat sich das Gerücht dieser aufopfernden Liebe in den benachbarten Gemeinden verbreitet, und die Jugend, an deren Spitze Annette, besingt Martha, die Thür ihrer Wohnung mit Kränzen schmückend und sie schon im Voraus als Braut betrachtend. Da endlich kommt ein Brief an, Jacob ist frei und wird am nächsten Sonntag eintreffen. Das ganze Dorf, Martha mit dem alten Priester an der Spitze, ziehen ihm entgegen und stellen sich auf einer Anhöhe auf, ihn freudigst zu empfangen. Da sieht man einen Schatten heraufkommen, der immer grösser wird, — er ist es — er ist gross geworden — nein — zwei — ja ein Mann und eine Frau, eine zierliche Marketenderin; und Martha mit todtbleichem Antlitz hat die Augen auf sie gerichtet: „Ein Weib, ruft sie, mein Gott, was soll's damit,“ und Jacob, der sie erkennt, wird bleich, und wagt nicht, weiter zu gehen;

während Alles zitternd schweigt, erhebt der ehrwürdige Priester fragend seine Stimme: „Jacob, wer ist dies Weib," und Jacob antwortet, wie ein Verbrecher zerknirscht, mit zitternder Stimme: Es ist die meinige, ich bin verheirathet. In diesem Moment ertönt ein Schrei, ein krampfhafter, ungeheurer Schrei durch die Luft, — es ist Martha, doch sie weint nicht, sie lacht, — sie ist wahnsinnig — um nie wieder zu genesen. —

Dies ist der Inhalt von dem in der reizenden Sprache verfassten Gedicht, aus dem sich sehr leicht ein Volksdrama bilden liesse. Nicht weniger interessant ist aber Françonnetto und les deux jumeaux. Was bei Jasmin noch auffallend war, ist, dass er seine Gedichte mit einer solchen Schönheit der Sprache und der Gesticulation vortrug, dass mir von Personen versichert wurde, die 1859 in Paris seinen Vorlesungen beigewohnt hatten, er sei nur dem berühmten Talma in Bezug auf seinen Vortrag zu vergleichen.

Was nun aber den Menschen Jasmin anbetrifft, so war er einer der liebenswürdigsten und bescheidensten Dichter, die je gelebt. Frei von Dünkel und voller aufopfernder Liebe, unermüdlich im Wohlthun. Er zog es vor, sein eigenthümliches Gewerbe fortzusetzen und widerstand den lockenden Aufforderungen, nach Paris zu kommen, vielmehr lebte er im stillen Kreise seiner Familie und Freunde das integer vitae auf einem kleinen Weinberg durch, dessen Stöcke er von seinem Landhäuschen aus alle zählen konnte.

Seine Mitbürger ehrten ihn aber auch mit seltner Auszeichnung, die gesammte Presse hatte nur einen Ausdruck über ihn; einstimmig und mit Acclamation wurden ihm der Titel: Maître ès Jeux-Floraux von der Akademie in Toulouse verliehen.

Die Académie française hat ihm am 20. August 1852 den grossen Ehrenpreis zuerkannt, und liess ausserdem ihm zu Ehren eine Medaille mit der Umschrift: „Au poëte moral et populaire" schlagen, die ihm durch Villemain, ihrem Secrétaire perpétuel überreicht wurde; und endlich wurde ihm nach dem Vorbilde früherer Jahrhunderte eine goldene Krone, die durch

Tausende von Unterschriften zusammengebracht war, in öffentlicher Sitzung zu Agen feierlichst auf das Haupt gesetzt, das nun jetzt seit einigen Monden im Schoosse der kühlen Erde ruht. —

Berlin. André Giovanoly.

Aufgaben der Uebersetzungspoesie.

Von einer Kunst und zwar einer, nach meiner Ansicht, sehr hochstehenden habe ich zu sprechen, indem ich die Uebersetzungspoesie betrachte. Die Prosa soll hier ausgeschlossen sein, denn sie erhebt sich, in Betreff der Metaphrase, nur selten zur Kunst, bleibt wenigstens unter dem Niveau der Kunst stets da, wo es sich um Uebersetzungen handelt, deren Original die inhaltliche Seite zu Ungunsten der formellen hervortreten lässt, wie das etwa der Fall ist unter römischen Schriftstellern bei Livius, unter slawischen beim Chronisten Nestor, in der Neuzeit bei Autoren, welche, das Gebiet der Orthodoxie verlassend, die Schärfe der Vernunft in Anspruch nehmen und die Leser zwingen, den ihnen hingereichten Ariadnefaden ja recht verständig abzurollen, wenn sie nicht inmitten des speculativen Labyrinthes stecken bleiben wollen. Bei Schriften der gedachten Art, deren es aus alten und neuen Tagen Legionen giebt, hat die Uebersetzung fast nur die einzige Aufgabe, den Gehalt wiederzugeben, die Form dient demselben gewissermassen nur als das Aeusserliche, minder Bedeutsame, etwa wie die Rinde des Baumes dem Kernholz gegenüber, oder wie die Schale des Obstes gegenüber der saftigen Frucht. Hier ist die T r e u e der Uebersetzung die Hauptsache — und die Treue ist zwar eine Tugend, aber noch lange nicht Kunst. — Anders ist es freilich bei Uebersetzungen, wo die F o r m wenn nicht den Inhalt überbietet, so ihm doch ebenbürtig zur Seite steht, wie dies Verhältniss in Schriften zu Tage tritt, welche Thucydides und Tacitus, oder Johannes Müller, oder Ranke, oder Alexander von Humboldt u. A. verfasst haben. Hier macht sich mehr oder minder das geltend, was man M a n i e r heisst, und was nicht zu tadeln ist, wenn es auf richtigem Hervortreten der Subjectivität beruht, was vielmehr der Schrift

erst den eigenen Zauber der Originalität und Individualität verleiht. *Manierirtheit* würde ich freilich für einen grossen Fehler erkennen, und die Schriften eines hohen Autors, der hier nicht näher bezeichnet zu sein braucht, leiden bekanntlich so sehr daran, dass sie in ihrer Weise fast classisch sind. Wer nun Prosaiker von Originalität überträgt, hat statt einer Aufgabe zwei, er muss uns süssen Wein bringen, aber zugleich in einem silbernen Gefässe, denn das goldne wird er immerhin wohl dem eigenen Autor überlassen müssen. Hier stehen wir übrigens ebenfalls auf dem Gebiete der Kunst, und es gilt für den Uebersetzer, nicht bloss *treu* zu übersetzen, sondern auch *schön*, d. h. er muss alle Eigenthümlichkeiten des Urtextes zu treffen und zu reproduciren suchen. Wer z. B. den Beginn der Rede Ciceros gegen den Verschwörer Catilina: „Quousque tandem, Catilina, sese jactabit effrenata tua audacia?“ oder jenen anderen: „Quousque tandem, abutere patientia nostra, Catilina?“ übersetzen wollte, würde hier auch wohl den Ton zu erreichen suchen müssen, welchen das so musikalisch durchtönende a in der lateinischen Rede hervorbringt, und etwa sagen können: „Wie l*a*nge, C*a*tilin*a*, pr*a*hlst du noch mit sch*a*mloser W*a*gh*a*lsigkeit?“ und: „Wie l*a*nge noch gem*a*hnest du uns *a*n N*a*chsicht, C*a*tilin*a*?“

Immerhin wird man auch in Prosa sich bestreben müssen, mit Wichtigkeit und Eleganz zu übersetzen und schon Cicero, Plinius und Quintilian stellen Gesetze und Regeln auf in Betreff guter Uebersetzungen, sowohl was Prosa als Poesie betrifft; wobei freilich zu sagen ist, dass Cicero seine eigenen Regeln nicht immer glücklich befolgte, indem er zwar rhetorischen Schwung besass, aber den poetischen Hauch entbehrte. Der Inhalt seiner Tusculanen, gerade einer der vortrefflichsten Schriften des Alterthums, zeigt dies dennoch. Die alten Völker, eines die Bildung des andern ererbend, übten sich übrigens schon frühzeitig in der Uebersetzung; warum hätten sonst auch die oben erwähnten Römer Gesetze dafür geben brauchen? denn die Regel wird erst durch Brauch und Uebung bedingt! Und so belehrt uns ja auch die alte Geschichte der Wissenschaften, dass schon ein ägyptischer Priester Manethon eine alte Geschichte seines Landes in die griechische Sprache übertragen habe. Da er zur Zeit der beiden ersten Lagiden, des Ptolemäus Soter und Ptolemäus Philadelphus, lebte, so ist damit gesagt, dass schon um das Jahr 300 v. Chr. Geburt die Erstversuche der Uebersetzung sich geltend machten. Da wir kein

Original der Schrift haben, aus dem Manethon übersetzt, und nur hie und da die Hieroglyphik der Tempelarchive von Memphis und Heliopolis sich seinen *Αἰγυπτιακά* gegenüberhalten lässt, so fehlt hier jeder Kritik der Boden, was die Beurtheilung der Treue oder Kunstfertigkeit der Uebertragung anlangt. Vielleicht hat Manethon auch gar keinen Text vor sich gesehen, und sogleich sein Werk in der damaligen Weltsprache verfasst. Dass unter dem zweiten Lagiden indess wirklich schon die Uebersetzungsthätigkeit im Gange gewesen, wissen wir bestimmt; so wurden die Annalen des Sanchuniathon durch Philo Byblius aus dem Phönizischen in's Griechische und gleichzeitig die 5 Bücher Mosis aus dem Hebräischen in's Griechische übertragen. Als später Griechenland politisch in Rom aufging, wobei doch die griechischen Bildungsverhältnisse massgebend verblieben, mühten sich die Römer, die griechischen Culturelemente auch sprachlich in sich aufzunehmen und zu reproduciren, daher denn zeitweise die römische Literatur als ein, wenngleich nicht mit dem Ursprungsglanze strahlendes, doch immer noch lichtes und geisthelles Reflexbild der hellenischen Literatur sich darstellt.

Wenn die römischen Comödiendichter, Elegiker, Fabulisten, Epigrammatisten u. a. m. in lateinischer Sprache dichteten, so lieh sich ihnen bewusst oder unbewusst fast immer ein griechisches Originalbild her, dessen Züge sie, mit stärkerem oder schwächerem Farbenauftrag, in der Muttersprache wiedergaben. Manches ist geradewegs übersetzt, und wie es ehedem die griechische Sprache, und zunächst die griechische Prosa war, in welcher die Erstversuche der Metaphrastik sich zur Geltung brachten, so war es nunmehr die römische Sprache, und insonderheit die römische Dichtung, in welcher wir den weiteren Entwicklungsgang der Uebersetzungspoesie verfolgen können, die nun schon wirklich sich zu einer Kunst erhob.

Da wir bei jeder Kunstfrage uns zunächst an das Alterthum, welches ja vom reinsten und ungetrübtesten classischen Hauche überschwebt ist, zu wenden haben, so geben uns auch die uns noch erhaltenen antiken Vorbilder die besten Fingerzeige in Betreff der Uebersetzungspoesie. Ja, wir können sagen, dass das ganze Mittelalter, was Geschmacklosigkeit der Version betrifft und was überhaupt die wahre Kunstleistung auf diesem Gebiete anlangt, dem Alterthum weit nachstand, und dass erst die Neuzeit sich wieder auf den eigentlichen Boden der Uebersetzungskunst stellte, weil sie sich die von den Alten schon

festgestellten Aufgaben der Metaphrastik vergegenwärtigte. Systematisch geschah das in der Neuzeit bekanntlich durch d'Alembert, Batteux, Garve, Sulzer u. A. m., praktisch aber durch Voss, Jacobs, Heyne, Gries, Streckfuss, Tieck, Schlegel, West, Rückert, Daumer, Geibel, Bodenstedt und viele Andere, so dass in der Heutzeit immerhin, wem der Genuss der Originalwerke versagt ist, sich durch treffliche, ja oft meisterhafte Copien entschädigen kann.

Und auf welche Aufgaben kommt es denn nun also an, die die Uebersetzungspoesie zu erfüllen hat, wenn wir sie als eine wirkliche Kunstleistung bezeichnen sollen? Und welcher Sprache vindiciren wir vor andern das Recht, dass sie dergleichen Kunstschöpfungen hervorbringen könne? — Wir beantworten zunächst die letztaufgeworfene Frage. Das Bestreben, zugleich mit dem Wortlaut auch das eigenthümliche Colorit des Grundtextes wiederzugeben, findet in der deutschen Sprache bei ihrem Wortreichthum, ihrer Bildsamkeit und Formenelasticität eine, wie uns scheint, wesentlichere Erleichterung als in irgend einer der lebenden Sprachen. Die romanischen Sprachen leiden fast insgesammt an dem Fehler einer zu grossen Weichheit und Verschwommenheit der Formen, so dass sich das Bild der Ursprache im Spiegel ihres Uebersetzungsstereoskops nicht von Natur scharf fixiren lässt; der Uebersetzer findet daher nicht den geeigneten Boden seiner Kunst. Anforderungen, die man an romanische Uebersetzungen zu stellen hat, sind demnach andere, als die man an Uebersetzungen in's Deutsche, zumal bei dem heutigen Ausbau unserer Sprache, zu stellen berechtigt ist. Die slawischen Sprachen leiden dagegen im Allgemeinen an zu grosser Härte und Rauhheit, was den Klang betrifft, und eignen sich zur Uebertragung ächtlyrischer, durch das melodiöse Element gerade vornehmlich charakterisirter Dichtungen oft sehr schwer oder gar nicht. Die tschudischen Sprachen sind aber im Grossen und Ganzen noch zu ungelenk, grammatisch unausgebaut, durch Affixe zu sehr beengt und zu wenig rhythmisch gegliedert und tonisch bestimmt, als dass sich Gediegenes in der Uebersetzungspoesie durch dieselben leisten liesse. Daher sich denn auch fast alle Metaphrastik auf Gesangbuchverse beschränkte; wovon nur einzig die ungarische Poesie eine ehrenvolle Ausnahme macht, welche sich bereits in den Besitz Göthe's, Schiller's und fast aller antiken Dichter zu bringen gewusst hat, und wie der erste Kritiker und Literarhistoriker der Magyaren, Toldy, behauptet, in gediegener Weise.

Keine der neueren Cultursprachen kann es, was den philosophischen und ästhetisch-poetischen Charakter der Sprache betrifft, mit der deutschen aufnehmen. Sie besiegt durch ihre tonische Kraft zugleich alle Erdensprachen der Neuzeit, da sie Klang für alle Empfindungen, die kräftigsten wie die weichsten hat und da sie die Gelenkigkeit besitzt, das Naturell aller übrigen Sprachen, selbst kaum mit Ausschluss ihres Periodenbaues, sich anzueignen. Wurzelnd in demselben Sprachenwalde, aus welchem die Bäume der antiken Sprachen sich entfalteten, d. h. in der Sphäre der indogermanischen Sprachenwelt, kommt zugleich keine der lebenden Sprachen mit gleicher Naturwüchsigkeit und Urthümlichkeit der griechischen und römischen Sprache und dem Sanskritanismus im Charakter so nahe als die Sprache der Germanen; keine ist wie sie im Stande die Rhythmik der Alten sich anzueignen: daher denn auch keine gelungenere Uebersetzungen der alten Dichter aufweisen kann. Dass dies nicht blosse Phrase sei, dafür bürgen die bereits genannten Namen von Uebersetzern, denen sich Dutzende anfügen liessen, wenn überhaupt von einer Erschöpfung dieser Materie die Rede sein sollte und wollte. — Lassen Sie uns nun die vornehmsten Pflichten der Metaphrastik selber betrachten!

Als eine der wesentlichsten Aufgaben der Uebersetzungspoesie, — und zwar als eine solche, welche auch die meisten anderen Sprachen zu erfüllen verstehen, — möchte ich zunächst die genaue, gedankliche Wiedergabe des Grundtextes hinstellen, die gleichwohl nicht zu einer sclavischen Thätigkeit herabsinken darf. Denn der Uebersetzer soll mehr auf den Gesammt-Genius des Dichters hinblicken, als auf seine nur gelegentliche Documentation; und wenn es daher im Allgemeinen auch als Pflicht hinzustellen ist, dass in der Uebertragung alle Figuren und Tropen des Originals beizubehalten seien, so ist doch erlaubt, dass, wenn der Genius der eigenen Sprache nicht die nämlichen Bilder verstattet, der Uebersetzer sie durch ähnliche von der nämlichen ästhetischen Wirkung und von der gleichen poetischen Tragweite vertausche. Das wird häufig bei Uebersetzung orientalischer Dichter seine Anwendung finden; denn die Ideenkreise des Occidents und Orients liegen zu Zeiten sehr weit auseinander.

Aber auch in Bezug auf die altclassische Poesie wird sich oft müssen ein Gedanke von uns moduliren lassen, um in der Uebersetzung — nicht das zu sagen, was der Dichter gesagt hat, sondern um das auszudrücken, was er unserm Begriff nach hat sagen

wollen. Eine wörtliche Uebersetzung wäre hier der schlechteste Dienst, den man dem Dichter leisten könnte. Wenn Simonides in seinem berühmten Epigramm sagt:

> *Τῶν αὑτοῦ τις ἕκαστος, ἀπολλυμένων ἀνιᾶται·*
> *Νικοδίκου δὲ, φίλοι, καὶ πόλις ἥδε κλάει.*

(wo *ἥδε κλάει* gewiss die richtigere Lesart als *ἥδε Πόλη*), und Hugo Grotius übersetzt:

> Quisque suum plorat quem fato perdit: amici,
> Tota simul plorat patria Nicodicum.

so hat hier Dichter und Uebersetzer in Uebereinstimmung den Gedanken ausgesprochen, dass zwar Jeder um den Tod der Seinigen klagt, das gemeinsame Vaterland aber den Verlust des Nikodikos betraure. Viel schärfer aber wäre die Pointe des Epigramms gegeben, wenn der Gedanke so fixirt worden wäre, dass zwar Trauer auch den Einzelnen ergriffe, wenn Einer der Seinen dahingeschieden sei, dass aber Alle vereint den ihnen geraubten Nikodikos beklagten. Lateinisch scheint sich daher eine Uebersetzung wie etwa die folgende, von mir hier vorgeschlagene, zu empfehlen:

> Morte obeuntem, ecce, plorabit amicus amicum;
> Plangimus omnes nos funera Nicodici.

und deutsch würde ich übersetzen:

> Schmerzvoll klagt wohl ein Mensch, wenn Einer der Seinen dahinschied;
> Wehe, Nikodikos ist Allen zugleich uns geraubt.

oder auch:

> Schmerzvoll klagt wohl der Freund, wenn der ihm Vertraute dahinschied;
> Freunde, Nikodikos ist Allen zugleich uns geraubt.

So auch will unsern Begriffen vom Epigramm das des Lukillios vom lebseligen Greis:

> *Εἴ τις γηράσας ζῆν εὔχεται, ἄξιός ἐστι*
> *Γηράσκειν πολλὰς εἰς ἐτέων δεκάδας.*

welches Grotius in demselben Sinne übersetzt:

> Decrepitus si quis tamen optat vivere, dignus
> Est annos centum vivere decrepitus.

nicht recht zusagen, da es weder als ganz moralisch, noch als ganz witzig erscheint. Ich würde es unter allen Umständen nur so über-

setzen, dass die eine Seite völlig hervortritt, und da würde ich, meine ich, mit Recht eher den Boden der Sentenz als den der Satyre zu opfern haben. Meine Uebersetzung würde demnach lauten:

> Weil du es wünschest denn, siechender Greis, zu verlängern dein Leben,
> Wünsch' ich, ein Säculum noch mögest du siechen, o Greis.

und sie könnte lateinisch etwa lauten:

> Decrepite, optans jam per tempora vivere longa,
> Dignus, decrepite es, vivere saeculum adhuc.
> oder: Decrepitus vivas, postulo, saeculum adhuc.

Ist aber, wie solches in den sinnigen Dichtungen der griechischen Anthologie ja so oft glänzend zu Tage tritt, eine Pointe vorhanden, die der poetischen Auffassung vollständig genügt, so darf in der Uebersetzung auch nicht um ein Jota davon abgewichen werden. In dem Epigramm eines Unbekannten auf die Statue der Niobe, wo es heisst:

> *Ἐκ ζωῆς· με θεοὶ τεῦξαν λίθον· ἐκ δὲ λίθοιο*
> *Ζωὴν Πραξιτέλης ἔμπαλιν εἰργάσατο.*

liegt gewissermassen der ästhetisch-poetische Ictus auf dem *ἔμπαλιν*, was also keineswegs in der Metaphrase ausgelassen werden darf. Deshalb genügt doch die sonst so gefällige Grotius'sche Uebertragung:

> Ex viva lapidem me Di fecere, sed ecce
> Praxiteles vivam me facit ex lapide.

nicht ganz; und wie ich im Deutschen etwa vertiren würde:

> Einst mich, die Lebende, haben zum Steine verwandelt die Götter;
> Aber Praxiteles gab Leben von Neuem dem Stein.

oder:

> Himmlische tödteten mich; in Stein mich verwandelnd. Aus Stein nun
> Rief Praxiteles neu mich in das Leben zurück.

so würde ich in einem lateinischen Text, der etwa lauten könnte:

> Me superi ex viva lapidem fecere; creat me
> Praxiteles vivam nunc iterum ex lapide.

auch das *ἔμπαλιν* keineswegs unbetont lassen.

Unter allen Umständen muss der Inhalt der fremden Dichtung nicht bloss treu, sondern auch klar, prägnant und gleichsam durchsichtig gegeben werden, und wenn die Uebersetzung auch nicht den

reinen Demanten der Urpoesie uns vorführt, so soll sie doch mindestens ein edler Krystall sein und kein gemeines Glas. Zierlichkeit des Ausdrucks, Abrundung der Sprache, und eine leichte, elastische Beweglichkeit der Rhythmen sind nothwendige Bedingnisse einer guten Uebersetzung.

Ich könnte auf diesem mir sehr lieben Felde überaus weitschweifig werden, und rufe daher meiner Ausführung ein gebieterisches Halt zu. Bevor ich aber zum zweiten wichtigen Punkte meiner Betrachtung komme, theile ich noch ein paar Versuche mit, kleine durch Zartheit des Inhalts ausgezeichnete Pièces der hellenischen Dichtung in deutschem, wie in lateinischem Ausdruck wiederzugeben. Da die Uebersetzung erst zum Behuf dieses Vortrags angelegt ward, so wird sie sich hoffentlich noch etwas von der poetischen Frische bewahrt haben, welche meinen älteren Versionen nicht mehr in dem Masse zu eigen sein kann, indem die Zeit schon oft Decennien lang über dieselben hinweggerollt ist. Ich beschränke mich hier natürlich nur auf einige wenige Uebersetzungen und wähle die folgenden aus:

Platon.

Der schlummernde Satyr.

Τὸν Σάτυρον Διόδωρος ἐκοίμισεν, οὐκ ἐτόρευσεν·
Ἢν νύξῃς, ἐγερεῖς· ἄργυρος ὕπνον ἔχει.

Non sculpsit Satyrum, sed sopivit Diodorus,
Somniat aes. Tangas; en vigil illud erit.*)

Nur in Schlummer versenkte, nicht schuf Diodorus den Satyr;
Siehe, das Silber, es schläft. Rührst du daran, so erwacht's.

Derselbe.

Die Bildsäule der Cnidischen Venus.

Οὔτε σε Πραξιτέλης τεχνάσατο, οὔθ᾽ ὁ σίδαρος·
Ἀλλ᾽ οὕτως ἔστης ὥς ποτε κρινομένη.

Praxiteles neque te fecit, doctum neque caestrum;
Talis es, ante oculos qualis eras Paridos.**)

---

*) Hugo Grotius übersetzt etwas steif:

Sopierat Satyrum, non sculpserat hunc Diodorus.
Argentum dormit. Punge, vigil facies.

**) Grotius Uebersetzung, die diesmal sehr leicht und gefällig ist, lautet:

Non te Praxiteles fecit, non ferrea caela,
Sed stas sub Phrygio judice qualis eras.

Nicht Praxiteles schuf dich, nicht schufen dich eherne Meissel;
Vor uns stehst du, wie du standest, als Paris entschied.

Philippus aus Thessalonica.
Auf die Statue des Olympischen Zeus.

Ἢ θεὸς ἦλθ' ἐπὶ γῆν ἐξ οὐρανοῦ, εἰκόνα δείξων,
Φειδία, ἢ σύ γ' ἔβης τὸν θεὸν ὀψόμενος.

Coelitus aut Deus in terras, aut venit in altum
Phidia, dum posuit magnum opus artificum. *)

Zeus stieg selbst vom Olymp, dir enthüllend sein göttliches Antlitz,
Oder du stiegst zum Olymp, Phidias, schauend den Gott.

Antipater aus Sidon.
Sappho.

Μναμοσύναν ἕλε θάμβος, ὅτ' ἔκλυε τᾶς μελιφώνου
Σαπφοῦς, μὴ δεκάταν Μοῖσαν ἔχουσι βροτοί.

Mnemosynen metus arripuit, dum dulciloquentem
Audivit Sappho, ne nova Musa fiat. **)

Als Mnemosyne hörte der Sappho Gesänge, da rief sie:
Warum schloss sich den neun Musen die zehnte noch an?

Derselbe.
Das Grab des Priamus.

Ἥρωος Πριάμου βαιὸς τάφος, οὐχ ὅτι τοίου
Ἄξιος, ἀλλ' ἐχθρῶν χερσὶν ἐχωννύμεθα.

Ecce humilem Priami tumulum, neque conspicis alto
Dignum, hostilibus huic sed positum manibus. ***)

Dies ist des Priamos Grab, nicht raget es hoch, und nicht werth ist's
Seiner, weil feindliche Hand ihm es, dem Hohen, erbaut.

---

*) Bei H. Grotius heisst es.
Juppiter ad terras, an ad aethera Phidia venit,
Ut viso fieret talis imago Deo?

**) Sehr graciös sagt Grotius:
Mnemosyne Sapphus audit dum carmina, dixit:
Unde novem Musis additur una soror?

***) Sehr hübsch liest sich des Grotius Uebersetzung:
En, Priami monumenta vides angusta, nec ipso
Digna, sed hostiles quae posuere manus.

Lucian.

Die Bildsäule der Cnidischen Venus.

Σοὶ μορφῆς ἀνέθηκα τεῆς περικαλλὲς ἄγαλμα,
Κύπρι τεῆς μορφῆς φέρτερον οὐδὲν ἔχων.

Do tibi, diva tuam Venus, ipsam formam adamatam,
Te tibi dulcius haud ecce dari poterit.*)

Cypris, ich bringe dir dar zur Spende dein eigenes Abbild;
Könnt' ich Entzückenderes, Göttin, dir weihen als dich?

Johannes Barbucallus.

Das Bild des Socrates.

Ὡς σοφὸς ὁ γράψας! ζωὰν οὐκ ἔμβαλε κηρῷ,
Σωκράτεος ψυχᾷ τοῦτο χαριζόμενος.

Quam sapiens pictor! quia vitam infundere cerae
Non potuit, fudit Socraticam huc animam.**)

Weil nicht Leben vermochte zu hauchen in Sokrates Bildniss,
Hauchte sokratischen Geist weise der Künstler hinein.

Julianus Aegyptius.

Auf das Beil der Archonten.

Ἢν μὲν ἀλιτραίνῃς, πέλεκυν βλεφάροισι δοκεύεις·
Ἢν δὲ σαοφρονέῃς, ἄργυρός εἰμι μόνον.

Si peccaveris, heu, cognosces, me esse securin;
Argentum, sape, tunc nil aliud tibi ero.***)

Wenn du Frevel begehest, erfährst du es, dass ich ein Beil bin;
Handelst du brav, wie sich's ziemt, gelt' ich als Silber dir nur.

Epigramm eines Unbekannten.

Die cnidische Venus.

Γυμνὴν εἶδε Πάρις με, καὶ Ἀγχίσης, καὶ Ἄδωνις.
Τοὺς τρεῖς οἶδα μόνους. Πραξιτέλης δὲ πόθεν;

---

*) Grotius giebt den Text in folgender Weise wieder:
Alma Venus, tibi sacro tuam sub imagine formam:
Pulcrius hac potuit nil tibi, Diva, dari.

**) H. Grotius giebt nachfolgende etwas trockene Version:
Quod cerae vitam pictor non indidit isti,
Socraticae sapiens praestitit hoc animae.

***) Bei Grotius steht die zierliche Latinisirung:
Si male quid facias, me noveris esse securim;
Si sapis, argentum sum tibi, nil aliud.

Nudam Anchises me videre Parisque et Adonis;
Vidit, nescia sum, Praxiteles me etiam?*)

Nackt nur sah mich Anchises und nackt Adonis und Paris;
Diese nur waren's. Doch wann sah mich Praxiteles nackt?

Tullius Geminus.

Auf Lysipp's Statue Alexanders des Grossen.**)

Spectat vociferans in coelos aeneus heros:
oder: Adspicit in coelos exclamans aereus heros:
Rex, Deus alme, supra es, imperito ipse sed hic.

Himmelan schauet der eherne Held, laut kündend: da droben
Herrschest du, Zeus, doch hier herrschet mein mächtiger Arm.

Sei es mit Beweisstellen, dass die Uebersetzung das Original nach seinem geistigen Gehalte abzuspiegeln habe, genug, und wenden wir uns jetzt zu einer andern nicht minder wichtigen Betrachtnahme, dem formellen Theil der Uebersetzung nämlich. Wir meinen, der Uebersetzer sei hier einem Schauspieler gleich, der seinen Charakter völlig verleugnen und sich in die Rolle des Helden vertiefen und verlieren muss, den er darstellen will. Damit soll gesagt sein, der Uebersetzer muss die Form völlig und genau wiedergeben, sowie er sie im Original findet; er muss dieselben Metra, dieselben Rhythmen anwenden, und darf keinen Versfuss hinzufügen, keinen Versfuss davonthun. Durch eine Uebersetzung von Versen in Prosa geht der grösste Theil der Schönheit des Dichtwerkes verloren, dessen Hauptzauber ja eben in der Harmonie des melodiösen Theils mit dem poetischen Inhalt besteht. Bedient sich der Uebersetzer aber eines anderen Metrums, als des ursprünglichen, so genügt er entweder nur seiner Trägheit, oder er geht von dem irrigen Gesichtspunkt aus, die Heutzeit könne antike Metra nicht ertragen. Kann sie indess antike Dichtung ertragen, so wird sie auch den metrischen Theil derselben, der ja auch zum antiken Geiste gehört, sich gefallen lassen. Eigentliche Schwierigkeit bietet sich dem Uebersetzer auch nur in Betreff einzelner Oden, beson-

*) Etwas frei übersetzt Grotius:

Me Paris, Anchises, me nudam vidit Adonis,
Tres modo. Praxiteles ille quis? Unde venit?

**) Ich kann hier im Augenblick leider nicht den Originaltext, noch die Parallelstelle des Grotius beibringen, und muss es an meiner Version, ohne dass dieselbe dem Urtext gegenüber gehalten werden kann, genügen lassen.

ders der Pindar'schen, sowie einzelner Chorpartien in den Tragödien der Alten und in ihren Komödien dar, welche Metra sich indess für die so fein ausgebaute deutsche Sprache bei geschickter Behandlung derselben durchweg bewältigen lassen. Und wenn es auch wahr ist, dass hier, wie in den bildenden Künsten, Original stets Original, und Copie stets Copie bleibt, so wissen wir doch auch, dass es schon Bilder gegeben hat, die auch der Kenner für Rafaelsche hielt, während sie doch nur Nachbildungen waren. So wird auch die gut angelegte und von poetischem Hauch durchglühte metrische Uebertragung des Reizes und Schmelzes nicht entbehren, der über die Originalschöpfung ausgegossen ist, und sie wird nicht bloss lesbar sein, was schon an sich von Werth ist, sondern sie wird sich frei erhalten von jeglicher Absonderlichkeit und Steifheit, und von jeglichem Zwange.

Wir verweilen einen Moment noch bei dieser Betrachtnahme, weil die Handhabung der Form uns durchaus wichtig und nöthig scheint. Warum es Uebersetzer giebt und gegeben hat, welche selbst die für die deutsche Sprache sich so leicht ermöglichenden Hexameter beseitigen zu müssen glaubten und Originalhexameter mit Jamben, Trochäen, der Nibelungenstrophe oder dem Stanzenmass der Italiener vertauschten, ist mir in der That unerklärlich, und selbst der Vorgang Schillers, der für die Hexameter der Aeneis sich Ottave rime gestattete, könnte mich nicht zur Nacheiferung spornen. Mag der Italiener diese Versform wählen, der Deutsche hat es wahrlich nicht nöthig. Ich glaube, dass unsere deutsche Sprache für alle Nüancen ausreicht, welche die Uebersetzung in Betreff dichterischer Ausmalung von ihr fordert. Sie ist onomatopoetisch wie keine andere, sie donnert, wogt, rauscht, sprudelt und ergiesst sich in den lieblichsten Sprachrhythmen und Tonwellen auf und ab und malt alles klug und geschickt nach, was sie zum Copiren vorfindet. Dass die hexametrische Kraft dazu ausreiche, will ich versuchen, an einer bekannten Stelle aus des Musäos „Hero und Leandros“ darzuthun, worin der Aufruhr des dem armen Leandros todbringenden Meeres von mir nachgeschildert wird — oder ward, da die Uebersetzung noch aus meiner Schulzeit, nämlich aus dem Jahre 1833 stammt.

Es heisst in jenem Epos gegen das Ende der Dichtung:

> Denn schon nahte bereits sich die schaurige Stunde des Winters,
> Schreckliche Stürm' anregend und heulende Wirbelorkane.

Ringsum öffnet sich gähnend des Meers unendlicher Abgrund,
Hochauf rollet die Flut sich, gegeisselt vom tückischen Sturmwind
Und Blitz zucket herab, durchflackernd das schaurige Dunkel.

— — — — — — — —
— — — — — — — —

Nacht war's. Horch, da erhob sich Geheul lauttosender Stürme.
Ringsum stürzten sie sich auf die Wogen mit geisselndem Fittig:
Tiefauf seufzet die Flut, es erbebt dumpfkrachend der Meerstrand.

— — — — — — — —
— — — — — — — —

Wellen, sie thürmten zu Bergen sich auf und stürzten zusammen,
Hoch zu den Wolken erbrauste die Flut. Schwer ächzte der Pontus
Unter der Stürme Gefecht. Kampfvoll jagt Zephyr den Eurus,
Notus mit feindlichem Dräun, wuthschnaubend, den eisigen Nordwind.
Dumpfes Geräusch scholl rastlos herauf aus dem gähnenden Meerschlund u. s. w.

Wobei wir zugleich im Vorübergehen auf den dichterisch schönen und ein ächtes, natürliches Gefühl verrathenden Abschluss des Epos aufmerksam machen, wonach Hero, als sie den Leichnam des Geliebten heranschwimmen sieht, in ihrem gränzenlosen Schmerz weder Thränen noch Worte hat, sondern einzig von dem Gedanken beseelt ist, sich mit ihm im Tode zu vereinen. Der Dichter schliesst nämlich in folgender Weise:

— — — — Da plötzlich am Fusse des Thurmes,
Schrecklich von Klippen zerschmettert, gewahrt sie den todten Leander;
Sah ihn, zerriss ihr gesticktes Gewand weit über dem Busen,
Stürzte sich jählings herab von der ragenden Zinne des Thurmes.
Dort starb Hero, gebettet bei ihrem entseelten Geliebten,
Treuen Vereines geniessend, obschon in der Stunde des Todes.

Wir haben im Obigen den Hexameter die Nachtseite der Natur abmalen lassen. Er kann ebensowohl die lieblichsten und sonnhellsten Gegenden und Gefühle abschildern. So lässt sich der Dichter Meleagros aus Gadara in Syrien, der bekannte Antholog, in seinem durch die ganze classische Welt berühmt gewordenen „Frühlingsliede“ wie folgt vernehmen:

Klar ist der Aether. Es schwand von hinnen der neblichte Winter.
Purpurn lächelt die Hore des blumenerweckenden Lenzes.
Neu schon kränzt sich die schwärzliche Flur mit grünendem Rasen,
Und schmückt jeglichen Spross mit dem Reiz frischblühender Dolden.

O wie der Anger erglänzt! Wie sog er trunken der Eos
Duftenden Thau, der die Pflanzen erquickt, dem die Rose sich aufschliesst!

Durch das Gebirg hallt feurig des Schäfers Gesang und Schalmeiklang,
Und es ergötzt sich der Hirt an dem Tanze der hüpfenden Heerde.
Schon auf den mächtigen Wellen des Meers hingleitet der Fährmann,
Zephyrs günstigem Hauche sein schwellendes Segel vertrauend.
Schon tönt jauchzend gen Himmel der epheuumflatterten Winzer
Dreifachdonnernder Ruf zum Bakchos, dem Spender der Trauben.

Künstlichem Werk nachsinnen die Bienen, die rindererzeugten,
Still arbeiten sie fröhlich im Korbe daheim und bereiten
Träufelnd aus schimmernden Zellen die liebliche Fülle des Honigs.

Alle Geschlechte der Vögel, sie singen ihr wirbelndes Festlied:
Ueber den Wellen die Möven und unter dem Dache die Schwalben,
Längs den Gestaden der Schwan, und im dichten Gezweig Philomele.

Jetzt, wo die Blumen erblühn und die Erde sich jubelnd verjüngt hat,
Wo frohlocket der Hirt, wo hüpfet die wollige Heerde,

Wo sich der Fährmann schaukelt, wo Reigen auch schlingt Dionysos,
Wo die beflügelte Schaar helljauchzt und die Bien' an ihr Werk geht:
O wie sollte nicht hell aufjubeln der Dichter im Lenz auch?

Von demselben Dichter besitzen wir eine Menge der zartesten, lieblichsten, heitersten Gedichtchen, durch die der Sonnenblick der reinsten Freude und des süssesten Lebensgenusses zittert; daneben auch scharf zugespitzte Epigramme, schneidig wie ein eherner Pfeil, und endlich auch wehmüthig hingehauchte Elegien, worunter die seiner Heliodora geweihte ebenfalls weltberühmt geworden ist. Ich setze von letzterer wiederum meine eigene Uebersetzung her und möchte dadurch gern den Beweis liefern, dass auch das antike Metrum ächt weicher, den innersten Lebensnerv berührender Empfindungen sich fähig bezeige. Meleagers Elegie lautet:

Nimm, o Heliodora, die rinnende Thrän' als Geschenk hin,
Thränen — sie blieben allein Zeugen des süssen Vereins!
Ach! am schaurigen Grab mit qualzerrissenem Herzen
Spend' ich der Sehnsucht Nass, Zähren der heiligen Treu.
Schmerzvoll klag' ich um dich, schmerzvoll zum Schattenbeherrscher,
Aber zum Acheron dringt nimmer der Liebenden Flehn!
Ach! wo blüht sie, die liebliche Blume? — Es pflückte sie Hades.
Hades mit finsterem Sinn hat sie dem Staube geeint.
Erde, so fleh' ich zu dir, allnährende Mutter, mit Inbrunst:
Drücke das zarte Gebild sanft an die liebende Brust!

Dem Hexameter und dem damit eng zusammenhängenden Pentameter, also dem heroischen und elegischen Versmasse, meinen wir somit das Recht zugesprochen zu haben, die Uebersetzung in denselben Rhythmen wiedergegeben zu sehen. Und dasselbe gilt vom griechischen Senar im Dialog der Tragödie, wo der Wechsel katalektischer und akatalektischer Verse, den sich die neueren Dichter verstatten, mir unthunlich erscheint. Wer wollte zweifeln, dass sich der Beginn der Phönissen des Euripides,

Ὦ τὴν ἐν ἄστροις οὐρανοῦ τέμνων ὁδόν etc.

in gleicher Versart getreulich wiedergeben liesse? Wagen wir den Versuch:

Der durch des Himmels Sterne du den Pfad dir bahnst,
Auf goldgefügten Sesseln thronend, Helios!
Der du auf muthbeseelten Rossen Feuer trägst,
Wie war für Theben unheilbringend einst dein Strahl,
Als Kadmos, ferne lassend der Phöniker Strand,
Den meerumwogten, einstmals dieses Land betrat u. s. w.

Und selbst die Chöre lassen sich in der Rhythmik des Originals zur Darstellung bringen. In denselben Phönissen lautet eine Chorstelle (Vers 730 ff.) beispielsweise:

Leidenverkündender Mars,
Was beseelet dich Blut nur und Mord, der du feindlich gesinnet des Bromios Festen?
Nimmer entfaltend das lockige Haar zu der lieblichen Hore
Reigenschmückendem Kranz, singst du zum Hauche des Lotus
Lieder, wo Grazien ordnen die Chöre;
Sondern das Heer der Argiver zum Mord anfeuernd der Theber,
Führst mit gewappneter Schaar du den klanglosen Reigen, und nimmer
Schwebst du, vom Bacchus begeistert dahin, und geschmückt mit dem Hirschvliess.
Aber mit schnaubendem Ross, vierjochigem Wagen der Schlachten
Vorspann, stattlich gezieret, entstürmst du
Durch Ismenische Stromflut; Argos wider der Sparter
Abkunft Kampfmuth
Hauchest du ein, speerkundige Reisige
Gegen die Mauern, die steinernen, führend.
Wahrlich! furchtbar ist Eris, die Göttliche,
Unheil vieles ersann sie den Labda-
kiden, den unglücklichen Herrschern.

Ich gebe hier nur die Strophe, weil die Mittheilung der Antistrophe und Epode, die sich ebenfalls in denselben Metern herstellen lässt, leicht die Geduld meiner geehrten Zuhörer ermüden könnte, zumal jene, die nicht für die antike Dichtung begeistert sind. Versagen aber darf ich mir nicht, dass ich, da ich oben auch von den schwierigen Pindarschen Odenmassen sprach, durch die That auch darthue, dass meine Ansicht, auch sie könnten durch die deutsche Rhythmik bezwungen werden, keine Phrase sei. Ich gebe denn hier z. B. den zwölften Olympischen Siegesgesang, welcher sich dem Ergoteles widmet, und ich theile zuvor das Metrum der Strophen und der Epode mit:

Strophe und Antistrophe.

Metrum. –́ ⏑ – – –́ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ ⏓
–́ ⏑ – – –́ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – – –́ ⏑ ⏑ –

–́ ⏑ – – –́ ⏑ – – –́ ⏑ –
–́ ⏑ – – –́ ⏑ – – –́ ⏑ ⏑ ⏓
5 –́ ⏑ – – –́ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – –
–́ ⏑ – ⏒ –́ ⏑ – – –́ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – – –́ ⏑ – – –́ ⏑ ⏓

Epode.

–́ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – – –́ ⏑ – ⏑
–́ ⏑ ⏑ – ⏑́ ⏑ – – –́ ⏑ – ⏑ –́ ⏑ ⏓
–́ ⏑ – – –́ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –
– –́ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – – –́ ⏑ – – –́ ⏑ – –
5 –́ ⏑ – ⏑ –́ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –
–́ ⏑ – – –́ ⏑ – – –́ ⏑ ⏑ –
–́ ⏑ – – –́ ⏑ – – –́ ⏑ – –́ ⏑ – – –́ ⏑ – – .

Strophe.

Zeus, des Freiheitrettenden, Spross ich erfleh,
Dich, dem weithinherrschenden Himera Heilausspenderin, die
Auf der Meerflut hold des Fährmanns Leben schirmt,
Die des Erdballs blut'gen Schlachtkampf wechselnd erneut,
5 Und den Rathschluss leitet des Volks.
Doch der Menschheit
Hoffnung wälzt bald ab sich, bald aufwärts und umkreiset des
Trugs wildschäumend Meer, ach, eitles Wahns!

Antistrophe.

Keiner noch der Erdebewohnenden hat
Gottherab aufkeimender Thaten ein truglos Zeichen gesehn,
Denn der Sinn erblindet für zukünft'ges Werk.
10 Ach! es fällt manch Loos der Menschheit wider den Wahn,
Ihrer Freud' entgegen; und oft, wenn in Unheil
Jäh sie stürzt — o dann erspriesst schnell wechselnd mit
Stürmen des Daseins höchstes, unnennbares Glück.

Epode.

Spross des Philanor! so wär' einst dir auch preislos
Hin er gewelket am Heimathsheerd der Ruhm des schnellen
Laufs,
15 Wie er preislos welket dem Streiter des Hauses, dem Hahn:
Wenn männerentzweiender Aufruhr einst nicht Knossos, dein
Geburtsland,
Dir entraubte. Ruhm in Olympia jetzt
Winkt dir, winkt' auf Isthmos einst, Ergoteles! dir,
Winkt' in Pytho, dass du bald auf Heimgefild' hehren Fest-
glanz leih'st der Quellflut.

Und ich reihe daran den vierzehnten Olympischen Siegsgesang, gewidmet von Pindar dem Asopichus, dem Orchomenier. Das Versmass ist:

– –́ ⏑ –́ ⏑ ⏑ –
⏑ –́ ⏑ – ⏑ –́ ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑ – –
–́ ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑ –́ ⏑ ⏑ – ⏒

×
⏑⏑ ⏑ —́ ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑ —́ ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑ —
5 —́ ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑ — — —́ ⏑ ⏑ — ⏑ —
—́ ⏑ ⏑⏑ —́ ⏑ — —́ ⏑ ⏑ ⏓
—́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ —́ ⏑ ⏑ — —
—́ ⏑ — ⏑ ⏑⏑ ⏒ —́ ⏑ ⏑ — ⏑ —
—́ ⏑ ⏑ — —́ ⏑ — —́ ⏑ — ⏑ — ⏑ — —́ ⏑ ⏑ ⏓
10 — —́ ⏑ — ⏑ — —́ ⏑ — —́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏓
— ⏑⏑ ⏑ — — —́ ⏑ —
—́ ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑ —́ ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑ — —

Die Ode besteht nämlich nur aus zwei Strophen, welche lauten:

Strophe α'.

Euch an Cephisischem Strom
Erfleh' ich, euch auf stattlicher Rosse Nährerinn-Flur,
Fürstinnen euch im Orchomenischen Ruhmland,
Die ihr o Chariten, schirmtet, lang' des Minyervolks gepries'-
nen Sitz,
5 Höret mein Flehn! Denn nur durch euch aufkeimet den
Sterblichen
Jegliches ersehnte Glück, Segen und Heil: —
Mächtige, Reich' und Geehrte preisen mit Dank euch!
Selbst nicht Reigen feiern, Mahle die Götter nicht,
Welche die ehrwürd'gen Zeustöchter ihnen nimmer mitfeiernd
erhöh'n;
10 Sie sind der Sel'gen Stolz; neben Apollo, dem Pythischen,
Dess Bogen Goldglanz hehr entstrahlt,
Thronen sie, rastlos preisend Zeus, des Olympiers ewgen
Gottruhm.

Strophe β'.

O hör', Aglaïa, mich,
Du Liederfreundinn, hör' mich, Euphrosyne, ihr Zeusent-
15 spross'ne! und du auch hör' mich, Zithervertraute!
Die du auf günstigem Glück hinschweben siehest den Chor
der Hymnen jetzt,
Aethergeschwingt, Thalia! denn zu feiern Asopichus
Kam ich, mit erhab'ner Kunst lydischen Sangs.
Dankt nicht der Minyer Stadt Olympias Siegsruhm
20 Dir, o Göttin? Eil', o Echo, Persephonens
Hallen, den nachtdunklen, zu! kündend dem Erzeuger herz-
freuendes Wort.
Wann Kleodamus du dort erschaust, melde vom Sohn ihm
dann:
Dass kühn in Pisas Schooss er sein
Jugendlich Haar umkränzet sich mit des hehrsten Kampfes
Fittig.

Handschriftliche Nachträge Schmellers
zu den „Mundarten Bayerns.“*)

Von Dr. A. Birlinger.

Einleitung.
(S. 1—31.)

Was Schmeller zum 1. Capitel (S. 1—8) nachtrug, besteht in Notizen besonders aus Lehmanns Magazin des Auslandes, Jenaer Lit. Zeitung, Constitutionnel du 8 août 1823. Zu S. 4 oben ist die Stelle Ausland 1844 S. 213 von den Kaffern angemerkt. S. 5 Nr. 8 steht die Stelle Laur. Alberti, T. Gramm. 1573: „sicut germani communiter et large in duas gentes hodie dividuntur superiores et infe-

*) Auf dem vordern Falzblatte verzeichnete Schmeller die Blätter und Zeitschriften, welche seine Grammatik teils anzeigten, teils besprachen.

1) Allgem. Halle'sche Lit. Ztg. von 1828. Ergänzungsblätter S. 353 ff.
2) Münchener Allgem. Lit. Ztg. 1822 No. 11 (Recension).
3) Göttinger Gelehrte Anzeigen 1823. No. 12 pag. 114 (Recension).
4) Jenaer Lit. Ztg. 1824 No. 207 (Recension).

Bemerkt und berührt:

5) Schmidls (Wiener) Lit. Anzeiger 1822. 86.
6) Grimms Gramm. 2. Ausgabe. Vorrede XII.
7) Flora vom 14. Nov. 1822. Und daraus
8) Dresdener Abendzeitung 3. Dez. 1822.
9) Heidelberger Jahrbücher 1823 S. 571. (Mone.)
10) Rapp, Physiologie der Sprache 1836. pag. VI.
11) Philologische Belustigungen aus der Brieftasche eines oberdeutschen Schulmeisters. 1824. (Aurbacher.)
12) Leipziger Lit. Zeitung 1824 S. 558.
13) Férussac's Bulletin universel von 1824. Jouillet. Philologie p. 16.

Proben:

Eos. 1819. Kunst- und Literaturblatt No. IV. V. VI

riores; ita generaliter dividitur lingua nostra in duo idiomata in oberlendisch et niederlendisch oder sächsich Teutsch."

Zu S. 9 Anmerkung: Benediktbeurer Glossen, Meichelb. histor. fris. II praefatio XIV:

chornhûs, spîchari, soumari, houpit,
mûlin, suuîn, sû; sweiga, leitra,
wagenleisina, seyl, speiho, geiz.

i f. ei; u f. au herrscht noch in den meisten (Augsb.) Urkunden der MB 22. 23 aus dem 15. Jhrhd.

§ 15: die Acht, Âl, Altâr, die Bâr, Andâcht, bedâcht, gedâcht, Verdâcht, fâhen, Frâsz, gân, gâst, gât, der Grâd, hân, hâst, hât, jâ, Jâmer, Krâm, Pâbst, Pfâl, Prälât, stân, stâst, stât, Strâl, getân, Tâfel,

---

Hierauf folgt:

„Schon im May 1818 legte ich der philologisch-philosophischen Classe der K. Akademie der Wissenschaften eine grammatische Darstellung der bayerisch-oberpfälzischen Mundart vor.

Später gewann ich über Manches umfassendere Ansichten. Es erschien J. Grimms deutsche Grammatik. Es wurden mir im Sommer 1820 vom K. Grenadier-Garderegiment auch Laute aus Franken, Schwaben und dem Rhein zugeschickt.

Das bestimmte mich die Arbeit von 1818, über welche mir Herr Benefiziat Baur eine weitläufige Kritik eigesendet hatte, ganz umzuschmelzen und dieselbe über alle Dialekte des gegenwärtigen Bayerischen Staates auszudehnen.

Da ich nun gedrängt durch die Akademie oder vilmehr das Ministerium des Innern und der Armee, die bei der oft wiederholten sechsmonatlichen Urlaubsverlängerung die Geduld zu verlieren schienen — versprochen hatte, gleich nach Michaelis 1820 die Grammatik in den Druck zu geben, so war mir für diese Umarbeitung die Zeit allerdings sehr karg zugemessen.

Deswegen sind auch die Partien, welche sich auf die fränkischen, schwäbischen und rheinischen Dialekteigenheiten beziehen, viel dürftiger ausgefallen, als die über den altbayer. Dialekt. Anders wäre es geworden, hätte mich der Kronprinz länger unterstützt, oder hätte die Akademie mich in den Stand gesezt, sowie die ältern auch die neuern Provinzen zu bereisen.

Als ich den ersten Abschnitt über die Aussprache in die Druckerei schickte, hatte ich vom zweiten oder eigentlichen grammatischen nur erst die Idee im Kopfe. Und so habe ich, trotzdem dass sich der wirkliche Druck durch allerlei Anstände bis Jan. 1821 hinauszog, immer nur einen kleinen ängstlichen Vorsprung vor dem Setzer gehabt, der über das schlechte Manuskript und über die scharfen Correkturen, wie er sie nannte, mehr als einmal verzweifeln wollte."

Tâppe, Trâm, Wâffen, Wâppen, Wân, Wât, Bâr, Lâg (insidiae) Schnâgk, untertân.

Beigeschriben sind die strenggenommen weiter unten anzubringenden Beispile des Wechsels von altem â und ô:

kôt: kât; ôtter: nâtter; ôthem: âthem; ône: ân; mônd: mân; mônat: mânot; MB VII, 121. II, 25. XV, 390. schlôt: schlât; argwân: argwôn; fârk: fôrk; dâ: dô; wâ: wô; notsagen: notzogen; Brômbere: brâmo; Rooszt: râza, favus melis; zôt: zâta;

§ 17. Sogar in Artus wird bei Ulrich .... das u zu au:

> Iban sprach zu Artausen
> zu Gaban vnd den andern:
> lat euch zu ser nicht grausen.

creatauwer cgm. 73 f. 49^b. „von nateuerlichen blut.“ Alte bayr. Incun. Aus jû: jauchzen; dû: dauzen; lûren: lauren u. s. w.

§ 18: hûfo: haufo; rûm: roum; wîga: wiega; slûch: slouch.

§ 19 lies åu statt aů.

§ 20 ist sêh und sêhen zu tilgen;

dafür setze man: Lêttfeigen, Apothéken, Kafinêt, Margarêt.

§ 22 S. 14 oben: Pictorius schreibt aus Grundsatz weyt, Weyden, weychen, weysz (albus) weyn, eyn u. s. w. Dagegen weich (mollis) weibel, weisz, weiszle, ein u. s. w. Doch aber auch Eych, Eyd. Der Unterschid scheint ihm erst im Verlauf der Arbeit recht deutlich geworden.

§ 24. ie stat i schon MB XXV ad 1480 (O. Pf.) 392, 3. — 402, 3. 5. 8. — 410. — 427. —

Beisp. wiessen (wiszen), siech (sich), fyende (finde), dieng, gedieng, wyesen, geschrieben, erlieden (erlitten). Dagegen p. 452: brif, lib stat brief, lieb. In Gabriel Ridlers Chronik f. 3 ff.: gewiesz und siecher, abschrieft, viesch u. s. w. Wörtb. III, 35.

Vergl. schweiz. weichsel: wiechsel; leicht: liecht.

§ 34. cgm. 5. (1362) grohsse, f. 7^a. lohsse f. 7^b. (lâsse). cgm. 137 (alte Biblioth.) ahsz, grohsse.

Cgm. 569: grohsse wahsser fol. 16 stiehss, gestohssen, chssen u. s. w.

Cgm. 340: wuchste, wuchsten u. s. w.

Sollte in Meichssen, wuchste (S. 88) nur das Dehnungszeichen anzunehmen sein?

(Zu § 36.)

a) Vergl. zu den engl. Beispilen in der Anmrkg. noch wedge, hedge u. s. w.

b) Zu den deutschen Wörtern: Wegken, hagken, hegk u. s. w.

c) Vergl. Grimm Gramm. I, 193. Mythol. 278.

Die altnordische Sprache pflegt gg zu haben, wo die angels. cg, die ahd. cc oder kk hat, d. h. wenn nach g oder k ein ableitendes i im Spile ist:

egg — ecg — ekki
hryggr — hrycg — hrukki.

Angels. hrycg, brycg, mycg u. s. w.

(Zu § 38.)

a) Das datten u. watten (dassen, wassen) fängt schon an der Nahe an.

Henisch. Quatlender bei Laur. Albertus.

b) Alle drei Formen des urspr. t haben wir in bitter, baizen, beiszen.

St. Gallen und der Bregenzer Wald haben noch büəzə̃, grüəzə̃ u. s. w.

Das Augsb. Stdtrecht: samsztag, mit obsze, obszer, Wormsz (Wormeze) u. s. w.

Grimm erblickt in dem Byzant. *ΓΟΤϑΟΙ* das ahd. z. Nach l, m, n, r hat sich das t noch als z erhalten und sich nicht in sz aufgelösst: salz, malz, stolz, münz (das doch bis ins XVI. Jahrhd. münsz hiess), zwanzig, herz, warze (holl. wrat), vierzig u. s. w.

Daher gehören die Wörter rizzen (der Boden) u. reiszen; spreizzen u. spreiszen; prazzeln u. praszeln u. s. w.

c) Mundartliche Erbstücke: huzzə̃ gèĩ, uzzan (uszen, aussen) dazu: z weib, z kẽnd u. s. w.

Die obaz, suze, daz, groaz, baz, schoz (Schôss) u. andere der Sette Communi zeigen an, dass dieses Deutsche sind, die schon zur Zeit ausswanderten, als das z noch nicht wie s lautete. (?)

Neussendorffer Mundart:

Was hast du zu Hause für Familie? Antwort eines Waldlers von der Gegend von Kötzingen:

allə́lè lèt, aə̃ əltə́s und widər aə̃ əltə́s, aə̃n Gárlin, áə̃n zwigárlin' und aə̃n sogərə́, aə̃n J˜ mã, aə̃ J˜ wè; und wenn də́ mã zu'r gègngə́ — r — ã fàngt und s' wè zu'n lèə́n, so is də́ déz so ə̃ gsogə́ ĩn hâsz, daz du glè màĩst, ez is âs.

(Zu § 40.)

Vergl. noch flaw; holländisches blaauw, flaauw, gaauw (gâh), kaauw (morceau), klaauw, laauw, paauw u. s. w.

(Zu § 51.)

Vergl. Rollobazer, Altomunster, Ottobeuren, Wessobrunn u. s. w.

Im Canton Wallis entspricht dem ə bald *o* bald *u* (Stalder, Dialektologie).

Im Provenzalen vertritt wenigstens als Zeichen ein *o* das stumme *e* der Nordfranzosen.

O Dieou accueill*o* moun humbl*o* prier*o*
Selon la clemeç*o* d'un per*o*
et selon tout*o* ta bonta marseill*o*.

(Zu § 56 ff.)

Das Hauchen, Pfeifen und Zischen diser besonders onomatopoetischen Laute ähnelt dem leise angegebenen kurzen Vocal i, sowie z. B. im Polnischen, Slavischen: ć. ś. ź: nić (nizj), świnia (sjwinia), źmiia (sjmija) u. s. w.

Ligt villeicht darinn mit ein Grund, dass in mehreren Sprachen und vermutlich nach der alten Ausssprache der alten Italer g, c, t vor i (und e) in Zischlaute übergieng.

Es ist übrigens nicht der Vocal allein, der unsere consonantenreichen Wörter vernembar macht, sondern dise Hauch- und Zischlaute, die man neben den Halbvocalen (l, m, n, r) Viertels- und Achtelsvocale nennen könnte, tragen wesentlich dazu bei. Auf sie sind die germanischen Dialekte vorzugsweise angewiesen, während sich die Sprache des Südens wahrer Vocale und mit denselben sich grösserer Singbarkeit erfreuen.

Die Exclamationen st! scht! pst! prr! mhm! u. s. w. sind blos auf den selbständigen Laut solcher Hauche gegründet, sind wahre Silben (Halb-, Viertels-, Achtels-Silben).

In Wörtern wie Herbst, selbst, nichts, Zunft, Milch, Karl, Sturm, Stern ist neben der vocalischen Hauptsilbe eine zweite quasi-vocalische nicht zu verkennen. Dise Art Silben sollten bei prosodischer Messung billig in Anschlag gebracht werden.

Allen kann einige Dauer gegeben werden, selbst den Schlaglauten und dise eigentlich nur übergrosse Kraftdauer wird durch Verdopplung derselben angedeutet Sone: Sonne; ale: alle; lipe: lippe u. s. w.

p, k, t können nicht anders als was sie bereits sind, d. h. nicht stärker hervorgebracht werden; nur bei den wehenden, zischenden, pfeifenden fällt die Verstärkung mit der längern Dauer zusammen. Mit Recht ist daher überall auch bei den Vocalen die längere Dauer durch Verdopplung anzudeuten.

(Zu § 59.)

Auch die Norweger sprechen ihr sk vor den Zungenvocalen e, i, y wie deutsches sch.

NB. In der Anmerkung muss es heissen:

„gehen — die Hinterzungenlaute gerne in die der Vorderzunge über."

(Zu § 62.)

Das italische „und das a der Schweden und Dänen."

(Zu § 63.)

a) Das blosse e wie bei Hebel und den schweiz.-schwäbischen mundartlichen Schriftstellern scheint deswegen minder passend, weil wir Oberdeutschen das End-e sonst nicht wie ə, sondern wie ê hören lassen; etwa wie hochdeutsch: Gabê, ich lesê, sachtê u. s. w. und lat. ill*e*, sede, tace u. s. w.

b) ə erinnert an die franz. Ausssprache in je, me, te, m*e*nu, prénez, j*e*ter, p*e*tit, net*t*eté u. s. w., und an das engl. but, cut, sir, first u. s. w.

c) Oesterreichisch hört man für ə ein r: tü*r*chl, *pfürt* (pfürt God! bayerisch pf*iət* Gott!) zurken (zuəckə) u. s. w.

(Zu § 64.)

ə̃ fackl (Fackel), ə̃ fáckl (Ferkel), ə̃ gartn (Garten), ə̃ gártn (Gerte).

(Zu § 65.)

desd*o* (deste, desdiu); vergl. das kurze a der Madjaren in M*a*gy*a*r, az*a*ly*a*, n*a*gy u. s. w.

(Zu § 67.)

a) Da man auch im Hebräischen das â gerade so wie das kurze o bezeichnet, nämlich אָ, so scheinen auch die alten Hebräer unser â oder à gehabt zu haben. Von Italienern und Franzosen hört man oft das

o wie â: bentâsto für tosto; o mândo, mândo seufzte Alexandro Volpi a. 1833.

b) hàlts — haltst
Hólz — Holz
Gràs — Gras
gróss — gross
gràb — grab
grób — grob.

(Zu § 76.)

Zu àə. Für dise Bezeichnung statt der üblichen mit oa spricht das gaə́, Jaə́, gaə́t.n, schaə́z der feinsten Wiener, denen ə das r vertritt, vor welchem sie ohne Zweifel das deutsche a nicht aber o hören zu lassen meinen.

Vocale.

(S. 31 — 80.)

A. AI. EI. AU.

§ 102—106. Am Mittelmayn: Clâsse, Câsse, Kâs (caseus). An der Nab: brâv. § 106: General, Quartal, Salat. Abraham, Basel u. s. w.

Anmerk. Sáláde, Sâlât, Sàlàd.

Tabac: Tábák (⏑ –), niederösterr. Tabak (⏑ –), bayr. St. Tabak (– ⏑), sächs. Tàbag (⏑ –), Tobak.

Anmerk. 1) Durch die Schwächung der nachfolgenden Consonanz tritt für den altbayer. Dialekt das sonst kurz gewesene a in die Lage des historisch langen â und wie am Rhein nur dieses wird in Altbayern auch jenes in à (ò) vertieft.

2) Nach Hammer dürfte man auch nicht schreiben und sprechen Säbel. Der Oesterreicher spricht das a auch in den deutschen Namen immer á (= hochd. ä): Graff, Basel, Abel, Max, Bach also auch Grátz, während der Bayer und andere Gratz mit deutschem a hören lassen.

Hammer Purgstall regte a. 1847 den Vorschlag an, künftig nicht Grätz, sondern Gratz zu schreiben. Vergl. Allgem. Ztg. Beilage vom 12. Dez. 1843 S. 2720—2721. Schreiner in der Wiener Zeitung vom 7. u. 8. Dez. dess. Jhrs. No. 338—342. 359—361.

§ 108: sparrn, Parr, Narr, Bfarr, hart, zart, scharf, schwarz, blass, Batzn, də schatt.n, də schàn.

§ 109. Dagegen Jâr (Tölz) nicht Jàr; Sâmə, Nâmə, Brâch u. s. w.

§ 110: â = o. cgm. 99: gepórn (gebâren); hinz och gen strôl, môl, wôge, nôch, getôn, smôcheit, ôbent, gewôrcht, bestrôffet, iôr, blôsen, antlôz, wônt, zwôr, gôr (f. 74. 143. 164), kemnôten (f. 75), sôhen, tôten, si nômen, si sprôchen, hôst, hôt, strôl, vôhen.

In den Reimen über das Buch Samuelis Ingolstadt 1562 reimt strâsz: grosz: losz; da: fro; Rat: Gott; han: Thron; komen zu statt: not; schaff: hof; bei den harn: zorn; masz: grosz; that: not; hat: spott; Gott; han: schon; gemalt: holdt; gach: hoch; er sprach: hoch; dagegen nur das einzige nasz: grosz. Oberpfalz MB. XXIV, 232. 234. 238. 331. 572. 664: hôt, lôzcen, krômer, dô, strôf, môs, môl.

§ 111 holwes pfunt. MB. XXIV, a. a. O.

Anmerk. Dr. Gottfr. Herold hat auf Tinos bemerkt, dass dor das *αλφα* nach Art unserer Bauern mit einem tiefen Ton hervorgebracht werde. Ausland 1839. S. 262. Als nicht streng hieher gehörende Notiz gibt Schmeller etwa zu

§ 107—111: So lässt ein in allen Sprachen thätiges Prinzip beit gewichtigerm Ausgang den Wurzelvocal unentstellt, macht ihn aber bei ungewichtigem Ausgang gewichtig: span. bondad; hingegen bŭeno; tĕnemos; tĕneis; hingegen tienes; tiene; tienen; got. vitum, vituth, vitun, hingegen vait.

§ 113. lis â lautet wie âu oder wie áu.

Westlechisch: âu und â = áu; ai = âi, au = âu.

Táupə (Tâppen); áunə (ohne) A'udəm (Adam).

MB. 23, 52 ad 1323: brauht, aun; ad 1345 S. 133: genaude. MB. 22, 274 ad 1331: nauch, grauffschaft, fraug. S. 276 ad 1334: haut, staut, mit verdauchtem mut; S. 296 ad 1340: haun. S. 362, 353 ad 1371: St. Aufra, ze St. Aufèrn; S. 256. S. 517 ad 1451: Aulbrecht. MB. 23, 197. S. 268 ad 1390: wir wauren. S. 272: si waurn. S. 290 ad 1396: Spytaul.

Schon im Augsb. Stadtr. mit Zusätzen aus dem 15. Jahrhd. altaur, raut, aun, maul, fraug, gaub, haut, getaun, gaun, aubend, aucht (die Acht), strauzz, strauff, staut, gotberaut. cgm. 558 f. 121: si laugend; si zerstauchend etc. Mone's Anzeiger VI, 125: bauten

(bâten). Plieninger's Sallust v. 1514 hat dafür ou. Im christlichen Unterricht geschriben a. 1447, durch Petrum Willen de Nw̋burg stet aͧ stat â und âu:

aͧu (ohne), graͧt (gradus), gaͧb, haͧst, neben haust; haͧt, haͧn, laͧssen, waͧr, staͧt, sy haͧnd, taͧn; enpfaͧcht und enpfauchen, genaud und genaͧd, underdaͧn, straͧffen, maͧsz, getaͧn, gaͧn, du gaͧst, blaͧtter (plâdara), claͧr, maͧnal, ablaͧsz, baͧpst und baupst, prelaͧt, mit verdaͧchtem mut, si staͧnd, verstaͧnden, waͧ, raͧt, spraͧch, schlaͧffen, fraͧgen, waͧgen u. s. w.

Untermischt sind die aͧ für au: aͧch (auch), baͧm (Baum), glaͧb (Glaube), erlaͧbt (erlaubt) u. s. w.

Hier bemerkte Schmeller, dass statt å öfters ai erscheine: hait, stait, Spainheim, Jair, laiszen, Maisz, Waig u. s. w. in alten Zweibrücker Urkunden. (Bachmann über Archive S. 261. 267. 271. 272. 275. 276. 278. 282. 285. 287. 289. 299.)

Petrus Schoiffer de Gernsheim (Schâffer) a. a. O.

§ 119: əllwə (allerweil), äckern, pflästern (Oberlech), brév (Ammersee), bráv (Ostlech). Gres, Gresər (Illertissen), Nēs (Nase), Bes (Böse). Die naͤs erfuͤlet, die naͤsz rinnet. hs. 1447.

§ 120½: a lautet wie ó östlich der Isar und des Regens — fast in allen Wörtern: wószə, móchə.

In Schottky's und Ziska's österreich. Volksliedern und Märchen ist daher das a für einen ganz andern Laut, nämlich für das á verwendet.

§ 122. lis a lautet wie ə: 's Rod.l = Rottal (Iller), 's bacht.l = Bachtal, Rinnsal, eines Griesbaches; Kə̃dl, Kirntal bei Andechs; Grèəspə = Grünspan.

Ganz neuer §: a lautet wie ui. Um Teisendorf Hui' (Hâr), Jui' (Jâr), gui' (gar) u. s. w.

Anmerk. So haben die slawischen Dialekte der Dobrowskyschen Ordnung B (die westlichen) a, wie die der Ordnung A (die östlichen) o haben:

blato — bloto
glas — glos
brada — broda
hrad — grod
kráwa — krowa.

§ 131. Am Mayn wie â: kâs.

§ 133. Illertischen: gei͂s, gai͂slə v. Gau͂s — Gâns. neichst, versteitigen, stayt, oberpf. MB. 24, 63. 98 ad 1309.

§ 139. Auch um Ochsenfurt er hͤot, sie hͤobə. Um Vollach: si hͤobm, er hͤot, er fͤollt.

Anmerk. Kartsch II, 37, 128: spoan, spân; soan, moan: sȃen, mȃen; Boam (113): Bâum; Troam (22, 42) trâum. Kartsch schreibt für ai sowohl á (wienerisch) als oa (Ländl.). Irrtümlich aber glaubt er auch, das für â = ȃ stehende á (sȃen, mȃen) und das für au stehende a (Trâum, Bâum) durch oa geben zu dürfen.

§ 140. So auch am Mayn hinunter um Aschaffenburg bei Landleuten, während die Städter nach § 149 ê vernehmen lassen.

§ 142. Rhön: ái.

§ 143. Ostlechisch: Berghäm, Freyhäm st. haim. Ász (ainesz, ã͂s).

Anmerk. Das Vocab. Veneziano-thodesco (Nürnbergisch) hs. 1424 conjugiert f. 72:

e taso = ich sweig.
e taseva = ich swag.

wir sw*a*gen, ich swig; e zigava = ich schray; wir schrayen, ich schrir, ich han geschrirn u. s. w.

§ 146 und 147. milich von einer weissen gaes cgm. 589 f. 157. Auch in Augsburg i waəs, maə͂, aəné, kaəné, klaə͂, Flaəsch, Gaəstli.

Oberpfälz. Bräed.n. di mäəst.n.

§ 148 — 149: die klͤainest geizigkait Plieninger. Vergl. angels. ae aus â (= ai) Grimm, I, 235. brædo (Bräədn), ræpling (Räəfe). weben got. waibjan (Ulf.), Feldwebel: Feldweibel und -waibel; Lehm: Laim. stainmaizze: Steinmetze; mezzen, mezgen: maizzen, maitjan; Emerling: Aimerling; Emer: Aimer; êkel: h-aickel, bei Henisch eickel; Buchecker: Aichel; mêr: mais-t; recken: raichen; kleben: klaiben; blecken: blaichen.

§ 149 lis Rèf statt Kèf. und zu der Anmerkg. hegen und haijen; Schnê, Klê u. s. w. ferner „durch alle Gassen geschlepft." Guevara III, 176.

§ 152: ist Umlaut wie § 148.

§ 153 ənander; schon MB. 23, 45 ad 1314 mit *a*nander.

§ 156: Fálket; Fäulkait = Faulheit.

der Bèr'mə, Oustər'mə = Ostermayr, Bergmayr; Grei'mə' = Greutmayr.

§ 159. Seidl Flinserlin III, S. 108 sagt: *fal* ausgesprochen wie fa[i]l heisse feil, wie fa[u]l heisse faul. Schmeller fragt: Was will das heissen? Klingt wol jedesmal fál.

§ 161. gé âssi, trêb d' Sâ âs, friszt's krât âf. Oesterreichisch (Ziska) aə: kaəm áf daəmə, vəsaəmə.

§ 162 lis: Rhön, westlechisch. Ried S. 637 ad 1290: ouz, ouf, hous u. s. w.

§ 163 unten: luit, zuin, bouin, kruit, kuiz, muis, guill, muill, fuill, uis, Lúis. (Lütter.)

Anmerk. 1) juchezen statt jauchzen. 2) Ûsinhovin, Ausenhofen MB. X, 265. Eusenhofen a. a. O. 276, jezt Eisenhofen.

§ 164: wer láit (leidet und läutet) wenn der mesmer krank ist?

§ 170: Lois = Läuse. Ober-Inn; Kizbühl.

§ 171. Plieninger's Sallust v. 1514 hat ou.

(Vergl. § 113 oben.) Rhön: ái: glái, káiff, táiff.

§ 172: Rhön: áu.

§ 175: tromen. bom. Augsb. hs. 1447.

§ 178: Die Jumpfrə, Aə̃frə statt Frau. keufen, heubt geld, erleubet. (Alte Zweibrücker Urkde. Bei Bachmann über Archive S. 262. 263. 289.)

Zu der Anmerk. Ich will mein Häupt bedecken.

„Ach dass doch die Natur nicht wollen mir erleuben,
Ein liebliches Gedicht als Naso thet zu schreiben.“ Opitz.

tāb. MB. 24, 272. läugnen v. lâugnen.

§ 180. Rhön: ái. Báum plur. Báim.

§ 181. stroͤwen; der töffer Johan, hs. 1447. Graphaeus: ich free mich, dasz jm sovil freed zugestanden seind: haec tot gaudia illi contigisse laetor.

E. IE. EU. IE.

§ 184. 185. West-Iller: Sái (Sê); Lisabáit; Áif (Eva), Gráit (Grete), káirə (keren, umkeren), lairə (leren), Sáil (Seele); Bodəsái (Bodensee). Ostlechisch: gháif (gehef), raigiə'n: regieren.

§ 186. Oberpfälzisch sèə, zèə (sehen, zehen).

§ 189. Auch um St. Florian bei Linz gêĩ (gehen).

§ 194: gelêgen; gelégenheit; hingegen gelégen von ligen.

§ 197: i shall go (scholl), wo shall blos als auxiliare minder betont steht. (rascal, hwimsical, general.)

§ 203 lis ərbə̃ statt ərbm.

§ 205: wien daz angang, — si baitet, dasz si sin warniem. Augsb. hs. 1447.

§ 206: MB. 24. XIII saec. 112. 125. 174. 250. 252. kirzen, nutz und gewir; schirg; irb und aigen; Hirman; daz irlech.

Wie ie vor r (Untere Donau. L.) fiərti.

§ 207: girsten: Gerste; Liderin: Leder; Gefill: Fall; Gebitt: Bett; Brittel: Brett; Gesticke: Stecken. Das Augsb. Stdtr. hat. „ein hût lidern," „ein gelidert hût." Ferner: dinkə; mi; nimi; Finster; gistərn; Him̓.

§ 208. Falgərə: Faulgrueb; Kolgərə: Kolgrueb; Eətl: Ettal (Öd-Tal), Eschələ: Eschelohe.

§ 211. blaiten: begleiten; blätten: beglätten.

§ 213 clm. 5387 steht wiederholt geheusch für castus. — Schon der Cod. Windsb. psalt. hat gnâde; gnesen; gnuhsame; greht; gualt, gueltig, guizzen.

Neuer §. gá = ge: han már gádenkt; ist übl gárothn. Dialekt d. Axamer westl. 2 Std. v. Innsbruck. Tir. Nat.-Kalender 1822. S. 96.

§ 216. Fällt aus: Flust: Verlust; Vricht: Verjicht, Gichter.

§ 219. Als Anmerk. Müllner behauptet im Lit. Blatt z. Morgenblatt 1821, dass der Reim „die Stille" auf das lat. ille (in der Penelope S. 372) um wenig besser sei als der französ. Reim faute und sauté.

§ 221: aber angedeutet durch Schärfung des nun schliessenden Consonanten in hauss; weiss; grosz; braun (Weisse, Grösse, Braune).

§ 223 in der Tir. Idylle. Tir. Nat.-Kal. 1822 S. 96:

> miər wartn schő longə;
> zi wébm und Wem͂bér, dés macht'n
> zəltn reécht suessə; und də wei͂,
> waəsch, wenn ə récht beisst ə dár
> zungoə récht rassə. —
> Bei Blies: də jungstə, al'stə.

§ 225. (Neuer § 229.) Im cgm. 649 c. 1468. (Augsb.)
edlui magt f. 578. klainui schlang f. 589.
schlǎffendui todtsucht f. 579.

Rheinpfalz (Nadler): e aldi fraa;
e wildi jagt. Leni. Selli, meini, deini.

§ 229—232. Weitzmann III, 14: umma halb*a* vier*a*.
S. 161: ma geit vier*a* um en zwoier.
S. 88: er haut em Ross a siedig*a* ufs maul.
S. 170: a gspassig*a* zeit.
S. 130: dasz oin*a* (Gans) bärig pfladra kā.
S. 158: mier hand a scharpf*a* Polizei.
S. 159: Lustig*e* Sünd*a*, mo koina ui reut.
S. 161: gstreng*a* Frau. 3 atliche roisige ma S. 170.
Allgäu: weiszé schüzlē; — sind allé Fäszlə vol;
In Meks Lustspil. Nürnb. Mundart:
D' Weiber sen — weî s·sen'
Fast all*ə* sen' 's eit.l ...
ās, zwá, dreyə, vêirnə, fumfə, sechsə. a. a. O.
MB. 22, 429 ad 1419. 24, 148 ad 1397. S. 23, 24 ad 1500. Scheirer Dienstordg.
wan es vier*ew* sleht pisz auff sibn*ew* zw·nacht niemantz grob*ew* red und antwort geben.
ell*ui*, unserui reht. 'unsrey gut dy hernach geschriben styend.

§ 234. Schon der Münchner (Freysinger) cod. m. 4⁰. A. H. 4. (vide Gloss. interlin. 211) aus dem XII. Jhrhd. hat: grebl, wambl, ruofnt, protpekhn, ratgaebn, chelr, hausrikl, chambrittl, stainmaizl, labetn, wendtstain, wisnt.

§ 235. gfléckət, das gemischet. Hier hat Schmeller noch zwei bayer. Partiz.-Formen auf- und beigeschriben, die erst unten ihre Stelle finden sollten. „im wehr*u*ndem stritt, zwen gleichlauttunde Sprüch.“ Akt. v. 1598.

§ 238. Auch im Riess ei, eu, äu = ái.

Anmerk. Die Franzosen schreiben ihren Minister (1851) Weiss ihrer Zunge gemäss Waïsse.

§ 239. ei = eu d. h. wie âi ausgesprochen, überhaupt am Mayn; daher schreibt man daselbst auch pfeufer.

§ 242 lis Rhein statt Blies.

§ 244. 1. am Bodensee d. h. Oberrhein, an der Blies und Saar, d. h. am westlichsten Saum des deutschen Sprachgebietes, sezt sich diese Aussprache aus dem Niederdeutschen in's Oberrheinische fort.

Ferner: Ribeisen, Schi~huəd, schi~gelb; schi~harig; die Holzrisen und die Reisen (Murr); auf Bit. Der stigel. gloss. I, 684.

§ 245: s' Ritschət = Richtscheit. Noptsch.

§ 245. Im schweizerischen Liəcht, Wiənəcht ist iə aus î entstanden und wird betrachtet als ob es das hochd. ausgesprochene organische ie wäre.

§ 247. i dlábs enk ja gè'n, dás dé
Diənaln treu liebm,
Si liebmt schon drei, bàl's n' viərtn nét kriəgng.

§ 251. Plieninger schreibt in der Regel fraind.

§ 258. Loite = Leute. Zillertal.

Teutsche Gramm. des Laur. Albertus Ostrofrancus v. 1573. (Aventin Vorr. z. s. Chronik): observavimus etiam diphthongum ö vel oi, qua Boji ut plurimum utuntur, sola tamen pronuntiatione, namque scriptum non vidimus, als noi id est new = novus.

Wie öi (Volkach am Mayn): Löid, öich.

§ 259. Blies: bleou, nou.

§ 260. Schon a. 1322: Nuinhausen st. Niunhausen MB. 19, 13. driuzehenhundert iar, darnach in dem nuin und dreiszigsten jar. a. a. O. S. 518. ellui unserui recht. — mit minem truien gezuig. MB. 22, 429. 430 ad 1419. drui tagwerk a. a. O. 470 ad 1439. wir alle drui; mit unser aller dreye insigeln. a. a. O. 505 ad 1446.

§ 262: Sand Marei Muetter und Maid
all unser Not sei dir klait.

Kriegsgesang b. Horneck.

Breid (Brigida, Brigitta), schon MB. 18, 74, 75 ad 1314. 345. 353. Rosmərei~; Allətáis, Iltis; St. Sifrei~, Severin. Passau. Sabái, Sabina; Mayn: 'nei~ die stad = hin. ei~wendi'.

Zu der Anmerk. schwertes stehelein; Ring stehelein; kunigein. Noch in d. Ingolst. Reimen v. 1562.

§ 264: richt senni' gáiwendtn. —
bét für uns! képfruns; richtsènni; frétmanning; — pèckə = picken; stèfft'n.

§ 272. vertülggen. Augsb. hs. 1447.

§ 274: die Sel verdürbet. a. a. O.

§ 279: èə̃ = ihn. Illertissen.

§ 282: Von ainem Khundt zu tauffen.

Rorbacher Ehaftbüchl. hs.

der Tusch, die Tüsch (Hammelburg)

ə khlêĩs kund; zwài khleînə khund.

(Ldger. Weiler.)

Zu § 293 bemerkt Schmeller die später anzuführenden Lilien: Lilg.ng; St. Largen: St. Hilarien; in Neub. a. D. Avent. Chr. S. 311.

§ 294: ie aus contrahierten reduplizierten Silben. —

Oberpf. grieffen st. greiffen.

Neu: kriegen st. kreigen.

§ 296: scheiben: schieben; leichten: liechten (leohtan); leiten: lieten = (hleodan); schweiz. liecht st. leicht; Diechsel st. Deichsel; Wiechsel st. Weichsel. Biel (Bi-el stat Beihel, Beil) gehört zu § 244. Stiesz, Steusz (stiuz) und Steïsz.

Vergl. das alte ëo b. Grimm, Gramm. I, 107.

§ 303: Leupold: Leopold aus Liutpold.

§ 306. Im Ostlech. Dial. vor Adj. di, di andə, di guət; di schö̃.

§ 313. Schon im 10. Jhrhd. Luitpold stat Liutpolt.

§ 315. se, de stat sie, die fast immer im cgm.

607 f. 155 — 188 (1442)

wiə sə sé nét spreizt.

O.

§ 316. Sieh S. 71.

darrn, tõnren, toneren.

Barg (Bõrge) MB. 24, 357. 362 ad 1323.

vaddrumb; sîn vadern (Vorder) S. 346. 98.

ader (oder) MB. 25 ad 1445. S. 224. 290. 308. 314.

ab (ob) MB. 25, 349. 359.

§ 323: Vergl. hochd. knüpfen von Knopf.

füllen von voll.

§ 324. O bayer. wie u und wie uə: zwu oder zwuə; vergl. Bernerisch du von do (tum).

§ 326. oͤ brauchen die Franken dafür und Schlesier ä: läbn, woͤsen, waͤsen. Avent. Einleit. Vergl. Plieninger's Sallust 1514. Ferner Urkd. von 1452 in Meichelb. Hist. Fris. II, 2 f. 302. Vergl. hochd. ergötzen.

Stat göben lis bogognen.

Merkwürdig ist das ö stat e in den Schweizer Wörtern: Mönsch, der Öpfel, schmöcken; Schwöster (holl. zuster).

Auch an der Rhön: Fösch (Fisch) u. s. w., schöpfen, schwören, Wörd, Zwölf; Gewölb; Höll, Löw.

Hier sezt Schmeller ein Wort ə waəmbəl, Wagen voll, (Röhn,) bei, das nicht hergehört.

§ 330. In Zweybrücker Urkunden (Bachmann über Archive S. 277. 279. 286) steht ai u. oi stat ô (siehe oben b. â) z. B. wainheftig (wônhaft), gewainlich; erelois; sicherlois; triuwelois.

Setze bei zu Schwarzach u. s. w. West-Iller. Hierher gehört das zu § 332 geschribene: cgm. 755 häufig nach der Aussprache geschriben mairgen, besairgen, wairt, vair, airden, wairden, tair; von späterer Hand corrigiert morgen, besorgen.

§ 333: Pinzgau: Brâd, Nâd.

§ 334. Kraiburg ehemals Krônburg.

der auf unsers herren schaisz entslief. cgm. 631 f. 9.

§ 335. Diphthongum ou non quidem scriptam nec impressam antehac legi; sed pronunciatam ex Francis nostris saepe audivi qua in fine posita pro simplici o utuntur als wou pro wo, ubi; strou pro stro, stramen. Laur. Alberti Ostrofr. T. Grammatik v. 1573.

§ 336: Gloss. Paris. haochi, staozzot, aodi u. s. w. Gloss. Rhab. Ried ao: Ràut! wêi gêit 's kaə'n áf? Ràut. Nop. 113.

§ 337. Mau͂də = Montag; (St. Florian)

àuə́, ôr. Oberpf. ourn, grousz, houch cgm. 858 f. 138. 199. v. 1458 od. 1488.

§ 338. Lindermayr schreibt (31, 42, 51, 54) Tead, Treast, Heagfart, Bread, Thear, (Thor, porta).

§ 345. Hárnə, Hörner. Oberpfalz.

§ 346. Auch West-Iller. Daher wohl schon im cgm. 270 f. 103b. „Er singt dir wohl den Haierlos“ (Hör los!) womit vermutlich ein Kammerfensterlied anfieng.

§ 350. rèəmisch (Mehl) = roemisc, v. Roma.

§ 353. Schêi͂ = schön (St. Florian).

§ 354: stêiə́n = stören. Oberpfalz.

U.

Ein neuer § etwa zwischen § 363 und 364.

West-Iller: Gaũst (Gunst), Waũsch (Wunsch), omsaũst (umsonst); áũ = un.

§ 371 setze zu Hausəm noch = Haushaben.

§ 372. (Zu Würzburg) daher in der verwirrten Orthographie der nächstverflossenen drei Jahrhunderte in bayerischen Schriften statt i gesezt. —

u statt ü: funfzehen, funfzig (fufzehn, fufzg).

Merkwürdig das ü st. i in den schweizer. Wörtern: zwüschen (holl. tusschen), wümmen (vindemiare).

§ 373 S. 77 lis: „wo es schon früh in den Diphthong uo, ua, ue übergegangen ist, statt ou, au.“

§ 374 lis âə oder eigentlich ãə statt âe, ãe.

Dieses aus ue entstandene aə erscheint bei Castelli hinwieder als á: fatán (vertuen), grána (grüenen); bei Kartsch II, 104. 108. 143: thán (tuen).

§ 375: Mittel- und Obermayn goəd; Foəs; Foddər; du most.

§ 378. Gloss. Flor. rouz; nouth; hauba; vermutlich nur unrichtig abgeschriben.

§ 378 u. 379. Holländischer Dionysius Cato cgm. 102: bouc; ghenouch; onghevouch (ungefüeg); gheroupen, drouch (trug), louch (lachte), während sonst uo meist durch oe gegeben ist: vroed; moed; goed.

§ 382. Non communiter recepta est uä, sed ex iis saltem auditur, qui u simplex pure non possunt efferre, ut simpliciores et incultiores solent pro fusz enim dicunt fuas; pro rus, ruas, fuligo. (Laur. Alberti.)

Est nobis etiam ů diphthongus als das bůch, liber; sic scribunt quidam die ků̊w, vacca; grůb, schůch, hůt, gůt u. s. w. a. a. O.

§ 384. Rhön: barwes, Driwes, Füerwes = barfuss, Dreifuss, fürfuess.

Die ə in § 383 und 393 sollen ə̬ lauten.

Consonanten.

(S. 80—163.)

B.

§ 398. gehefe (ghâiff) = gehebe. Der Deub, die Deuf. So liest auch der Perser ب für پ und پ

§ 399. Der Magyar unterscheidet genau bor (Wein) von por (Staub).

span.	ital.
basta	botta
pasta	potta.

Anmerk. Das p-h; t-h; k-h ist noch mehr als den Deutschen in fremden Wörtern den Dänen und Schweden in ihren eigenen eigen. Diesz bestätigt mir d. 23. April 1851 Rektor Anderson aus Lund.

Consonantensteigerung der Welch im Englischen. Horne Tooke pag. 93: B zu P; G zu K; D zu T; Z zu S; D u. Θ; V zu F; französ. J zu Sh.

jo that a welchman instead of
i *v*ow, by God, Dat Jenkin iz a wizzard —
pronouncez
i *f*ow py Cot, Θat Shenki isz an wiszart. —

Vergl. wie in Shakespere's Merry wives of Windsor, Sir Hugh Evans a Welch parson spricht.

Grotefend in Seebode's Archiv für Philologie 1829 S. 102: „Vergleicht man das Tuskische Alphabet mit dem Griechischen, so erkennt man daraus schon die Neigung der Etrusker zum Hartabgestoszenen und Starkgehauchten, da ihr Alphabet ausser dem zum gelinden k verhärteten Gamma keinen weichen Buchstaben aufgenommen hat und in allen ächt Tuskischen Denkmälern harte Buchstaben in die Stelle der weichen Hauchlaute zum Theil in die Stelle der harten Buchstaben treten.

So sprachen die Etrusker I*t*us oder I*t*is für das Sabinisch-lateinische I*d*us und schrieben Meliacr oder Meliacre für Meleagros; A*t*resthe für A*d*restos, wie P*h*erse für Perseus und sogar A*ch*miem für A*g*amemnon.

§ 402: die Amber, Sumber, Imben, Wamben, Timber.

§ 403. abb von abe; dratt von drate. lis vergl. 444. 460. 542. 644.

§ 404. *p*frengen (beverengen); *p*hreiter f. Bereiter. Gmeiner Reg. Chr. IV, 437 ad 1521.

§ 407. be (wie); ber (wer); ben (wenn); bo (wo); bàs (was); bewel (wieviel); brömm (warum); Rhön: wist, bist.

Oberrhein: busper; Mittelrhein: wusper; Iller: musper. Ostlech: füspəl. lawet (⏑ –) v. la bête; Brã̈wən (Brombeere) u. s. w.

§ 408. Lamə (Lambach); Waptist; Harwə (Harbach); Buəwə (Buchbach). Die guldein *Wull* (Bulle) cgm. 236 f. 77 u. 123. du gewar, geworn cgm. 73 f. 4.

MB. X. XI, 513; 543 ad 1452: wrief; wey; wechenen; weleiben; geworen, gewurd; MB. XXV, 124 ad 1315: webaret. XX, 60 ad 1392: ge*b*inen, ge*b*erschaft; *b*aben, *b*aszer, ge*b*ungen. Vergl. XX u. XXI (Urkd. v. 1431 an. XVIII in Urkdn v. 1437 an häufig b st. w. er*b*ürdig; *b*ir; and*b*urten. *b*arten. aus*b*eist. *b*egen. e*b*ig. ge*b*ant. *b*eis. *b*iszen. *b*illen. *b*echsel. *b*irdig. z*b*en. *b*orden; ges*b*ister. *b*ol. *b*ar. *b*as. *b*ie. ge*b*er. *b*orten. *b*ider. Vergl. Suchenwirt.

§ 409: wis oder pis = usque. Voc. 1445. Wibel MB. XX, 104 ad 1404. Conrad v. Megenb. Um Würzburg: ich wil scho' in Wirzburgh gwast; und wil muëd. wist ə müəd?

Im Neugriech. lautet b durchgängig wie w.

§ 410: sambander st. samander.

§ 411. Ilz Weuss'n = Webssen = Wespen.

§ 412 und 413. hait und ghait d. h. kait für Gehäbde (?) „In der gehäbde sein“ etwas zu thun. Augsb. Stdtr.

C. CH.

§ 114. Glossen in Diutisca III, 152: garre, carriga; govertiore, falera.

Galmey statt Cadmia.

§ 415. tid, dän. t-hid = to, tho.

Papa. Kok. teit^r

phaff. c-hoh. t-heisz — zeiz

Pfaff. — Koch. — Zeisz.

§ 418. O. Nab a'ffə stat achə = nachher. mücheln: müffeln; Gelifter und Gelichter.

§ 422. setze bei: Bruhh und Anmerk. Brúch, fractio. Gemâch; gemâch; Schmâch. Brūch (Moor).

§ 424: des edlen und vesten Valtann des Tättenpechen zw Tättenpach. MB. XXI, 543. Henricus Tuembecke XXIV, 57 ad 1288. Sulzpecker mos a. a. O. 573 ad 1414.

§ 425: Blaicken, waiken.

§ 427. In der Jachna hört man: no*ch*. — Ko'leff.l. Lállə (Leilach).

§ 431. Baunach: Edəsn = Eidechse.

Fausen, Fachsen (Fasnacht), Wass.n, g'wasz.n. Oberpf. Gleiszner = Gleichsner. Vergl. holländ. Was, Zes, Bos, Vos.

§ 433 : Frisch Buəbmə sand d'Fle'szle
Gend seltn ge' Beit
Und ə̃ baə̃ frischə Fle'szlə
U ə' sundt si' nét leit.

Aurora 1828 No. 43.

§ 434. Schuchsel (Nürnb.) Schüssel, gelachsen, ungelachsen, (lassen); wahs stat wass = acutus. Lochszner für Lôszner, sortilegus bei Frisius. Liecht st. Liet. Avent. Chr. wuchste cgm. 340.

Lewtenberg (MB. XXIV, 481 ad 1384): Leuchtenberg. Furchenri*h*t, Amenru*h*t, Pesenri*h*t in MB. 24, 317. 479. 503. Pesemriut. — Flâen: flächeln; fâen: fächeln; bâen: bächeln; wâen: wächeln; blâen: blächeln.

D.

§ 436. d wie b: kreibm st. kreidn. Brâbm st. Brodem; zfribm st. zfriden (Baur) und pfrim.

Holländisch: dak = Dach; tak = Ast, Zacke; dal; tal = Zahl; hard; hart = Herz.

§ 440. Ober-Lois. aə'gəli st. aərdəli = ôrdelich. Ober-Isar: Bilgkl st. Bildtl. Vergl. S. 152 uff àĭsiglə̃ gaũ, walfartə. Unter-Iller. Higel: Hidl; Gigl: Gidl. Vergl. Weitzmann III, 156. Gunglhofen st. Gundelkofen. Angelstat st. Nandoltstat. Bud.l st. Bug.l. Fi*d*eln und Si*d*el st. si*g*eln und Si*g*gl im cgm. 259 f. 45[a. b.]

Vergl. thüringisches Tongeltag st. Kindeltag. Zu Es wären zu stellen: Riəl = Rigel; renə = regnen. (Stuckan.)

§ 442. die Staur st. Staud, (Ober-Isar) d' Riərə', die von Ried; die Rieder. Vergl. ital. rado st. raro; otta st. ora. d wie l: ádəsə̃ und Eləsə. Mittelmayn. (Eidechse) Galmey-Cadmia klaə láli; leitig?

§ 443. Anmerk. Der Magyar unterscheidet wol dél (Mittag) von tél (Winter). Ital. dardo: tardo; detto: tetto. —

§ 445. Ḃur', Hur', Har' = Burd, Hurd, Hart. Anmerk. bund st. schwed. botten; Wand st. schwed. Watten. So Scandinavia = Skåne, Schaum; ags. Scedenige, Scatanavia.

§ 446 u. 447. Holländ. reên, doôn, laân statt redan, dooden, laden. Sowel p. 21. Vergl. er reit, reite, gereit st. redet, redete, geredet. Augsb. Stdtb.

§ 448. Der lehen emphahet, so sîn vater *d*annocht lebt (jezt annoch) cgm. 553 f. 103. Vergl. cgm. 27 Artikel 55.

Vergl. holl. of'er; is'er st. of *d*uar, is *d*aar. Swevel p. 22. —

əz Mo˜hə; əz Aəchstett (datz). — Kusz 'en pfenning; Heb 'en streit; scheuch 'en pflueg, Hasz'en pflueg.

Im Riesz; d.s weib; d.s Mädlé; d.s Làiterlé. Oder z? Vergl. S. 19 und 38.

§ 451. *d*estimieren v. net estimiern; i˜ Dastl = eine Assel; Durschlächten = d' Urschlächten; cfr. Durchschlächt b. Stalder.

Eingeschoben besonders zwischen Vocalen oder n und der Diminutivsilbe ·l, l·, 'l·: Mandl·, Mándəl·, Andred·l, andrêdəl. Ferner: künden f. können; wêdə'l dim. v. wê. Schrand: Schrann; minder st. minner; Spindel st. Spünnel, Spinnel; drádln. Vergl. holländ. alderhand, schönder. — Send st. Senn; Schrand st. Schrann; Rand st. Rann, Ronn. Sieh S. 339. jeman*d*, nieman*d*; überwin*d*en, verwin*d*en = winnen. Grimm II, 34.

Tannara in Meichelb. Hist. Fris. I, II, 320 ad 843; auf den alten Grabsteinen daselbst Tannarn jezt Tandern. Vergl. Freiberg, Sammlg. II, 324. III, 193. 433. 465.

Auch im Griech. schmilzt durch die Crasis der Artikel mit Wörtern zusammen und lässt noch einen zweiten nicht verbundenen Artikel zu. Mathiä S. 279:

τἄλλα, τἀγαθά. τὰ δύο τἄλλα.

τὸ δὲ ταὐτὸν καὶ θἄτερον.

F.

§ 452. Cfr. pag. 81. *f*lesch (flasca) Flax; *v*leesch, Fleisch; *v*ast = fest; *f*eest = festum; *v*eilig = gefahrlos; *f*eil (fullo), *v*rij, *f*rank.

§ 453. f vor z wie ch: fuchzg statt fuffzg; cfr. sacht st. soft, sanft; cfr. holländ. cracht, lucht, gschucht (Gehöft, Weiler).

§ 455: barwəs, Driwəs, Fuərwəs. Rhön.

§ 459. Oberpfälz. Nom. də Huəf; Dativ i˜n Hoff. (?)

G.

§ 465. 466. Anmerk. 1) der Magyar unterscheidet eg (Himmel) genau von ek (Keule).

2) Ital. gara (Wettstreit), cara.

3) Allach, Koth: so habe ihn sein orientalischer Sprachmeister

Preindl gelehrt, behauptete der Niedersachse M. Mendelsohn. Diez's Briefe in Gubitz' Gesellschafter 1822 f. 142.

§ 467. Um Passau: Berj, Fri͂berj, Schartnberj.

§ 469. er seght (Riess).

§ 470. das Taiding; unverzaı̊t = unverzagt, Ingolst. Reime 1562.

Anmerk. engl. laid, paid, said. Die Neugriechen sprechen ihr γ vor e und i ímmer wie j: γέρας, γίνομαι wie jeras, jinome; αὐγὴ wie awji. Selbst das χ sprechen sie weicher vor e und i als vor a, o, u und vor den Consonanten. (Cadett Suzzo aus Constantinopel 8. Febr. 1827.)

§ 471. kh wie g (Gebirg), in der Vorsilbe ge vor r: krad, kreut.

*G*erwendel heisst *K*arwendel.

Vergl. Gaffen und kapfen.

§ 472. En Nörli*ng* dà isch's lusting,
da gitt's musing am Sonnti*ng*.
Bauernzeitg. 1821 pag. 436.

§ 475. Anmerk. „Mericus Casaubonus de lingua Sax. sive anglica vetere scribit: mira Bavarorum consuetudo qui pro k sequente r substituunt isth dicentes isth: Ristel ist ein gutes istreutlin, quod alii Kristoffel ist ein gut kreutlin.“ Heumann opusc. 688.

§ 476. Laugen, Lauwen (Fisch).
miər trewe͂ (Fladung).
miər lewe͂ (Bischofsheim).

§ 478. Seli, Hêili. Aventin, Vorrede z. Chr.

§ 481. Illertissen: t*r*a', s*a*'.

§ 485. b'laət.n statt begleiten.
b'lätten statt beglätten.

§ 486. 1) Lau-g-ingen. Avent. Chron. 29. 194. 230. 9.

2) Seni*g* statt Seni*w*.

3) di Lili*g*en. Altes Brevier.

4) Gloy = St. Eulogius, Elogius; cfr. Glarus Gro͂les. der erberge N. N. = erbere, erbar.

H.

§ 491. Nab: Flaug.

§ 493. Anmerk. Auch zu Reut im Winkel, wie noch südlicher, wird beim Singen das Anfangs-h wie ch aspiriert:

də chā͂ = der Han. chustig = hurtig.

§ 496. hoi-w-ə = häuen, heuen.

Hieher sezt Schmell. noch — Ham: Cham; Sachsenkam.
— Hofen: Kofen.

§ 500. ə'nin; ə'rus. Mitt. Rhein.

§ 501. Illertissen baùhhə̃ st. bauen. (cfr. beugen, verbeugen.) duhəzə (dautzen). — Galhh (Galle). Nab. Regen.

§ 502. Helfenbain. Heidechslein. Eidechslein. Ob.-Nab: ə Hèədépffl = Erdapfel. (?)

Nab: uəsə; Ober-Isar: husig.
huzzə gèin (uzzan); hossen gèin. —
instə, hinstə = desto. unz, hunz = bis.
hâmen: âmen; haikel: eikel;
hachtsam: achtsam. hs. 1447.
Das Psalterium Windsberg. hat herbes = haereditatis.

J.

§ 503. Pegmy: Márgə: Maria; Jobst: Gust; Justine: Gustel.

Anmerk. Die Berliner nennen ihren Restaurateur Jagor: Gajor; die neuen Rechtsquellen Gajus den Jagus. (Carl Hagenbach).

MB. 18, 172 ad 1346: Gauten (Jutae).
Güteln seiner Wirtin 15. 20.
Gerling st. Järling. MB. 25, 346.

L.

§ 522 ff. Anmerk. 1) a (la), o (lo); portug. aguia, cor, dor, taboa, saúde. mâ (mala), sâ (sala). branco, praça. (?)

2) clamare, chiamare; plenus: pieno; Uamar: chamar; Ueno: cheio. Für die Verdumpfung des l in u führt Schmeller an: cheval-chevau-leger, chevaux, val, vau (Vau-blanc). — collocare prov. colchier, wucher; mol: mou; col: cou; bel, biel, beal: beau; chastel, chastiel, chastealy: chateau; culteal: couteau; talpa: taupe; delphinus: Dauphin; Bulgarus: bougre; altare: autel; alter: autre.

Vergl. holländ. oud; goud; sout; mout; stout; woud; houden; stadhouder; smout; boud, bout; schout; houw (holdn, ergeben), vouw (Falte); Schouw (Schaltschiff, Schelch).

Nach J. S. Vater um Glogau o st. el: a Biszo; Scheffo; naogonee; Breigo, Glekko, Himmo (Bissel, Scheffel, nagelneu, Prügel, Glöckl).

§ 523. Fáibl = Falbala.

§ 524: Hintə mei~m Nachbən sei~n stádáj
Sizt ə klaəs budəwinzi's Mádáj
Spinnt mit ən budəwinzigng Radái
ə budəwinzi's Fádáj.

Ausfall des l: westlech. wi't, so't = willt, sollt; sent (söllent), went (wellent). s u n st. sulln. MB. VI, 575 ad 1308.

Vergl. Lori, Lechrain 140. 154. die euch hassen, den s o n d ir woltun. Christenlehre hs. 1447.

l vor r fällt aus: kèər st. Keller; daher wol schon im Augsb. Stdtr. v. 1276 kelr wie hünr (Hü~r).

Anmerk. zu § 527 u. 528. Dubbelt *ll* har ett mycket hårdt gud som *dl* eller ddl ned hårdt d. til eks falla (läs fadla), fullr (läs füdlr). Rask, anvis. p. 21. Die Isländer verwechseln ll, dl, rl: frilla und fridla; amilli und amidli; Karl und Kall; varla und valla (kaum); tilferli und tilfelli. Ihr ll lautet wie — l.

Der Ortsname Ilm-Münster lautet anomal E-lmünster. Null klingt wie Nudl.

Zu der Anmerk. § 536: 1) *m-hm* (⏒ ⏑) heisst an der obern Isar sovil als: ja, jawol und wird in zwei Silben gesprochen, ohne dass der Mund geöffnet würde.

2) Schon Aventin in der Vorrede zur Chronik bemerkt, dass die Teutsche Sprach die Buchstaben, so nicht in den fünfen a, e, i, o, u begriffen werden, allein oft ausspricht, wie im Worte A d l und mehr dergleichen, oder das e kurz in wang verschleicht. Vergl. zu § 234.

§ 537 und 538 lis überall statt *ə* ein einfaches ə.

§ 541. 542. ll am Ende der Wörter wie l, hingegen l, worauf noch eine Vocalsilbe folgt, nach § 403 wie ll. Vergl. 555. 568. 627. 691.

§ 543. Birgkl st. Bildkl. Vergl. zu § 672.

Anmerk. peluca v. pelo, perruque; ulmus: orme; walach. per für pelo. praça; branco; nolre; igreja; regra. Ferner *r*ossignol; *r*uisseñor; *l*usciniolus; *u*signuolo. Colonel engl. ausgespr. kərnel; span. coronel.

Die südlichen Slaven, die Dalmatier, Ragusaner haben c'jovek (d. h. zj-) statt cztowiek. Die Lausitzer: kowo, swowo, zwoto; st. koto, ctowo, stoto; die Krainer und Wenden: sóu st. sol.

§ 544. Ganaister und G*l*anester; Spint und Sp*l*int; Gufə und

Glufə; b'schedem und beschledem; schézig und schlézig; schágk und schlágk (ranzig). butt st. blutt, bloss, nackt; Oberschles. nawka st. tawka. Fotze und Flotze; Fetzn und Flétzen; Fausen und Flausen; pfatscheln und pflätscheln; fĕckeln und flĕckə.

§ 545. Linsigl und Insigl, Wechsel von L und N: Ludl st. Nudl; Likelàs st. Nicolaus; Lifland: Neiffenland.

Anmerk. Im orthodoxen Salamanca ist aus der Calle del otero (Hügel) ein Calle de Lutero geworden. Vergl. schwäb. e͂wirche͂ st. lei͂wirche͂ Tuəch. (?) Ferner Tannəbrunn f. St. Annabrunn; Sant *T*urbanstag. MB. 23, S. 139 p. 1345. Die Talbə-Vorstadt in Basel st. St. Alban-Vorstadt. Hier fügt Schmeller eine mit ? bezeichnete Notiz bei:

Lizl — Dinzeltag; lienzeln: dünzeln; lästi: dästi? link: denk; luzeln: duzeln; lâuen: tauen (auftauen) u. s. w.

Halbvocale M und N.

§ 546 ff. Die Neugriechen lassen, sovil ich mich erinnere, das *ν* am Ende gerne ungehört: *το* statt *τον*.

Anmerk. Diesem griech. Endungs-n entspricht lat. m, (-m); dieses wird in der Prosodie als nicht vorhanden und ihre Silbe wie ein Vocal u behandelt (o ə?). Kein Spanier, kein Franzose spricht es aus. So bleibt es in den germanischen Endsilben im ganzen Westen Deutschlands und in ganz Skandinavien ungehört.

§ 547. Fufzg, Fufzehn st. fünfzig und fünfzehen.

§ 549 ist Rask, anvisn. 32 citirt. Zu § 552 Rask S. 22: dubbelt nn u. s. w.

§ 550. Gà'n (Gaden); Fà'n (Faden); schà'n (schaden); lab'm. la'm (laben).

§ 554. á͂-há͂! aha! gnau͂, ge͂nacht (Gebnacht). vó dá͂n (verdäuen). — əs roi͂t mi, tuət mi roi͂n (Jachna). å̈nsz = Aas; hs. 1447. Zu ainem fûlen grusamen å̈nsz, ain spis der würme. — mit der fu*n*st. cgm. 138 f. 103. künsch = keusch; kunschhait, unkunschhait; seunfzen, sünfzen a. a. O. Schmau͂s (Noptsch). (Quêich) nà͂s (Nase), lêi͂s (leise) westlech.

Anmerk. Unter den slawischen Dialekten liebt besonders der polnische dieses Näseln, welches er durch ą, ę bezeichnet.

§ 557 und 558. Vetant Cicero Or. 45 extr. et Quintilianus 8, 3 jungi *cum* sive adverbium sit, sive praepositio vocibus ab *n* incipien-

tibus vel quia, ut ait Quintilianus, ultima prioris syllabae litera, quae exprimi nisi labris coeuntibus non potest aut intersistere nos indecentissime cogit aut continuata cum insequente in naturam ejus corrumpitur et junctura deformiter sonat; vel quia obscenius concurrerent literae, at Cicero dicit; tunc enim ea verba sono vocabulum cunnus exprimerent. Forcellini, Lex. s. v. cum. X—XI saec. 4⁰. clm. 4621 f. 72: „numerum cum navibus aequat." turpe est, quia cunna una es tantum litera distante ostium muliebris vulvae significat unde et Latini fugiunt dicere „cū nobis" ac praepostero ordine dicunt nobiscum, ne turpiter sonet. Das sezt voraus, dass das m am Schlusse nicht ausgesprochen worden ist. Mit dem bei ihnen häufigen Schluss-M hielten es die Römer, wie es die Neugriechen mit ihrem nicht minder häufigen Schluss-N und die Deutschen des Westens mit eben diesem, bei ihnen noch häufigen N halten, sie liessen es unausgesprochen.

Das lat. Endungs-m in der Prosodie als nicht vorhanden genommen; in id, illud, istud entspricht ihm d.

Portugies. blosses Näselungszeichen statt n: em, sem, annobom, Bom, fim, nam, Valentim, alem tego, tantarem, bem, bom.

Mo͂hə = Monheim; àd.n (Athem), Bes.n, Bod.n, Bràd.n, Bues.n f. m. Brosem noch (brôsmo).

Zu § 559. Abgelöstes m: mangelweit st. am oder im angel. Oesterr. Machland aus im Achland; allein schon 1251 Machland. Sieh Wb. II, 599.

§ 560. Auch zuweilen wie b: bit st. mit. (Alte Zweibrücker Urkde. Bachmann über Archive S. 261 ff.)

N.

Vor § 562: Wie bei L Schmeller die alten anlautenden hl aus Grimms Gramm. aufzählt, so bei N die mit hn anhebenden Beispile.

§ 562. blimpseln: blinzeln; Bamsen: Bansen; Brumkresz: Brunnkresse; Timpm: Tinte; grumsen: grunzen. (Aventin Chron.); hams.n: hansen; strumpsen. (?)

§ 564. Rezat: Minichng. Münichen; Ldtg. v. 1514 p. 68. 69.

In der Anmerk. lis ostlechisch st. ostländisch.

§ 566. Schon im Augsb. Stdtr. eime, ieme, sime, ài͂m, e͂m, sei͂m = einem, jenem, seinem.

Gétwei͂ = Götweih, wei͂nacht.n.

in sa͂m sinn = in seinem Sinn.

§ 566. l. Aisch. Mayn.

Ostlech. gé', gà' st. gê˜, gâ˜ wie an der Aar. ga', sta', Ma', Stêi', Bêi'.

Um Würzb. fiəstər, Fá'ster = finster, Fenster. Leinach. Aisch: stá'lə, ə klá's, kré'.

Im Riess: ə sotər (sotâner).

Ilm É-l, Á-l (Heiss) st. enl, anl (Heinss).

§ 567. Weitzmann III, 57: zau˜ft; vernau˜ft = Zunft, Vernunft. weu˜schə = wünschen. feu˜f = fünf; Zei˜s = Zins.

Mi˜chə = München.

Anmerk. umməsist; wistəhàl'.
donarn: darn; tenar; tern;
Como˜es st. Camones.

§ 568. Die pseudoorthographische Verdoppelung des n schon MB. 25 ad 1470: wiszenn; wegenn; erstandenn; zwischenn; unns; unnser etc. Sie ist begründet in den flekt. Infinitiven -nnes; -nne.

§ 569: Bachmann, über Archive p. 235. 261. 291. 267.

Zu d. Anmerk. S. 121 ff. ich wil st. ich win, bin; um Würzb. Vergl. Grimm Gramm. II, 540. Vergl. Haide*l*berg; nicht vor XII saec. st. Haidenberg (Mithra-Gruppe in d. Nähe gefunden). Fiechte*l*-berg.

Die Petersb. hs. des Conr. v. Ammenhausen: der vend*e*, des vende*n* (Bauer im Schachspil). Münchner hs.: der vend*el*, des vend*els*.

Das Wiener Stdtr. cgm. 1113 f. 50b und öfter hat pürgel, pürgelschaft, verpürgeln st. borge, bürge.

Weinzuri*l* — der Torwärte*l* MB. 21, 258 ad 1296.
Schlegel — Slago, Slegin.
Wäschel aus uuesco. — Burdel st. Burdin.

§ 570. Záiling st. Zeidlarn.

Ob der Ems: ing = inn: Däubing; Gvádáring (Gevatterin); d' Bäuring. Stelzh. 130. 164. 10.

§ 571. Anmerk. daz m*e* (man) si diuten muoz nach anderen worten etc., doh so m*e* iz (daz wort) rehtiste unde eiginlichiste gediuten mach. Alte Interlin. Version d. Psalm. Docen, Misc.

§ 575 *β*. Schon in der hs. 1284 v. Barlaam: gesagn; jagn; degn; gebn; lebn; si habnt; lebnde.

§ 576. Silm̃en, Silben. Mich. Behaim cgm. 291 f. 365. də

Glaubm god (◡ –). Zu d. Anmerk. Lemberg aus Lewenberg, Leunberg; Amberg aus Abenberg. (?) Mus. f. Altd. Lit. I, S. 19. 20. (Ein Ort, der noch Abenberg heisst.) Vergl. Otto de Abinberg, de Abnberg. Hund, Stammb. I, 377. Ried 187 ad 1129. 236. 257. Babmberg Lori I, 37 ad 1453. Vergl. O Jehám bey'n Beham auf də Bank am, sand drei am, wár i am, warst du am, warn sechs narrn beisamm.

Rätsel am Ostermontag: Ébm-aus gẽ = nach Emaus gên.

Vergl. Kiöpenhavn (Köpmhaun). Bebbanburg ags. Bamburg. Acta SS. s. Aug. St. Oswald. die Gerhamb st. Gerhaben MB. 17, 243 ad 1495. Das Enser Stadtr. hat des Gestaribm, des Eribm. Alte Uebers. 1212. Ilm st. Elben. (Vergl. daneb. „s' Elbətal“ Ilmtal). Liebmau, Hund Stammb. II, 14. Allgäu: semnə st. Siben-iu. Schweizerisch: Simmətal. —

Angels. emlanz = gleichlang. emn-đeoþ = Mitknecht.

Vergl. ferner das Hausam, Hausəm pl. die Hausəmə = die Haushaben. amm = oben; amməṭ = obenher; Baumhof aus Babenhofen MB. 24. 27. Lampfarə, Landpfarrer (Oberammer). pfrim, zufriden (Baur). Grebməsz, Begräbnis; neb. Grémэsz; schon so MB. XXI, 513 ad 1452.

Zu Simburg vergl. Ried 917 ad 1378: Sybenburch.

Vergl. b. Notk. p. 5. 71, 16: Lybanum: homberg; (Hoinberch 77, 54; hounuuarta Syon).

Anmerk. Hamburg bei den Slawen früher *B*ochborg genannt; bis auf unsere Zeiten musste ein neu aufzunehmender Hamburgischer Bürger unter anderm auch beweisen, dass er kein Slawe sei. Allgem. Ztg. 21. Mai 1841. Beil. 1121.

Zu S. 128 Anmerk. oben: cfr. ungn, vangn, schwed. für ugn, vagn.

heusling sitzen und *b*onen den lieben Heiling MB. 24, 624 ad 1446.

den zins und jarnutz paydw vierding und heuring MB. 24, 98 ad 1352.

Die Rengəz, Pengəz (Redniz, Pegniz). Rengspurger MB. 24, 98 ad 1352.

St. Mang, St. Magn (Magnus). Landtg. v. 1669 S. 290.

§ 582. 583. Manchmal findet sich in ältern Schriften das wie ə

auszusprechende -en durch o bezeichnet. Rollobatzer bayer. st. Rollenbatzer, schwäb. (Urkden.)

Lori, Münzrecht I, 113 117. 151. 160.

Alt*o*münster st. Altenmünster.

Ott*o*beuern st. Ottenbeuren.

Wess*o*brunn st. Wessenbrunn.

App*o*zeller, Sammlg. d. Eidgenöss. Abschide, I, p. 109. 111 ad 1420.

In Grieshabers o statt -*en* (des tot*o* ewart*o* u. s. w.) sieht Grimm in s. Geschichte der Sprache noch eine Spur des alten Genitivs plur.

-en mit a (ə) gegeben: Zorn hǎt sechs töchtr*a* — machet ainen Christ*a* zu ainem unchristen — — — christ*a*lich — — christ*a* mensch. Christenlehre v. 1447. Augsb. hs.

§ 584 lis: blos nach Vocalen oder nach ng, h, m u. s. w. oberpf. lachlə, kinazlə. (Die Verbalendung -len.)

§ 585. Mitte*r*wald. Krenner, Ldtgvhdl. I, 226 ad 1453.

§ 586. „wenn t und n und r sint von den Franken verr
an manges wortes ende, wer wil dafür sie pfende?“
Renner 22252.

In Wolffs hist. Volksl. 239. 240:

kontens doch nicht verwehr
unan woll sie fang,
sie solten alle hang.

Wol nur von diesen Infinitiven v. d. Verben wollen, sollen, mögen, müeszen, komen, dürfen, laszen, abhängen, wie im Neufriesischen. Ehrentraut, Fris. Archiv I, 29.

Zu der Anmerk. S. 131. Auch um Liegniz, Jaur, Glogau, also weit rechts der Scheidelinie sagt man — lə̃ st. lein. — bə; — də; — rə; diess ist wol nur aus Colonisirung zu erklären.

Auch Ziska in den österreich. Volksmärchen schreibt: valossa, afraissa, essa, schiesza, gsessa, miasza, buza, blozza u. s. w. neben g'folln, sogn, schraufn, brodn, drogn, segn, hoaszn u. s. w.

In Seidel's Fleiserln 1839 II, 12, 20 schiassa, müassa, vadrossa, gschosza.

Hier lautet also -en nicht blos nach Vocalen nach m, n, ng, ch, f, j, k wie in B., sondern auch nach s, st, sch, z gerne wie ə̃.

Zu d. Anmerk. S. 133. Ochsenfurter Gäu: Denn .s it də-r-Eghypzər nit dər lèbt mit də-r- Hebrêər ze aszə (den). — vȫ sáin

Tisch hat mər iə̃r s' ászə n'àũ getraghə. — (ihnen.) de-r-ə Löid — diesen Leuten. (Volkach.) də̃r mánnə = den Männern.

§ 608 S. 134. ən aənêd, 'ain Ainöd. kaən-aəzigə. mei-naəd.

§ 610. Weizmann III, 93, 104: der *N*äne, äni, Ahn, avus; die *N*ane, Ane, avia.

Holländisch Naars (ârsch); *n*eerstig (ärstig schwed.) = fleissig; *n*ijver, *n*ijerig = eifrig.

§ 611. Zu Antis (Nantes) sagt Gabriel Tetzel cgm. 1279 f. 142[b]. Angelstat stat Nandoltstadt. Ébl st. Nebel. In einer zu Bamberg ausgestellten Urkd. v. 1468 MB. 24, 259 list man Nenstorff von Nenstorff stat Enstorf. Nantuuîn (m. min. 38).

Vergl. ənlaə — allein; əndiə = ettie; instə — e'sto, disto.

Als Anmerk. zu § 612 bemerkt Schmeller die Stelle „Hat die Zunge — bis mit ihrem Vordertheil überspringen" aus Schneiders Lat. Gramm. I, 315 ff.

ng häufig am Ende chines. Wörter; aber auch zu Anfang z. B. ngan = Stillschweigen. Im Diction. chinois (De Guignes) $7^1/_2$ Folioreihen v. Wörtern, die mit *ng* beginnen.

Wie sich das vocalische l zu i und u verhält, so hat sich dieses vocalische ġ (ng), k̇ (nk) zu u, ug, uk verwandelt: triggvs in triuwi oder verloren: tregua. triuwi steht statt triugwi.

ng selbst im Gothischen erst aus g mit folgendem v entstanden, wie man sagt angks st. agnus; also trigvi, dann triggvs. (?)

§ 613. österr. Lumbl st. Lung.l; wie -nd: Raupfa*nd* (Rauchfang).

Hund Stammb. I, 256 sogar Hartumb st. Hartung v. Egloffstain.

Dagegen Herzogtung, Lori, Lechr. 122 ad 1432. Dagegen (Nab) Évəgəling = Evangelium. ng lautet wie n, Freisin. gn am Anfang wie gm in gmuə und sogar bmuə st. genueg. —

Fortsetzung folgt.

Zusätze zu

Wagners Grammatik der englischen Sprache

neu bearbeitet von Herrig (6. Auflage 1857).

Als die beste englische Grammatik für Deutsche, welche die englische Sprache nicht für den praktischen Gebrauch sich aneignen, sondern gründlich und nach Art der alten Sprachen erlernen wollen, gilt bis jetzt die Grammatik der englischen Sprache von Wagner, die deshalb auch bereits sechs sich vervollkommnende Auflagen erlebt hat, von denen die letzte nach dem Tode des Verfassers von dem Herausgeber dieser Blätter besorgte wieder mehrfache und wesentliche Verbesserungen enthält. Da jedoch das genauere Studium des Englischen in Deutschland verhältnissmässig jung ist, so ist es kein Wunder, dass manche Angaben der Grammatiken noch nicht die Genauigkeit und Vollständigkeit erlangt haben, wie sie ein Grammatiker, der im Griechischen und Lateinischen besonders gelebt hat, gewöhnt ist. Dieses hat sich mir, als ich bei der Lectüre verschiedenartiger englischer Schriftsteller und bei dem Unterricht im Englischen in der ersten Klasse des hiesigen Gymnasiums vorliegende Grammatik fleissig verglich, wiederholt gezeigt. Aus den Bemerkungen, die ich mir bei diesen Gelegenheiten am Rande meines Exemplars gemacht habe, erlaube ich mir daher, Einiges, was vielleicht bei einer gewiss zu hoffenden neuen Auflage dieses nützlichen Werkes benutzt werden kann, hier mitzutheilen. Ich sende voraus, dass ich den ersten Abschnitt oder die Elementarlehre gänzlich übergehe, da ich, der ich nie in England gewesen bin, mir kein vollgültiges Urtheil über die englische Aussprache anmassen kann.

Zu dem, was über das Geschlecht bei der Personification § 244 ff. gesagt ist, bemerke ich als Ausnahme von dem über die Flüsse § 245 zu Ende Erwähnten, dass Tiber bei Shaksp. Jul. Caes. I, 2. weiblich ist, was um so mehr zu verwundern ist, weil es auch im Lat. männlich ist. Delius in der Anm. 12 zur 1. Scene sucht den Grund darin, weil die Flüsse in England poetisch meistens weiblich personificirt würden, was mit unserm Grammatiker in Widerspruch steht, der es nur von dem Flüsschen Isis bei Byron angibt. — Was ferner von dem Geschlecht der Thiernamen § 251 ff. erinnert ist, wird noch einige Berichtigungen erhalten können. So soll ostrich männlich sein, aber weiblich kommt es Job C. 39 vor. Dagegen sollen goose und turtle weiblich sein, aber a wild goose kommt bei W. Scott im Ivanhoe, turtle bei Byron als männlich vor.

Einige ungewöhnliche Plurale sind mir demnächst aufgestossen. So findet sich gegen die Ausnahme von § 265 der Plural staffs bei Grot. Hist. VII, p. 81. Der in der Anmerk. zu § 268 aus der Bibel und Byron angemerkte Plural peoples, Nationen, ist in den englischen Journalen des letzten Jahres wiederholt von mir gefunden worden. Von genius (§ 271) lautet der Plural in Middleton's Life of Cic. I, p. 37 der Baseler Ausgabe in these genios statt geniusses.

Zu den Gattungsnamen, welche nach § 276 im Singular statt des Plurals vorkommen können (wiewohl sich von den meisten derselben nicht sagen lässt, dass sie in dem angegebenen Falle keinen Plural zuliessen), gehört auch enemy in Wendungen wie the enemy were preparing, also wie das so oft collectiv gebrauchte hostis, geschweige πολέμιος, nicht vorzukommen pflegt, und das unter § 279 genannte cannon. Denn wie dieses unter die Namen von Maassen, Zahlen und Gewichten kommen soll, weiss ich nicht, zumal da es nicht nur mit Hinzutritt eines Zahlworts, wie in dem in der Grammatik angeführten Beispiele, sondern auch ohne ein solches collectivisch vorkommt, z. B. cannon are planted Macaul. Hist. of Engl. I, 2. S. 231 der Tauchn. Ausg., the muzzles of the cannon W. Scott Tales of a grand-fath. CLII, p. 177.

Der unter § 276 Anm. 1 angegebene Unterschied des Singulars und Plurals von fish und fowl wird nicht immer beob-

achtet, indem Leake z. B. schreibt, small fish are caught III, p. 373, Wilkie Collins Anton. I, p. 320 the few waterfowl came swimming.

Zu den Namen von Maassen, Zahlen und Gewichten, die im Singular statt des Plurals stehen können, ist tier hinzuzufügen, indem es bei Ferguson Hist. of the Rom. rep. heisst five tier of rows II, p. 127 und three tier IV, p. 364 der Baseler Ausgabe.

Wo (§ 281) der Gebrauch der englischen Sprache erwähnt wird, nach dem sie viele Nomina im Plural gebraucht, die im Deutschen nur den Singular zulassen, wünschte ich zunächst, wie es im Lateinischen und Griechischen zu geschehen pflegt, solche Plurale, die in einem intensiven Sinne stehen (wie sands, *ψάμαθοι*, arenae; rains, *ὄμβροι*, imbres; snows, *χιόνες*, nives; dews, *δρόσοι*, rores; heats, *θάλπη*, calores), von solchen geschieden, die entweder von mehreren Personen ausgehende, oder in verschiedenen Graden und auf verschiedene Weise stattfindende Handlungen bezeichnen, wenn auch einzelne Wörter, wie cries, *κραυγαί*, clamores, und fears, *φόβοι*, metus, auf beiderlei Weisen vorkommen können. Die Zahl der ersten Art von Wörtern ist beschränkt und lässt sich vollständig aufzählen, die der andern so wenig im Englischen als in den alten Sprachen und im Französischen. So finden sich ausser den in der Grammatik genannten Wörtern deaths, graces, loves, tranquillities, tender-mercies, jealousies, energies, prosperities, severities, anxieties, noises, vociferations u. s. w., bei deren meisten die grosse Uebereinstimmung mit den erwähnten Sprachen und auch dem Italienischen leicht nachweisbar ist.

Die unter § 299 Anm. 1. 2. genannten pluralia tantum, welche mit einem Pronomen oder Verbum im Singular vorkommen, lassen sich durch merkwürdige Beispiele vermehren. So heisst es bei Shaksp. however the tidings of our comfort is K. Rich. II, 1 und much thanks Haml. I, 1. W. Scott in The heart of Mid-Loth. schreibt the gallows was conveyed I, p. 37 der Basl. Ausg. und pains was taken S. 49. A gallows sagt auch Macaul. Hist. of Engl. c. 23. Athens wird mit dem Singular des Zeitwortes verbunden, z. B. Grot. Hist. I, S. 303, der auch she durch Synesis auf diesen Namen bezieht II, S. 613. Dass ashes bisweilen auch im Singular vorkommt, ist

unter Anm. 3 bemerkt. Dasselbe aber hätte von andern vorher unter den pluralibus tantum aufgeführten Worten, wie thank, tiding u. s. w., um so mehr geschehen sollen, als schon in der Schulgrammatik von Wagner diese Worte durch einen Stern von den nur im Plural gebräuchlichen geschieden sind. Als ein Wort, dessen Gebrauch im Singular gewöhnlich übergangen wird, nenne ich das auch in der Schulgrammatik nicht mit einem Sternchen versehene orgies, dessen Singular orgy sich wiederholt findet bei Wilkie Collins Anton. II, p. 137, 142, 294.

In den Regeln über die Steigerung der Adjectiva konnte zuerst unter Anmerkung 1 zu § 335, wo bemerkt ist, dass der Superlativ zuweilen noch durch very gesteigert werde (was ausser in den angeführten Worten von Scott bei Byron, Bulwer, Macaulay u. A. vorkommt), ausser diesem very auch by far erwähnt werden. So by far the greatest W. Scott Tal. of a grand-fath. III, p. 187. Vgl. Leak. Mor. I, p. 305. Dann ist zwar zu § 336 angedeutet, dass die Steigerung durch more und most auch bei einsilbigen Adjectiven stattfinde; doch möchte die Anführung einiger Beispiele, wie most small Shaksp. K. Lear I, 4, most green Byr. Fosc. I, 3, um so mehr an seiner Stelle sein, als unser Grammatiker diese Umschreibung mehr beim Comparativ als beim Superlativ zulassen will. Viel öfter aber ist der Fall, dass auch zweisylbige Adjectiva, die nicht unter die Regeln § 337, 1 — 3 gehören, die nicht umschreibenden Comparative annehmen. So finden sich im Tom Jones modestest III, p. 164 der Goth. Ausg. und pleasantest I, p. 63, pleasanter Thack. H. Esm. I, p. 98, honester bei Hume, honestest bei Bulwer, ferner commoner, properer u. a. Ja von den Endungen, welchen nach Johnson, wie § 338 bemerkt ist, die regelmässige Comparation ganz abgesprochen wird, steht wretchist bei Lamb in Idel. Handb. III, p. 410, wickedest Tom Jones XVII, 2 Eliot Rom. II, 211, Thack. H. Esm. II, 124, und bei Southey, cursedest bei Shaksp., ancientest bei demselben und bei Pope zu Homer, harmless't (harmless'st?) bei Shaksp. K. Rich. III, S. 582 der Fleisch. Ausg. in 1 Bande. In der Anm. zu § 343 wird die Verstärkung der regelmässigen Comparation durch most für fehlerhaft erklärt. Aber wie die Griechen oft *μάλιστα* zu dem Superlativ setzen, so findet sich most ausser der Stelle

der Apostelgesch. wiederholt bei Shaksp. S. the most boldest Jul. Caes. III, 1, most best, most dearest King Lear I, 1 und sonst. Und selbst W. Scott sagt the most earnest gratitude Pever. I, p. 178 der Ausg. bei Ernst Fleischer.

In Beziehung auf die substantivirten Adjectiva im Plural mit oder ohne s § 345 finden sich bei Neuern einige merkwürdige Abweichungen von der Regel. So hat sich Edgeworth bei Ideler Th. III, S. 548 erlaubt zu sagen my dears, Scott The heart of Mid-Loth. I, 1 S. 26 sogar my wisers in Verbindung mit my betters, wie umgekehrt Cooper bei Ideler III, S. 431 nicht the nobles, sondern the noble in Verbindung mit the great schreibt. — Unter Anm. 2 ist bemerkt, ancient, native und lunatic finde man auch im Singular als ein Substantiv gebraucht, mit andern Worten also, sie sind bei derselben Form sowohl Adjectiva als Substantiva, und haben in letzterer Eigenschaft natürlich im Plural ein s. Dergleichen Wörter aber gibt es noch mehrere. So entsinne ich mich, dass ein Schüler in seinen Exercitien Bedenken trug, im Plural the infidels, was oft genug zu lesen ist, zu sagen, weil infidel ja nicht unter den Adjectiven aufgeführt werde, die im Plural ein s annähmen. Von derselben Art ist the sages u. a.

Unter den Zahlwörtern werden § 349, wie gewöhnlich im Lateinischen und Griechischen, thirty six und six and thirty und ähnliche Ausdrücke für die allein gebräuchlichen erklärt. Aber wie in den alten Sprachen (was ich kürzlich in Beziehung auf das Griechische in einer Recension von Baeumleins griechischer Grammatik in den Jahrb. für Philol. gezeigt habe) findet sich auch im Englischen bei vorhergehender grösserer Zahl ein hinzutretendes and. So forty and five Tom Jones I, 5 und wiederholt in der Bibel thirty and two und ähnliches. S. Num. XXXII. Nehem. VII. So auch (und dies sei ein Zusatz zu § 350 Anm. 1) the twenty and seventh, the thirty and eighth, 1 Kön. XVI, 15. 29.

In der Anm. zu § 367 wird gesagt, mine und thine adjectivisch stehe bisweilen vor Substantiven, deren Anfangsbuchstabe ein Vocal oder ein stummes h ist. Aber wie jetzt richtig gelehrt wird, dass an statt a nicht bloss vor einem stummen, sondern auch vor einem lautbaren h sich finde, so

gilt dieses auch von mine und thine. So thine hand Exod. XVII, 5, mine help XVIII, 4.

Mit sonstiger Uebergehung der Pronomina, die in Hinsicht auf Formation nichts Merkwürdiges darbieten, was nicht besser in der Syntax zu betrachten wäre, wenden wir uns zum Verbum. Auch hier sehen wir zunächst unter Anm. 1 zu § 384 etwas erwähnt, was unserer Ansicht nach lieber in der Syntax unter der Lehre vom Accusativ, wie es in den alten Sprachen geschieht, behandelt werden sollte. Es ist die Verbindung von Accusativen mit Intransitiven auf zweierlei Art. Die erste ist, was man in den alten Sprachen den accusativus figurae etymologicae nennt. Wenn aber diesen unsere Grammatik als dichterisch bezeichnet, so ist zu bemerken, dass einzelne Beispiele doch auch in der Prosa gewöhnlich sind. So sagt Macaulay sleeping the placid sleep of infancy Hist. of Engl. II, p. 133. Hume, to have lived very licentious lives Hist. c. XXIX, 2. Thackeray, he smiled an almost wild smile Henr. Esm. I, S. 299. W. Scott sogar in der Sprache von Adam Woodcock he has flown many a higher flight Abbot S. 174, und to die a death steht Eliot Rom. II, 219, to laugh his laugh Thack. H. E. I, 124. 158. II, 33, also überall mit solchen adjectivischen Zusätzen, wie sie auch in der attischen Prosa gewöhnlich sind. Dass auch, wie in den alten Sprachen, hierbei das Substantivum desselben Stammes bisweilen mit einem gleicher Bedeutung vertauscht wird, möge aus der Prosa die Wendung to play over the same game (Macaul. Biograph. ess. S. 68) lehren. Dass aber diese ganze Materie besser unter dem Accusativ behandelt wird, zeigt schon der Umstand, dass auch transitive Verba mit einem solchen Accusat. schematis etymol. verbunden werden. So ist eine bekannte Wendung to strike a stroke, die auch nach der eben bemerkten Erweiterung dieses Sprachgebrauches mit to strike a blow (z. B. Macaul. Biograph. ess. S. 65) vertauscht wird, und Shakspeare sagt auch thou hadst called me all these better names K. Rich. III, A. I, 3, also ganz wie *καλεῖν τινα ὄνομα*. Wenn dann bei dem andern neben Intransitiven gebräuchlichen Accusativ in to sleep all night, to walk a mile, gesagt ist, er müsse eigentlich durch eine Präposition ergänzt werden, so ist dieses die in den alten Sprachen jetzt durchgängig verworfene, in unserer Grammatik

aber auch § 898 festgehaltene Erklärung, nach der man ehemals *κατά* und ähnliche Präpositionen ergänzte. Die erwähnten englischen Beispiele bedürfen gar keiner Erklärung, da wir ja unter dem Accusativ hören, er stehe auch auf die Frage wie lange (§ 332, 2) und wie weit (§ 533). Die Wendung aber to go a journey (*ἰέναι ὁδόν*) ist eher mit to play a game zu vergleichen, und she looked a sadness bei Bulwer ist nach Analogie des gewöhnlichen she looked sad (vgl. § 566) so gesagt, wie man griechisch nicht bloss *δριμὺ βλέπειν*, sondern auch *Ἄρη*, *κάρδαμον*, *σίναπι βλέπειν* spricht.

Zu den Anomalien der Bildung der starken und schwachen Conjugation lassen sich mehrere Zusätze machen. So § 392 bei to heave, dass sein Particip hove heisst bei Southey Idel. III, S. 240, und ebenso von steal das Particip stole Shaksp. Jul. Caes. II, 1, von tear auch bei W. Scott Marm. I, 27 das Particip tore und ebenso von wear bei demselben das Particip wore Marm. II, 18; ferner bei bear, dass der Unterschied der Bedeutung von tragen und gebären auch im Particip bisweilen vernachlässigt wird, indem borne für geboren gedruckt ist Shaksp. Henr. VI. P. III. I, 1, Exod. XXI, 4 und Jerem. XV, 9. 10; bei sheer, dass das Particip bei Shakspeare einmal shore lautet, Midsummernigths-dr. V, 1. Zu § 393 ist bei take wieder das Particip took zu bemerken, nicht nur bei dem, wie wir schon oben an einigen Beispielen gesehen haben, und auch die Ausleger des Dichters anzumerken nicht unterlassen, das Imperfect von dem Particip gar nicht unterscheidenden Shakspeare, z. B. Jul. Caes. II, 1, sondern auch bei Sheridan Riv. I, 1. Shakspeare hat ebenso mistook als Particip Jul. Caes. I, 2 und (zu § 395) von fall das Particip fell K. Lear IV, 6. Von drive lautet das Imperfect in der Bibel 2 Kön. XVII, 21 und sonst drave, das Particip Shaksp. Henry VI. S. 466 der Fleisch. Ausg. und sogar einmal bei Ferguson drove. Ebenso lautet das Particip von strive bei Shaksp. Henry VIII. Act II, 4 strove. Von write findet sich das Imperfect writ Tom Jones II, S. 91, Thacker. Henr. Esmond S. 224, 237, 341 u. sonst der Tauchn. Ausg. und bei Shaksp. das Particip writ Tom Jones IV, 1 und das Particip wrote nicht bloss Shaksp. Cymb. III, 5, sondern sogar Hume Hist. V, S. 52 und sonst und Thackeray H. Es-

mond S. 215, 321. Von chide § 397 heisst das Imperfect Genes. XXXI, 36 chode, von spid das Particip einmal spat Dickens Oliv. Twist S. 540 der Fleisch. Ausg. Von eat § 398 findet sich das Particip ate Tom Jones III, S. 275, von strike § 399 ausser der angeführten seltnern Form des Imperf. stroke (bei Pope zur Il. XVI einmal stroak geschrieben) und strook auch strake Act. Apost. XXVII, 17. Von become steht ein ungewöhnliches Particip becombed in der letzten Scene von Shaksp. Cymb. Von sleep § 403 hat sogar Hume Hist. of Engl. c. 67 einmal das Particip sleeped. Von dare § 404 lautet auch in der Bedeutung dürfen das Imperfect schon bei Aeltern einzeln dared, z. B. Hume Hist. II, S. 23 und W. Scott Rob. of Paris S. 89; in neuen Romanen aber ist diese Form sogar viel häufiger als durst. So steht dared, d u r f t e, w a g t e, Wik. Coll. Anton. II, p. 100. 191. 209. 220, Eliot Rom. II, p. 93. 129. 144. Auch bei Macaul. Biogr. ess. S. 243. 263. Ganz vermisst unter § 392 habe ich swear, dessen in der Anmerkung erwähntes Imperfect ausser bei Dichtern auch in der Bibel (z. B. Psalm LXXXIX, 49) sware heisst, das Particip bei Scott Marm. I, 21 swore. Nicht vorgefunden glaube ich ausserdem einige Verba zu haben, die bei Shakspeare anomale Formen haben, als to requite mit dem Particip requit Temp. III, 3, to twit mit dem Particip twit Henry VI. P. II, 3, 1. Ob man übrigens besser thut, die anomalen Verba, wie der neue Herausgeber gethan hat, in gewisse Classen zu bringen, oder sie, wie es bei Wagner geschehen war, alphabetisch aufzuführen, darüber kann man ungewiss sein. Wissenschaftlicher ist unstreitig jenes, aber für das Nachschlagen viel bequemer dieses.

Zu § 118, 6 wird die Meinung von Kanyan angeführt, im Präteritum vermeide man besonders in Gedichten durch Bildung der zweiten Person nach Art der dritten Uebelklang, und es heisst dann: „Und so unterscheidet sich auch ohne die in mehreren Fällen sonst erforderliche harttönende Ableitungssylbe edst (welche Wagner empfohlen hatte) die zweite Person des Singulars im Präteritum, wie z. B. thou burst, thou cast, von der im Präsens, welche von diesen Verben thou burstest, thou castest heisst.“ Aber warum sollte bei der verhältnissmässig kleinen Anzahl von Verben, in der das Präsens und Präteritum

gleichlauten, in der ersten Person Singularis und dem ganzen Pluralis eine Verwechselung der Zeiten ohne Verschiedenheit der Bildung nicht zu befürchten sein, diese Verschiedenheit aber gerade in der ausser bei den Quäkern seltenen zweiten Person des Singulars sorgfältig erstrebt werden? In der Bibelsprache, in der die zweiten Personen des Singulars verhältnissmässig am meisten vorkommen, und in der auf die Formen derselben in den mit dem Präsens gleichlautenden Verben nicht besonders geachtet zu haben der Verfasser dieser Zeilen bedauert, lautet diese Person in andern Imperfecten der Anomala thou broughtest, foundest, heardest, knewest, leddest, forsookest, withheldest, leftest, wenttest, fleddest u. s. w., und doch didst (aber auch diddest), shewdst. Dieses e der zweiten Person des Imperfects findet sich, was zu § 421 zu bemerken ist, auch bei mayest Exod. X, 2, wouldest Exod. VII, 16. XXIII, 5, und bei mightest ausser in der Bibel (z. B. Psalm 1) auch Shaksp. Macbeth I, 5.

Gehen wir zur Syntax fort, so bemerken wir zuerst zu § 482, 3, dass es selbst ohne einem Eigennamen vorgesetztes Adjectivum bei Shaksp. zweimal the Talbot Henry VI. P. I. Act 3, Sc. 3, und bei Bulwer the Lear and the Hamlet in the last of the barons II, S. 265 der Tauchn. Ausg. heisst. Wenn dann in der Anm. zu § 483 die Auslassung des Artikels vor Flussnamen den Dichtern zugeschrieben wird, so ist zu erinnern, dass diese Auslassung auch in der biblischen Sprache häufig ist. So bei Jordan Ev. Math. III, 26. X, 14 und anderwärts, schon im alten Testamente, bei Euphrates Jerem. 13. Zu den Ländern, welche nach § 484 bald mit dem Artikel, bald ohne ihn vorkommen, gehört Peloponnesus, mit the z. B. Bulw. Ath. II, 264. 266. Auch Coelesyria steht bei Ferguson Hist. of the Rom. rep. bald mit dem Artikel (I, S. 243), bald ohne ihn. Unter den Abstracten, bei welchen nach § 488 Anm. 1 zuweilen die Individualisirung aus dem Zusammenhange zu entnehmen ist, ohne dass dieses immer so deutlich wäre, dass man den Artikel erwarten müsse, finden sich einzelne Beispiele bei Wörtern wie death und truth. So it was a war to the death Macaul. Hist. I, S. 393, ye would sentence me to the death Bulw. Pilgr. S. 110, und to speak the truth, wo die Perser ἀληθεύειν

lehren sollen, Grot. IV, S. 293, oder a champion for the truth Scott Pever. I, S. 182.

Wenn § 491 mit Recht bemerkt ist, dass der Artikel zur Bezeichnung eines uns vorzüglich bekannten Gegenstandes oder auch zur Auszeichnung diene, so ist doch hinzuzufügen, dass parliament vom englischen Parlamente, congress vom nordamerikanischen Congress, etwa wie griechisch *βασιλεύς* vom Perserkönig, so oft ohne Artikel erscheinen, dass es Beispiele nicht bedarf. Unter § 494 wird behauptet, wenn Eigennamen die Bezeichnung einer Würde oder eines Titels vorgesetzt sei, so bleibe der Artikel, ausser in den gleich angeführten Ausnahmen emperor u. s. w. weg, als King George. Aber the king Archidamus steht bei Leake Mor. III, S. 14, the king Aaetes Grot. Hist. I, 316, und so ähnliches. Von weiblichen Titeln ist ausser den angeführten Wörtern Lady oft mit dem Artikel versehen, wie the lady Grey und the lady Maria bei Hume, ersteres auch bei Shakspeare, the lady Castlewood bisweilen bei Thackeray in H. Esmond. Unter § 495 lernen wir, dass mount und cape vor den Eigennahmen mit Ausnahme von the cape of good hope ohne Artikel stehen. Aber auch bei mount und noch öfter bei dem verwandten mountain finden sich Ausnahmen. So sagt Shakspeare the mount Misenum Anton. II, 2, Grote the mountain Dindymene und ähnliches (vgl. III, S. 278).

In § 496 wird gelehrt, die Jahreszeiten würden, wenn keine nähere Bestimmung hinzukomme, ohne Artikel gesetzt. Ein Beispiel jedoch, wo auch ohne nähere Bestimmung der Artikel steht, findet sich schon in der Grammatik aus Thomson vor: Exalting love, by the great father of the spring inspired, gives instant courage to the fearfull race. Und andere, wo zwar der Artikel vielleicht auf die gegenwärtige oder nächst bevorstehende Jahreszeit hinweist, aber an sich auch ein allgemeiner Sinn nicht unangemessen ist, kommen auch in der Prosa vor. So with the return of the spring Gibbon Hist. of the decl. and fall cet. c. 55, in the spring Leak. N. S. IV, 49, in the summer Ders. Mor. II, S. 55 (obgleich derselbe in summer und in winter S. 67 und sonst sagt).

In der Anm. zu § 496 ist jetzt gesagt, heaven und earth würden in übersinnlicher Bedeutung ohne Artikel ge-

braucht. Ehemals wurde heaven schlechthin zu den Wörtern gerechnet, die den Artikel entbehrten. Keine von beiden Bestimmungen genügt. Dass nicht ohne Weiteres gelehrt werden kann, heaven stehe ohne Artikel, ergibt sich schon aus dem nicht seltenen Plural the heavens, the seven heavens und ähnlichen Ausdrücken. Aber auch im Singular kommt z. B. in der Bibel gleich von Gen. I an der Artikel wiederholt bei heaven vor. Aber auch mit der jetzt gegebenen Bestimmung über den Nichtgebrauch desselben kann ich mich nicht vereinigen. Denn wenn es z. B. Psalm CXLVI, 6 heisst, God made heaven and earth, so wird niemand an einen übersinnlichen Gebrauch denken können, zumal da in den entsprechenden ersten Worten der Genesis geschrieben steht God created the heaven and the earth. Das in derselben Anm. erwähnte Wort paradise habe ich nur mit einem Zusatz, wie the paradise of fools (Milt. Parad. lost B. III) mit dem Artikel verbunden gefunden.

Wenn Anm. 1 zu § 497 gelehrt ist, nach never, neither . . . nor und ever werde in conditionalen und Fragesätzen der Artikel a beim Subject weggelassen, so ist der Zusatz „in Conditional- und Fragesätzen“ falsch. Denn wenn es, wie wir gleich hören, bei Addison heisst, never man was so enamoured as I was of her forehead, so ist das weder ein conditionaler noch ein Fragesatz. Und dasselbe gilt von den gleich folgenden Worten von Gillies, neither fortuneteller, nor physician, or sophist were longer to be seen, und den beiden nächsten Beispielen. Dagegen lehren diese alle und die sonst noch in der Grammatik angeführten, dass ein solches never, neither, ever, nach dem der Artikel a unterdrückt wird, gleich zu Anfange des Satzes oder nach der ihn beginnenden Conjunction stehen müsse.

Die 8 oder mit jakes 9 Substantiva, welche bei Pluralform mit a, zum Theil auch mit this und that verbunden werden, sind schon in Anm. 1 § 299 aufgezählt und dort mit einigen Bemerkungen begleitet. Man sehe übrigens das oben Erinnerte.

Zu den nach § 500 im allgemeinsten Sinne oder sprichwörtlich genommenen Redensarten gehören noch east and west, sword in hand, king and parliament, prince and people, von welchen letztere beide mit *γυναῖκα καὶ παῖδας* und ähnlichen griechischen Ausdrücken zu vergleichenden Wendungen Hume Hist.

of Engl. Cap. LXIII, 3. LXVII, 2. 19 vorkommen. Von etwas anderer Art ist to absent one'sself from court Scott Quent. Durw. Cap. 8.

Von next und last wird § 510 an sich richtig gesagt, der Artikel the werde weggelassen, wenn sie allein oder in Verbindung mit einer Zeitbestimmung gleichsam adverbialisch gebraucht würden. Entschieden nicht adverbial aber heisst es auch bei Ferguson the intended consul of next year Hist. of the Rom. rep. III, 6.

Während es sonst bei Wagner hiess, der Artikel the werde sehr oft weggelassen, wenn im Deutschen dem Superlativ auf oder am zur Umschreibung eines Adverbs vorgesetzt werde, heisst es jetzt § 512 bestimmter: „Wird der im Deutschen mit am oder auf zusammengesetzte Superlativ adverbial gebraucht, so bleibt der Artikel weg.“ Dass dieses jedoch nicht ohne Ausnahme der Fall ist, möge eine Stelle aus Hume lehren: which of all branches of business he loved the most (am meisten) and understood the best (am besten), Hist. of Engl. c. LXIV, 1.

Unter § 522 folgt die Lehre über die Wortstellung des Artikels a bei einem Adjectiv und den Wörtern as, how und howewer, too, so. Abweichend von diesen Regeln heisst es bei too: a too violent and therefore incomplete reform und a too rigid resistance Bulw. Engl. S. 215, a too thankful heart Sherid. Riv. III, 2, a too easy admission Macaul. Hist. I, 1, so wie bei so: an enterprise so disastrous Grot. Hist. IV, p. 261.

Unter § 524 lernen wir wohl, wo der Artikel bei Anwendung nach both stehen müsse, aber nicht, wann er nach both stehe, da doch seine Auslassung häufig ist, wie selbst eines der unter § 696 angeführten Beispiele lehrt, so dass nicht die nach dem griechischen ἄμφω und ἀμφότεροι stattfindende Consequenz beobachtet wird. Dass der Gebrauch des Artikels a nach such schwanke, ist Anm. 5 erinnert; man wünschte aber hinzugesetzt, dass besonders bei Abstracten, bei nicht zwischentretenden Adjectiven, die Auslassung von a fast regelmässig ist.

Gehen wir nun zu dem Substantiv und seinen einzelnen Casus über, so sehen wir § 531 die Verba aufgezählt, die mit dem doppelten Accusativ der Person verbunden werden, dass

aber ausnahmsweise auch for bei dem Praedicatsaccusativ oder Factitiv stehe, ist Anm. 1 nur von to find angemerkt. Aber so steht auch to acknowledge for Hume Hist. II, S. 350, to name for Ferguson Hist. II, S. 285, whom you have named for consul Shaksp. Coriol. III, 1, the people choose Caesar for their king Caes. I, 2 (wie choisir pour), they avowed him for their king, Hume. Hier möchte ich auch die Redensart to take somebody for wife und to wife anmerken, in der man nach dem Lateinischen und Griechischen auch den Prädicatsaccusativ erwarten sollte. As, das unsere Grammatik nach to held anerkennt, ist nicht nur gesetzmässig nach den in der Regel auch nicht genannten to consider und to regard, sondern Grote sagt auch Tisamenes might be choosen as sovereign, Hist. II, p. 10. Von Verben, die mit dem Accusativ der Person und der Sache construirt werden können, ist in Anm. 2, nachdem to teach beseitigt ist, nur to ask übrig geblieben. Aber ausser dass auch dieses bei Hume mit for vorkommt (to ask somebody for supplies), verdient hier die Classe von Verben Besprechung, die sonst auch from bei sich haben, wie to banish somebody the kingdom, und ebenso to expell, depart, exclude, debar, und daher passiv is wretchedness deprived that benefit Shaksp. K. Lear IV, 6, also ganz nach der Analogie von *ἀφαιρεῖσθαι, ἀποστερεῖν* und ähnlichen griechischen Verben; denn dass nicht an eine Ellipse von from zu denken ist, haben wir schon gesehen.

Sonst vermissen wir unter dem Accusativ theils den oben beim ersten Theile der Grammatik schon besprochenen accusativus schematis etymologici, theils den aus Auslassung von having hervorgegangenen absoluten Accusativ, wie Macaulay Biograph. ess. S. 42 der Tauchn. Ausg. Commodus descended, sword in hand, into the arena. Zwar kann man bei solchen Wendungen und den ihnen entsprechenden französischen (z. B. galopant, le chapeau en main, entre les deux armées, Renée), ungewiss sein, ob man Accusative oder Nominative mit zu ergänzendem étant, being, vor sich habe, und letzteres dürfte unserm Grammatiker nach Anm. 3 zu § 795 billigenswerther erscheinen. Aber dass solche Wendungen nicht für absolute Nominative, was nach dem Englischen und Französischen eben so gut möglich wäre, sondern für Accusative anzusehen sind,

scheint das Deutsche (den Kopf bedeckt und dergleichen) zu lehren.

Besonders aber wären unter dem Accusativ, wie es in andern, sonst weit weniger gründlichen Grammatiken geschehen ist, die Verba aufzuführen gewesen, von denen es § 540 heisst: „Die Präposition to fällt im Englischen nach vielen Verben weg, deren Begriff im Deutschen nach sich den Dativ erheischt, von denen aber mehrere stets ohne dieselbe gebraucht zu werden scheinen.“ Denn dadurch, dass diese Verba stets ohne to gebraucht werden, unterscheiden sie sich von den § 539 angeführten, wozu noch kommt, dass fast alle diese Verba auch im Lateinischen, Griechischen, Französischen, Italienischen oder wenigstens in einer oder der andern dieser Sprachen entschiedene Transitiva sind. Handelte es sich indess bloss um die Stellung dieser Lehre, so wäre dieses von untergeordneter Bedeutung. Aber erstens stehen unter diesen Verben mehrere, bei denen es nicht schwer werden würde auch Beispiele des to nachzuweisen, und bei welchen der Accusativ der Person schon deshalb nicht angenommen werden kann, weil sonst die Construction des doppelten Accusativs entstehen würde, die nach Wörtern wie to cause, to procure, to occasion und ähnlichen nach keiner Sprachanalogie gestattet werden kann. Auf der andern Seite fehlen unter den von Wahlert § 516 und andern Grammatikern als ächte Transitiva aufgeführten to follow (sequi, suivre), to flatter (adulari, *θωπεύειν* und *κολακεύειν*, flatter), to imitate (*μιμεῖσθαι*, imitari, imiter), to help, succour, aid (*ὠφελεῖν*, iuvare, aider, secourir), to thank (remercier), to brave (braver), to curse (*κακολογεῖν*, maudire), to hurt (*βλάπτειν*), to waylay (*λοχᾷν* und *λοχίζειν* nebst *ἐνεδρεύειν*) u. s. w. Dass hierzu auch to serve gehört, was unter Anm. 4 mit einer gewissen Bedenklichkeit gesagt ist, scheint nach der Analogie von *θεραπεύειν* und servir qn. nicht zweifelhaft.

Auch würde der Verfasser dieser Zeilen kein Bedenken tragen, hierher einige Verba zu rechnen, bei welchen einzelne Beispiele des Dativs für eben solche Anomalien einzelner Schriftsteller zu halten sind, wie oben for bei gewissen doppelten Accusativen anzusehen war. Dieses hat unser Grammatiker von to obey Anm. 1 zu § 539 selbst anerkannt. Dasselbe

möchte ich aber auch von dem Beispiele it is necessary and assisting to all our other faculties Anm. 5 desselben Paragraphen bemerken, da der Accusativ bei to assist (assister) durch die Analogie der oben angeführten Verba des Helfens genügend geschützt wird, auch in unserer Stelle der adjectivische Gebrauch des Particips assisting zumal in Verbindung von necessary dem to zur Entschuldigung dient.

Gehen wir nun zu dem Dativ selbst fort, so scheint mir die Angabe von dem Gebrauch desselben für den Genitiv, er stehe, wo von einem Zustande oder Verhältnisse die Rede sei, aus dem gute oder nachtheilige Folgen für den hinzuzufügenden Gegenstand hervorgingen, zwar im Allgemeinen richtig, doch zu unbestimmt bezeichnet zu sein. Wenigstens sollte noch hinzugesetzt sein, er stehe so namentlich entweder bei Wörtern, die eine Verwandtschaft bedeuten, oder ein amtliches oder dienstliches Verhältniss zu einem ausdrücken, nebst einigen andern solchen Bestimmungen, wie sie bei Wahlert § 192 ff. zu finden sind.

Ob es zweckmässiger ist, wie es § 539 geschehen ist, Beispiele von Auslassung des to vor dem Dativ, wenn dieser gleich auf das Verbum folgt, zu geben, oder, wie derselbe Wahlert gethan hat, lieber die Verba aufzuzählen, bei welchen to nicht weggelassen werden kann, will ich zwar nicht entscheiden; aber schwerlich wird sich doch die Auslassung des to auf die angeführten Verba beschränken. So finden sich to secure (every one fair treatment, Scott), to forgive, to deliver u. a. nicht aufgeführte Verba mit Auslassung von to. Wenigstens werden in der Anmerkung 1 ausser den genannten Verbis noch einige andere zu besprechen sein, bei welchen man die Auslassung von to nach der Analogie vermuthen konnte, obgleich sie nicht gebräuchlich ist.

Leicht könnte man auch aus den nach Lloyd unter 3 gegebenen Regeln und den Beispielen schliessen, bei Vorsetzen des Dativs vor den Accusativ bei solchen Verbis müsse das to fehlen. Allein dieses widerlegt sich durch ein solches Beispiel, wie das letzte der unter 5 angeführten ist, und durch andere, wie besides restoring to him the revenues of his see Hume, who should bring to him the oxen of Iphiklos Grot. I,

S. 150 (vgl. das. S. 492), he has never rendered to himself account Grot. VIII, S. 678.

Beim Genitiv füge ich erstens zur Anm. zu § 557 hinzu, dass, wie nach dozen und score zuweilen of wegbleibt, so Shakspeare auch one half his goods zu sagen gewagt hat Merch. of Ven. IV, 1.

Von der § 558 gegebenen Regel über die Anwendung von of nach island, city und ähnlichen Worten finden sich besonders bei Leake viele Ausnahmen. So heisst es the islands Zacynthus, Cephalonia, Ithaca Mor. II, S. 171 (vgl. S. 457 fg.), a town Scollis S. 184, the village Marathon S. 289, the city Phalanthus S. 300. Vgl. noch S. 304. 307. III, S. 23. Umgekehrt steht bei mit river, mount und ähnlichen Appellativen verbundenen Eigennamen, die nach § 483 und 485 in der Regel kein of vor sich haben, bisweilen doch diese Partikel. S. the river of the Asopus Bulw. Ath. II, S. 143, of Cydnus Shaksp. Anton. II, 2, of Jordan Ev. Marc. zu Anf., of Rhine Thack. H. Esmond I, 338. (Also wie rivière und fleuve vor weiblichen Namen.) Desgleichen the mountain of Haemus and Rhodope Montag. Brief 25, the mountains of Taunus Fergus., the cape of Lecythos Grot., wie auch the promontory of gesagt wird und französisch montagne und promontoire mit dem Genitiv.

Eine Erwähnung verdienten auch Worte wie name, title und andere ähnliche mit dem Genitiv, gleichfalls mit dem Französischen und dem Lateinischen übereinstimmend. So heisst es, um von jenen beiden überall so vorkommenden Worten nicht erst Beispiele anzuführen, Euripides in his play of Meleager Grot. Hist. I, S. 194, the drama of Antiope das. S. 360, eben so the tragedy of u. s. w. Endlich ist wegen einer Anzahl Verba, die, wie im Griechischen *αἰσθάνεσθαι*, *ἐνθυμεῖσθαι*, *ἀκούειν* u. a. bald mit dem Accusativ, bald mit dem Genitiv construirt werden, neben dem Accusativ auch of nach sich haben, auf die 4. Anm. zu § 878 zu verweisen.

Wenn § 561 gelehrt wird, ein Substantiv, welches sich auf mehrere Subjecte oder Objecte bezieht, werde gemeiniglich in den Plural gesetzt, so bedurfte erstens das Gemeiniglich einer Erklärung, etwa wie sie bei Wahlert in der Anmerkung *α*) zu § 209 gegeben ist, damit man nicht etwa sage the Ro-

mans derived their religions from the Greeks, oder the Germans defended their liberties against the Romans. Aber auch, wo der durch das Substantiv ausgedrückte Gegenstand jedem Einzelwesen im Besondern zukommt, finden sich einzelne merkwürdige Beispiele des Singulars. So bei Scotts Abbot Cap. 13, S. 115: one or two — bent their knee und bald darauf individuals folding their arms and bending their head, wo die Verbindung von head mit arms wohl gewählt ist, weil der Mensch zwei Arme, aber einen Kopf hat, wiewohl hiernach auch knees erwartet werden könnte.

Gehen wir zu dem Abschnitt über die Adjectiva fort, so ist zwar nicht zu bezweifeln, dass der Unterschied des Adjectivs und des Adverbs bei intransitiven Verben im Allgemeinen § 566 richtig bezeichnet ist; es scheint sich jedoch der Sprachgebrauch bei einzelnen Verben mehr zu dem einen oder dem andern vorzugsweise zu neigen. Nehmen wir z. B. das in unsern Grammatiken angeführte Beispiel you look pale to day, so ist offenbar, dass genauer das Aussehen des Mannes, als der Mann selbst als blass bezeichnet würde, da ja nicht von einer dauernden, sondern von einer an einem bestimmten Tage sich zeigenden Gesichtsfarbe die Rede ist. Aber bei to look herrscht, wie in *ὀξὺ βλέπειν, δριμὺ δέρκεσθαι*, voir clair, das Adjectiv vor, doch nicht ohne Schwanken. Shakspeare trägt sogar kein Bedenken, adjectivische und adverbiale Bestimmungen bei diesem Worte zu verbinden. So heisst es Richard III. Act II, Scen. 3 You cannot reason with a man that looks not heavily and full of dread, und in einer andern Scene dieses Stückes his face looks cheerfully and smooth. Auch kommt man mit der Bestimmung, dass das Adjectiv auf das Subject bezogen werden müsse, nicht immer aus. Denn wenn Eliot Rom. II, p. 170 sagt, she slept deep, so kann niemand deep auf das Subject beziehen; es steht vielmehr für a deep sleep (*βαθὺν κοιμᾶσθαι*).

Unter § 569 Anm. 1 — 4 sind eine Anzahl Fehler oder scheinbarer Fehler gegen den Gebrauch des Adjectivs für das Adverbium angeführt. Aus Shakspeare liessen sich diese sehr vermehren, da dieser z. B. grievous sick Rich. III., horrible steep K. Lear IV, 8, wondrous well believed, honorable Ant.

V, 1 und anderes entschieden adverbial gesagt hat. Schwierig wird aber oft die Angabe der Grenze des beiderseitigen Sprachgebrauchs dadurch, dass manche Adjectiva entschieden auch ohne Veränderung der Form als Adverbia gebraucht werden, worüber auf die Anmerkungen zu § 824 verwiesen werden musste.

Dass Adjectiva im Singular mit Hinzutritt des Artikels ohne Beifügung eines Substantivs oder one substantivirt werden, worüber Anm. 1 zu § 572 zu vergleichen, ist besonders in der Bibel häufig. So the poor und the wicked Psalm X, 9. 13, Sprüchw. XIV, 2(. 32, the just Habak. II, 4. u. s. w.

Zu den § 577 angegebenen Ausnahmen, wo zu Adjectiven, zu welchen das Substantiv aus dem Vorhergehenden zu ergänzen ist, one nicht hinzugefügt ist, lassen sich einige Beispiele verschiedener Art nicht nur aus der Bibelsprache (z. B. Exod. XIV, 22. 23, Zacch. VI, 6), sondern auch aus neuen Schriftstellern anführen, wie the modern town, like the ancient Leak. Mor. III, S. 260, the brazen race quite different from the silver Grot. Hist. I, S. 89.

In Beziehung des Superlativs, bei welchem die Klasse, zu der Individuen gehören, nicht mit of angegeben ist, konnte man nach den in früheren Ausgaben gegebenen Beispielen glauben, es gälten die von Wahlert § 243 und Anm. gegebenen Regeln. Diesen widerspricht nun zwar das aus Irving hinzugefügte Beispiel. Da aber dergleichen selten sind und in dem Irvingschen die zwei vorhergegangenen of verhindern konnten, of heads zu schreiben, so mögen noch the wisest Protestants aus Macaul. Hist. II, S. 332 beigefügt werden. Auch kann hier die Frage berührt werden, ob wohl der Superlativ wie im Griechischen und Lateinischen als blosser Elativ gebraucht werden könne. So verstanden scheinen wenigstens die Worte the most noble Lady werden zu müssen Eliot Rom. II, p. 179.

In der Anm. zu § 385 sind einige Beispiele des Gebrauches des Superlativs auch von zwei Gegenständen angeführt. Dergleichen lassen sich noch einige aus den besten Classikern beibringen. So Grot. Hist. IV, S. 557 fg. Though both were powerful — Sybaris seems to have been decidedly the greatest.

Wenn § 586 gelehrt wird, das Maass des Unterschiedes einer Vergleichung werde, wenn die Bestimmung des Unter-

schiedes dem Comparativ nachgesetzt werde, durch by ausgedrückt, gehe diese Bestimmung aber dem Comparativ vorher, so bleibe by weg, so ist dieses nicht ohne Ausnahme wahr. So heisst es by far the greater number of sites Scott Quent. Durw. S. 19. Besonders aber stehen, wenn der Superlativ durch by far verstärkt wird, worüber oben gesprochen ist, by far voran. So in der oben zu § 335 Anm. 1 genannten Stelle und by far the most popular in einer andern, deren Ort ich mir genauer anzumerken vergessen habe.

Der Adjectiva, die mit of verbunden werden können, sind zwar § 591 viele aufgeführt; die Zahl lässt sich aber dennoch vermehren durch contemptuous, envious, subversive, suggestive u. a. Guilty hat Shakspeare im Hamlet einmal mit in verknüpft.

Unter § 597, wo die Worte Thomsons His folded flock secure, the shepherd home hies, für einen der Participialconstruction ähnlichen Satz erklärt werden, ist zugleich auf § 795 und Anm. 3 daselbst zu verweisen. Dass aber der Gebrauch des Adjectivs in solchen Sätzen nicht wesentlich ist, sondern auch eine Präposition mit einem Substantiv stehen kann, haben wir oben beim Accusativ an dem Beispiel sword in hand gesehen.

Unter § 599 hören wir, die Adjectiva könnten auch dann vor ihrem Substantiv hergehen, wenn sie durch ein Adverb näher bestimmt würden. Ausdrücklich hinzugesetzt zu sehen wünschte ich, was freilich aus dem können schon zu folgern ist, doch sei auch das Nachtreten des mit einem Adverbium verbundenen Adjectivs nicht ungebräuchlich. So some mountains not very lofty Leak. Mor. III, S. 119, that vote above mentioned Hum. Hist. LXIV, 2.

Zu § 600 möge noch bemerkt werden, dass, wenn zwei Adjectiva, deren eines keinen Zusatz, das zweite einen solchen hat, vorhanden sind, beide dem Substantiv nachgestellt werden. So hills strong and difficult of access Leak. Mor. III, S. 387.

Zu den Beispielen der Nachstellung des Adjectivs, die unter § 602 Anm. 2 angeführt sind, möchte ich besonders noch solche, wie an ambassador extraordinary Hum. Hist. LXV, 9 und God almighty aus der Bibelsprache, wenn dieses nicht mehr zu § 603 zu ziehen ist, hinzufügen. Die erwähnten

grammatischen Ausdrücke aber scheinen mehr sonst, als jetzt, in der angeführten Ordnung gebraucht zu sein. So las ich neulich relative pronouns und ähnliches bei Goodwin.

Wenn mehrere Adjectiva mit demselben Substantiv verbunden werden, so lässt sie unsere Grammatik § 605 dann nachstehen, wenn sie mit Nachdruck verschiedene Arten des durch das Substantiv bezeichneten Begniffs aufstellen, oder durch mehrere sich auf einander beziehende trennende oder verbindende Conjunctionen mit einander verknüpft sind. Aber diese Bestimmungen passen nicht auf Stellen, wie prejudice narrow and bigoted Hum. Hist. c. LXIII, 7, reasons more false and frivolous LXV, 13. Auf der andern Seite werden Adjectiva entgegengesetzter Bedeutung, auch wenn sie nicht mit nur einem Substantiv verbunden sind, sondern dieses wiederholt ist, ihm nachgesetzt, wie in der schönen Stelle von Macaulays Biograph. essays S. 53: a wreck of truth and falsehoods, of things noble and things base, of things useful and things pernicious.

Unter § 618, wo gelehrt wird, dass it auf den noch folgenden Theil eines Satzes hinweise, wenn es ein Infinitiv sei, und dieser nicht unmittelbar an das Verbum geknüpft werden könne, wünschen wir in einer Anmerkung besonders darauf aufmerksam gemacht zu sehen, dass man dadurch, dass im Deutschen bei veränderter Wortstellung das es wegfallen muss, sich nicht auch im Englischen zur Auslassung desselben verleiten lassen dürfe. Wir sagen z. B. ein Parlament, welches aufzulösen der König nicht in seiner Macht haben würde, englisch a parliament which the king would not have it in his power to dissolve (Hum. Hist. LXVII, 21), die Belohnung, welche zu ertheilen in der Gewalt des Darius stand, englisch the reward which it was in the power of Darius to bestow. Da dieser Fall zunächst eintritt, wenn ein Relativ oder ein relativer Satz (wie how they could have believed such nonsense, it is difficult to imagine, Dickens) von einem Infinitiv abhängt, so liesse sich die Sache auch beim Relativum zur Sprache bringen. Indess gibt Wahlert in der Anmerkung zu § 282, 1 die Regel für alle Fälle, wo ein mit einem unpersönlichsn Zeitwort (einer unpersönlichen Redensart) beginnender Hauptsatz seinem Nebensatz nachgesetzt

werde, wie to help you it is impossible to me. Dass jedoch bei so vorgesetztem Infinitive auch it fehlen könne, mögen die Worte lehren: to have exterminated . . . would have been little more repugnant. Hall. p. 185 bei Ideler B. 3.

In der in Anm. 1 zu § 619 wegen ungewöhnlicher Wortstellung angeführten Stelle aus Fielding habe ich mir die Wortstellung he it was, nicht he was it, wie die Worte in unserer Grammatik lauten, angemerkt. Ich bin jetzt ausser Stande die Stelle aufzufinden, kann aber wenigstens für die von mir angemerkte Folge der Worte zwei andere Beispiele anführen: he it is who cet. Ev. John. I, 27 und he it was that Gen. XLII, 6. In einer Anmerkung zu § 620 wird zu bemerken sein, dass in der Redensart there is der Singular nach Analogie des il y a auch bei pluralischem Subject bisweilen, besonders in der Shakspeareschen Sprache, unverändert bleibt. So there's two of you, there's places u. a. Vgl. auch Henr. VIII. V, 2. In der Stellung des there aber habe ich eine Anomalie bei Leake gefunden, indem es heisst: on none of these are there any Hellenic remains Mor. II, S. 356.

In Anm. 2 zu § 624 wird angegeben, das deutsche e s werde, wenn es auf etwas Vorhandenes hinweise, bisweilen, besonders nach to do, durch so ausgedrückt. Hier sollte aber der allerhäufigste Fall dieses Gebrauches nicht übergangen sein, nämlich wenn unser e s die Stelle eines aus dem Vorhergehenden zu ergänzenden A d j e c t e s vertritt. S. Wahlert § 284.

Der objective Gebrauch der Pronomina my, thy u. a. ist bei Shakspeare häufiger, als man nach dem, was bei Anführung der Worte my wrong in Anm. 1 zu § 638 gesagt wird, erwarten sollte. So kommen thy love, thy desire (wie lateinisch und griechisch tuum desiderium, *σὸς πόθος*) u. ähnl. objectiv vor. S. die Ausl. zu Shaksp. Haml. II, 1. Bei demselben Dichter findet sich his wiederholt statt its. S. Macb. I, 7. Merch. of Ven. Act V und sonst.

In Anm. 1 zu § 640 wird es noch immer für nicht erlaubt erklärt, die zueignenden conjunctiven Fürwörter mit den demonstrativen oder relativen zu verbinden. Es sind aber jetzt schon zwei Beispiele aus der Bibelsprache und eines aus Addison für diese Ausdrucksweise beigebracht, die in der That häufig genug

ist. So heisst es this his humble suit Shaksp. Jul. Caes. III, 1, this our spirit Milt. Par. lost I, 146, this our history Tom Jones III, S. 2, this our state Byron the two Fosc. p. 524 der Werke.

In der Anm. zu § 612 wird angedeutet, dass man von dem zur Bezeichnung des Zeitraumes gebrauchten Demonstrativ zuweilen den Singular this zu einem Plural gesetzt finde. Da dieses nur durch ein Beispiel aus Montague erläutert und getadelt ist, so wollen wir noch this seven years aus Shaksp. Henr. VI. P. I. Act 4, Sc. 3 und this twenty years aus Gen. XXXI, 38 hinzufügen.

§ 658, wo mit Recht gesagt wird, der Gebrauch von who und which sei ursprünglich völlig unbestimmt gewesen, wünschte man dieses besonders noch aus Shakspeare mehr erläutert zu sehen. Bei diesem steht z. B. eye who Temp. II, 1, wall through whom Midsummernight IV, 1. Von which statt who ist ein Beispiel aus Shakspeare schon angeführt, und es ist überall bei ihm und in der Bibelsprache zu finden. Mehr hierüber, so wie über sonstige Eigenheiten im Gebrauch des Relativs, ist erörtert in Schmidts Abhandlung On the use of the relative pronoun, Memel 1860, z. B. S. 4. All which (Anm. 4) bedeutet nicht bloss alles dasjenige was, sondern auch was alles Leake Mor. III, S. 9. Das in der Anm. 5 aus Chesterfield getadelte that what (bei Schmidt S. 5) steht auch einmal in Irvings Alhambr. S. 290. Zu der Anm. zu § 664 lässt sich hinzusetzen, dass bei Stellung von all und both vor dem Relativ which auch mit Einschaltung von of vorkommt. So both of which Leak. Mor. I, S. 242. Vgl. II, S. 56. Merkwürdig ist auch die Wortstellung all whose cities Leak. Mor. III, S. 200.

Wo in Anm. zu § 665 gelehrt wird, auch wenn der Infinitiv mit seinem Objects-Casus an die Spitze des Satzes trete, werde das Relativ ihm nachgesetzt, wünscht man an die oben behandelte Construction (zu § 618) erinnert zu werden, durch die eine solche Wortstellung in der Regel vermieden wird, indem es z. B. in der aus W. Scott angeführten Stelle heissen könnte in numerous ringlets which art had probably aided to form.

Wo von der Auslassung der Relativa die Rede ist, § 672, wird als erster Fall, in dem sie nicht ausgelassen werden dürfen, angegeben, wenn sie im Nominativ ständen. Der Nominativ fehlt aber oft bei Shakspeare, s. Schmidt S. 18, doch auch anderwärts, besonders nach there is und it is. Ein paar Beispiele vom letztern hat schon unser Verfasser gegeben. S. auch Tom Jones III, p. 118. 123 und sonst.

§ 681 Anm. 3 in der Stelle, in welcher der Unterschied von what in Fragen ohne a, und in Ausrufungen mit a gelehrt wird, ist die in frühern Ausgaben hinzugesetzte Ausnahme, dass nach Lloyd vor abstracten Begriffen auch im Ausruf a wegfallen müsse, weggelassen, die Beispiele aber what generosity in so poor a man und what presence of mind, die mit der Regel, wie sie jetzt aufgestellt ist, streiten, sind beibehalten.

Dass die Pronomina (demonstrative) im Singular zu einigen Substantiven im Plural gesetzt werden können, wie this summons und this means, darüber wurde in frühern Ausgaben unrichtig auf den Abschnitt über den Artikel statt über den Plural der Substantiva verwiesen. Jetzt ist § 688 jede Verweisung weggefallen. Man sehe aber die Anm. 1 zu § 299.*) Sollte übrigens die Sache in der Syntax noch einmal zur Sprache gebracht werden, so wäre dieses besser bei dem oben zu § 652 behandelten andern Fall, wo Demonstrativa im Singular bei Substantiven im Plural vorkommen, geschehen. Denn dass unser Fall auch bei dem Gebrauch von a sich zeigt, macht in so fern keinen Unterschied, als von a weder unter den Demonstrativen noch unter den allgemeinen Bemerkungen über die Pronomina die Rede sein kann.

§ 690 Anm. 2. Wie sich that mehrmals statt such vor as findet, so hat Shakspeare auch this gebraucht Caes. I, 2.

---

*) So sind auch in andern Stellen unserer Grammatik, in welchen zweimal von derselben Sache die Rede ist, die wünschenswerthen Verweisungen von einer Stelle auf die andere nicht hinzugefügt. So über den Ausdruck von Adverbien durch Präpositionen und Adjectiva oder Substantiva § 456 Anm. § 570, über den Gebrauch des Adjectivs in verkürzten Relativsätzen § 596 und 673 und in abgekürzten Participialsätzen § 597 ohne Verweisung auf § 795. Anderwärts, wie § 644, ist durch oben u. dgl. zu ungenau verwiesen.

Zu § 692 fg. wünschte man wegen all of us und dergleichen an § 618 erinnert zu sein, wie dasselbe bald darauf bei both geschehen ist.

Zu Anm. 1 § 706 war die Bemerkung nicht zu übergehen, dass, wenn in one another und each other das zweite Pronomen von einer Präposition abhängen soll, diese bald vor, bald zwischen beide Pronomina tritt. Während daher in unserer Grammatik die Worte antipathy to one another angeführt sind, heisst es one to another Ev. Luc. VIII, 20 und sonst.

Der gerade noch vorhandene leere Raum dieser Seite möge dazu dienen nachträglich zu bemerken, dass der in unserer Grammatik eigentlich als dichterisch bezeichnete, aber S. 64 aus Historikern und Romanschreibern nachgewiesene Accusativ nach dem Vorgange des Hebräischen und Griechischen sich natürlich schon in der englischen Bibel findet. So Lev. IV, 3. his sin which he sas sinned. Vgl. V. 28.

Frankfurt a. O. Dr. E. F. Poppo.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft
für das Studium der neueren Sprachen.

Shakspeare Illustrated by Old Authors.

(Continued.)

„In this trouble the earle of Ormond was greatlie aided by Sir William Wise knight a worshipfull gentleman, borne in the city of Waterford, who deserving indeed the praise of that great vertue, whereof he bare the name, grew to be of great credit in the court, and stood highlie in king Henrie his grace, which he wholie used to the furtherance of his friends, and never abused to the annoiance of his foes.

Sam.
Gregory, o' my word, we 'll not carry coals.

Gregory.
No, for then we should be colliers.

Sam.
I mean, an we be in choler, we 'll draw.

Gregory.
Ay, while you live, draw your neck out of the collar.
Romeo and Juliet Act 1 Scene 1.

Boy.
They will steal any thing, and call it, — purchase. Bardolph stole a lute-case: bore it twelve leagues, and sold it for three halfpence. Nym and Bardolph are sworn brothers in filching; and in Calais they stole a fire-shovel: I knew, by that piece of service, the men would carry coals.
Henry V. Act 3 Scene 2.

„This gentleman was verie well spoken, mild of nature, with discretion stout, as one that in an upright quarell would beare no coles, seldome in an intricate matter gravelled,

Rosalind.
Come, woo me, woo me; for now I am in a holyday humour, and like enough to consent. — What would you say to me now, an I were your very very Rosalind?

Orlando.
I would kiss before I spoke.

Rosalind.

Nay, you were better speak first; and when you were gravelled for lack of matter, you might take occasion to kiss. Very good orators, when they are out, they will spit; and for lovers, lacking (God warn us!) matter, the cleanliest shift is to kiss.

As You Like It Act 4 Scene 1.

being found at all affaires to be of a pleasant present wit."

Slender.

All his successors, gone before him, have done't; and all his ancestors, that come after him, may: they may give the dozen white luces in their coat.

Shallow.

It is an old coat.

Evans.

The dozen white louses do become an old coat well; it agrees well, passant: it is a familiar beast to man, and signifies — love.

Shallow.

The luce is the fresh fish; the salt fish is an old coat.

Merry Wives Act 1 Scene 1.

„Having lent the king his signet to seale a letter, who having powdred erinuts ingrailed in the seale; Why how now Wise (quoth the king) what, hast thou lice here? And if it like your majestie, quoth sir William, a louse is a rich cote, for by giving the louse, I part armes with the French king, in that he giveth the floure de lice. Whereat the king hartilie laughed, to heare how pretilie so biting a taunt (namelie proceeding from a prince) was suddenlie turned to so pleasant a conceipt." A continuation of the Chronicles of Ireland. Holinshed.

Shakspeare seems to have been familiar with Holinshed's Chronicles, and this passage may have suggested the dialogue between Shallow, Slender and Evans.

King.

This young man's love unto his noble brother
Appears a mirror. What must now be done, lords?
For I am gravel'd: If she have not him,
She dies for certain; if his brother miss her,
Farewell to him, and all our honours!

Beaumont and Fletcher The Mad Lover Act 4 Scene 4.

„Having now passed High Treason, Petit Treason, Misprision of Treason, Felony by the Statute of 3. H. 7. Heresie and Conjuration, Witchcraft, &c. We are next in order to treat of Felonies in general: and of all Felonies, Murder is the most hainous. Inter leges Canuti, ca. 61. fo. 118. Caedes manifestae numerantur inter scelera nullo humano jure expiabilia. And of all murders, murder by poisoning is the most detestable. Poison (a Venenum, a venis, quia a venis permeat) is, as hath been said, the most detestable of all, because it is most horrible,

Ghost.

But, soft! methinks I scent the morning air;
Brief let me be: — Sleeping within mine orchard,
My custom always of the afternoon,
Upon my secure hour thy uncle stole,
With juice of cursed hebenon in a vial,
And in the porches of mine ears did pour
The leperous distilment; whose effect

Holds such an enmity with blood of man,
That, swift as quicksilver, it courses through
The natural gates and alleys of the body;
And, with a sudden vigour, it doth posset
And curd, like eager droppings into milk,
The thin and wholesome blood: so did it mine;
And a most instant tetter bark'd about,
Most lazar-like, with vile and loathsome crust,
All my smooth body.
Thus was I, sleeping, by a brother's hand,
Of life, of crown, of queen, at once despatch'd:
Cut off even in the blossoms of my sin,
Unhousel'd, disappointed, unaneal'd;
No reckoning made, but sent to my account,
With all my imperfections on my head:
O horrible! O horrible! most horrible!

Hamlet Act 1 Scene 5.

and fearful to the nature of man, and of all others can be least prevented, either by manhood or providence: and that made Fleta to say, Item nec per patriam se defendere debet quis de veneno dato, sed tantum per corpus suum, eo quod initium facti non fuit tam publicum, quod sciri poterit a patria &c. But that is not holden for law at this day. All the ancient authors, of old time defined murder to be, Occulta hominis occisio, &c.

Hamlet.

There is a play to-night before the king;
One scene of it comes near the circumstance,
Which I have told thee of my father's death.
I pr'ythee, when thou seest that act a foot,
Even with the very comment of thy soul
Observe my uncle: if his occulted guilt
Do not itself unkennel in one speech,
It is a damned ghost that we have seen;
And my imaginations are as foul
As Vulcan's stithy.

Act 3 Scene 2.

when it was done in secret, so as the offender was not known: but now it is taken in a larger sense.“ (Coke 3. Institute Cap. VII.) Hamlet, — who knew how his father had been poisoned by Claudius, — speaks of his uncle's occulted guilt and Fleta says, Traditores — qui alicui occulte venenum praebuerint unde expiravit, et inde convincantur, detractentur et suspendantur. Lib. I. c. 35. The reader will perceive that Coke, speaking of murder by poison, says, it is „the most detestable of all, because it is most horrible;“ and that the Ghost of Hamlet's Father after describing the manner in which he was murdered by poison, exclaims,

O horrible! O horrible! most horrible!

Iago.

There are a kind of men so loose of soul,
That in their sleeps will mutter their affairs;
One of this kind is Cassio.

Othello Act 3 Scene 3.

Quippe ubi se multi per somnia saepe loquentes,
Aut morbo delirantes, procreasse ferantur,
Et celata diu in medium peccata dedisse.

Lucret. lib. V. 1157.

„Certes the making of new gentlemen bred great strife sometimes amongst the Romans, I meane when those which were Novi homines, were more allowed of for their vertues newlie seene and shewed, than the old smell of ancient race,

Le Beau.

Fair princess you have lost much good sport.

Cel.

Sport? of what colour?

Le Beau.

What colour, madam? How shall I answer you?

Rosalind.

As wit and fortune will.

Touch.

Or as the destinies decree.

Cel.

Well said; that was laid on with a trowel.

Touch.

Nay, if I keep not my rank, —

Rosalind.

Thou losest thy old smell.

As You Like It. Act 1 Scene 2.

latelie defaced by the cowardise and evill life of their nepheues and defendants could make the other to be.“ The Description of England. Chap. 5. Holinshed.

2. Thief.

I'll believe him as an enemy, and give over my trade.

Timon of Athens. Act 4 Scene 3.

Duke.

I know thee well: How dost thou, my good fellow?

Clown.

Truly, sir, the better for my foes, and the worse for my friends.

Duke.

Just the contrary; the better for thy friends.

Clown.

No sir, the worse.

Duke.

How can that be?

Clown.

Marry, sir, they praise me, and make an ass of me; now, my foes tell me plainly I am an ass; so that by my foes, sir, I profit by the knowledge of myself; and by my friends I am abused: so that, conclusions to be as kisses, if your four negatives make your two affirmatives, why, then the worse for my friends, and the better for my foes.

Twelfth Night Act 5 Scene 1.

That we may learn many things from our enemies is a sentiment to be found in one of the Comedies of Aristophanes.

ΕΠΟΨ.

Εἰ δὲ τὴν φύσιν μὲν ἐχθροί, τὸν δὲ νοῦν εἰσιν φίλοι,
Καὶ διδάξοντές τι δεῦρ' ἥκουσιν ὑμᾶς χρήσιμον;

ΧΟΡΟΣ.

Πῶς δ' ἂν οἶδ' ἡμᾶς τι χρήσιμον διδάξειάν ποτε,
Ἢ φράσειαν, ὄντες, ἐχθροὶ τοῖσι πάπποις τοῖς ἐμοῖς;

ΕΠΟΨ.

Ἀλλ' ἀπ' ἐχθρῶν δῆτα πολλὰ μανθάνουσιν οἱ σοφοί.
Ἡ γὰρ εὐλάβεια σώζει πάντα. παρὰ μὲν οὖν φίλου
Οὐ μάθοις ἂν τοῦθ'· ὁ δ' ἐχθρὸς εὐθὺς ἐξηνάγκασεν.
Αὐτίχ' αἱ πόλεις παρ' ἀνδρῶν γ' ἔμαθον ἐχθρῶν, κοὐ φίλων,
Ἐκπονεῖν θ' ὑψηλὰ τείχη ναῦς τε κεκτῆσθαι μακράς.
Τὸ δὲ μάθημα τοῦτο σώζει παῖδας, οἶκον, χρήματα.

ΧΟΡΟΣ.

Ἔστι μὲν λόγων ἀκοῦσαι πρῶτον, ὡς ἡμῖν δοκεῖ,
Χρήσιμον· μάθοι γὰρ ἄν τις κἀπὸ τῶν ἐχθρῶν σοφόν. 382.

Aristophanes *ΟΡΝΙΘΕΣ.*

Cade.

Nay, answer, if you can: The Frenchmen are our enemies: go to then, I ask but this: Can he, that speaks with the tongue of an enemy, be a good counsellor, or no?

All.

No, no; and therefore we 'll have his head.

2. Henry VI. Act 4 Scene 2.

To use the language of Stafford, the „gross and miserable ignorance“ of Cade's followers makes them decide that no man that speaks with the tongue of an enemy can be a good counsellor.

Antony.

Let each man render me his bloody hand:
First, Marcus Brutus, will I shake with you; —
Next, Caius Cassius, do I take your hand; —
Now, Decius Brutus, yours; — now yours, Metellus;
Yours, Cinna; — and, my valiant Casca, yours; —
Though last, not least in love, yours, good Trebonius.

Julius Cæsar Act 3 Scene 1.

„And there, though last not least, is Aetion,
A gentler shepheard may no where be found:
Whose muse, full of high thoughts invention,
Doth like himselfe heroically sound.“

Spenser. Colin Clout. 444.

CXIII.

Since I left you, mine eye is in my mind;

Sonnet.

Horatio.

A mote it is to trouble the mind's eye.

Hamlet Act 1 Scene 1.

Hamlet.

My father, — Methinks, I see my father.

Horatio.

Where?

My lord?

Hamlet.

In my mind's eye, Horatio.

Act 1 Scene 2.

„And neigh the castle swiche ther dwelten three:
That on of hem was blind, and might not see,
But it were with thilke eyen of his minde,
With which men mowen see whan they ben blinde.“

Chaucer. The Man of Lawes Tale.

The expressions, „though last not least“ and „in my mind's eye“ contained in these extracts from Spenser and Chaucer, are often used, in conversation, by educated Englishmen, and generally, I think, as quotations from Shakspeare.

Macbeth.

Life's but a walking shadow; a poor player,
That struts and frets his hour upon the stage,
And then is heard no more: it is a tale
Told by an idiot, full of sound and fury,
Signifying nothing. —

Act 5 Scene 5.

Ὁρῶ γὰρ ἡμᾶς οὐδὲν ὄντας ἄλλο, πλὴν
Εἴδωλ', ὅσοιπερ ζῶμεν, ἢ κούφην σκιάν. 126.

Sophocles *ΑΙΑΣ.*

„When he heard how the game went, and how his men were discomfited and the most part fled or flieng awaie, he neither tarried for his Chamberleine to apparell him, nor for his page to help him: but with all the hast and post hast he could, he turneth a faire paire of heeles and runneth awaie:

Prince Henry.

But, Francis, darest thou be so valiant, as to play the coward with thy indenture, and to shew it a fair pair of heels, and run from it?

1. Henry IV. Act 2 Scene 4.

and albeit he were verie sharpelie pursued, yet (though hardlie) he escaped.“ The Conquest of Ireland. Holinshed.

Silius.

Noble Ventidius,
Whilst yet with Parthian blood thy sword is warm,
The fugitive Parthians follow.

Antony and Cleopatra. Act 3 Scene 1.

— ἀλλά οἱ αὖθι
Λῦσε μένος, πλήξας ξίφει αὐχένα κωπήεντι·
Πᾶν δ' ὑπεθερμάνθη ξίφος αἵματι· 331.

Homer *ΙΛΙΑΔΟΣ Π.*

ὁ δ' Ἀγήνορος υἱὸν Ἔχεκλον
Μέσσην κακκεφαλὴν ξίφει ἤλασε κωπήεντι·
Πᾶν δ' ὑπεθερμάνθη ξίφος αἵματι· 476.

Homer *ΙΛΙΑΔΟΣ Υ.*

„Providence hath placed the Epiglottis, Ligula, or flap like an ivy-leaf, which alwaies closeth when we swallow, or when the meat and drink passeth over it into the gullet. Which part although all have not that breathe, as all cetaceous and oviparous animals, yet is the Weazon secured some other way; and therefore in Whales that breathe, lest the water should get into the lungs, an ejection thereof is contrived by a Fistula or spout at the head.

Fr. Sol.

O, prennez miséricorde! ayez pitié de moy!

Pist.
Moy shall not serve, I will have forty moys; —
For I will fetch thy rim out at thy throat,
In drops of crimson blood.

Henry V.

And therefore also though Birds have no Epiglottis, yet can they so contract the rim or chinck of their Larinse as to prevent the admission of wet or dry ingested; either whereof getting in, occasioneth a cough, until it be ejected.“ Pseudodoxia Epidemica. Book IV. Chap. VIII.

Prince Henry.
This earth, that bears thee dead,
Bears not alive so stout a gentleman.

1. Henry IV. Act 5 Scene 4.

Hamlet.
He was a man, take him for all in all,
I shall not look upon his like again.

Act 1 Scene 2.

Πάντων ἄριςον ἄνδρα τῶν ἐπὶ χθονὶ
Κτείναο', ὁποῖον ἄλλον οὐκ ὄψει ποτέ. 813.

Sophocles *ΤΡΑΧΙΝΙΑΙ.*

„In the second year of Sheffington his governement, it happened that one Henrie White, servant to Benet a Merchant of Dublin, was pitching of a cart of haie in the high street,

Prince Henry.
I'll make it greater, ere I part from thee;
And all the budding honours on thy crest
I'll crop, to make a garland for my head.

Hotspur.
I can no longer brook thy vanities.

[They fight.

Enter Falstaff.

Falstaff.
Well said, Hal! to it, Hal! — Nay, you shall find no boy's play here, I can tell you.

1. Henry IV. Act 4 Scene 4.

and having offered boies plaie to passengers that walked to and fro, he let a bottle of his haie fall on a souldiors bonet, as he passed by in his cart.“

Tita.
Or, say, sweet love, what thou desirest to eat.

Bot.
Truly, a peck of provender; I could munch your good dry oats. Methinks, I have a great desire to a bottle of hay: good hay, sweet hay, hath no fellow.

Midsummer Night Act 4 Scene 1.

„The souldior taking this knavish knacke in dudgeon, hurled his dagger at him, and having narrowlie mist the princocks, he sticked it in a post not farre off.“

1. Capulet.
Go to, go to,
You are a saucy boy: — Is 't so, indeed? —

This trick may chance to scathe you; — I know what
You must contrary me! marry, 'tis time —
Well said, my hearts: — You are a princox; go: —
Romeo and Juliet Act 1 Scene 5.

„White leapt downe from the cart, and thrust the souldior through the shoulder with his pike. Whereupon there was a great uprore in the citie betweene the souldiors and the apprentises, inso much as Thomas Barbie being the mayor, having the king his sword drawne, was hardlie able to appease the fraie, in which diverse were wounded, and none slaine. The lord deputie issued out of the castell, and came as farre as the pillorie, to whom the mayor posted through the prease with the sword naked under his arme, and presented White that was the brewer of this garboile (see Archiv vol. XXXIV page 329) to his lordship, whom the governour pardoned, as well for his courage in bickering

Gloster.
My lord of Winchester, I know your mind:
'Tis not my speeches that you do mislike;
But 'tis my presence that doth trouble you.
Rancour will out: Proud prelate, in thy face
I see thy fury: if I longer stay,
We shall begin our ancient bickerings.
2. Henry VI. Act 1 Scene 1.

as for his retchlesse simplicitie and pleasantnesse in telling the whole discourse. Whereby a man maie see how manie bloudie quarels a bralling swashbuckler maie pick out of a bottle of haie, namlie when his braines are forbitten with a bottle of nappie ale.“ The Chronicles of Ireland. Holinshed.

Silence.
You were called — lusty Shallow, then, cousin.

Shallow.
By the mass, I was called any thing; and I would have done any thing, indeed, and roundly too. There was I, and little John Doit of Staffordshire, and black George Bare, and Francis Pickbone, and Will Squele a Cotswoldman, — you had not four such swingebucklers in all the inns of court again:
2. Henry IV. Act 3 Scene 2.

Latorch.
By this time where's my huffing friend, lord Aubrey!
Where's that good gentleman? Oh, I could laugh now,
And burst myself with mere imagination:
A wise man, and a valiant man, a just man,
Should suffer himself to be juggled out o' th' world
By a number of poor gipsies! Farewell, swashbuckler:
For I know thy mouth is cold enough by this time.
Beaumont and Fletcher. The Bloody Brother Act 5 Scene 2.

Enter Benvolio, at a distance.

Gregory.
Say — better; here comes one of my master's kinsmen.

Sam.
Yes, better, sir.

Abr.
You lie.

Sam.

Draw, if you be men. — Gregory, remember thy swashing blow.

(They fight.)

Benvolio.

Part, fools; put up your swords; you know not what you do.

(Beats down their swords.)

Romeo and Juliet Act 1 Scene 1.

Captain.

Now, Sir, have at you! Here I lie,
And with this swashing blow (do you sweat, Prince?)
I could hulk your grace, and hang you up cross-legg'd,
Like a hare at a poulter's and do this with this wiper.

Beaumont and Fletcher. Philaster Act 5 Scene 4.

Prince Henry.

Dost thou speak like a king? Do thou stand for me, and I 'll play my father.

Falstaff.

Depose me? if thou dost it half so gravely, so majestically, both in word and matter, hang me up by the heels for a rabbit-sucker, or a poulter's hare.

1. Henry IV. Act 2 Scene 4.

„There was a gentleman of mine acquaintance that met his enemie in the fields, where they both upon a trifling quarell fought so friendlie, as they had more need to have beene grapled together with cables, than parted by indifferent sticklers." (See Archiv vol. XXXV page 308.)

Iago.

It is merely a lust of the blood, and a permission of the will. Come, be a man: Drown thyself? drown cats, and blind puppies. I have professed me thy friend, and I confess me knit to thy deserving with cables of perdurable toughness; I could never better stead thee than now.

Othello Act 1 Scene 3.

„How beit, because the gentleman was never before flesht,

Prince Henry.

Come, brother John; full bravely hast thou flesh'd
Thy maiden sword.

1. Henry IV. Act 5 Scene 4.

Bast.

How the young whelp of Talbot's, raging-wood,
Did flesh his puny sword in Frenchmen's blood!

1. Henry VI. Act 4 Scene 7.

Edmund.

How now? What 's the matter? Part.

Kent.

With you, goodman boy, if you please; come,
I 'll flesh you; come on, young master.

Lear Act 2 Scene 2.

King Henry.

The gates of mercy shall be all shut up;
And the flesh'd soldier, — rough and hard of heart, —
In liberty of bloody hand, shall range
With conscience wide as hell.

Henry V. Act 3 Scene 3.

Tyrrel.
Dighton, and Forrest, whom I did suborn
To do this piece of ruthless butchery,
Albeit they were flesh'd villains, bloody dogs,
Melting with tenderness and mild compassion,
Wept like two children, in their death's sad story.
Richard III. Act 4 Scene 3.

and yet nothing at all that daie, for each of their blowes did commonlie light on the medow where the fought; a friend of his reported well of him to an other, saieng, that he was like in time to proove a proper man of his hands,

Poins.
By this light, I am well spoken of, I can hear it with my own ears: the worst that they can say of me is, that I am a second brother, and that I am a proper fellow of my hands; and those two things, I confess, I cannot help. By the mass, here comes Bardolph
2. Henry IV. Act 2 Scene 2.

for the well handling of his weapon in his late combat. Whereupon soone after, the other doubling the gentleman his praise, gave notice to another, that such a gentleman (naming him) fought valiantlie such a daie in such a place. Immediatlie upon this in a shire or two off, it was noised that the partie praised, fought with two at once in such a place, naming the medow."

2. Thief.
It is noised, he hath a mass of treasure.
Timon of Athens. Act 4 Scene 3.

Wolsey.
Let there be letters writ to every shire,
Of the king's grace and pardon. The grieved commons
Hardly conceive of me; let it be noised,
That, through our intercession, this revokement
And pardon comes: I shall anon advise you
Farther in the proceeding.
Henry VIII. Act 1 Scene 2.

„At length it was bruted, that he fought foure severall daies;

Count.
Victorious Talbot! pardon my abuse:
I find, thou art no less than fame hath bruited,
And more than may be gather'd by thy shape.
1. Henry VI. Act 2 Scene 3.

Morton.
In few, his death (whose spirit lent a fire
Even to the dullest peasant in his camp)
Being bruited once, took fire and heat away
From the best temper'd courage in his troops:
2. Henry IV. Act 1 Scene 1.

Macduff.
I cannot strike at wretched kernes, whose arms
Are hired to bear their staves; either thou, Macbeth,
Or else my sword, with an unbatter'd edge,
I sheathe again undeeded. There thou shouldst be;
By this great clatter, one of greatest note
Seems bruited: Let me find him, fortune!
Macbeth Act 5 Scene 7.

and I am well assured that was the first fraie that ever he made, and I thinke it will be the last, unlesse he be forced maugre his heart to the contrarie." The Description of Ireland. The Second Chapter. Holinshed.

Julia.

Her hair is auburn, mine is perfect yellow:
If that be all the difference in his love,
I'll get me such a colour'd periwig.
Her eyes are gray as glass, and so are mine:
Ay, but her forehead 's low, and mine 's as high.

Two Gentlemen of Verona Act 4 Scene 4.

„Ful semely hire wimple ypinched was;
Hire nose tretis; hire eyen grey as glas."

Chaucer. Prologue to Canterbury Tales.

„Me thinks that in all decencie the stile ought to conforme with the nature of the subject, otherwise if a writer will seeme to observe no decorum at all, nor passe how he fashion his tale to his matter,

Cade.

As to these silken-coated slaves, I pass not;
It is to you, good people, that I speak,
O'er whom, in time to come, I hope to reign;
For I am rightful heir unto the crown.

2. Henry VI. Act 4 Scene 2.

who doubteth but he may in the lightest cause speake like a Pope, and in the gravest matters prate like a parrat. Puttenham's Arte of Poesie. Lib. III Cap. V.

Iustice he solde iniustice for to buy,
And for to purchase for his progeny.
Ill might it prosper, that ill gotten was;
But, so he got it, little did he pas. 1150

Spenser. Mother Hubberd's Tale.

The verb pass, used in these passages by Shakspeare, Puttenham and Spenser evidently signifies, to care about, to trouble one's self about, to regard; and the sense of it has been well preserved by Schlegel and Hagberg in their beautiful translations;

Cade. „Mir gelten nichts die taftbehangnen Sklaven."

Schlegel.

Cade. „Mig bry ej dessa silkesklädda slafvar."

Hagberg.

and, used in this sense, the word seems to be derived, through the Latin patior, from the Greek *πάσχω*.

Queen.

The famed Cassibelan, who was once at point
(O giglot fortune!) to master Cæsar's sword,
Made Lud's town with rejoicing fires bright,
And Britons strut with courage.

Cymbeline. Act 3 Scene 1.

Escalus.

Such a fellow is not to be talked withal: — Away with him to prison. — Where is the provost? — Away with him to prison; lay bolts enough upon him: let him speak no more. — Away with those giglots too, and with the other confederate companion.

Measure for Measure.

Pucelle.
Once I encounter'd him, and thus I said,
Thou maiden youth, be vanquish'd by a maid:
But — with a proud, majestical. high scorn, —
He answered thus: Young Talbot was not born
To be the pillage of a giglet wench:
So, rushing in the bowels of the French,
He left me proudly, as unworthy fight.
1. Henry VI. Act 4 Scene 7.

„But as one of the three chapmen was imploied in his traffike abroad, so the prettie poplet his wife began to be a fresh occupieng giglot at home, and by report fell so far acquainted with a religious cloisterer of the trone, as that he got within the lining of her smocke.“ The Description of Ireland. Holinshed.

Menenius.
Do not cry, havock, where you should but hunt
With modest warrant.
Coriolanus. Act 3 Scene 1.

Antony.
All pity choked with custom of fell deeds:
And Cæsar's spirit, raging for revenge,
With Até by his side, come hot from hell,
Shall in these confines, with a monarch's voice,
Cry Havoc, and let slip the dogs of war;
That this foul deed shall smell above the earth
With carrion men, groaning for burial.
Julius Cæsar. Act 3 Scene 1.

Bastard.
Ha, majesty! how high thy glory towers,
When the rich blood of kings is set on fire!
O, now doth death line his dead chaps with steel;
The swords of soldiers are his teeth, his fangs;
And now he feasts, mouthing the flesh of men,
In undetermined differences of kings. —
Why stand these royal fronts amazed thus?
Cry havoc, kings! back to the stained field,
You equal potents, fiery-kindled spirits!
Then let confusion of one part confirm
The other's peace; till then, blows, blood, and death!
King John. Act 2 Scene 2.

„Turgesius so brideled the Irish kings, and kept them in awe, that without interruption he reigned like a conqueror thirtie yeares. He cried havock and spoile where anie rich preie was to be had, sparing neither church nor chappell, abusing his victorie verie insolentlie.“ The Sundrie invasions of Ireland. Holinshed.

Horatio.
A mote it is, to trouble the mind's eye.
In the most high and palmy state of Rome,
A little ere the mightiest Julius fell,
The graves stood tenantless, and the sheeted dead
Did squeak and gibber in the Roman streets.
As, stars with trains of fire, and dews of blood
Disasters in the sun; and the moist star,
Upon whose influence Neptune's empire stands,

Was sick almost to dooms-day with eclipse.
And even the like precurse of fierce events, —
As harbingers preceding still the fates,
And prologue to the omen coming on, —
Have heaven and earth together demonstrated
Unto our climatures and countrymen. —

Hamlet Act 1.

Ἱππῆες δ' ὀλίγον μετεκίαθον· ἐν δὲ κυδοιμὸν
Ὦρσε κακὸν Κρονίδης, κατὰ δ' ὑψόθεν ἧκεν ἐέρσας
Αἵματι μυδαλέας ἐξ αἰθέρος, οὕνεκ' ἔμελλε
Πολλὰς ἰφθίμους κεφαλὰς ἄϊδι προϊάψειν. 55.

Homer *ΙΛΙΑΔΟΣ Λ.*

Calphurnia.

Cæsar, I never stood on ceremonies,
Yet now they fright me. There is one within,
Besides the things that we have heard and seen,
Recounts most horrid sights seen by the watch.
A lioness hath whelped in the streets;
And graves have yawn'd, and yielded up their dead:
Fierce fiery warriors fight upon the clouds,
In ranks, and squadrons, and right form of war,
Which drizzled blood upon the Capitol:
The noise of battle hurtled in the air,
Horses did neigh, and dying men did groan;
And ghosts did shriek, and squeal about the streets.
O Cæsar! these things are beyond all use,
And I do fear them.

Julius Cæsar. Act 2 Scene 2.

Arma ferunt inter nigras crepitantia nubes,
Terribilesque tubas, auditaque cornua coelo
Praemonuisse nefas. Phoebi quoque tristis imago
Lurida sollicitis praebebat lumina terris.
Saepe inter nimbos guttae cecidere cruentae.
Coerulus et vultum ferrugine sanguine currus.
Tristia mille locis lachrymavit ebur: cantusque feruntur
Auditi, sanctis et verba minacia lucis.
Victima nulla litat: magnosque instare tumultus
Fibra monet, caesumque caput reperitur in extis.
Inque foro, circumque domos, et templa Deorum
Nocturnos ululasse canes; umbrasque silentum
Erravisse ferunt, motamque tremoribus urbem.
Non tamen insidias venturaque vincere fata
Praemonitus potuere Deum.

Ovid. Metamorph. Lib. XV. 800.

„Manie wonderfull visions were seene that yeere in Albion, as the Scotish chronicles make mention. In the river of Humber there appeered in the sight of a great multitude of men, a number of ships under saile, as though they had beene furnished foorth for the warres. In the church at Camelon there was heard a noise, as it had beene the clattering of armor. Milke was turned into bloud in divers places in Pictland, and cheese converted into a bloudie masse or cake. Corne, as it was gathered in the harvest time appeered bloudie. In the furthermost parts of Scotland, it rained bloud. These sights being seene of some, and declared to other, caused a woonderfull feare in the peoples harts, imagining some great alteration to ensue.“ The Historie of Scotland. Holinshed.

Hamlet.
Sure, he, that made us with such large discourse,
Looking before, and after, gave us not
That capability and godlike reason
To fust in us unused.

Act 4 Scene 4.

Gewiss, der uns mit solcher Denkkraft schuf
Voraus zu schaun und rückwärts, gab uns nicht
Die Fähigkeit und göttliche Vernunft,
Um ungebraucht in uns zu schimmeln.

Schlegel.

The expression „looking before and after,“ which Shakspeare uses in Hamlet, is to be found in the Iliad and also in the Odyssey of Homer:

— *ὁ γὰρ οἶος ὅρα πρόσσω καὶ ὀπίσσω·*
ΙΛΙΑΔΟΣ Σ. 250. *καὶ ΟΔΥΣΣΕΙΑΣ Ω.* 451.

— der allein so vorwärts schaute wie rückwärts.
Ilias. Voss.
— der allein vorwärts hinschauet und rückwärts.
Odyssee. Voss.

Οὐδέ τι οἶδε νοῆσαι ἅμα πρόσσω καὶ ὀπίσσω.
ΙΛΙΑΔΟΣ Α. 343.

Und nicht weiss er zu schauen im Geist vorwärts und auch rückwärts. Ilias. Voss.

and the reader will perceive that Schlegel, in translating that expression, uses almost the same words which Voss uses in translating those lines.

Antony.
No farther, sir.
Cæsar.
You take from me a great part of myself;
Use me well in it. — Sister, prove such a wife
As my thoughts make thee, and as my farthest band
Shall pass on thy approof. —
Antony and Cleopatra Act 3 Scene 2.

King Richard.
Old John of Gaunt, time-honour'd Lancaster,
Hast thou, according to thy oath and band,
Brought hither Henry Hereford thy bold son,
Here to make good the boisterous late appeal,
Which then our leisure would not let us hear,
Against the duke of Norfolk, Thomas Mowbray?
Richard II. Act 1 Scene 1.

„There can be no good religion in such as raise rebellion to disquiet the state of their native sovereigne, and perjuredlie dooth stand against the oth, band, and obligation of their faith whereunto they have subscribed.“ The Continuance of the annales of Scotland by Francis Boteuile called Thin.

„The reason why the Law prohibiteth not Counsel in Appeal as it doth in an Indictment, I suppose is this: There is no Appeal brought, but that of Common Presumption the Appellant hath great Malice against the Appellee; as when the Appeal is brought by the Wife of the Death of her Husband, or by the Son of the Death of his Father, or that an Appeal of Robbery is brought for stealing of Goods.“

King Richard.
Tell me, moreover, hast thou sounded him,
If he appeal the duke on ancient malice;
Or worthily, as a good subject should,
On some known ground of treachery in him?

Gaunt.
As near as I could sift him on that argument, —
On some apparent danger seen in him,
Aim'd at your highness, no inveterate malice.
Richard II. Act 1 Scene 1.

„And therefore if the Judges should in those Cases shew themselves to instruct the Appellees, the Appellants would grutch and think them partial: And therefore as well for the Indemity of the Court, as of the Appellee, in Case that he be not guilty, the Law suffereth the Appellee to have Counsel."

Say.
Hear me but speak, and bear me
Kent, in the commentaries Cæsar writ,
Is term'd the civil'st place of all this isle:
Sweet is the country, because full of riches;
The people liberal, valiant, active, wealthy;
Which makes me hope you are not void of pity.
I sold not Maine, I lost not Normandy;
Yet, to recover them, would lose my life.
Justice with favour have I always done;
Prayers and tears have moved me, gifts could never.
2. Henry VI. Act 4 Scene 7.

„But when that a Man is indicted at the king's suit, the king intendeth nothing but Justice with favour, and that is to the Rest and Quietness of his faithful subjects, and to pull away Misdoers among them charitably." Doctor and Student Chap. XLVIII. Shakspeare, in Richard II, refers to the malice, which „of common presumptio " the Appellant Henry Hereford had against the appellee Thomas Mowbra Duke of Norfolk.

Biondello.
Take you assurance of her, cum privilegio ad imprimendum solum to the church, take the priest, clerk, and some sufficient honest witnesses.
Taming of the Shrew. Act 4 Scene 4.

The words cum privilegio ad imprimendum solum which Shakspeare uses in this passage are sometimes seen on the Title pages of old books announcing the sole privilege of printing them; thus; —

„The workes of Geffrey Chaucer newlye printed, wyth dyuers workes which were neuer in print before: As in the table more playnly doth appere. Cum Priuilegio ad imprimendum Solum. Prynted by John Reynes dwellynge at the sygne of saynte George in Pauls Church-yarde, 1542."

And I think that Shakspeare uses them in a double, or rather in a covert sense. The infinitive of the Latin verb imprimo, in and premo signifies to press:. Biondello therefore says, in effect, „take you assurance of her with the sole privilege of pressing her," and this is an assurance taken in marriage; so that the words cum privilegio ad imprimendum solum are applicable to a man who issues a book from the press and also to a man who takes a woman in marriage.

Mrs. Page.
Trust me, he beat him most pitifully.

Mrs. Ford.

Nay, by the mass, that he did not; he beat him most unpitifully, methought.

Mrs. Page.

I'll have the cudgel hallowed, and hung o'er the altar; it hath done meritorious service.

Merry Wives. Act 4 Scene 2.

2. Clown.

Who builds stronger than a mason, a shipwright, or a carpenter?

1. Clown.

Ay, tell me that, and unyoke.

2. Clown.

Marry, now I can tell.

1. Clown.

To 't.

2. Clown.

Mass, I cannot tell.

Enter Hamlet and Horatio, at a distance.

1. Clown.

Cudgel thy brains no more about it; for your dull ass will not mend his pace with beating.

Act 5 Scene 1.

Cudgel: derived from the Welsh cogel; from côg, a mass, lump, or short piece of wood. Mass: derived from the Saxon, maesa, maesse: French messe; German and Danish messe. The word mass so derived signifies primarily leisure, or rest from labour: now the service of the Romish Church; the office or prayers used at the celebration of the eucharist; the consecration of the bread and wine. Mass derived from the French masse, signifies a mass, heap, a mace, or club. Portuguese maça, dough and mace; Spanish masa, dough, mortar, a mass, and maza, a club, a mace; mazo, a mallet; Italian massa, a heap, and mazza, a maze. These words are supposed to belong to the root of the Greek μάσσω, to beat or pound, the root of which is μαγ: hence the connection between mass and mace, a club.

Shakspeare, in these passages, may play upon the words mass and cudgel, using them in connection with each other: because the word cogel, from which cudgel is derived, signifies a mass or lump. Thus, — cudgel suggested the meaning of the word from which it is derived, namely, „mass" or lump; and this word „mass" which is the meaning of cogel suggested the Mass by which men swore.

Liverpool. W. L. Rushton.

Beurtheilung einer „Widerlegung J. Grimms."

Im vorletzten Hefte dieser Zeitschrift besprach ein Aufsatz die Ansicht Grimms, dass die Formen der Voluntätszeitwörter ich kann, darf, mag u. s. w. sich als ursprüngliche Perfectformen mit präsentisch gewordener Bedeutung erweisen. In der „Widerlegung von J. Grimms angeblicher Verschobenheit eines Präteritums" heisst es auf erster Seite:

„Keineswegs der Voluntätszeitwörter Sinn, sondern lediglich dieser Präsensformen auffallende Aehnlichkeit mit der Perfectform der zeitvocalischen (sogenannten starken) Conjugation hat besagte irrige Ansicht erzeugt. Um nun dieselbe zu stützen, möchte ihr Aufsteller die Möglichkeit ursprünglich perfectischen Sinnes erweisen; da diess zu thun jedoch unmöglich ist, so begnügt er sich damit, die Herkunft dieser Wörter absonderlich dunkel und verwirrt erscheinen zu lassen, anstatt einzugestehen, dass ihm die Auffindung des vermutheten perfectischen Sinnes mislingt. Hätte er die Begriffe der sechs eigentlichen Voluntätszeitwörter klar ergründet, so wäre er vor dem Wirrwarr, in welchen er gerieth, behütet gewesen." Im weiteren Verlauf: J. Grimms Behauptung sei schief; sein Verfahren so irrig, dass es ein Unrecht wäre, zu schweigen. Er verstehe nicht, zwischen darf und bedarf zu unterscheiden. J. Grimm trage keine Scheu, dergleichen vorzutragen; vor der richtigen Erkenntnis schliesse Grimm die Augen!

Man muss gestehen, das heisst ohne Ansehen der Person urtheilen! und ist im ersten Augenblick unschlüssig, ob man über diese naive Verwegenheit in Harnisch gerathen, oder ob man sie belächeln soll. Das Letztere wollen wir nachher während unserer Beleuchtung thun, das Erstere zunächst.

Denn wenn die Redaction dieser Zeitschrift auch mit sehr zu preisender Unparteilichkeit der einzelnen dissentirenden

Stimme Raum gönnt, ist es doch Pflicht der Kritik, unberufene Persönlichkeiten entschieden von den Schranken ritterlichen Turniers zu weisen.

Er, jener geniale Gründer unserer germanischen Philologie, jener vom reinsten Wahrheitsdrang beseelte unermüdliche Forscher, er soll — nicht etwa geirrt, was menschlich — sondern wissentlich Irrtum und Schein verbreitet und vor der richtigen Erkenntnis absichtlich die Augen geschlossen haben! Er, unser grosser Todte, dessen unsterbliches Verdienst es ist, dass er nicht nur wie ein königlicher Bauherr den Kärrnern zu thun gab, sondern dass er unserm Volke, er der Erste, das Verständnis alter Herrlichkeit erschloss, und im vollsten Sinne zu den Wohlthätern des gesammten Vaterlandes gehört, er darf — nicht etwa im Einzelnen berichtigt, was er selber theils schon that, theils von den Jüngern hoffte — sondern von Leuten, nicht wert, dass sie seine Schuhriemen auflösen, wie ein Schulbube zurechtgewiesen werden?

Und wer denn ist der Neider seiner Grösse? Wer der Riese, der in voller Unkenntnis der Würde und Kraft seines Gegners den kecken Angriff wagt? Ein Herr Dr. von Schmitz-Aurbach in Heidelberg, der den Stolz der Nation zu schmähen sich erlaubt und nichts erlangt, als das beschämende Bewusstsein, eine Unart begangen und sich lächerlich gemacht zu haben.

Nun legen wir aber den Harnisch der Entrüstung ab und beleuchten zu unserer eigenen und der Leser Erheiterung die Donnerkeile unseres Anonymus.

Unser Freund weiss nicht, dass unser Meister Grimm es uns Neueren leider unmöglich gemacht hat, bei der Erforschung sprachlicher Formen bloss mit dem Handwerkszeug der Begriffserklärung zu erscheinen; andere aber sind unserem Freunde unbekannt.

Immer nur redet er von der Gleichheit und Verschiedenheit der Bedeutungen, und weil er sich nicht klar machen kann, wie ein Perfectum zu präsentischer Bedeutung fortschreiten könne, gelangt er zu der Behauptung, die Formen ich kann, ich darf u. s. w. seien echte Präsentia. Da aber die Flexion widerspricht, kommt er zu der Entdeckung einer

„teutischen Medialconjugation.“ Hätte unser Freund, statt auf Grimm zu schelten, nach der Lectüre seiner „Geschichte der Sprache,“ deren eigentümliche Stellung unter des geistreichen Philologen Werken er nicht zu kennen scheint (dieselbe bietet neben weiten Perspectiven angriffsfähige Hypothesen), vor allem Bekanntschaft mit Grimms Grammatik, sodann mit der verwandten Literatur gemacht, so würde er erkannt haben, dass man zu solchen Untersuchungen, wie der in Rede stehenden, nach den zwar verwickelten doch sehr bestimmten Gesetzen der Etymologie verfahren müsse, dass dazu unter andern 1) einige Studien in den verwandten germanischen, vor allen in der gotischen Sprache gehören; dass man 2) auch nicht ohne einige Kenntnisse im Griechischen, Lateinischen und im Sanskrit zum Ziele gelange; dass 3) zuweilen auch einige Belesenheit in den verschiedenen Literaturen nützlich sei, und 4) auch etliche sprachgeschichtliche, sage ich lieber „allgemein sprachwissenschaftliche“ Studien wünschenswert scheinen.

Unser Freund aber lebt noch in der arkadischen Unbefangenheit, von all diesen Apparaten oder wenigstens von ihrem Gebrauch keine Ahnung zu haben, woraus sich eigentlich auch nur das Wagestück seines Aufsatzes erklärt.

Wer kennete nicht, unsere reiferen Gymnasiasten nicht ausgeschlossen, das Grimm'sche Gesetz der Lautverschiebung, wonach z. B. die griechische oder römische Muta t im Gotischen als aspirata th, im Hochd. als d auftritt (vgl. tu, thu, du)? Unser Freund kennt dies Gesetz nicht; er steht noch auf dem verjährten Standpunkt einiger urwüchsiger Südländer unserer „Teuten-Nation“ und huldigt dem Irrtum einer „teutischen“ Sprache, während andere Leute längst deutsch reden. Nach jenem allbekannten Gesetze des Kreislaufs der Mutenverschiebung entspricht griech. oder röm. d einem gotischen t und dies beim Mangel einer hochdeutschen Aspirate unserm ȝ, so dass z. B. in gesetzmässiger Form neben einander stehen vidi, vait, weiȝ (wie pedes, fôtjus, Füȝe u. v. a.). Unser Freund aber, in Unkenntnis dieser Zusammengehörigkeit, sagt: die Herleitung des weiȝ von vidi ist irrig; das Zeitwort weiȝ ist vielmehr ein mediales Präsens von weisen und bedeutet bin unterwiesen. Leider müssen wir ihm sagen, dass diese

Herleitung eine etymologische Unmöglichkeit ist, ebenso wie die folgende. Er hält nämlich dafür — unglaublich zu sagen — es sei wissen mit sein, „das ursprünglich issen (!) gelautet haben werde und sein anlautendes w einbüsste," zu vergleichen. So völlig ist ihm das Gesetz der Lautverschiebung fremd, dass er sich durch die zufällige heutige Schreibung wissen, in der die beiden ss nur orthogr. Ungenauigkeiten für ß sind, das seinerseits aus t entsprang, verleiten lässt, es mit dem Hilfsverb sein zu verbinden, dessen s in allen verwandten Sprachen ein uraltes, und, weil es nicht zur Mutenreihe gehört, niemals in die t-Reihe verschoben werden konnte. Man vergleiche die constanten s mit den verschiebbaren Dentalen in folgenden zwei Reihen:

sanskr. asti	gr. ἐστί	lat. est	got. ist	hd. ist
„ vêda	„ οἶδα	„ vidi	„ vait	„ weiß.

Es gehören s und ß so verschiedenen Lautreihen an, dass unsers Freundes angesetztes iten (für issen oder sein) sich als völlig gesetzwidrig ergiebt. Er wolle hieraus ersehen, dass strengere Studien süddeutschen Schwärmereien zwar Zügel, aber doch sehr heilsame anlegen.

Und warum soll denn weiß durchaus keine Perfectform sein und warum muss die etymologische Zusammengehörigkeit mit vidi geleugnet werden? Weil der Begriff ich habe gesehen niemals die präsentische Bedeutung ich weiss habe erlangen können! Allein in der Phrase: „Ich weiss es, ich habe es selber gesehen" haben doch beide Glieder eigentlich gleichen Sinn. Andererseits zeigen sich Begriffsveränderungen aller Orten in der Sprache. Erhält doch der ursprüngliche Optativ im Lateinischen conjunctivischen Sinn; das Participium amamini bekommt den Begriff bestimmter Persönlichkeit, der Locativ die Bedeutung des Genitivs u. s. w. Aehnlicherweise wird der Dativ Wegen zur Präposition: wegen seiner Abwesenheit, und empfängt das Dingwort sêr (= Schmerz, vgl. versehren) ganz abweichenden adverbialen Sinn: sehr natürlich. Und was den Uebergang perfectischer Bedeutung in präsentische anlangt, so liegt er sogar nahe, da beide Zeiten Gegenwarten sind, die eine die vollendete, die andere die dauernde. Was aber jeden Zweifel daran hinwegräumt, dass

weiß ein Perfectum ist (übrigens zweifelt Niemand als unser Freund), ist der Umstand, dass auch im Griech. die Perfectform οἶδα und ebenso im Sanskr. vêda ich weiß bedeutet. So allgemein bekannten Thatsachen gegenüber fallen unsers Freundes etymologische Phantasien in Nichts zusammen, wie noch einige Beispiele deutlich machen sollen.

Er sagt: Darf steht neben dürfen; dies entsprang aus dur (durch, Thor) und heffen = haben. Dürfen ist ein Durchhaben, ein Thor haben, eine Erlaubnis haben. — Hier finden wir dieselbe Unkenntnis der Lautverschiebungsgesetze, wie oben, indem die verschiedenen Anlaute in durch und Thor von vornherein die Vergleichung mit dürfen verbieten.

Er lehrt ferner: Das Zeitwort kan = ich erkenne hat durch Enthauptung des lat. cogn-osco seine Entstehung gefunden. (!) Sei ihm gesagt, dass kenne nicht aus unverstandenem cogn- herübergenommen, sondern aus der asiatischen Heimat mitgebracht worden. Im Sanskr. heisst die Wurzel gnâ, zu der im Gr. γνῶ-θι, im Lat. (g)novi und im Deutschen, natürlich mit Verschiebung des g zu k, die Wurzel knâ und kan, ken-ne zu stellen ist.

Die Perfectform in ich mag leugnend, behauptet unser Freund, es sei ein mediales Präsens, hänge mit mic in a-mic-us zusammen und bedeute ursprünglich: ich liebe. Allein die Trennung a-mic-us, in der mic der Stamm sein soll, ist nur für Jemand möglich, der keine hinlänglichen sprachlichen Studien gemacht hat. Man hat zu theilen am-icus, von am-o aus cam-o, wie aus câ-rus (für cam-rus) hervorgeht. Die Sanskritwurzel heisst k'am, lieben. Also ist unsers Freundes Präsens mag aus amicus hinfällig. Er hätte vielmehr an lat. magnus, und, wäre ihm der Sanskrit zugänglich gewesen, an manh = wachsen denken sollen; ich mag heisst also ursprünglich ich bin gewachsen, woraus die präsentische Bedeutung ich habe Kraft, ich vermag entsprang. Dieser Sinn klingt in möglich noch an; im Simplex mag hat sich die Bedeutung noch weiter schattirt, statt Kraft haben, bedeutet es jetzt Muth, Lust haben. Hiernach beurtheile man, ob Grimm nicht Recht hatte, mag und vermag für gleicher Abstammung zu halten, worüber ihn unser Freund aber ernstlich meistert:

„Durch blossen Gleichlaut sollte kein Wortforscher sich verleiten lassen, zweien Wörtern einerlei Herkunft beizumessen." „Grimm hat anders gedacht, hat darf und bedarf und ebenso mag und vermag für Eins gehalten." Aber auch in dem Tadel wegen der Verbindung von darf und bedarf verrathen sich sehr lückenhafte Kenntnisse. Hätte unser Süd-Teutone, falls ihm dies freistände, eine Luther'sche Bibel zur Hand genommen, so hätte er gegen Ende des Matthäus gefunden: Er hat Gott gelästert; was dürfen wir weiter Zeugnis, wo neuere Drucke bedürfen setzen. Und anderwärts steht: Die Gesunden dürfen des Arztes nicht und ähnliche an vielen Orten. Auch bedeutet ja das alte darbâ im Hildebrandsliede (darbâ gistoutun) Mangel, Entbehrung, wofür wir jetzt Bedarf sagen.

So erfährt das berauschende Gefühl unsers Freundes, Auffinder einer „teutischen Medialconjugation" zu sein, hiermit einige Abkühlung. Wären seine sprachgeschichtlichen Studien schon gründlicher geworden, so würde ihm nicht entgangen sein, dass das ursprünglich complicirte Flexionssystem unserer indoeuropäischen Sprachen sich in demselben Masse vereinfachte, als sich die einzelnen Völker von der asiatischen Quelle entfernten. So sank allmählich das Medium, das Passivum, der Dualis, der Locativ und andere Fälle; so büssten schon die Römer, mehr noch die Goten die reduplicirten Perfecta, die Romanen ihre flectirende Comparation ein, und immer mehr nehmen unsere Sprachen die Richtung, ihre Flexionsformen durch Umschreibung zu bilden. Daher war es von vornherein sehr bedenklich, in unserer modernen Sprache noch Medialformen auffinden zu wollen.

Endlich erregen unseres Freundes wahrhaft antediluvianische Vorstellungen von der Genesis der Sprachen unsere höchste Heiterkeit. Völlig unbekannt muss ihm sein, dass uns europäischen Völkern von unserer gemeinsamen asiatischen Mutter auch eine gemeinsame Mitgift an Sprachstämmen gegeben wurde, die von jedem Volke zwar nach eigenen Gesetzen fortgebildet wurden, die aber aller Orten die Sprachverwandtschaft bekunden. Nun aber meint unser Freund: Das Zeitwort will sei aus der teutischen Sprache in die lateinische eingedrungen, denn im Latein finde sich kein Wort, welchem dies

volo entkeimt sein könne, während das deutsche will sehr gut von wall (schlage Wellen) abstammen könne, was den Sinn sehr scharf treffe. Er hat also keine Ahnung davon, dass Wurzeln in einer Sprache aussterben können, während sie in der verwandten ein reiches Leben führen. Eben darum bedarf es der Sprachvergleichung, um die dunkeln Punkte der fraglichen Sprache mit dem Licht der Schwestersprachen zu beleuchten. Wem fiele bei will, volo nicht griech. *βούλομαι* ein? Ist das auch vom deutschen will entlehnt? Auch hat das Verbum velle (= wählen) seinen Verwandten an vir, der Mann, der Erwählende; und unser Freund möge an dem Wechsel von l und r keinen Anstoss nehmen; er ist häufig (luscinia = rossignol). Auch heisst die Sanskr.-Wurzel var wählen.

Sehr seltsam sagt Ebenderselbe, die scheinbare ahd. Perfectform toug komme vermuthlich von gedeihen (was schon der Lautverschiebung wegen nicht angänglich); von gedeihen stamme *τυγχάνω*, dessen *αν* eine Uebertragung der deutschen Infinitivsilbe en sei (!). Dieselbe finde sich auch in der Silbe *νυ* der Verben *δείκνυμι* u. s. w., was zu verdreht ist, als das man annehmen könnte, unser Freund glaubte das selber, wennschon er nicht wissen konnte, da er kein Sanskrit versteht, dass in dieser Sprache mehrere Klassen von Verben einen Nasal in die Wurzel (z. B. bhinadmi von bhid spalten, vgl. lat. findo) oder zwischen Stamm und Flexion setzen (z. B. strnômi, yunâmi), der mit der deutschen Infinitivendung gar nichts zu thun hat. Aehnliches findet sich daher auch im Griechischen: *μανθάνω, τυγχάνω* nämlich = tynchano, *στόρνυμι* (*στρώννυμι*).

Das non plus ultra aber wird uns auf letzter Seite geboten, wo unser Freund auch die von J. Gimm herangezogenen Perfectformen odi, memini als solche ablehnt. Er sagt: „memini habe, wie aus memor hervorgehe, mem zum Stamm. Es sei überhaupt kein ursprünglich lat. Wort. Suche man „memini's Entstehung auf, so zeige sich als das Wahrscheinlichste, dass eine ehemalige Phrase me minit = es gemahnt mich von Teuten (Sabinern) irrig als ein und zwar reduplicirtes Wort betrachtet wurde. Da verschwanden die analogen Phrasen te minit, se minit. Die echten Latinen liessen sich die Aenderung als eine

Einführung ganz fremden Wortes gefallen. So habe ihnen mem als Stamm geschienen, wovon sie mem-or gebildet hätten, dessen or eine Ableitung der Endung arius sein möge.“ Welch ein gehäufter Nonsens! Nie verfuhren Völker auf solche Weise bei Bildung ihrer notwendigsten Begriffs- und Wortformen.

Wie schade, dass unser Freund keine etymologische Schule durchgemacht, sondern sich an seinem Pulte täuschenden Grübeleien hingegeben hat! Bei Bopp hätte er sofort lernen können, dass memini zur Sanskritwurzel man = denken gehört, wohin auch lat. moneo und unser Mann, Mensch zu zählen sind. Memor aber hat damit nichts zu schaffen: Dies ist eine reduplicirte Form von mor, oder wie das Sanskr. an die Hand giebt von smar erinnern, womit unser ahd. smer-za (Schmerz der Erinnerer) zusammenhängt.

So beschaffen also ist der Dilettantismus unseres Freundes, der sich emporreckte, mit J. Grimm zu kämpfen. Muss man nun nicht lachen, wenn er sagt: Grimms Verfahren sei irrig? Vor dem Richtigen verschliesse er die Augen?

Da der jugendlich entrüstete Mann „zu immer klarerer Widerlegung der Grimm'schen Behauptung“ noch mit einer zweiten Abhandlung droht, so rathen wir ihm, dieselbe lieber zu unterdrücken und die auf die Arbeit vergeudete Zeit zu beweinen. Hat er aber seine Studien vollendet und erscheint dann wieder auf dem Kampfplatz, so soll er uns ein willkommener Mitstrebender sein.

Berlin. F. Hermes.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Französisch-Deutsches und Deutsch-Französisches Wörterbuch zur Geographie, Geschichte, Culturgeschichte, Archäologie, Mythologie und den verwandten Wissenschaften, als Ergänzung zu jedem französichen Lexicon, nebst einem Anhange; Verzeichniss der in der Aussprache von den gewöhnlichen Regeln abweichenden oder sonstige Schwierigkeiten darbietenden französichen geographischen und Personennamen. Von Dr. A. Keber, Oberlehrer an der Realschule zu Aschersleben. Dessau, Neubürger, 1862.

Laut des Vorwortes hat der Verfasser bereits 1845 eine kleine Schrift veröffentlicht (welche uns aber nicht zu Gesicht gekommen ist): „Wortbildungsregeln, nach welchen die griechischen und römischen Eigennamen ins Französische übergegangen sind. Ein Beitrag zur französischen Wortbildungslehre.“ Schon danach konnten wir vermuthen, dass wir es hier mit dem Resultate einer vieljährigen Beschäftigung mit demselben Gegenstande zu thun hätten. Diese Vermuthung wurde auch durch nähere Einsicht des Werkes bestätigt, welches durchweg den Stempel des Fleisses, der Sorgfalt und der Gediegenheit trägt.

Was zuerst den Inhalt betrifft, so wird dieser selbst durch den oben vollständig abgedruckten etwas weitschweifigen Titel (welcher aber nicht kürzer gefasst werden konnte, um einigermassen auszudrücken, was in dem Buche zu finden sei) nicht erschöpfend angegeben; wenigstens irrt derjenige, welcher danach glaubt, dass er hiermit nur ein ausführlicheres und vollständigeres (übrigens auch so schon sehr dankenswerthes) Namensverzeichniss (von, beiläufig gesagt, 10- bis 11.000 Artikeln) der Art erhält, wie sich fast bei jedem französischen Lexicon findet. Das Buch enthält nicht bloss Namen, sondern auch — und das ist ein besonders hervorzuhebendes Verdienst — Sachliches, man könnte nach einigen Artikeln sagen, die historischen, diplomatischen und anderweitigen Kunstausdrücke, vornehmlich im deutsch-französischen Theile, z. B. „Abstimmung, nach Ständen, nach Köpfen, vote par ordre, par tête, m.,“ „Acte, acte, m. Bei allgemeineren Bestimmungen folgt de, z. B. acte de navigation, bei specielleren Angaben pour (oder concernant, rélatif à, au sujet de u. dgl.), z. B. acte pour la navigation du Weser, actes divers pour la séparation de la Belgique d'avec la Hollande.“ „Bethlehemitischer Kindermord, massacre des Innocents, m.,“ „Befreundet, ami, in Verbindungen wie pavillon —, port —,“ „Braunschweig (Manifest des Herzogs von —). manifeste de Brunswick, m.,“ „Bund, der deutsche, confédération gemanique, f. der rheinische Bund,

confédération des villes du Rhin, f. der Rheinbund, confédération du Rhin, f.," „Friede heisst in geschichtlichen Werken zwar paix, in der diplomatischen Sprache aber gewöhnlich traité oder traité de paix, z. B. — de Paris oder signé à Paris. (daher auch traité définitif de paix)," Ministerium, ministère, m. hat nur den Namen nach sich, ohne de, z. B. Le — Polignac. Anders ist es bei einem Zusatze, z. B. — de Mr. de Martignac, oder in Wendungen wie folgende: le — Martignac fait place à celui de Polignac., „Lästerschule (*School for Scandal*), die (Sheridan's), École de la Médisance, f." [Man sieht aus dem zuletzt angeführten Beispiel, wie auch die Literatur vertreten ist], „Rheinprovinz, die preussische, province rhénane; die hessische, province du Rhin." Vrgl. ferner: Ballhaus, Belagerungszustand, Eideshelfer, Erhaltungssenat (der franz. Consularregierung), Esther (Stücke in), Freistädte (die sechs — der Israeliten), Grossmächte, Kreuzabnahme (Malerei), Majestätsgerichte, Neutralität (bewaffnete), Plenarsitzung, Sensenmänner, Schlussacte u. s. w.

Aus den angeführten Beispielen ergiebt sich zugleich, in welcher Weise der Verfasser gearbeitet hat; immer hat er das Verlangte zu treffen gewusst und das ihm eigenthümliche, aus seinen geschichtlichen Leitfäden bekannte praktische Talent hat sich auch hier glänzend bewährt. In dieser Hinsicht machen wir noch auf eine consequent durchgeführte, sehr zweckmässige Methode der Verweisungen aufmerksam. Sehr willkommen werden auch die im franz-deutschen Theil mitunter mit den franz. Worten des „Complément" gegebenen Erklärungen mancher Redensarten sein, z. B. „gager de service," „gave," „guerre du roi" u. drgl. Mit Recht heisst es daher im Vorwort: „Je schwerer es, wenigstens nach meinen Erfahrungen, mit den bisherigen Hilfsmitteln jedem Lehrenden und Lernenden wurde, gerade darüber die erwünschte Auskunft zu erlangen, um so mehr darf ich hoffen, mit meiner Arbeit beiden einen Dienst geleistet zu haben." Das Werk von Schnackenburg, 1835, dem, so viel wir wissen, einzigen Vorgänger unseres Verfassers, enthält nur Namen. Auch dem Besitzer der Wörterbücher von Mozin, Peschier u. A. ist das vorliegende nicht entbehrlich.

Ueber den Inhalt des Anhanges verweisen wir auf den Titel; derselbe ist also nichts Lexicalisches. Die Auswahl für denselben ist mit Geschick getroffen, freilich wird man aber nichts desto weniger manche Auskunft vergebens darin suchen. Im lexicalischen Theile selbst ist übrigens in den nöthigen Fällen auch die Aussprache angegeben.

Der Druck ist gross genug, scharf und deutlich. Auf die Correctheit ist eine sichtliche Sorgfalt verwendet, wenn auch Einiges unbemerkt geblieben. So Agaronomos (statt Agoranomos), Ozygès (statt Ogygès, in dem Artikel Déluge), Londriére (statt Londrière) und besonders Venitien (statt Vénitien). Bei Thermopyles war ausser défilé und passage auch détroit anzugeben.

Zu wünschen wäre es, dass der Verfasser für eine zweite Auflage die französischen Zeitungen noch mehr zu Rathe zöge, als es geschehn zu sein scheint, und dass er für die französischen und deutschen Namen der Schweiz, des Elsass u. s. w. eine noch grössere Vollständigkeit anstrebte.

Möge diese durch Zufall verspätete Anzeige dazu beitragen, dem sehr verdienstlichen Buche, das gewiss auch so schon bei Lehrern und bei Schülern der oberen Klassen, bei Diplomaten und anderen Fachmännern Eingang gefunden hat, eine noch grössere Verbreitung zu verschaffen!

H.

Lüdecking, Prof. Dr. H., Englisches Lesebuch für untere und mittlere Classen. Zweiter Theil. Für obere Classen. Niedner Wiesbaden.

Der Name des Verfassers, dessen französische Lesebücher bekanntlich die ausgedehnteste Verbreitung erlangt haben, hat unter den Lehrern der neueren Sprachen und ihren Schülern einen zu guten Klang, als dass es vieler Worte bedürfte, um den vorliegenden englischen Lesebüchern eine willkommene Aufnahme zu bereiten.

Abgesehen von denjenigen besonderen Eigenschaften, welche beiden Lesebüchern den Stempel der praktischen Brauchbarkeit für die Schule verleihen und sie für alle Classen der Gymnasien, Real- und Töchterschulen in gleicher Weise empfehlen, ist die Wahl der Lesestücke eine so durchaus vorzügliche aus dem Besten der englischen, besonders der neueren Literatur, dass nicht allein das lehrende und lernende Publicum des Verfassers feinen Geschmack bewundern und seine Bücher als die Arbeit vieler Jahre und unverdrossener Mühe gerne anerkennen wird.

Beide Lesebücher sind wie der Sprache, so auch dem Inhalte nach und dadurch erst recht eigentlich englische Lesebücher.

Der I. Theil, das englische Lesebuch für untere und mittlere Classen, hat einen Umfang von 16 Bogen und ist in folgende sieben Abtheilungen geschieden: Vorübungen (Kleine Erzählungen, Anekdoten u. s. w.), Erzählungen, Gespräche, Briefe, Naturbilder, Geschichte, Gedichte.

Unter dem Texte auf jeder Seite des Buches befinden sich Wort- und Sacherklärungen, welche dem Schüler da zu Hilfe kommen, wo er deren wirklich bedarf; Lüdecking hat in diesem Punkt, in welchem so leicht das Maass überschritten wird, seine reiche praktische Erfahrung mit Glück zur Geltung gebracht. Die neueste Auflage dieses I. Theiles zeigt bei unverändertem Texte eine bedeutende Vermehrung der Accente, während sich dieselben in den früheren Auflagen nur auf die schwierigeren Wörter beschränkten.

Um dem Anfänger die Uebersetzung der Vorübungen zu erleichtern, hat der Verfasser ein nach den Lesestücken geordnetes Wortregister beigefügt; der Lehrer wird wohl thun, das Memoriren der darin enthaltenen Wörter der häuslichen Präparation der betreffenden Stücke vorausgehen zu lassen. Ein vollständiges Wörterbuch für sämmtliche Lesestücke schliesst diesen I. Theil und macht daher auf dieser Stufe ein grösseres Wörterbuch entbehrlich.

Der II. Theil, das englische Lesebuch für obere Classen, welches eben erst die Presse verlassen, verdient nicht den geringeren Theil an dem Lobe, das wir oben beiden Büchern zuerkannten; im Gegentheil wird sein Inhalt, eine Auslese der lebendigsten und frischesten Producte aus der Fülle der englischen Literatur, durch die Abwechselung des Stoffes, der hier das Erzeugniss des unerschöpflichsten Witzes, dort die reife Frucht des tiefsten Ernstes darstellt, die anziehendste und wohlthätigste Wirkung auf den Verstand und das Gemüth der Jugend ausüben, und sich ohne Zweifel den allgemeinsten Beifall erwerben.

Auf 20 Bogen grossen und scharfen Druckes erscheinen die Stücke in folgenden sieben Abtheilungen: Erzählungen; Natur- und Volksleben; Geschichte; Briefe; Abhandlungen und Reden; Vermischtes; Gedichte. Die Wort- und Sacherklärungen befinden sich auch hier unter dem Texte und zahlreiche Accente erleichtern dem Schüler die Aussprache wie im I. Theile; von der Hinzufügung eines Wörterbuches ist aber selbstverständlich auf dieser Stufe abgesehen worden.

Wir sind überzeugt, dass eine genaue Prüfung dieses II. Theiles manchen Lehrer veranlassen wird, sein Vorurtheil gegen Lesebücher in oberen Classen aufzugeben.

Biebrich am Rhein. Dr. W. Zollmann.

Deutsche Inschriften an Haus und Geräth. Zur epigrammatischen Volkspoesie. Berlin. Wilhelm Hertz. 1865.

Die deutschen Inschriften zerfallen nach einem im Jahre 1725 in Jena von Hallbauer herausgegebenen Buche „Sammlung teutscher auserlesener Inscriptionen“ in scharfsinnige, zu denen derselbe Autor in seiner „verbesserten Oratorie“ Anweisung gibt, und in gemeine, „die auf Gebäuden, Glocken, Münzen, Gefässen, Leichensteinen“ vorkommen. Diese gemeinen Inschriften hat ein anonymer Verfasser, den wir wohl in den juristischen Kreisen Berlin's zu suchen haben, mit ungemeiner Sorgfalt und Liebe zur Sache aus einschlagenden Büchern, Zeitschriften, Reisebeschreibungen und aus eignen Reisebeobachtungen gesammelt und dem Publikum in einem, eben jetzt hier bei Hertz erschienenen Büchlein, das obigen Titel führt, mit der Bitte um Bereicherung seines Stoffes durch Zusendungen bekannt gemacht. Wir finden darin zuerst Inschriften an Häusern. Die meisten derselben stellen das Haus unter die Obhut Gottes in dem schlichten Ausdruck eines gläubigen Gottvertrauens, wie die Berliner Inschrift: Ohn' Gottes Gunst | All Bau'n umsunst. — Auch wird wohl Gott mit dem Wahrzeichen des Hauses in Beziehung gebracht, wie in der Constanzer Inschrift von 1608: Zum Schafhirten heisst man dies Haus, | Das behüte der gute Hirt überaus | Und alle, die gehn ein und aus. — Andre führen den Gedanken der Vergänglichkeit des Eigenthums und des Eigenbaus und unsres Gastthums auf Erden aus, und es scheint in den entferntesten Gauen Deutschlands: „Dies Haus ist mein und doch nicht mein,“ worauf die verschiedenartigsten Zusätze folgen, allgemein ein Lieblingsspruch gewesen zu sein. — Wieder andre bitten um Frieden im Hause. Seltener sind allgemeine Moralsprüche. Eine ganz andere Saite berühren diejenigen, in welchen der Baumeister oder Bauherr den Tadlern und Neidern vorweg sagt, wie wenig er sich um sie zu kümmern geneigt sei. Nicht immer aber sind diese Sprüche so sinnig, wie der von 1492 am Rathhaus zu Wernigerode: „Einer acht's | Der andre verlacht's | Der dritte betracht's. | Wer macht's?“; sie streifen mitunter an das Pöbelhafte. Es muss keine angenehme Empfindung sein, wenn man im Schwarzwald vor einem Hause stehen bleibt, um dessen Inschrift zu lesen, und nun Folgendes zu lesen bekommt: „Ich Aff' steh' und gaff', | Und weil ich gaff und stehe | So könnt' ich weiter gehe | , eine Inschrift, an der Schwarzwälder, Schweizer und Tyroler ihre Freude zu haben scheinen. Aber auch der Baukosten wird gedacht. Hat nicht für unsre Berliner Häuserspeculanten folgender Vers noch immer sein à propos: „Bauen wär' eine Lust | Aber was es gekust't, | Hab' ich vorher nicht gewusst. — ? — Einige ganz besonders frische und frohe Inschriften sind diejenigen, die den freudigen Stolz des Besitzers und das behäbige Gefühl des eignen Heerdes ausdrücken, wie eine Würtemberger Inschrift: Hier wohnt ein fröhlicher Mann, | Der Herrendienst entrathen kann; oder aus Steiermark: Mein Nest | Ist das best! | oder aus Bern: Eigen mein!! | Wo kann mir bass geseyn? oder die Thüringer Inschrift: Klein, | aber mein! — Einige Inschriften wenden sich gegen den wüthendsten Feind des Hauses, gegen das Feuer. Sie stellen darum das Haus unter die Obhut des heiligen Florian, wie z. B. in dem Verse „Dies Haus steht in St Florians Hand, | Verbrennt es, ist's ihm selbst ein Schand',“ — oder in dem noch naïveren: „Dies Haus stellt' ich in Gottes Hand, | Da ist es dreimal abgebrannt. | Nun hab'

ich's dem heiligen Florian vertraut, | Und hoffe, dass er besser danach schaut. Nur selten bezieht sich die Inschrift auf Gewerbe und Geschäft des Besitzers, doch lesen wir über einer Schlosserwerkstatt: Wenn an jedes lose Maul, | Ein Schloss müsst angelegt werden, | Dann wär' die edle Schlosserkunst, | Die beste Kunst auf Erden. — Es werden nun ferner Inschriften in den Häusern, über Treppen, Schlafkammern, Studirstuben, Kaminen, Fensterscheiben, Brunnen, Oefen mitgetheilt, wobei es zu verwundern ist, dass bei den Oefen die Inschrift niemals einen Bezug auf den Zweck des Ofens enthält, sondern der Ofen nur als der Moralprediger erscheint, der in seiner Inschrift vielleicht, wie sonst Wappen und Siegel, des Hausherrn Motto zur Schau trug und als erprobte Lebensregel den Hausgenossen einschärfte, wenn sie an langen Winterabenden um ihn sassen. So heisst es an den Oefen: Was versehrt, | Das lehrt. — Kurze Geduld macht langen Frieden. — Ich kann mit allen Sinnen, | Mir selber nicht entrinnen. — Die Inschriften an und in Wirthshäusern haben einen fast gleichen Inhalt. Fast immer spricht in ihnen der Wirth, der die Menschen in zwei Hälften eintheilt, in solche, die die Zeche bezahlen können und in solche, die nicht, seinen Graus vor Borgen mehr oder minder grob aus, wie z. B. Die ohne Geld hier gehen ein, | Breche der Teufel Hals und Bein. — Es folgen diesem Abschnitte Inschriften am Hausgeräth, als an Uhren, auf Gläsern und Krügen, auf Tellern und Schüsseln, auf Kuchenformen, auf verschiedenem Gerath. Auch hier haben die Inschriften theils Beziehung zu dem Gebrauch des Geräthes, wie: Die Kehl | kost't veel — Gut gekaut | ist halb verdaut — auf einer Schminkdose: Allen gefallen, bedarf Kunst — oder sie bieten allgemeine Sprüche zur Nutzanwendung des Lesers wie: Dass man der Dornen acht't | Das haben die Rosen gemacht — Wie gelebt, so entschwebt — Wer Alles will rächen, | Manu bellatoria | Die Kraft wird ihm gebrechen | Nec erit victoria. Der letzte Theil, Inschriften an und in Kirchen, an Kanzeln, Orgeln, Glocken, Grabsteinen ist etwas spärlich ausgefallen. Namentlich möchte von Grabsteinen sich eine reichere Lese gewinnen lassen, und die Inschrift, die Klopstock seiner Meta auf dem Kirchhofe zu Ottensen widmete: Saat, von Gott gesät, dem Tage dem Garben zu reifen, möchte doch auch wohl wegen ihrer häufigen Nachahmung zu den „gemeinen" gezählt werden dürfen. Auch andre Inschriften, wie die unter einer am Thorthurm zu Jüterbogk hängenden Keule: „Wer seinen Kindern giebt das Brod | und leidet selber Noth | den schlage man mit dieser Keule todt" oder die über dem Hause des Schriftstellers Moritz Heiderich in Loschwitz bei Dresden: „Immer heiter, Gott hilft weiter" verdienten wohl eine Aufnahme. Jedoch ein Jeder, der den tückischen Dämon **Zufall**, welcher über Sammler herrscht, durch Erfahrung näher kennt, weiss auch, dass „etwas nicht finden" kein Tadel ist. Wenn aber, wie ich nicht zweifle, die hier gegebenen Proben aus unsrem Büchlein, die ich mehr blätternd als suchend zusammengestellt habe, durch ansprechenden Inhalt den Geschmack des Herausgebers bekunden, so ist daraus auch ein Schluss auf die ganze Sammlung als eine geschmackvolle, lesenswerthe, kaufenswerthe begründet. — Dass der Verfasser eine viel umfangreichere Sammlung hätte veranstalten können, ist eine billige Bemerkung; Viele werden ihm gerade für die Beschränkung Dank wissen. Viele werden freilich auch der Meinung sein, dass eine Erweiterung des Buches durch nicht deutsche Inschriften, von dem *γνῶϑι σεαυτόν* des delphischen Tempels an bis zu dem Osare Ben Jonson, bis zu der akademischen Inschrift unter Molière's Büste: Rien ne manquait à sa gloire, il manquait à la nôtre, bis zu Turgot's Vers unter Franklin's Büste: Eripuit coelo fulmen sceptrumque tyrannis und bis zu der Inschrift am Berliner Invalidenhause: Laeso, sed invicto militi, den Leserkreis wohl vermehren würde. Und selbst wenn der Verfasser diese Inschriften mehr literarischen Ursprungs unberücksichtigt liesse, so würde ihm die „gemeine Inschrift" fremder Nationen Stoff genug zur Vergleichung bieten, wobei

freilich zu erwarten steht, dass die lobenden Epitheta, die in dem schön und mit warmer Empfindung geschriebenen Vorworte den Inschriften der deutschen Nation ausschliesslich beigelegt werden, sich ziemlich gleichmässig auch auf andre Völker werden anwenden lassen. Und endlich, da der Verfasser die Feder so gut führt, würde er nicht noch besser thun, die Eintönigkeit nach einander hergezählter Sprüche durch einen fortlaufenden Text über Zeit, Ort, Verbreitung der Inschriften u. s. w. zu mildern?

Corneille, Shakspeare et Goethe. Etude sur l'influence anglo-germanique en France au XIX siècle par William Reymond avec une lettre-préface de M. Sainte-Beuve de l'Académie française. Berlin. 1864. Luederitz (Charisius).

Mit dem Haupttitel: Corneille, Shakspeare et Goethe hisst der Verfasser uns eine glänzende Tricolore auf, um seinem Schiffe guten Empfang zu bereiten, eingedenk des Satzes: Le pavillon sauve la marchandise, der uns aber über Qualität und Quantität der Fracht für's Erste im Unklaren lässt. Die Waare besteht nun in 10 Ballen geistreicher Betrachtungen über den Einfluss der englischen und deutschen Literatur auf den französischen Romantismus, wozu Sainte-Beuve eine hübsche, aber seltsame Factur geschrieben hat (Seite IX — XIV), die gewissermassen eine Kritik ist. Er leugnet nämlich grossentheils die Beeinflussungen des französischen Geistes, welche der Autor in seinem Buche entwickelt, und könnte er trocken schreiben, so schriebe er: „Unsre Romantiker verehrten Goethe, wie einen Gott, dessen Natur, wie die eines Gottes, uns ziemlich räthselhaft war. Lamartine schwärmte für Byron, las ihn aber wenig; Mérimée schwärmte für Spanien, kannte es aber nicht; Charles Nodier führte Deutschland immer im Munde, er verstand jedoch kein Deutsch. Ich selbst habe die englische Seeschule wohl nachgeahmt, aber nicht studirt.“ Sainte-Beuve wird aber nicht ableugnen und leugnet auch nicht ab, dass diese Sehnsucht nach dem Auslande, selbst ohne tiefes Studium, ein Symptom ist und einen Einfluss ausübt, der der Betrachtung werth ist, und überlässt alsdann Herrn Reymond's Schifflein dem Winde mit dem Wunsche glücklicher Fahrt.

Zweierlei muss man sich jedoch zuvor sagen, um sich den Genuss des Buches nicht zu verbittern. Erstens. Das Buch enthält zehn Vorlesungen, und es wäre unbillig, wenn man hier mehr Leser als hörendes Publicum sein wollte und die Strenge der Entwicklung einer in sich geschlossenen Abhandlung verlangte. Zweitens. Der Verfasser, obwohl Schweizer, fühlt wie ein Franzose. Für ihn ist Frankreichs Mission, die Welt zu civilisiren; für ihn gibt Frankreich den von aussen herüber geholten Ideen erst den letzten Schliff, le dernier poli; für ihn hat Frankreich die Oberherrschaft im Gebiete des Gedankens, la suprématie intellectuelle; für ihn ist die ephemere Wirkung eines Balzac, Janin, Dumas, Sue, von ungeheurem Einfluss auf die deutsche Literatur, wobei er sich ausdrücklich auf die, subjectiven, Eindrücke einer deutschen geistreichen Schriftstellerin beruft, welche die Empfänglichkeit, die ihre zartbesaitete Natur für die Erzeugnisse der neuern französischen Literatur hatte, für eine allgemeine ansieht. Was aber nicht allgemein wirkt, sondern nur auf den Einzelnen, wie hochbegabt er auch sei, „ist für den Augenblick geboren.“ Oder hält der Verfasser das Bücherverschlingen der deutschen Leihbibliothekenlesewelt wirklich für eine Wirkung? Bei uns ist es anders als in Frankreich. „Wir sind,“ sagt Jemand, „zu gebildet.“ Bei uns können, leider! zu viel Leute Gedrucktes buchstabiren. Bei uns wird gelesen, was gerade Mode ist. Unser Lesepublicum ist wie die Vaucansonsche Ente (Gans wäre bezeichnender), die

immerfort Etwas zu sich nehmen kann und alsdann sogleich u. s. w., aber unverdaut. Wir sind die reinen Leseautomaten. Der Verfasser spricht viel von dem, was wir Frankreich verdanken. Wir geben es zu. Die blosse Kenntniss der classischen Literatur hat auf die deutsche Literatur nicht durchgreifend gewirkt. Es ist eine grobe Wahrheit, ein brutales Factum, dass erst die Schriftsteller, die wie Lessing, Herder, Goethe gründliche Kenner der armen neueren Sprachen waren, eine Umwälzung und Verjüngung unsrer Literatur durchsetzten. Das erkennen wir an. Aber seit unsrer Verjüngung stehn wir oben an, und mögen wir noch so viel für Theater und Leihbibliothek aus dem Französischen übersetzen. —

Wenn wir also von strenger logischer Schlussfolgerung billig absehen, und wenn wir ferner immer nur lächeln dürfen, sobald der Verfasser in die gallische Extase verfällt, dann werden wir demselben gern, ja sehr gern folgen. Denn er führt uns an einem Zauberfädchen, „das sich nicht zerreissen lässt," an dem Zauberfädchen eines schönen, gesunden, schwungvollen, dabei schlichten, selbst populären Styls durch die französische Literaturepoche dieses Jahrhunderts, von der wir in Deutschland selten Gelegenheit haben, ein zusammenhängendes Bild zu bekommen, und welches daher für Viele, die nur der älteren Literatur kundig sind, den Reiz der Neuheit haben wird. In dem ersten Capitel finden wir nun ein kurzes Exposé der Geschichte der fremden Einflüsse auf Frankreich, aus dem wir die nachhaltige Wirkung der renaissance und Corneille's Stellung in derselben als besonders lesenswerth hervorheben. Im zweiten werden Rousseau mit seinen frischen schweizerischen Natureindrücken und Diderot wegen seiner deutschen Freunde Grimm und Holbach (was Helvétius, ein echtes Pariser Kind, daselbst soll, wissen wir nicht) als die Träger des deutschen Einflusses geschildert. Wenn sich auch Diderot's Deutschthum auf Nichts weiter stützt als auf solche Freunde und — auf Sainte-Beuve's Ausspruch: C'est la plus allemande de toutes nos têtes, so ist trotzdem die Charakteristik Diderot's ebenso anziehend wie gerecht und eine der hübschesten Parthien des Buches: In demselben Capitel wird dann weiter geschildert, wie Frau von Staël und Chateaubriand die genauere Bekanntschaft mit dem Auslande anbahnen. Im folgenden Theile wird höchst launig der Eclecticismus Cousin's geschildert, der Frankreich zuerst mit der deutschen nachkantischen Philosophie bekannt machte, was dann ferner durch Lerminier, Quinet, Lèbre, Willm, Saisset, Laboulaye, Rénan fortgesetzt wurde. Es werden uns ferner von denjenigen französischen Schriftstellern, die in Deutschland selbst gelebt und gelernt und darauf über Deutschland geschrieben haben, vorgeführt: Benjamin Constant, Saint-Marc Girardin, X. Marmier, J. J. Ampère, Saint-René Taillandier; Philarète Chasles, über dessen Oberflächlichkeit der Verfasser sich höflich, aber eben so unumwunden ausspricht, wie seiner Zeit die Berliner Presse, und Nicolas Martin, der Neffe Simrock's und Verfasser von Studien unter dem Titel: Poëtes contemporains en Allemagne. — Das vierte Capitel zeigt uns das Entstehen der Opposition gegen die classische Schule, die literarische Bedeutung des Blattes: le Globe; die verzweifelten Anstrengungen der literarischen Reactionäre, deren Petition für Classicität Karl X. mit den Worten abweist: Quand il s'agit de poésie, je n'ai que ma place au parterre. Gewiss verdiente hier Victor Hugo's Vorrede zu Cromwell im Jahre 1827, die wohl jede künftige Literaturgeschichte als epochemachend bezeichnen wird, näherer Betrachtung. Der Verfasser entwickelt trefflich, dass diese Vorrede epochemachend, aber nicht bahnbrechend war; das Aufgeben der classischen Mythologie und der drei Einheiten, das Zulassen des Komischen im ernsten Drama, das Erforderniss der lokalen Färbung — es war Alles bereits vor Victor Hugo dagewesen, der mit seiner Vorrede der „Amerigo Vespucci einer literarischen Welt wurde, deren Columbe die grossen Schriftsteller des 19. Jahrhunderts gewesen waren." Er fährt fort: „Unter allen Ideen, die ihm zugeschrieben

wurden und an welche er dadurch seinen Namen zu knüpfen wusste, dass er stärker als Andre in die Trompete stiess, ist auch nicht eine, die nicht bereits vor ihm von den Vorkämpfern des Romantismus proclamirt worden sei." — Dem fünften Capitel würde ich folgenden Titel gegeben haben: Der sentimentale Roman, der historische Roman, der humoristische Roman, die Dorfgeschichten und deren Nachahmer in Frankreich. Dieses Capitel gehört zu denjenigen, die am besten durchgeführt sind. Dabei hätten wir nur eine noch eingehendere Analyse des Sénancourschen sentimentalen Romans: Oberman gewünscht, da der Titel dieses Romans, was immer ein Zeugniss für den Erfolg ist, oft bei Franzosen wie ein typisch gewordener Appellativname citirt wird, während der Roman in Deutschland nur wenig bekannt ist. Wir erwähnen noch, dass Amadeus Hoffmann (in der Loeve-Weimanschen Uebersetzung) in Frankreich mehr gelesen wird als von uns. Wie dies Capitel den Einfluss des ausländischen Romans auf die Franzosen behandelt, so wird im sechsten der der fremden Lyrik und die daraus hervorgehende Umgestaltung der französischen ausführlich gezeichnet. Im siebenten geschieht dassselbe mit dem französischen Drama. Gegen Ende dieses Capitels sagt der Verfasser, dass man Goethe's Faust vielfach zu Ballets, Opern, Melodramen, Feenstücken verwendet habe, von denen er absichtlich nicht rede, weil sie sich um den eigentlichen Gedanken des Dichters nicht kümmern. Hierbei verirrt er sich soweit, in nüchternstem Ernste zu sagen: „Ich möchte behaupten, dass, könnte Faust in Frankreich im Originale gelesen werden, wir ganz speciell dazu geeignet wären, ihn zu würdigen. Goethe, den seine Landsleute in anerkennungswerthem Gefühle der Dankbarkeit immer u n s e r n Goethe nennen, gehört uns nicht minder als ihnen. Auch wir haben das Recht, ihn unsern Dichter zu nennen; denn nachdem er in unsre Denkart eingedrungen war, hat er nicht aufgehört in dem Streben, sich in seinen Schriften uns, d. h. jenem romanischen, südlichen oder hellenischen Elemente zu nähern, welches ihm so viele Gedichte eingegeben hat u. s. w." Ja er stützt sich auf ähnliche schnurrige Einfälle des Herrn Henri Blaze, der folgendermassen spricht: „Ich will gerade nicht sagen (wie gnädig!), dass Frankreich ebenso sehr beigetragen hat diesen grossen Mann zu bilden wie Deutschland und dass, ohne uns, dieser glänzende Name der Welt fehlen würde; aber wenn man sieht, wie Goethe sein ganzes Leben hindurch in unaufhörlichem Verkehr mit den grossen Geistern des 17. Jahrhunderts bleibt, die mit jenen edlen Eigenschaften der gesunden Vernunft („raison pure," weiter oben auch „sens commun" genannt) so begabt waren, die man seit dem Alterthum nirgend in einer so wunderbaren Offenbarung findet: dann ist es wohl erlaubt zu glauben, dass Frankreich Einfluss auf die Entwickelung dieses ausgezeichneten Kopfes gehabt hat und für unser Vaterland den Antheil in Anspruch zu nehmen, der ihm an diesem ungeheuren Ruhme gebührt. Goethe hat von Frankreich das genommen, wovon er wohl wusste, dass es ihm Deutschland nie geben könne u. s. w." Jam satis. „Also," resümirt nun Herr Reymond, „dies ist die Inspiration, die Goethe Frankreich schuldig ist."

So etwas sagt man wohl einmal vortragend im Cäciliensaale der Singakademie zu Berlin; aber man hüte sich, es in Deutschland drucken zu lassen. Es ist freilich bei aller Anmassung bescheiden zu nennen, denn wir können das Compliment nicht wiedergeben. Es ist von allen französischen Schrifstellern, inclusive die grossen Schriftsteller des grossen Jahrhunderts des grossen Ludwig, auch nicht ein einziger, den wir in diesem Masse den unsrigen nennen dürften oder könnten oder wollten. Dann aber beruhen solche Aeusserungen auf einer dürftigen Kenntniss der Entwicklung Goethe's. Es ist nicht zu läugnen, dass Goethe von französischen Bedienten und Schildwachen bei Gelegenheit der Einquartirung spielend als Kind geläufig parliren lernte, dass ihn die französische Schauspielertruppe seiner Geburtsstadt und die Bekanntschaft mit einem Strolch derselben wesentlich

förderte, dass er dadurch in dieser frühen Jugendzeit bereits angeregt wurde, sich auf's Eingehendste mit der französischen Literatur zu beschäftigen, dass er französische, wie aber auch italienische, englische und jüdelnde Stylübungen machte, dass er nach Strassburg ging in der Absicht, sich Fertigkeit im Französischsprechen anzueignen. Es ist ferner auch wahr, dass sich selbst in seinem Style Gallicismen zeigen. Aber ebenso wahr ist es auch, dass erst als der Jüngling, wie im 12. Buche von Wahrheit und Dichtung zu lesen ist, „die Lebensweise der Franzosen zu bestimmt und vornehm, ihre Dichtung kalt, ihre Kritik vernichtend, ihre Philosophie abstrus und doch unzulänglich“ gefunden hatte, erst, als er „an der Grenze von Frankreich alles Französischen Wesens auf einmal baar und ledig“ war, erst als er Shakspeare hatte kennen lernen, dass er danach erst fähig war, Götz von Berlichingen, dann den Werther u. s. w. zu schreiben. — Und nun weise man doch am Faust das französische Element nach. Herrn Reymond ist es ein Leichtes. Uebersetzt Faust nicht: Im Anfang war die That?! Und ist nicht die That („l'action“) bei Herrn Reymond die Tugend der romanischen Race?! — Wir werden wohl Herrn Reymond mit diesen Worten nicht überzeugt haben, dass er besser gethan hätte, diese Betrachtungen aus seinem Buche entfernt zu haben; jedoch geben wir das bei dem Missverhältniss unsrer Ansichten auf. Uns ist es ein psychologisches Räthsel, dass, wenn die Franzosen keinen Schriftsteller aufweisen können, der es werth sei, unsrem Goethe die Schuhriemen aufzulösen, statt zu sagen: Wie weit stehen wir zurück! sich ohne Weiteres den Ausländer, um nicht zurück zu stehen, annectiren. „Sie sollen ihn nicht haben.“

Das achte Capitel behandelt den Gegensatz zwischen deutscher und französischer Romantik und die — religiöse Romantik, worunter der Verfasser die freie religiöse Kritik, wie sie Rénan übt, verstanden wissen will. Wir können nicht entscheiden, ob die Bezeichnung eine in Frankreich allgemein gültige ist.

Das neunte Capitel ist ein elegant geschriebener Feuilletonartikel über Cliquenwesen und über die realistische Schule, die der Verfasser als das letzte Product germanischen Einflusses ansieht.

Capitel zehn enthält eine ausserhalb des eigentlichen Themas liegende Studie über Literatur und Kunst im 19. Jahrhundert. — Wir haben uns in dieser Inhaltsangabe kurz gefasst, viel zu kurz, um dem Verfasser gerecht zu werden, der bedeutend mehr Material gibt, als wir hier andeuten konnten, geistvolle Belege seiner Behauptungen aus den besten jetzigen französischen Kritikern mit Geschick in den Text zu verweben versteht und mit guter Laune und Liebe zur Sache seine Gedanken vorträgt. Namentlich bilden die Capitel 4 — 7 durch Reichhaltigkeit des Inhalts und Anmuth der Form einen hübschen Beitrag zur französischen Literaturgeschichte dieses Jahrhunderts.

In dieser Besprechung ist übrigens nur der deutschen Einwirkung gedacht worden, während der Verfasser an den einschlagenden Stellen auch ausführlich die englische in Betracht zieht.

G. B.

Programmenschau.

Psychologische Erwägungen über das Verbum als Ausdruck des Erkennens und als ältestes Sprachelement. Von Dir. M. Meiring. Im Programm des Gymnasiums zu Düren. 1864.

Der Verfasser erkennt das Verdienst Steinthal's an, der die Nichtigkeit des Beckerschen Organismus nachgewiesen, und der Sprachwissenschaft ihren rechten Boden, die Psychologie, angewiesen habe. Aber Steinthal habe dem rein Psychischen zu wenig Geltung eingeräumt, die Sinnesempfindung nicht vom Gefühl geschieden, er mache die Sprache zu einem Product des Widerstandes der Seele gegen die Objecte, er verkenne, dass der Keim und das eigentliche Leben der Sprache im Verbum liege; Benennungen sehe er als erste Form der Sätze an. Das Anschauungsvermögen hat der Mensch mit dem Thiere gemein. Die Seele nimmt eine Einwirkung von aussen in sich auf und veredelt sie in die Empfindung um. Sie versetzt den Inhalt der Empfindung nach aussen zurück, die Anschauung ist da. Die Einzelanschauungen werden verbunden, die Theilanschauungen mit der Hauptanschauung als Merkmale derselben zusammengefasst, dass von aussen eine Einwirkung auf sie eindringe, dessen wird sich die Seele bewusst durch die im Keime in ihr liegenden reinen Verstandesbegriffe, deren oberster nicht das Sein, sondern das Werden ist. Wo das einwirkende Merkmal als ein werdendes ihr erscheint, erwacht die Seele, sie findet das Werden in sich selbst. Die Seele will sich des Einwirkenden bemächtigen, dies der erste Anschauungsact, hier der erste Sprachlaut. Der Laut hat im Bewusstsein die Geltung des Seelenactes, der ihn hervorgerufen, d. h. eines Satzes. Die weitere Fortbildung der Sprache nahm ihren Ausgang vom innern Sinne, d. h. dem Vermögen, vermittels dessen die Seele ihre eigenen Zustände wahrnimmt und anschaut, d. h. sich derselben bewusst wird, sie sich vorstellt. Der Laut ist das Zeichen der Vorstellung, die Vorstellung ist die Bedeutung des Zeichens, also etwas rein Psychisches. Mit derselben nehmen die begriffbildenden Seelenthätigkeiten ihren Anfang. Gleichartige Erscheinungen folgen auf einander, die Seele lässt die Empfindung nicht mehr unter deren eigenem Laute, sondern unter dem Laute der Vorstellung nach aussen hin treten, befasst sie also unter der Vorstellung mit, nimmt sie in die Vorstellung auf. Das ist die erste Prädicatsetzung, der erste Erkenntnissact, ein Act der Besitzergreifung. Jetzt ist die Seele denkender Geist geworden. Alle weitere Entwicklung des geistigen Lebens erfolgt in Erkenntnissacten, sprachlich in Prädicatsetzungen. Aus der Vorstellung entwickelt sich der Begriff. — Die Wurzeln der Sprache haben also ursprünglich nur verbale Geltung gehabt; denn das werdende Merkmal ist das, was das Wesen des Verbums ausmacht: die Laute waren nicht etwa bloss Wurzeln

von Verbis, sondern fungierten als eigentliche Verba und zwar als unpersönliche. Indem man nach der Stelle hinwies, wo die Erscheinung wahrgenommen wurde, entstand der demonstrative Laut: Er hing sich an den Verballaut als Suffix, das schon formgerechte ursprüngliche Verb war da, aber unpersönlich. Der in den fortgesetzten Erkenntnissacten immer mehr zum Bewusstsein kommende Wechsel der Merkmale an einer und derselben Erscheinung führte allmählich zur Vorstellung eines Etwas als bleibenden Trägers seiner Merkmale, d. h. zur Vorstellung eines Dinges. Zuerst gebrauchte man das demonstrative Pronomen. Darauf schied sich aus der Dingvorstellung die Vorstellung einer Person aus, d. h. desjenigen Trägers der Merkmale, der das, was als werdend erscheint, werden lässt, d. h. es thut; das Werden des Merkmals wird nun als Thätigkeit der Person aufgefasst und die Prädicatsetzung auf die Person als Subject der Thätigkeit bezogen.

Zur wissenschaftlichen Interpunction. Von Professor Dr. Otto. Programm des Gymnasiums zu Braunsberg. 1863.

Der Verfasser hebt mit vollem Rechte die Wichtigkeit der Interpunction für die Schule hervor. Der richtige Gebrauch derselben zeigt schon das Nachdenken des Schülers an, die Willkürlichkeit lässt gleich Flüchtigkeit vermuthen. Die Interpunction beruht auch ihm mit Recht auf der Satzlehre; von da aus setzt er die Regeln fest, er begründet sie aber wissenschaftlicher, daher sicherer, als gewöhnlich geschieht, und ist darum die Abhandlung besonders lesenswerth. Nach einem kurzen Ueberblick über die Geschichte der Interpunction, wobei auf die Jahrhunderte nicht weiter eingegangen wird, in denen alles Verständniss abhanden gekommen war, und reine Willkür im Gebrauche herrschte, stellt er den Begriff der Interpunction auf: Sie soll das Verhältniss der Einzelheiten zum Ganzen andeuten, sowohl die Gedanken in ihrem Zusammenhange trennen, als den Gedanken an Stelle der beim Sprechen eintretenden Stimmmodulation und der Stimmpausen beleben. Daher fallen weg blosse Lesezeichen und blosse Abbreviaturen von Begriffen, als die puncta diaereseos, die Cedille, die Accente, der Apostroph, das Bindezeichen, das Anmerkungs-, das Gleichheitszeichen. Sie sind demnach logische Zeichen (Komma, Semikolon, Kolon, Punkt, Parenthese, Gedankenstrich), indem sie die Gedanken nach dem Verhältniss des Ganzen zu den Theilen oder der Theile unter einander bestimmen, oder innerlich rhetorische, welche die Gedanken in ihrer Form aus ihrer Färbung kennzeichnen (Parenthese, Gedankenstrich, Anführungs-, Tonzeichen, Frage-, Ausrufungszeichen). Die Parenthese und der Gedankenstrich sind sowohl logische als rhetorische Zeichen, insofern sie die Function der Trennung haben, andererseits aber auf die Wichtigkeit gewisser Vorstellungen hinweisen, indem der Gedankenstrich bei einer Vorstellung zu verweilen nöthigt, die Parenthese etwas als selbständig hinstellt, das sonst als gewöhnliche Bemerkung mit in den Fluss der ganzen Vorstellung gezogen wurde. Das Interpunctionssystem, welches hiernach der Verfasser aufstellt, beruht im Ganzen auf der Weiske'schen Grundlage, er betrachtet erst den einfachen und erweiterten Satz, dann die einfache, endlich die erweiterte Periode; es ist aber Weiske's System derartig vereinfacht, dass es in dieser Form von dem verständigen Lehrer dem Schüler wohl klar gemacht werden kann. Andere Sprachen weichen in der Interpunction freilich von der deutschen ab, indess die verschiedene Anschauung, von der sie ausgehen, lässt sich auch dem Schüler so deutlich machen, dass man darum nicht die Hoffnung aufgeben darf, den Schüler nicht bloss an eine consequente, sondern auch an eine bewusste deutsche Interpunction zu gewöhnen.

Zum Thier- und Kräuterbuche des mecklenburgischen Volkes. Von Dr. K. Schiller. 3. Heft. Schwerin. 1864.

Die beiden ersten Hefte dieser vorzüglichen Abhandlung haben schon in diesem Blatte Anzeige gefunden. Das vorliegende dritte und umfangreichste Heft zeichnet sich nicht minder durch ungewöhnliche Belesenheit und Gründlichkeit aus, durch das genaueste Eingehen auf Etymologie, Dialekte, Sitte, Glauben, und theilt den gerühmten Vorzug mit dem Grimmschen Wörterbuch, dass es nicht bloss belehrend, sondern auch unterhaltend ist. Es lässt fast nichts unberührt und es mag schwer sein eine Nachlese zu halten. Ein Bericht über die Reichhaltigkeit möge die Aufmerksamkeit auf dies Heft lenken.

Die etwas grössere erste Hälfte behandelt die Thiere. Den Reigen eröffnet der Hase; nach der Besprechung der Namen und Beinamen, der Composita, folgen die Sprichwörter, dann die die Hasen betreffenden Verordnungen. Referent bemerkt, dass in Westphalen ein Sprichwort seit einiger Zeit üblich ist: „Do lat ik den Hasen for sorgen,“ d. h Jeder sorge für sich selbst. Der Ursprung ist dieser: In einer Gesellschaft wurden Räthsel aufgegeben, jeder wer sie nicht lösen konnte, musste eine Flasche Wein zahlen; da gibt Jemand das Räthsel auf: Ein Hase ist in einen engen Kreis getrieben, alle Ausgänge sind von beutegierigen Hunden besetzt, wie kommt der Hase unbeschädigt wieder heraus? Niemand weiss die Lösung, der Räthselsteller, der alle Antworten als falsch bezeichnet hat, wird endlich gefragt, wie denn der Hase herauskommen solle? Antwort: „Do lat ik den Hasen for sorgen.“ — Es folgt der Hund (Köter, Tewe, Töle, Zul, Zipp, Wölps, Fix, Rüe, Rekel, Teckel u. s. w.) mit den zahlreichen Compositis, Verben, Märchen, — Katze, ebenso behandelt, — Maus (Sprichwörter, Räthsel, Composita, Volksglauben S. 8.), Ziege (S. 9.) und Bock (s. Gliemann im Archiv VII, S. 270.), Gans (S. 10, Martinsgans S. 12, Martinslied: „Sünte Marten got Mann“ bei Firmenich; wilde Gans S. 13), Huhn, Hahn, Henne, Küchlein (S. 14, Pfipps, Basiliskenei, Brauthahn, Truthahn; Etym. v. Küchlein bei Forstemann in Kuhn's Zeitsch. III, 43); Krammetsvogel (S. 18), Schnepfe (S. 18), Regenwurm (S. 20, Maddick), Mücke (S 20), Scholle, Butte, Flunder (S. 21), Sander = Zander = Tobiasfisch (S. 22), Weissfisch, Karausche, Hisch (S. 23). Der zweite Theil (S. 25), die Pflanzen behandelnd, beginnt mit der Erbse („Erwte, Baunen, Speck“ ist westphälischer Kinderruf beim Auslaufen oder Springen = Eins, Zwei, Drei); es folgen: Tausendgüldenkraut (S. 25), Heidelbeere (in der Grafschaft Ravensberg nur Béberken, hochd. Bickbeeren), Buchweizen (S. 27, Bokweten-Ausläge auch im Ravensberg., sowie Bookweten-Pannkoken), Brombeere (S. 28), Päonie (S. 28), Hirschbeere (S. 29), Duwick (S. 29), Eiche (Volksaberglaube, S. 30), Feuerwurzel, Bertram (S. 31), Gerste (S. 31, s. auch Gliemann im Archiv VII, 180), Aegopodium (S. 32, Gesselkohl allgemein üblich im Ravensberg., nicht bloss am Gründonnerstag), Hederich (S. 32), Sturmhut (S. 33), Eibe (S. 34), Judasuhren (S. 34), Kirsche, Vogelkirsche (S. 35), Kronsbeere (S. 36), Lolch (S. 36), Lungenkraut, Mistel (S. 37), Garnwinde, Orant (S. 38), Seidelbast, Post (S. 39), Schachtelhalm (S. 40), Nostoc, Arnica (S. 41), Zwiebel (S. 42). — Wir können nur den Wunsch aussprechen, dass der Verfasser Musse und Kraft zur Fortsetzung dieser interessanten Arbeiten behalten und wie bisher sich der Mitwirkung gelehrter Forscher und Sammler erfreuen möge. —

Das theologische System des Meister Eckhart. Von R. Heidrich. Im Programm des evangel. Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Posen. 1864.

Der Meister Eckhart nimmt unter den deutschen Mystikern des Mittelalters, deren Vater er genannt werden kann, eine so bedeutende Stelle ein, dass eine Darstellung seines theologischen Systems Anspruch auf Theilnahme machen darf. Um so mehr, als er, übereinstimmend in seiner Lehre mit den Brüdern des freien Geistes, früh das Schicksal erfuhr, der Ketzerei verdächtigt zu werden und das päpstliche Urtheil, an das er appellirt hatte, ebenfalls seine Schriften verbot. Nachdem er lange Zeit hindurch vergessen ist, ist er seit Pfeiffers Ausgabe seiner Predigten und Tractate wieder mehrfach studirt. Die vorliegende Schrift gibt uns nun in Auszügen seiner Predigten ein deutliches Bild seines Systems, welches vielfach an Angelus Silesius erinnert und über die Schrift, obschon er sie öfters citirt, freilich die alten und späteren Meister öfterer, oft hinausgeht. Gott und die Welt unterscheidet er zu wenig, er kennt nicht den Glauben, nicht die Sündenvergebung, seine Anschauung ist eine pantheistische. Doch ist es kein kalter Pantheismus, sondern er wurzelt in der Begierde, den christlichen Glauben zu vergeistigen. Seinen theoretischen Irrthum haben seine Schüler aufgegeben, den herzlichen Charakter seiner Predigten haben sie beibehalten. — Inzwischen ist in diesem Jahre das grössere Werk von Joh. Bach: „Meister Eckhart der Vater der deutschen Speculation. Als Beitrag zur Geschichte der deutschen Theologie und Philosophie der mittlern Zeit.“ Wien 1864. erschienen.

Ueber Schillers Jungfrau von Orleans. Von Dir. Dr. H. Lehmann. Programm des Gymnasiums zu Neustettin. 1864.

Die Programmenabhandlung ist ein Vortrag und den Manen Robert Hiecke's gewidmet. Die schwungvolle Sprache drückt die Begeisterung des Verfassers für das Gedicht aus und entzündet ein gleiches Interesse in dem Herzen des Lesers. Indem der Gang der Handlung erzählt wird, wird zugleich die Entwicklung des Charakters der Heldin und der Idee des Gedichts klar dargelegt. Den Dichter führte, setzt zunächst der Verfasser auseinander, die Zeit auf dies Thema, die Noth des deutschen Vaterlandes, als nirgends sich Hilfe gegen den mächtigen Feind zeigte; es war ausserdem Schillers Gerechtigkeitssinn entscheidend, der der von Shakspeare wie von Voltaire gleich verkannten Jungfrau zu ihrem Rechte verhelfen musste. Wir hören dann zuerst von ihrem Leben in der Heimath, von dem ernsten Gebot des Himmels, wie sie nun sich ganz ihrem hohen Berufe weihet, verzichtend auf alles eigne Wollen und Wünschen, sich lostrennt von allem, was sie umgibt. Es folgt ihre erste Waffenthat, ihr Zug zum König, die Befreiung von Orleans, die Tödtung Montgomery's, die Versöhnung Burgunds, die Versöhnung Burgunds mit du Chatel. Da steht sie auf ihrem Höhenpunkte, in übermenschlicher Glorie, da schaut sie prophetisch in die Zukunft. Jetzt tritt zuerst die irdische Welt mit ihren Lockungen an sie, die Werbung von Seiten Dunois' und La Hire's und die Zureden der Agnes Sorel und des Erzbischofs. Und diese Reden haben Recht, sie muss innerlich zustimmen, es erhebt sich in ihrem Herzen der Kampf widersprechender Empfindungen, sie erhebt sich wohl nochmals zu ihrer göttlichen Höhe, aber die innere Erregung zeigt schon ihr Schwanken, und ihre Prophetie wendet sich gegen sie selbst. Aufgeregt stürzt sie in die Schlacht, Talbot stirbt,

sein Ebenbild entsteigt der Hölle, wüthend verfolgt, erreicht sie ihn. Seine doppelzüngige Rede verwirrt sie; in ihrer Leidenschaft geht sie über ihr Ziel hinaus, die Befreiung Frankreichs, und vermisst sich England unterwerfen zu wollen. Dies heftig aufgeregte Herz muss der Versuchung der Welt erliegen. Vor Lionel steht sie machtlos da. Der Sieg ist vollendet, aber sie allein theilt nicht das allgemeine Glück, ihr Herz ist im Brittenlager. Da klagt sie über die Grösse der ihr gewordenen Aufgabe. Agnes Sorel kann sie nicht trösten, ihre Liebe ist ja Untreue gegen Gott und das Vaterland. Dennoch muss sie den schweren Gang in die Kirche thun. Johanna's Schwestern erscheinen, sie wecken in ihr die alten Erinnerungen, sie will zurück in den Frieden der Heimath, da bricht die Katastrophe herein. Der Vater erscheint; er will ihre Seele wenigstens retten, er klagt sie des Bundes mit der Hölle an; das ist unwahr. Aber noch einmal klagt er, dasselbe meinend, sie an, sie sei nicht schuldlos, der Feind wohne in ihrem Herzen. Dagegen kann sie sich nicht rechtfertigen, sie ist nicht unschuldig, sie muss schweigen, ihr Schweigen zeugt wider sie, des Himmels Zeichen wird gegen sie gedeutet. Nun unterwirft sie sich, in treuem Gehorsam, dem Missgeschick, da läutert sie sich, sie gewinnt Ruhe und Kraft. Jetzt muss sie sich mit ihrem Volke versöhnen. Noch einmal nahet die Prüfung, aber sie hat die Liebe zu Lionel überwunden. Und in der höchsten äussern Noth kommt über sie wieder die alte Kraft, doch die Rettung des Vaterlandes besiegelt sie mit dem Tode. —

Jean Pauls Aufenthalt in Meiningen. Ein Erinnerungsblatt zu seinem hundertjährigen Geburtstag. Von August Henneberger. Im Programm des Gymnasiums zu Meiningen. 1863.

Ausser den Biographien Jean Pauls standen dem Verfasser Mittheilungen der Tochter des Präsidenten Heim, eines genauen Meininger Freundes desselben, zu Gebote. — Mit seiner jungen Frau, Caroline Mayer, siedelte Jean Paul 1801 von Weimar nach Meiningen über. Die begeistertste Verehrerin Jean Pauls daselbst war die geschiedene Gräfin Schlabrendorf, Geschwisterkind mit der Frau des Herzoglichen Hauptmanns von Türcke, mit welchen beiden Familien Jean Paul daher in engster Verbindung blieb. Jean Paul wohnte in der untern Marktgasse im jetzt Herpichschen Hause, sein einfacher Arbeitstisch ist noch vorhanden. Die Stadt bot nichts besonders Merkwürdiges dar, aber die schöne Umgebung fesselte ihn, auch das benachbarte Velkershausen und Grimmenthal wurde oft besucht. Täglich verkehrte er mit dem geistreichen Herzog Georg, er war Pathe bei Jean Pauls Tochter Georgine; von dem innigen Verhältnisse geben die in „Wahrheit aus Jean Pauls Leben“ aufbewahrten Briefe Zeugniss. Dann stand Jean Paul besonders nahe der Präsident Ludwig Heim, der aus Kessler's Biographie des Bruders desselben, des „alten“ Heim bekannt ist, ein tüchtiger Geschäftsmann, gründlicher Naturforscher, geistvoller Kopf; die Freunde wohnten einander gegenüber. Heims Tochter trat mit Jean Pauls Frau in ein inniges Freundschaftsverhältnis. Ausserdem verkehrte Jean Paul viel mit dem als Numismatiker bekannten Regierungspräsidenten Ph. von Donop, und den Doctoren John und Panzerbieter, dagegen nicht mit dem hypochondrischen Schwager Schillers, dem Bibliothekar Reinwald. Sein gewöhnliches Leben beschreibt Jean Paul in einem Briefe an seinen Baireuther Freund Emanuel, in den von seinem Schwiegersohne E. Förster herausgegebnen Denkwürdigkeiten. Von auswärts kamen der edle Freiherr von Truchsess von der Bettenburg, der Aesthetiker Bouterwek von Göttingen,

Charlotte von Kalb, der talentvollste Schüler Jean Pauls E. Wagner, Privatsecretär des Freiherrn von Wechmar auf Rossdorf, der durch Jean Paul Cabinetssecretär in Meiningen wurde, Emanuel, der im Heimschen Hause wohnte in demselben Zimmer, in dem später Frau Reinwald gestorben ist. Auch abenteuerliche Grössen verirrten sich zu Jean Paul, so der excentrische Philolog und Musiker Thieriot von Leipzig und der Mystiker Joh. Arn. Kanne. Dazwischen fielen Reisen, nach Sonneberg mit dem Herzog, nach Kassel, Baireuth, mit dem Herzog ebenfalls nach Weimar und Hildburghausen, nach Liebenstein und Schloss Altenstein. Der Mittelpunkt der höhern Gesellschaft aber in Meiningen war das Haus des Hofraths Anton Heim, des Bruders des Präsidenten, da brachte Jean Paul meist die Sonntagsabende zu. Nachdem er in Meiningen den Titan vollendet hatte, siedelte er nach Coburg über und ist nicht wieder nach Meiningen gekommen. — Am Schlusse seines Aufsatzes theilt der Verfasser drei bisher ungedruckte Briefe Jean Pauls an den Präsidenten Heim mit, aus den Jahren 1808, 1816, 1817, von Baireuth, Privatangelegenheiten betreffend. —

Molière, ein Beitrag zur Förderung des Studiums dieses Dichters. Von Fr. Fischer. Im Programm des Gymnasiums zu Duisburg. 1864.

Die Abhandlung enthält einen Auszug aus den biographischen Werken über Molière, besonders aus Taschereau, und eine kurze Inhaltsangabe der Komödien. Es ist nicht recht verständlich, weshalb sie ein Beitrag zur Förderung des Studiums des Dichters heisst.

Emile Souvestre's Leben und Verhältniss zur Heimath. Von Dir. Dr. J. Risch. Programm der Realschule zu Stralsund. 1864.

Emile Souvestre gehört zu den Schriftstellern, welche den edlen Zweck ihr ganzes Leben hindurch verfolgt haben, auf ihre Zeit sittlich einzuwirken, denen ihr eigener Ruhm fern lag. Er ist geboren 1806 in Morlaix in der Niederbretagne, gestorben 6. Juli 1854. Ernst und Ausdauer sind die Grundzüge seines Charakters. Anfangs auf einer polytechnischen Schule widmete er sich dann juristischen Studien, erst in Rennes, dann in Paris. Er schrieb in seiner Jugend ein Drama „die Belagerung von Missolunghi;" schon hatten die Proben zur Aufführung ihren Anfang genommen, als die Censur diese verbot. In Verzweiflung rafft er sich auf, als die Pflicht ihm auferlegt wird, für die Familie seines Bruders zu sorgen. Er wird Buchhändler, dann Vorsteher einer Erziehungsanstalt, er verliert Gattin und Kind; da geht er eine zweite glückliche Ehe ein und entwickelt eine ausserordentliche Thätigkeit. Er wird Advocat in Morlaix, Redacteur in Brest, darauf Professor der Rhetorik in Mühlhausen im Elsass. Seine Romane finden einen Verleger. Nun begibt er sich nach Paris, um sich ganz der Literatur zu widmen. Seine grosse Thätigkeit zielt dahin, Kenntnisse zu verbreiten und das Laster zu bekämpfen. Nach der Revolution von 1848 bemühte er sich vergebens, Deputirter seines Heimathdistrictes Finistère zu werden. Er hielt dann Abendvorlesungen für Handwerker, aber die Schule wurde bald geschlossen. Auf eine Einladung hielt er mit grossem Beifall Vorlesungen in der Schweiz. Bald nach der Rückkehr starb er zu Montmorency bei Paris. Seine häuslichen Verhältnisse waren einfach und glücklich.

Die Reize seiner Heimath hatten sich ihm erst später erschlossen; seitdem aber hörte er nicht auf, die landschaftlichen Schönheiten, die Sitten, die Sagen derselben eifrig zu studiren und sie Andern mitzutheilen. Auf seine Heimath beziehen sich: Les derniers Bretons, eine Schilderung von Land und Leuten nach allen Seiten hin, d. h. des westlichen Theiles, der Departements Finistère, Morbihan und Côtes du Nord; Le foyer breton, Volkssagen, von ihm selbst gesammelt, auch bei welcher Gelegenheit, erzählt er; Souvenirs d'un Bas-Breton, Schilderungen aus der Bretagne von 1793; Scenes de la Chouannerie; Scènes et moeurs des rives et des côtes, eigentliche Dorfgeschichten; Pierre Landais, die Geschichte des Pierre Landais, des talentvollen Ministers des letzten Herzogs von der Bretagne, Franz II. — Der Verfasser ist in das Detail dieser Schriften näher eingegangen.

Herford. Hölscher.

Miscelle.

Unverständliches in Richard II. und Vorschläge zu Verbesserungen.

I. Act I. Sc. 3. Die herkömmliche Bühnenweisung zu der Zweikampfscene bei Coventry lautet:

1) Open space near Coventry.

2) Lists set out, and a throne. Heralds etc. attending.

3) Enter the Lord Marshal and Aumerle.

4) (Nach den Worten: „Why, then, the champions are prepar'd and stay For nothing but his majesty's approach:") Flourish. Enter King Richard, who takes his seat on his throne; Gaunt, Bushy, Bagot, Green, and others who take their places.

Es ist von vornherein auffallend, dass hier mit keiner Silbe York's gedacht wird; seine Abwesenheit ist durch den Inhalt des Stückes nicht bedingt, und das nahe verwandtschaftliche Verhältniss zu Bolingbroke scheint in einer Angelegenheit, die nicht weniger das königliche Haus wie den hohen Adel Englands und das ganze Reich berührte, seine Theilnahme und Zeugenschaft dringend zu fordern. Sein Sohn Aumerle ist zugegen, warum nicht der Vater? Man könnte einwenden, dass dem Dichter der Charakter des historischen York vorgeschwebt habe, von dem sein Zeitgenosse Hardyng sagt:

> When all the lords to council and parliament
> Went, he would to hunting and also to hawking.

Dem steht aber entgegen, dass der Dichter diesen Zug der Gleichgiltigkeit gegen das Staatswohl aus dem Charakter York's sorgfältig ausschliesst; er legt im Gegentheil gerade den Ton auf des Herzogs politische Stellung, auf sein lebhaftes Interesse für die königliche Familie und namentlich für die beiden sich bekämpfenden Neffen Richard und Bolingbroke. Einen begreiflichen Grund hatte der Dichter nicht, York von der Versammlung in Coventry und damit von der persönlichen Theilnahme an dem wichtigsten Theile der Handlung im ersten Acte, der der weiteren Entwicklung des Stückes zum Ausgangspunkte dient, auszuschliessen. Ich glaube, nachweisen zu können, dass der Dichter dieses Versehens wegen in Schutz zu nehmen ist, und dass wir lediglich die Schuld den mangelhaften Redactionen der ersten Drucke zuzuschreiben haben, die fälschlicher Weise den Herzog von York in den Bühnenweisungen ausliessen. Ein directer Beweis seiner Anwesenheit bei Coventry lässt sich aus Aeusserungen im Stücke selbst nicht führen; in der ersten Scene des zweiten Actes spricht allerdings York in ziemlich lebhaften Ausdrücken von der Verbannung Hereford's als einem Ereigniss, welches er habe mit Gelassenheit ansehen müssen, doch ist seine

persönliche Gegenwart in der Kampfscene daraus nicht ersichtlich, das Geschehene konnte ihm auch von Anderen mitgetheilt worden sein. Gehen wir daher näher auf den Inhalt jener dritten Scene im ersten Act selbst ein, so ist wichtig, dass Bolingbroke vor dem Beginn des Kampfes von den ihm am nächsten stehenden Personen Abschied nimmt. „Then let us take a ceremonious leave, And loving farewell of our several friends.“ Nachdem er zunächst König Richard's Hand geküsst und von diesem zum Abschied umarmt worden ist, wendet er sich zu den übrigen Freunden und redet den nächsten der Anwesenden mit „My loving lord“ an. Die meisten der englischen und deutschen Herausgeber haben hier die Worte: „To the Marshal“ eingeschoben, doch ist diese, wie es scheint von Johnson eingeführte Weisung nur willkührlicher Zusatz, denn sie findet sich weder in den ersten Quartos noch in der Folio von 1623, sonst würde Delius nicht mit Stillschweigen darüber hinweggehen. Nach seinem Texte bleibt es durchaus unentschieden, wer unter diesem „loving lord“ gemeint sei. Das Epitheton selbst lässt auf einen nahen Verwandten Bolingbroke's schliessen, zumal da er unmittelbar darauf sich an seinen Vetter Aumerle wendet. Wäre Shakspeare der Geschichte ohne jede Abweichung gefolgt, so stünde der Annahme wenig entgegen, dass der Angeredete der Lord Marshal sei, da nach Holinshed an jenem Tage der Herzog von Surrey das Marschallsamt bekleidete, ein Bruder des Herzogs von Exeter, der mit des Königs Schwester verheirathet war. Indessen führt Shakspeare den Herzog von Surrey unter seinem eigenen Namen ein, so dass er hier wohl nicht identisch mit dem Lord-Marshal sein kann; auch wird an keiner einzigen Stelle des Stücks auf diese Identität angespielt. Ist aber der Lord-Marshal hier nur der Reichswürdenträger, dem die Erfüllung einer gerichtlichen Function obliegt, so ist das Epitheton loving vollständig müssig oder vielmehr unpassend, und nothwendig auf eine andere Person zu beziehen.

Die bisherige Untersuchung unterstützt freilich in Nichts die Vermuthung, dass der Angeredete York sein könne; wir nehmen deshalb eine andere Stelle zu Hilfe. Unmittelbar vor seinem Weggange in derselben Scene, nachdem Gaunt gesprochen, schneidet Richard das Gespräch kurz ab, indem er Bolingbroke zuruft: Cousin, farewell! worauf er fortfährt: And, uncle, bid him so; Six years we banish him, and he must go. Es liegt zu nahe, das uncle auf Gaunt zu beziehen, da dieser eben erst seine Rede beendet hat; aber man darf nicht übersehen, dass der König im Begriff ist, hinweg zu gehen, und sich die weiteren Ausführungen Gaunts ersparen will, deshalb können diese Worte eben so gut an einen seiner Begleiter gerichtet sein. Auffallend ist wenigstens, dass Gaunt die Worte des Königs gar nicht hört, und dass er sie noch weniger befolgt. Erging an Gaunt der Befehl, Abschied zu nehmen, warum schweigt er? warum ergreift ein Anderer das Wort? Und warum gerade Aumerle, der an einer anderen Stelle noch einmal Abschied nimmt und diesen Abschied einige 60 Verse weiter unten noch dazu umständlich beschreibt? Darf man dem Dichter, der selbst Schauspieler ist, einen so groben Verstoss gegen die Technik zutrauen? Offenbar nimmt in unserer Stelle ein Verwandter Bolingbroke's Abschied, da er ihn mit cousin anredet; aber der Marschall selbst nimmt auf's Bestimmteste an, dass der Redende unmittelbar darauf den Platz verlässt, sonst würde er nicht sagen können: Mylord no leave take I, for I will ride, As far as land will let me, by your side. Ist es nicht Aumerle, dennoch aber ein Verwandter Bolingbroke's, der hier Abschied nimmt, so kann es kein Anderer als York sein, da andere Verwandten, die im Stücke auftreten, nicht vorhanden sind. Der Ausdruck „Cousin“ wird kaum befremden, da in King John der König seine beiden Neffen Arthur und den Bastard stets mit dieser Bezeichnung anredet und in 1. Henry IV. Worcester sehr oft diesen Ausdruck seinem Neffen Henry Piercy gegenüber gebraucht. Sprechen diese Gründe aber für die Anwe-

senheit Yorks in dieser Scene, so ist kein Bedenken zu hegen, die oben besprochenen Worte: My loving lord ebenfalls auf ihn zu beziehen, und es müssten denn Veränderungen erfahren:

1) Die Bühnenweisung No. 4, wo nach Gaunt noch York und Aumerle einzuschieben ist.

2) Die Bühnenweisung to the Marshal bei den Worten My loving lord, muss nunmehr lauten: To the duke of York.

3) Die Stelle nach den Worten Gaunts:

> But you gave leave to my unwilling tongue
> Against my will, to do myself this wrong

muss nun gelesen werden:

> Cousin, farewell; — and (to the Duke of York) uncle, bid him so;
> Six years we banish him, and he shall go.
> York: Cousin, farewell; what presence must not know,
> From where you do remain, let paper show.
> [Flourish. Exeunt King Richard, York, Bushy and Train.]

Es bleiben demnach auf der Bühne bei Bolingbroke: 1) Gaunt. 2) Marshal. 3) Aumerle. 4) Bagot. 5) Green; die sämmtlich den Dialog zwischen Gaunt und Bolingbroke anhören und die Letztern dann begleiten. Durch diese Aenderung fällt jener unedle und geradezu widerliche Zug aus dem Charakter Aumerle's fort, der von feindseliger Gesinnung gegen seinen Vetter erfüllt, diesen doch in der treuherzigsten Weise anredet Dass jetzt erst Einheit in diesen Charakter komme, werden mir wenigstens diejenigen zugestehen, die die Stelle mit Aufmerksamkeit gelesen und an dem hässlichen Widerspruche Anstoss genommen haben.

Durch diese Aenderung wird aber eine andere Stelle noch wesentlich afficirt und zugleich verständlicher gemacht. Sie befindet sich in der vierten Scene des ersten Actes, wo der König zu Aumerle spricht: He is our cousin, cousin: but 't is doubt, When time shall call him home from banishment, Whether our kinsman come to see his friends, Ourself and Bushy. Hier setzen nämlich die meisten Herausgeber, mit ihnen Delius, ein Komma, indem sie Ourself and Bushy, Bagot here and Green als Subjecte zum Verbum Observ'd ziehen. Dem widerspricht 1) die Lesart der Folio von 1623, die Ourself and Bushy als Erklärung zu friends heraufnimmt; 2) dass Bushy, der geheime Rathgeber und Secretair des Königs, Bolingbroke's Verbannung am eifrigsten betrieben hat; der ironische Ausdruck our friends also auf beide gleich gut passt; 3) der Umstand, dass Bolingbroke vom Kampfplatze zu Coventry sofort in's Exil geht, während der König schon längst vorher aufgebrochen ist, also von den Huldigungen Nichts gesehen haben kann, die das Volk seinem Lieblinge Hereford unterwegs bewies.

Dazu kommen noch folgende wichtige Momente. Bolingbroke's Begleiter sind ausser seinem Vater noch der Marshal, Aumerle und Andere, die nicht namentlich aufgeführt sind. Bagot und Green haben sich diesen offenbar angeschlossen, um auf eigene Faust die Spione zu spielen. Beim Beginn der vierten Scene sind diese beiden eben zurückgekehrt; während Aumerle, der ja den Herzog von Hereford nur bis zur nächsten Landstrasse begleitet hat, schon vor dem Eintritt Richard's mit den beiden Andern auf der Bühne ist. Bagot und Green nun haben dem Könige eben Bericht abgestattet und dieser bestätigt ihre Aussage auf Grund eigener früherer Beobachtungen mit den Worten: We did observe. Da Aumerle von den Strassenaufläufen Nichts gesehen haben konnte, sieht sich der König veranlasst, ihm zu erzählen, was er eben aus dem Munde der beiden Zuträger erfahren hat und konnte also nur fortfahren: Bushy here and Green observed his courtship etc.

Bei dieser Gelegenheit mag noch zweier anderer bisher unverständlicher

oder ungenügend erklärter Stellen Erwähnuug geschehen. Die eine davon findet sich in der ersten Scene des zweiten Actes unmittelbar nach dem stichomythischen Dialoge zwischen Richard und Gaunt. Der König hat eben geäussert: I am in health, I breathe and see thee ill; worauf Gaunt nach der gewöhnlichen Lesart antwortet: Now, He that made me knows, I see thee ill, Ill in myself to see and in thee seeing ill. Delius erklärt dazu: „Das to see fand Steevens wohl dem Verse zu lieb überflüssig, so unentbehrlich es auch ist, = ich bin krank in mir selbst anzusehen, und darin krank, dass ich Dich krank sehe.“ Delius muss die Stelle nur flüchtig gelesen haben, sonst hätte er nicht übersehen, dass das „ill“ in dem ersten Verse der Rede Gaunts auf Richard geht, und nicht auf Gaunt: Mein Schöpfer weiss, ich seh Dich krank, krank u. s. w. Der Vers ist in dieser Fassung überhaupt nicht zu verstehen, auch mit der Steevens'schen Aendederung nicht. Offenbar ist es des Dichters Absicht, sich antithetisch auszudrücken; dieser Zweck wird aber nur erreicht, wenn das sinnstörende „and“ in „not“ verwandelt wird, so dass der Sinn französisch ausgedrückt wäre: Je vois que tu te portes mal, de voir du mal en moi, ne voyant point de mal en toi-même. Hinter der mehrfachen Bedeutung des ill (Subst., Adj., Adv.) hat der Dichter den Sinn der drei Verse änigmatisch versteckt, und liefert in den fünf folgenden Versen den Schlüssel zur Lösung. Der Gebrauch von ill mit folgendem Infinitiv ist ähnlich dem des „mad“ in 1. Henry IV. v. 384. For he made me mad to see him shine so brisk etc. Aehnlich auch 2. Henry IV. II, 2. Thou art a blessed fellow to think as every man thinks.

Die andere Stelle findet sich in der zweiten Scene des dritten Actes. And nothing can we call our own but death, And that small model of the barren earth, which serves as paste and cover to our bones. Dass man Shakspeare in dieser Verbindung mit dem Ausdrucke „barren earth“ geradezu Unsinn sprechen lässt, ist keinem Erklärer bisher aufgefallen. Das Adjectiv „barren,“ das homerische „ἀτρύγετος“ kann unmöglich als allgemein giltiges Epitheton auf die Erde zu beziehen sein, als deren Gegensatz man wohl das Meer „barren“ nennen darf. Shakspeare nennt an anderen Stellen unwirthliche Gebirge „barren mountains;“ so 1. Henry IV. I, 3. Die Erde ist vielmehr nur „barren“ in ihrem Innern, und sonst in keiner Beziehung; und da small model doch offenbar ein Grab bezeichnet, das Grab aber ein Modell des menschlichen Körpers, nicht aber der Erde ist (wie z. B. Delius will), so ergiebt sich die Aenderung des „of“ in „in“ von selbst, wodurch sofort der Sinn deutlich wird: Und jenes kleine Abbild im unfruchtbaren Innern der Erde, welche (scil. die Erde) als Umhüllung und Decke für unsere Gebeine dient; so dass also die Stelle zu lauten hätte:

And that small model in the barren earth,
Which serves etc.

Halle. B. Tschischwitz.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

H. Wendt, Das Latein auf der Realschule. Zwei Gutachten. (Rostock, Stiller.) 9 Sgr.

Grammatik.

K. A. J. Hoffmann, Neuhochdeutsche Elementargrammatik. Mit Rücksicht auf die Grundsätze der historischen Grammatik bearbeitet. 6. Aufl. (Clausthal, Grosse.)

E. Martin, Grammatik und Glossar zu der Nibelunge Nôt. (Berlin, Weidmann.) 6 Sgr.

Lexicographie.

F. Köhler, Vollständigstes englisch-deutsches und deutsch-englisches Handwörterbuch. 2 Thle. 3. Aufl. (Leipzig, Reclam.) 2 Thlr.

Literatur.

Gaugengigl, Ergänzung der Bruchstücke des Ulfilas nach der Sinaitischen Handschrift des Dr. Tischendorf. (Passau, Pleuger.) 10 Sgr.

Gaugengigl, Die Fragmente des Ulfilas nach der silbernen Handschrift in Upsala. (Passau. Pleuger.) 16 Sgr.

Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. Herausgegeben von Ludw. Urlichs. 3 Bde. (Stuttgart, Cotta.) $2\frac{1}{2}$ Thlr.

F. Scholl, Reden zur Erinnerung an zwei Heroen im deutschen Liede, Franz Schubert und L. Uhland. (Stuttgart, Nitzschke.) 4 Sgr.

Biographische Skizzen deutscher Dichter. 2 Bde. (Zwickau, Buchhandl. des Volksschriften-Vereins.) 9 Sgr.

Kneschke, Anthologie deutscher Lyriker seit 1850. (Leipzig, Lorck.) 1 Thlr.

L. A. Staufe, Romanische Poeten. In ihren originalen Formen und metrisch übersetzt. (Wien, Pichler.) 1 Thlr. 12 Sgr.

A. Cohn, Shakspeare in Germany in the 16 & 17 centuries: an account of english actors in Germany and the Netherlands and of the plays performed by them during the same period. (Berlin, Asher.) $8\frac{2}{3}$ Thlr.

Hilfsbücher.

J. Rauch, Deutsches Lesebuch für die drei unteren Classen der Gymnasien und höheren Bürgerschulen. 3. Aufl. (Heidelberg, Mohr.) 18 Sgr.
Mozin, Neues französisches A. B. C. 10. Aufl. (Stuttgart, Cotta.) 15 Sgr.
F. Burguy, Stücke zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Französische. 2. Aufl. (Berlin, Schneider.) 16 Sgr.
Dialogues et poésies à l'usage de l'enfance. 3. éd. (Cassel, Bertram.) 7½ Sgr.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft

für das

Studium der neueren Sprachen.

---

103. Sitzung vom 22. November 1864. Herr Büchmann zeigte an: 1) Deutsche Inschriften an Haus und Geräth. Berlin, W. Hertz 1865 (wird im Archiv besprochen). — 2) Geflügelte Worte von G. Büchmann, zweite Auflage. Dieselbe ist gegen die erste um 125 Citate bereichert. Der Ursprung einiger viel gebrauchter, wie: solamen miseris etc., tempora mutantur etc., Schlaf des Gerechten, Bramarbas u. A., hat sich noch nicht feststellen lassen. — Herr Mahn liest über die Etymologien von brave und borgne. Das erstere Wort tritt erst nach dem dreissigjährigen Kriege im Deutschen auf. Von den vielen versuchten Etymologien ist nur die vom kimmer. braw (= terror, dread, fright) haltbar, obgleich das Wort dort nicht in adjectivischer Form vorkommt. Das zweite Wort betreffend, so findet sich in einem Wörterbuche, dass im Bretagnischen baragamann, Brot und Butter, zur Bezeichnung eines falschen Blickes gedient habe, da der Schielende beide Gegenstände mit beiden Augen zu gleicher Zeit anzusehen scheine. Wegen des Ausfalls der vielen Laute wird beispielsweise auf même von metipsissimus verwiesen. — Herr Leo berichtete über die Thätigkeit der Weimarischen Shakspeare-Gesellschaft. Der erste Band des Jahrbuches werde zur nächsten Ostermesse erscheinen; für die Bibliothek seien vorläufig 400 Thaler ausgesetzt; die Grossherzogliche Bibliothek stelle der Gesellschaft ihre einschlagenden Schätze zur Verfügung. Betreffs einer Uebersetzung habe man sich entschieden, nur auf der Grundlage der Schlegel-Tiekschen fortzubauen: Georg Reimer werde neben der üblichen Volksausgabe eine andere mit Verbesserungen und Anmerkungen der Shakspeare-Gesellschaft veranstalten; für eine Uebersetzung und Bearbeitung des

Cymbeline für die Bühne seien 100 Friedrichsd'or ausgesetzt. Ein officielles Schreiben an die deutschen Regierungen sei in Aussicht genommen, in welchem auf Errichtung von Lehrstühlen für die moderne Philologie an deutschen Hochschulen gedrungen wird. Es entspann sich eine Debatte über Abfassung einer Petition in gleichem Sinne von Seiten der Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen, welche Herr Friedberg näher besprach. Herr Gallenkamp constatirte, dass im letzten Jahre von 418 Professoren deutscher Hochschulen nur 13 mit Gegenständen aus modernen Sprachen sich beschäftigt hätten, wobei noch die Anregung des Shakspeare-Jubiläums mit in Betracht zu ziehen sei. Von anderer Seite wurde versichert, dass die Sache bei uns längst angeregt, aber wegen Mangels pecuniärer Mittel nicht ausgeführt sei. — Herr Pröhle las über eine Entscheidung Bürger's über den Werth dreier nach gegebenen Endreimen gemachter Gedichte nach einem Buche: Actenstücke über einen poetischen Wettstreit, geschlichtet auf dem deutschen Parnass, Berlin 1793. Es wurde der Brief Bürger's verlesen, in dem er dem Gedichte von Wildungen's gegen das des Regierungsraths Bunsen den Preis zuerkennt. —

104. Sitzung vom 13. December 1864. Herr Goldbeck gab eine Uebersicht über die durch Jacob Bernays' Schrift hervorgerufene Literatur der aristotelischen Reinigung der Leidenschaften (*κάθαρσις*). Nach kurzen Andeutungen über den unauflöslichen Zusammenhang antiker und moderner Bildung, wie ihn besonders Aristoteles grossartig darstelle, versuchte er zu zeigen, wie und weshalb durch Lessing die aristotelische Definition der Tragödie, dass sie Furcht und Mitleid, vor Allem aber das Letztere hervorrufen und reinigen solle, zum Kernpunkt seines Angriffes auf die französische Tragödie habe gemacht werden müssen, da Lessing in der Hamburger Dramaturgie sich die Förderung des bürgerlichen Trauerspieles als einen und vielleicht den hauptsächlichsten seiner positiven Zielpunkte vorgesetzt habe. Als Hauptstütze dieser Ansicht bezeichnete der Vortragende nächst Aeusserungen aus verschiedenen Schriften, die Correspondenz mit Mendelssohn und Nicolai, welche die Grundsätze der Dramaturgie in nuce enthalte. In der weiteren Entwicklung der deutschen Literatur sei die aristotelische Definition, obgleich sie von Göthe und Hegel — der das Mitleid als Sympathie ausdeute — berücksichtigt werde, von geringerer Wichtigkeit gewesen, indem man sie, wie Vischer, eigentlich für überwunden angesehen habe. Seit J. Bernays' Schrift (1857) sei nun aber die Frage Gegenstand gelehrten Streites unter den bedeutendsten Philologen und in weiteren Kreisen geworden, theils in besonderen Broschüren (5 grösseren Umfanges), theils in sehr zahlreichen Abhandlungen in Werken (Brandis, Jeller, Klein) und Zeitschriften (aufgezählt Philol. XXI, 3 p. 496). J. Bernays habe nun die Katharsis, mit sehr

entschiedenem Angriff auf Lessing's „moralisirende Richtung", der aus der Tragödie ein Correctionshaus machen wolle, dann aber auf die sittliche Wirkung der Poesie überhaupt als eine medicinisch-ästhetische nachzuweisen gesucht, auf Grund eines Goethe'schen Wortes jedoch („das Schaudern ist der Menschheit bester Theil") seine für den Werth der Poesie und Kunst bedenkliche Darstellung gemildert. Dagegen werde nun in den Gegenschriften, deren keine jedoch an Meisterschaft des Styls und der Behandlung Bernays erreiche, die ethische Bedeutung der Katharsis entschieden vertheidigt (Spengel, Susemihl); bis endlich eine mittlere Richtung hervorgetreten sei (Ueberweg, Döring), welche auf Bernay zurückgehend und ihn gewissermassen ergänzend, behaupte, Aristoteles, der zuerst Poetisches und Ethisch-Sittliches geschieden habe und dadurch Begründer der wissenschaftlichen Aesthetik geworden sei, habe selbst mit seiner Definition nur die Darstellung der ästhetischen Wirkung der Tragödie beabsichtigt, wenn auch eine weitere ethische damit nicht geleugnet. Herr Goldbeck suchte nun zu zeigen, wie dieser Mittelweg das Schicksal der meisten Mittelwege theilen müsse (J. Bernays selbst habe sich dagegen erklärt), und wie der Streit um die aristotelische Definition eben nur der um die grössere Frage sei, wie weit Kunst und Poesie in einem Zusammenhange mit dem Sittlichen stehen. Nach kurzen Bemerkungen über die Geschichte dieser Frage (Schiller, Hegel, Tomischek, Bollmann) wurde ihre geradezu entscheidende Wichtigkeit für die Schicksale der Literatur dargethan, je nachdem sie einseitig beantwortet werde, wie dies von den Romantikern, andererseits von den Ifflands u. a., weiterhin von den französischen Dichtern des 17. Jahrhunderts und den Römern geschehen sei, oder Inhalt und Form in harmonischen Einklang träten, wie in unserer classischen Literatur, wo doch zwischen Schiller und Goethe ein Uebergewicht nach der einen und anderen Seite bemerkt werde.

Die theoretische, nicht die praktische Lösung dieser Frage — wenn nicht die verschiedene Combination und „Mischung" der Charaktere eine solche Lösung durch ästhetische Katechismusartikel überhaupt unmöglich mache — und der Nachweis, dass Aristoteles, den gesammten Tendenzen des Alterthums entgegen, wirklich eine besondere Wissenschaft des Schönen im Auge gehabt habe, werde die Katharsisfrage entscheidend beantworten, und zwar im Sinne der ethischen Bedeutung. — In der sich hieran knüpfenden Discussion hob Herr Bollmann zunächst hervor, Lessing habe in der Hamburger Dramaturgie nicht bloss den Zweck gehabt, das bürgerliche Trauerspiel zu empfehlen, insofern er besonders Shakspeare als Muster aufstelle. Die Franzosen hätte er bekämpfen müssen, weil sie sich thörichter Weise auf Aristoteles berufen, ihre Tragödie aber auf das Princip des Heroismus und der Bewunderung begründet hätten. Es sei nicht zu läugnen, dass Lessing auf eine lediglich moralisirende Tendenz der Tragödie

gekommen, welche eine Verwandlung der Leidenschaften in tugendhafte Fertigkeiten bewirken sollte. Das andere Extrem sei in Bernays hervorgetreten, dessen Interpretation von Aristoteles' Ansicht auf das homöopathische similia similibus hinauslaufe: Furcht und Mitleid sollten so gesteigert werden, dass eine Explosion, eine hedonische Entladung erfolge. Das Wahre scheine zu sein, dass die Tragödie durch die Affecte der Furcht und des Mitleids als ihre specifischen Hebel in dem Zuschauer ein Lustgefühl erwecke: darin nämlich, dass wir einen Helden, mit dem wir sympathisiren, in Schuld gerathen, ihn für diese Schuld die Strafe leiden, und durch dies Leiden die ewige Gerechtigkeit versöhnen sehen, erkennen wir überhaupt eine höhere Gerechtigkeit, deren Anschauen, trotzdem wir dabei leiden und fürchten, etwas Erhebendes habe, und in uns eine eigenthümliche ἡδονή erzeuge, in welcher Furcht und Mitleid sich auflöst. Es werden also die leidvollen Eindrücke der Furcht und des Mitleids geläutert, sie reinigen sich zum Anschauen der ewigen Gerechtigkeit. — Herr Goldbeck beruft sich zur weiteren Begründung seiner Meinung in Bezug auf das bürgerliche Drama auf Lessing's drei grossen Stücke: Emilia Galotti sei absichtlich des Historischen entkleidet, Nathan bewahre überall die bürgerlichen Leidenschaften. Die grosse Frage über den Zusammenhang zwischen Sittlichkeit und Kunst sei ungelöst, vielleicht unlösbar, da von den Kritikern jeder nach seiner Natur entweder den Gehalt oder die Form betone.

Herr Märker weist darauf hin, dass Plato zuerst Kunst und Sittlichkeit gekannt habe, indem er Homer und Hesiod aus seinem Staate verwiesen. Aristoteles dagegen sage im Anfange der nikomachischen Ethik, alle menschlichen Handlungen zielen auf das Gute; folglich auch die Kunst, die sich also nicht dem Guten gegenüberstelle. Die aristotelische Theorie müsse ganz auf die griechische Tragödie beschränkt werden; alle andern (etwa die indische) passten nicht auf dieselbe: zur Zeit der Griechen sei die Tragödie durchaus religiös gewesen; der Widerstreit habe sich erst durch die christliche Kirchenlehre entwickelt. Es komme darauf an, was man unter Sittlichkeit verstehe: die Kunst trage ihre höchste Sittlichkeit in sich. — Herr Goldbeck erwiedert, wenn man so die aristotelische Theorie nur auf die griechische Tragödie beschränken wolle, so sei die nothwendige Folge eine doppelte Aesthetik. — Nachdem die Herren Foss und Friedberg sich an der Discussion betheiligt haben, von denen ersterer ausführt, der Dichter stehe stets auf dem Boden seiner Nation: jede Theorie müsse sich also an bestimmte Nation und Verhältnisse anknüpfen, constatirt Herr Goldbeck zum Schluss: es sei in keinem Falle ein Zusammenhang zwischen beiden Principien der Art nachgewiesen, dass die höchste Sittlichkeit zugleich die höchste Kunstform herbeinöthige.

Herr Märker gab Proben aus einer Beschreibung der Einzugs-

feierlichkeiten nach Eroberung Stettins durch den Grossen Kurfürsten in Berlin 1677. — Herr Michaelis zeigt ein Werk über Anwendung der Stolze'schen Stenographie auf die russische Sprache von Paulson und Messer an.

105. Sitzung vom 10. Januar 1865. Herr Mahn setzte seine Vorträge über den bisher unbekannten oder zweifelhaften Ursprung romanischer Wörter fort. Er besprach die Wörter affreux, exaucer, dalle, pantalon, soubrette, alcove, sconfiggere, aguinaldo. Affre, das affreux zu Grunde liegende Substantivum, leitete derselbe nicht mit Diez vom ahd. eiver, horridus, ab, sondern wie effrayer vom lat. frigidus. Exaucer verdankt einer Vermengung des provenz. eyssauzir (von exaudire) mit eyssausar (= lat. exaltiare) seinen Ursprung. Dalle ist nicht vom deutschen theilen, goth. dailjan, sondern vom celtischen dal, dalen, Blatt, dünne Platte, abzuleiten. Pantalon von dem Eigennamen Pantalone, der aber nicht s. v. a. pianta-leone, d. i. Löwenaufpflanzer, sondern ächtgriechisch s. v. a. Ganz-Löwe ist. Soubrette, nicht von Zofe, sondern von soubret, soubrette, altfranz. für sobret, sobrette, von sobre, lat. sobrius, nüchtern, verständig, besonnen, listig, verschmitzt. Alcove aus dem Arabischen; woher unser Alkoven unter deutschem Einfluss auf Geschlecht und Endung. Sconfiggere, ital., vom gleichsam lat. disconficere, nicht mit andern vom gleichsam lat. exconficere. Aguinaldo, span.; Weihnachtsgeschenk, vom bask.-iberisch. aguindu, anbieten, darbringen, und der Wortbildungsendung aldi. — Herr Strack versuchte die alte Ableitung von exaucer durch Beispiele zu schützen. — Herr Märker knüpfte an einige Stellen von Nisard's Literaturgeschichte die folgenden Betrachtungen: Der Geist des französischen Volkes und der französischen Sprache, wie er in jenem Buche geschildert sei, stehe im Widerspruche mit der jetzigen Entwicklung der Geister und der Welt: das Princip der égalité sei zum Uniformwesen ausgeartet, der Art, dass die Entwicklung der Individualität und der Natur unterdrückt: Frankreich bedürfe einer Reaction, welche die Individualität wieder zur Geltung bringe. Napoleon stelle es in der Einleitung als einen Fortschritt auf, dass die antike Freiheit in Frankreich in Disciplin umgewandelt sei: demgemäss erscheine die Aufgabe des Einzelnen nicht mehr die Herausarbeitung des Göttlichen in der individuellen Persönlichkeit; sondern jeder Einzelne dürfe nur mehr das sein, was die ganze Nation in ihrer Allgemeinheit ist. Auch für den Schriftsteller werde es als höchstes Ziel hingestellt, dass man seine Individualität im Ausdrucke des Gedankens nicht mehr erkenne; und für die Recitation, dass man accentlos spreche, für den Stil, dass man ohne Inversion schreibe. Es wird am Französischen gelobt, dass es der Idee einer langue algébrique sich nähere; an andern Nationen getadelt, qu'elles font prédominer l'individu sur l'homme. Die Natur sei in die raison aufgelöst: und doch sei die Freiheit die Natur: mit

Trennung von der einen sei die von der anderen von selbst gegeben. — Demzufolge, schliesst der Vortragende, könne auch Frankreich nicht mehr in irgend einer Hinsicht als leitend und massgebend, seine Sprache nicht mehr als Organ für den Ausdruck der höchsten Ideen betrachtet werden: dies wird an der Verflachung des Begriffes raison, gegenüber ratio und λόγος, dargethan. Die Zukunft der Welt gehöre den Deutschen.

Diese Meinungen kritisirte und berichtigte Herr Marelle. Die Deutschen beurtheilten das gegenwärtige Frankreich ungerecht; seit 30 Jahren sei eine grosse Veränderung dort vor sich gegangen, die man hier ignorire: man solle die Franzosen studiren, ehe man über sie urtheile. Die Worte Nisard's anlangend, so sei er zwar Akademiker, gehöre aber einer Richtung an, deren Urtheil nicht für Frankreich als massgebend anerkannt werden könne. Dass Individualitäten in der Literatur hervorträten, dafür sprächen Namen wie Montaigne, Pascal, St. Simon, Voltaire, Rousseau und so herab bis Musset. Allerdings verlange schon die Glätte und Abrundung (wie bei Goethe und Lessing) ein theilweises Aufgeben, man vergleiche nur Jean Paul, der dies gethan, mit Goethe oder Lessing. Herr Mahn stimmt im Ganzen Herrn Märker bei: eine Reaction bereite sich in Frankreich vor, sei aber noch lange nicht durchgedrungen. — In einer kurzen Discussion, woran sich die Herren Strack, Gallenkamp und Kleiber betheiligen, wurde der Begriff 'langue algébrique' erörtert. Herr Märker betont zum Schluss nochmals, dass seine Folgerungen direct aus den Worten Nisards gezogen seien, dessen Buch man, schon nach den Urtheilen der Kritik, als Ausdruck der allgemeinen Meinung in Frankreich halten müsse.

Herr Herrig macht Mittheilungen wegen Errichtung von Sectionen in der Gesellschaft. Behufs der Vorberathungen zur Beschaffung einer Bibliothek wird ein Comité erwählt, bestehend aus den Herren Friedberg, Gallenkamp, Kleiber, Daffis, Leo und Mahn.

106. Sitzung vom 24. Januar 1865. Der Herr Vorsitzende leitete die Sitzung durch einige Worte des Nachrufes über den jüngst gestorbenen Professor Städler ein, in denen er seine Verdienste um unsere Gesellschaft hervorhob und die Hoffnung aussprach, dass sein Name in dankbarer Erinnerung unter uns fortleben werde. Die Gesellschaft erhob sich zum Zeichen der Beistimmung.

Herr Goldbeck gab, im Anschluss hieran, einen ausführlichen Nekrolog über den Verstorbenen. Er suchte zu zeigen, wie derselbe eine kraftvolle Originalität vor Allem in der Selbstständigkeit seiner wissenschaftlichen Arbeiten bewies, als deren gemeinschaftlichen Grundzug man das lucrezische „quaerit rationem animus" bezeichnen könnte. Bei der Aufzählung und Charakteristik seiner Leistungen wurde die

Italienische Grammatik (3. Auflage, Berlin bei Weidling) hervorgehoben, die die meiste Anerkennung gefunden, und die Wissenschaftliche Französische Grammatik, die sie in eben so hohem Grade verdient hat. Auch auf dem Gebiete der Geographie hat er eine bedeutende Arbeit gebracht, ausgezeichnet durch eine Klarheit, welche ihr, wie allen seinen Schriften, zuerst der reine, durchsichtig gegliederte Styl verleiht. Das Archiv enthält seine, grösstentheils die allgemeine oder die italienische Grammatik betreffenden, in der Gesellschaft gehaltenen Vorträge. Schliesslich wies der Vortragende darauf hin, dass das Vereinsmitglied Herr Oberlehrer Rudolph eine Herausgabe seiner Vorträge über Dante, Petrarca, Galilei und Macchiavelli, sowie einer Anzahl pädagogischer Arbeiten unternehmen wird. (Das nächste Heft des Archivs wird den Nekrolog in extenso bringen.)

Herr Mahn giebt eine Notiz über den provençalischen Dichter Arnald Daniel 1180—1200, Edelmann aus dem Bisthum Perigord Schloss Ribayrac, studirte Literatur, ward dann Spielmann, in seinen Schriften finden sich daher vielfache Beziehungen auf Mythologie und Alterthum. Er liebte die Gattin Wilhelms von Bouville, an welche seine Lieder gerichtet sind, in denen er ihr die Namen giebt „gute Hoffnung“ und „besser als gut.“ Er befolgt die Manie der schweren „theuren“ Reime. Am Hofe Richards von England, bot ihm ein Spielmann eine Wette um Pferde an, bei der es sich handelte, ein Gedicht nach gegebenen schweren Reimen zu machen. Jeder wird in ein besonderes Zimmer geschlossen. Arnald findet keine entsprechenden Verse, obwohl 10 Tage Frist (5 Tage) zum Urtheil gegeben waren. Der Spielmann ist mit seinem Gedichte fertig, Arnald, der ihn dasselbe laut singen und einüben gehört hat, behält es auswendig und trägt es, als sein eigenes dem Könige vor. Zuletzt aber gesteht er Alles, und der König beschenkt beide Dichter. Arnald pflegt seinen Namen in das Geleit einzuflechten. Wir haben von ihm 17 Lieder, 4 finden sich bei Raynouard und Rochegune. Mahn hat deren 21 herausgegeben. Dante (Purg. XXVI) und Petrarca haben ihn für den grössten aller Troubadours erklärt. Dante vergleicht ihn mit Girand von Borneilhe, um ihn über ihn zu stellen. Bei Dante wird er selbst provençalisch redend eingeführt, Verse, die sich in Witte's Ausgabe zum ersten Male richtig hergestellt finden. In dem Buche de vulgari eloquio erklärt er ihn für den vortrefflichsten Sänger der Liebe. Die von ihm erfundene Form der Sixtine hat Dante selbst nachgeahmt. Auch Petrarca ahmt ihm vielfach nach in Bezug auf Allegorien, Gleichnisse, Dichtungsformen. Unter seinen Zeitgenossen hat er Gegner, die in Bezug auf die Schätzung seiner Gedichte die Nachwelt für sich haben. So der Mönch von Montoton. Seine Romane, die besser gewesen sein sollen, sind untergegangen. Wahrscheinlich hätten sie denn das Urtheil gerechtfertigt. Der schwere, durch Anspielungen verdunkelte Styl, war damals beliebt; deshalb schätzt ihn Dante, und

darum ahmt er ihm auch in der schweren Sixtine nach. Doch existirt auch eine leichter geschriebene Canzone von ihm. In der siebenten Canzone Petrarca's schliesst jede Strophe mit dem Verse eines berühmten Dichters. Am Ende der ersten steht der Anfang eines Liedes Arnald's, welches Mahn zu Paris in zwei Handschriften aufgefunden hat. Der Roman Lancelot (in welchem Francesca da Rimini mit ihrem Geliebten liest), soll von ihm sein. Der Unterschied zwischen Dante, Petrarca und den Troubadours ist nicht so gross, wie man gewöhnlich meint. Man muss sie nicht mit dem Massstabe unserer Zeit messen. Dante und Petrarca waren auch nur gute, provençalische Troubadours. Beiläufig ist das Sonnett (worunter provençalisch Sangweise, Singgedicht verstanden wird), nicht provençalischen Ursprungs. Das erste Sonnett ist von Fra Guidone von Arezzo, 1275.

Im Anschlusse an den in der vorigen Sitzung stattgehabten Vortrag des Herrn Märker über eine Stelle aus Nisard's französischer Literaturgeschichte, versuchte Herr Goldbeck eine Charakteristik der Tendenzen der neueren französischen Literatur. Er führte aus, dass sich schon im Zeitalter Ludwig's XIV. neben der streng centralisirten classischen Hofliteratur Regungen freierer Geister finden (von Pascal bis Vauban), die es bedenklich machen, die inneren Kräfte der Nation aus jenen Schriftstellern allein beurtheilen zu wollen. Im graden Gegensatz zur als classisch anerkannten Literatur und Ideenwelt entwickelt sich auch die schriftstellerische Wirksamkeit der verbannten Denker und Reformirten, die neben der Opposition gegen das Régime Ludwig's doch auch den französischen Einfluss in ganz Europa ausbreiten helfen. (Calvin und Descartes bis Bayle.) Solche Originale finden sich auch im 18. Jahrhundert, als Beispiel dient Diderot, der einem Lessing zum Mitkämpfer gegen die specifisch sogenannten französischen Tendenzen wird. Die Revolution, obwohl sie das ancien régime politisch in der Centralisation noch überbot, hat doch auch alle Kräfte entfesselt, die nun, wie der Vortragende in das Einzelne hinein auszuführen suchte, mit Hülfe deutsch-englischer Einflüsse, gerade in den Spitzen der Nation auf Decentralisation, und individuelle, auf innere Bildung gegründete Freiheit hinarbeiten. In der Literatur wies er dies durch die wiederaufblühende Provinzialdichtung nach, durch Charakteristik Jasmin's, des südfranzösischen Patoisdichters, und Adolphe Brizeux, der die Bretagne zum fast ausschliesslichen Gegenstande seiner Dichtungen in französischer und sogar celtischer Sprache gemacht hat. Auf dem Gebiete der Politik erläuterte er die individualistische Tendenz des neueren Frankreichs — nächst der Erwähnung der in Metz erscheinenden Varia, populärer politischer Abhandlungen — an dem Beispiel des Alexis v. Tocqueville und seiner unerbittlichen Kritik des ancien régime und der Revolution. Als Repräsentant der freien religiösen Richtung wurde nächst E. Renan, Jules Simon bezeichnet, dessen ausserordentliche Erfolge schon beweisen, dass Frankreich „den

höchsten Ideen“ nicht gleichgültig gegenübersteht. Stellen aus einem Aufsatze von Alaux in der Revue Contemporaine bewiesen, dass Nisard auch in Frankreich durchaus nicht ohne Widerspruch geblieben ist. Daneben glaubte der Vortragende erklären zu können, dass Herrn Märcker's Aufstellungen wie von Nisard durchaus, so auch noch von einem grossen Theile selbst der französischen Gebildeten Geltung hätten, dass aber auch ein Volk auf dem Wege der Selbsterkenntniss und Selbsterziehung nur langsam kämpfend vorwärtsschreiten könne und dass er, der Vortragende, nur Protest habe einlegen wollen gegen die etwaige Behauptung, als würden solche Anstrengungen in Frankreich nicht gemacht.

Der Herr Vorsitzende weist auf die eingesendeten Sitzungsberichte der Kaiserlichen Akademie zu Wien und auf den Katalog des Londoner Buchhändlers B. Quaritsch hin. Es wird ein Antrag von Herrn Friedberg auf Ankündigung der Vorträge in der ihnen vorhergehenden Sitzung behufs Vorbereitung, von Herrn Goldbeck dahin eingebracht, der Präsident möge einen Aufruf zu freiwilligen Meldungen für die Vorträge ergehen lassen, damit dieselben womöglich für mehrere Sitzungen vorherbestimmt werden könnten.

107. Sitzung vom 14. Februar 1865. Herr Altmann sprach über die Kunst der Uebersetzungspoesie. Schon für die Prosa genüge es nicht, den blossen Gehalt in der Uebersetzung wiederzugeben, sobald das Original eine Eigenthümlichkeit habe, die sich der Manier nähere. Bei den Alten finden sich musterhafte Copien, das Mittelalter zeigt sich darin schwach; die Neuzeit hat es am weitesten in der Vollendung gebracht: von modernen Sprachen seien die slawischen Sprachen von zu grosser Härte und Rauhheit; die tschudischen seien noch zu wenig gebildet: das Ungarische mache eine gute Ausnahme. Das Deutsche sei wegen seines Wortreichthums und seiner Formenelasticität, tonischen Kraft und Klangfülle, die für alle Empfindungen ausreiche, vorzüglich für Uebertragungen geeignet: selbst an die romanischen Sprachen dürfe man bei Weitem nicht dieselben Anforderungen stellen. Die Aufgabe einer Uebersetzung sei nun zwar die gedankliche Wiedergabe des Textes, mehr aber noch die Reproduction des im Originale waltenden Genius, welcher Forderung oft die äusserliche Genauigkeit nachstehen müsse, so in der Wiedergabe der Tropen und andern Figuren, welche häufig mit ähnlichen zu vertauschen seien, um in unserer Sprache das zu sagen, nicht was der Autor gesagt hat, sondern was er in der seinigen hat sagen wollen. Wie der Schauspieler in den darzustellenden Charakter, so muss der Uebersetzer sich gleichsam in sein Original verwandeln: und da namentlich bei den Alten der Rhythmus stets genau dem Ausdruck des Gefühls und Gedankens sich anpasse, so gehöre zu einer genauen Wiedergabe die sorgfältige Nachahmung desselben bis in's Detail. Deshalb sei die Substitution moderner Metra,

des katalektischen Trimeters für den vollen, der Ottaverime für den Hexameter u. dergl. zu tadeln. Die deutsche Sprache sei zur Wiedergabe aller alten Metra geeignet, und sei durch fortgesetzte Arbeit so geschmeidig geworden, dass sie es ohne Steifheit thun könne. Als Beispiele für die Ausführbarkeit seiner Forderungen gab Herr Altmann eine reiche Fülle von Uebertragungen zunächst griechischer Epigramme des Simonides, Lukilios, Philippus von Thessalonia, Antipater, Lukianos, in deutscher und lateinischer Uebersetzung: letztere wurde der Grotius'schen, die sich die Aufgabe weniger hochgesteckt, gegenübergestellt. Dann folgten Uebertragungen eines Stückes von Musaeus, Hero und Leander, des Frühlingsliedes des Meleagros aus Gadara und der Elegie an Heliodora; des Prologs und eines Chores aus Euripides' Phoenissen und zweier pindarischer Oden (Ol. XII und XIV). — Herr Goldbeck äusserte Bedenken gegen die unbedingte Verwerfung der Substitution geläufigerer Metra; er wies dabei z. B. auf die Uebersetzung des Dante in Jamben von Julius Braun hin. Jedenfalls sei der Gegenstand einer literarischen und theoretischen Behandlung sehr bedürftig. — Herr Büchsenschütz hob hervor, wie z. B. Vossische Hexameter nicht einmal auf uns den Eindruck machen wie die homerischen; geschweige den, wie die letzteren auf den Griechen: es werde im Deutschen nie möglich sein, etwa einen aufgelösten Dochmius von 8 Kürzen herzustellen. — Der Vortragende schloss, dass für solchen Fall von einer Uebertragung lieber abzusehen, als die Form willkürlich zu ändern sei.

Herr Giovanoly leitete einen Vortrag über den Dichter Jasmin mit der Betrachtung ein, dass es den Deutschen an Volksdichtern, d. h. solchen Dichtern fehle, welche unmittelbar aus dem Volke stammen, und nicht durch gelehrte Studien zur literarischen Carriere gelangen, wie Gilbert, Barbier, Jean Reboul, Béranger, welcher letzterer sich vom Buchdruckerlehrling, als welcher er 12 Jahre alt zu dichten anfing, zum Range des französischen Anacreon aufgeschwungen. Aehnlich Jean Jacques Jasmin, 1792 im Armenhaus geboren, wurde Friseur, und fasste, als er seinen Grossvater bei einer Gelegenheit sagen hörte, „die Jasmins sterben alle im Hospital," den Entschluss, dies Wort an sich nicht in Erfüllung gehen zu lassen. Nachdem er sich durch die ermüdende Prosodie und Versification durchgearbeitet, studirte er die Dichter seiner Nation und nahm sich namentlich Corneille und Lamartine zu Mustern: seine Darstellung empfiehlt sich durch Einfachheit und Reiz, die sich stets von Ueberfülle fern hält. Seine Sammlung Las Papillotos (mit Anspielung auf sein Handwerk: er war Friseur), erschien 1860 bei Didot: das Gedicht „Marthe la Folle" wurde eingehend analysirt. Der Dialekt, in dem Jasmin schrieb, ist das südfranzösische Patois, welches mit dem bündnerischen Romaunsch in engster Verbindung steht: der Dichter brachte somit diesen Dialekt, der seit den Zeiten der Albigenser ganz verkommen war, nachdem er

ihn purificirt, zu Ehren und Anerkennung. Die Achtung, die er sich dadurch gewann, wurde durch sein ausserordentliches Geschick, seine Gedichte zu recitiren, so wie durch seinen liebenswürdigen und bescheidenen Charakter erhöht, der ihn trotz der von den französischen Akademien erwiesenen Ehren, z. B. der von der Akademie auf sein Haupt gesetzten goldenen Krone, seinem Handwerk treu bleiben liess.

108. Sitzung vom 28. Februar 1865. Der Vorsitzende hielt einen ausführlichen Vortrag über die Nothwendigkeit der Errichtung einer Bibliothek, und die zu deren Erzielung anzuwendenden Mittel. In der sich daran schliessenden Discussion wurde auf Beispiele anderer Gesellschaften hingewiesen, welche zeigten, dass derartige Bibliotheken in der Regel ganz unbenutzt blieben; die Benutzenden seien jedenfalls in zu bedeutender Minorität, als dass ihres Vortheils halber alle Mitglieder erhöhten Beitrag zahlen sollten: wogegen andererseits das factisch bestehende Missverhältniss des für den regelmässigen Besucher der Sitzungen Geleisteten zu den Beiträgen hingewiesen wurde. Ein Beschluss über die Angelegenheit wurde noch beanstandet. — Herr Märker sprach über Taufnamen. Anknüpfend an Michaelis' Wörterbuch der gebräuchlichsten Taufnamen und einen Aufsatz von Schwalbe im Jahrbuch des Pädagogiums in Magdeburg 1838 zog derselbe gegen ein Ministerialrescript von 1816 zu Felde, welches nur die Beilegung eines bestimmten Kreises von sogenannten christlichen Namen gestattet: damit greifen thatsächlich Kirche und Polizei in die Bildung der Sprache ein, und bewirken so, dass unsere Namen nicht viel besser sind als die russische Numerirung: wir haben es danach nur mit einer Welt abgestorbener und versteinerter Namen zu thun, wie man erst beim Vergleich mit einem Volk recht erkenne, welches in stetem Leben und Wechsel die abgestorbenen Namen durch neue von frisch erkennbarer Bedeutung ersetze (vergl. Wetzstein: ausgewählte griechische und lateinische Inschriften, gesammelt in den Trachonen und um das Haurângebirge; wovon etwa $^1/_3$ Namenlexicon sei), der Vortragende war der Ansicht, dass man auf alle gesetzliche Weise, z. B. durch Petitionen auf Aufhebung des Rescripts hinweisen müsse. — In einer Discussion, an der die Herren Strack, Goldbeck, Michaelis, Schwerin Theil nahmen, wurde die historische Nothwendigkeit des Absterbens der Namen und auf die grosse Wichtigkeit der Einführung von neuen hervorgehoben. Herr Michaelis wies auf die Nothwendigkeit hin, bei den deutschen Taufnamen auf Ursprung und Bedeutung zurückzugehen. — Herr Hermes unterwarf den Aufsatz eines Ungenannten (Herrn Schmitz-Auerbach in Heidelberg): „Widerlegung von Jacob Grimms angeblicher Verschobenheit eines Präteritums" im „Archiv" einer Kritik, deren Ergebniss war, dass sich in dem Aufsatze eine auffallende Unkenntniss (mag wird mit amicus zusammengebracht; memini wird von me monet hergeleitet; die Wörter werden

auf das willkürlichste „enthauptet“ und „entfusst“) mit gleich grosser Keckheit paart; die es möglich macht, dass einem J. Grimm vorgeworfen wird, er lasse, was ihm aufzufinden misslinge, absichtlich dunkel und verwirrt erscheinen, während er in der That selbst in Wirrwarr gerathe.

Zu Göthes Hermann und Dorothea.

In Cholevius vortrefflicher Schrift: „Aesthetische und historische Einleitung nebst fortlaufender Erläuterung zu Göthes Hermann und Dorothea“ wird mit dem grössten Rechte ein Abschnitt der „höheren Quelle des Idylls,“ gewidmet, als welche der Verfasser freilich ziemlich eng nur die Campagne in Frankreich und die Belagerung von Mainz anführt. Besser wären die gesammten Eindrücke des Revolutionsdecenniums als der ideale Ausgangspunkt für die Entstehung des Gedichtes hingestellt worden, um so mehr, da ein reifes Urtheil über diese eben mit durchlebte wichtigste Geschichtsepoche der Neuzeit sich eben nur in unserm Idyll, keineswegs aber in den drei Dramen (Gross-Cophta, der Bürgergeneral, die Aufgeregten) oder in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten findet. Hat in den letztgenannten Werken der Dichter sich gegen die unmittelbaren überwältigenden Eindrücke mehr abwehrend verhalten, und dabei wohl stark seine persönliche Stellung und die Stimmung seiner Umgebung mit einwirken lassen, so schliesst das Epos Hermann und Dorothea das Gähren jener Eindrücke mit einem vollkommnen Läuterungsprocess ab, der allgemein in der Haltung der gesammten Dichtung, im Besondern aber in den Aussprüchen des Richters im 6. Gesange seinen Ausdruck findet. Anstatt weiter hierauf einzugehn und namentlich durchzuführen, wie gerade die civilisatorische Mission, mit welcher Dorothea die kleine Vaterstadt Hermanns betritt — ähnlich der Iphigenia und dem Odysseus in der Nausikaa — sich an die nothwendige Vorbedingung solcher Weltstürme anschliesst, werde ich in nachfolgenden Zeilen auf einen innigen Zusammenhang aufmerk-

sam machen, in welchem die wunderbar schöne Erzählung Dorotheas über ihren ersten Verlobten zu den durch die Mainzer Ereignisse herbeigeführten erschütternden Erlebnissen der mit Göthes Hause nächst verbundenen rheinischen Freundeskreise steht. Ueberaus anziehend war es für mich, durch genauere Forschung die längst gehegte Vermuthung bestätigt zu sehen, dass zu dem idealen Bilde jenes Verlobten der schwergeprüfte Georg Forster, der „edle Freiheitsschwärmer,“ das Material und den Anlass dargeboten habe. Vielleicht ist nachstehende Ausführung auch für Andere überzeugend, und damit ein nicht unwesentlicher Beitrag geliefert zu der Kenntniss jenes schönen, gerechten und milden Zuges in Göthes Charakter, der sich gedrängt fühlte, dem verkannten und gekränkten Freunde eine zwar stillschweigende aber glänzende Ehrenerklärung zu geben.

Wenn ein Edler gegen Dich fehlt,
So thu', als hättest Du's nicht gezählt.
Er wird es in sein Schuldbuch schreiben
Und Dir nicht lange im Debet bleiben.

Allerdings hatte Göthe eben an Alexis und Dora die Erfahrung gemacht, welche er in einem Briefe an Schiller ausspricht, dass auch ein idyllisches Gedicht, um nicht abzufallen, sich am Schlusse durch ein tragisches Motiv zum Pathos emporheben müsse. Bedeutungsvoll ist aber hierbei auch, welches Motiv er wählte, und schon dem unbefangensten Blicke tritt aus dem ergreifenden Drama, das uns hier in den Rahmen einer halb lyrischen Episode gefasst wird, mehr als ein Charakterzug entgegen, der über die zufällige eigne Erfindung hinaus auf Erlebtes deutet. Ein Jüngling von ungewöhnlicher Geistes- und Herzensgrösse lös't die innigsten Bande der Liebe, um in Paris für die Freiheit zu wirken, findet aber dort, schmerzlich enttäuscht, im allgemeinen Umsturze auch seinen Untergang. Dies Alles findet, von Forsters reiferem Lebensalter etwa abgesehen (geb. 1754), buchstäblich auf ihn seine Anwendung. Forster, als Bibliothekar und Professor der Universität zu Mainz mit Custine in amtliche Beziehung gerathen und von ihm als Mann von ausserordentlicher Begabung, der lautersten Ehrenhaftigkeit und von energischer republicanischer Gesinnung erkannt, wurde von demselben bald als Mitglied der

churmainzischen provisorischen Regierung eingesetzt und im März 1793 nebst Potocki und Lux von dem Mainzer Nationalconvent nach Paris deputirt, um die Einverleibung von Churmainz in die französische Republik beim Pariser Nationalconvent zu erwirken. Seine Gattin Therese Heyne, Tochter des Göttinger Philologen, sendet er mit den Kindern nach Strassburg, als sich der politische Horizont in Mainz bereits zu trüben beginnt, und die immer steigende Gewissheit, dass er von ihr für immer getrennt sei, fast laut ausgesprochen bei dem letzten Wiedersehen in der Schweiz, wohin sie unter dem treuen Schutze seines Freundes Huber, ihres spätern Gatten, geflüchtet war, kann ihn nicht seinem Wirkungskreise in Paris entreissen. Mit brechendem Herzen übergiebt er dem Freunde das theure Vermächtniss und kehrt zurück; aber nun fällt in Paris Schlag auf Schlag, die Girondisten fallen, Charl. Corday besteigt die Guillotine, dann auch sein Begleiter Lux: — da hat der innere Brand seine letzte Lebenskraft verzehrt, er stirbt im Jan. 1794.

Einzelheiten bringen mir den inneren Zusammenhang dieses geschichtlichen Stoffes mit dem poetischen zur Evidenz. Mögen zum Erweise ein paar Stellen der Dichtung hier Platz finden.

> Ich verlasse Dich hier, und wo ich jemals Dich wieder
> Finde — wer weiss es? Vielleicht sind diese Gespräche die letzten. . . .
> Du bewahrst mir Dein Herz; und finden dereinst wir uns wieder
> Ueber den Trümmern der Welt, so sind wir erneute Geschöpfe,
> Umgebildet und frei und unabhängig vom Schicksal;
> Denn was fesselte den, der solche Tage durchlebt hat!
> Aber soll es nicht sein, dass je wir, aus diesen Gefahren
> Wieder entronnen, uns einst mit Freuden wieder umfangen,
> O, so erhalte mein schwebendes Bild vor deinen Gedanken,
> Dass Du mit gleichem Muthe zu Glück und Unglück bereit seist.
> Locket neue Wohnung Dich an und neue Besitzung,
> So geniesse mit Dank, was dann Dir das Schicksal bereitet.

Hiermit vergleichen wir aus Forsters Briefen an Gattin und Freund folgende Stellen.

15. Nov. 1793. Die Grösse der Zeit ist Riesengrösse, wie Sie bemerken; aber eben darum fordert sie die ungewöhnlichsten

Opfer. Ich glaube endlich, dass man Alles opfern kann, was sie nur fordert, wenn meine Humanität dabei gerettet wird.

11. Dec. 1793. Was war es denn? Etwas in Beziehung auf das Allgemeine? Mein Himmel! das ist ja in keines Menschen Kopf und Hand. In ganz Europa giebt es Niemand, der jetzt sagen kann, so wird es gehen, so wird es enden. — Oder bezog es sich auf uns? Ich weiss nicht, wo jetzt für uns Alle Stabilität zu hoffen ist.

6. Nov. 1793. Nein, unsre Sache siegt, oder wo nicht, so ist es schön, mit ihr zu fallen.

15. Nov. Ich denke manchmal ganz ruhig und freundlich meinen Genius flüstern zu hören: „Wir werden uns wiedersehen!"

24. Oct. 1793. Die Lava der Revolution fliesst majestätisch und schont nichts mehr. Wer vermag sie abzugraben? Ich sehne mich herzlich nach Euch; meine Kinder zu umarmen ist die einzige Kühlung für den Brand, der mich verzehrt. Noch einmal, und dann! — Die Vorsehung hat das Heft, und wir schwimmen mit dem Strome. Führt uns die Woge wieder zusammen, landet sie uns einst auf denselben Ufer: wohl uns! denn wer ist so reich, wie wir, um auch in der Wüste keines fremden Armes zu bedürfen! Soll's nicht sein? So seid ihr gerettet, und ich rudere fort, bis die Kräfte fehlen. Küsse meine Lieblinge. Grüsse Hubern. Ich bin treu und innig Dein Freund.

In trüber Vorahnung dauernder Trennung von Therese schreibt er bereits 19. Juli 1793: Das Erste ist immer, dass wir uns rechtfertigen vor uns selbst. Darnach sei uns Liebe und Achtung der Anderen willkommen, wenn sie gerecht genug sind, uns anzuerkennen. . . . Kinder! sucht glücklich zu sein, so dass Ihr es immer bleibt, das ist, behaltet Eure ganze Empfänglichkeit unter Aufsicht der Vernunft, die immer nur die Naturgemässheit unsrer Gefühle prüfe.

Eine Art Vermächtniss liegt aber in den Worten, mit denen ein aus Arras 8. Oct. 1793 datirter Brief schliesst:

Mich dünkt, mein guter Huber, es war Zeit, dass ich bei Ihnen dem ehrlichen Freunde das Wort redete. *Sie können es dann wieder bei einer andern Instanz.* Sagen Sie

mir offen und ohne Rückhalt Ihre Gedanken hierüber, und auch über die Idee, die ich Ihnen schon einmal mitgetheilt habe, dass Ihr Freund und Sie, gemeinschaftlich arbeitend und Einer durch des Andern Umgang aufgemuntert, mehr sowohl für's Publicum als für den kleinen Privatkreis um sie beide her ausrichten würden. Denn sollte dieser Gedanke nicht in Ihre Reihe passen, so wäre es traurig, dass Sie einander auch nur einen Augenblick täuschten. Wenn Trennung allein die Schale füllen kann, so muss sie noch hinein, und dann bleibt Ihrem Freunde allerdings ein anderer Weg. Dies ist ein ernster Schluss eines Briefes, doch Sie sehen, was mich hindert, einen anderen anzuhängen. Leben sie herzlich wohl.

Endlich aus einem seiner letzten Briefe, 28. Dec. 1793, zwei Wochen vor seinem Ende:

Die Revolution ist ein Orkan, wer kann ihn hemmen? Ein Mensch, durch sie in Thätigkeit gesetzt, kann Dinge thun, die man in der Nachwelt nicht vor Entsetzlichkeit begreift. Aber der Gesichtspunkt der Gerechtigkeit ist hier für Sterbliche zu hoch. Was geschieht, muss geschehen. Ist der Sturm vorbei, so mögen sich die Ueberbleibenden erholen und der Stille freuen, die darauf folgt. Meine Lieben, ich kann jetzt nicht weiter vor Erschöpfung.

Nach dem Mitgetheilten wäre es überflüssig, weitere Uebereinstimmung durch Belegstellen für einzelne Aussprüche zu erweisen, die sich bis auf die Erwähnung des eingeschmolzenen Kirchengeräthes geben liessen (2. Dec. 1793). Es bleibt nur zu prüfen, ob Göthe den Menschen Forster so kannte, wie er sich in diesen Briefen ausspricht, und ob die Uebereinstimmung der Dichtung mit den Briefen in den wichtigsten Stellen auf einer Bekanntschaft Göthes mit den letzteren beruhen konnte. Eben diese Prüfung aber führt zu einem für Göthe so ehrenvollen Ergebniss.

Bekanntlich stand Göthe mit Forster, den er im September 1779 in Kassel kennen gelernt hatte, in häufiger brieflicher Verbindung, empfängt im Sommer 1791 dessen Uebersetzung der Sakontala und sendet ihm im Frühling 1792 seinen Gross-Cophta; so wenig wie dieses „Ding ohne Salz“ dem ernsten Sinne Forsters behagt, will ihm bei Göthes Besuche in Mainz

im Beginne der Campagne der Dichter selbst gefallen, die schroff entgegenstehende politische Richtung und Strömung musste sie trennen. Bei der Belagerung von Mainz ist Forster bereits in Paris, seine Gattin in Neufchatel, die Nachrichten, welche über beide Gatten und Huber nach Deutschland gelangen, mangelhaft und entstellt; auf Forsters Kopf ein Preis von 100 Ducaten gesetzt. Da bricht Huber mit seiner Braut Demoiselle Stock, der nahen Freundin des Körner-Schillerschen Kreises, um sich gleich nach Forsters Tode mit dessen Wittwe zu vermählen, nachdem er schon seit lange für deren und ihrer Kinder Lebensunterhalt gesorgt. Stoff genug für die traurigste Klatscherei, dass Therese ihren Gatten nach Paris getrieben habe, um in ihrem Verhältnisse zu Huber nicht durch ihn gehindert zu sein. Einen ohne alle Frage unwürdigen Wiederhall findet dieselbe in den bezüglichen Xenien.

Schriften für Damen und Kinder.
(Flora, Almanach von Therese Huber.)
Immer für Weiber und Kinder! Ich dächte, man schriebe für Männer,
Und überliesse dem Mann Sorge für Frau und für Kind!

Phlegyasque miserrimus omnes admonet.
(Forster.)
O ich Thor, ich rasender Thor! Und rasend ein Jeder,
Der auf des Weibes Rath horchend den Freiheitsbaum pflanzt!

Huber und seine Gattin fühlten sich, wie wir wissen, durch diese Angriffe auf das Empfindlichste gekränkt, und den späteren Entschlüssen, Forsters Briefwechsel zu veröffentlichen, ist ohne Zweifel manche rechtfertigende Mittheilung einzelner Briefe an Freunde vorausgegangen. Wenige aber standen dem früheren Mainzer Kreise, den Göthe im Anfang seiner Schilderung der Campagne nennt, — Sömmering, Huber, Forster, — näher, als die Frau Rath in Frankfurt; Forster erwähnt häufiger ihrer Mittheilungen, die Freunde finden bei Göthes Besuche seine grosse Aehnlichkeit mit ihr; „meist schon frühere Bekannte, Studiengenossen, in dem benachbarten Frankfurt wie zu Hause — Sömmerings Gattin war eine Frankfurterin — sämmtlich mit meiner Mutter vertraut, ihre genialen Eigenschaften schätzend, manches ihrer glücklichen Worte wiederholend. . . . "

Ist auch das nun folgende Glied meines Beweises nur Hypothese, so ist es doch die wahrscheinlichste, die sich denken lässt. Sollte Keiner von Allen, die Göthe nahe standen und die Forster-Huberschen Geschicke ihrem wahren Wesen nach kannten, sollte insbesondre nicht seine Mutter sich verpflichtet gefühlt haben, der scharfen Xeniendichter Ansichten und Urtheil zu berichtigen? Niemand kann es wunderbar finden, dass Andeutungen darüber nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen sind; je mehr die Bosheit zu klatschen fortfuhr, je zarter wurde Göthes Verhältniss zu der Frage und zu den noch lebenden nahe Betheiligten. Nur so ist es auch zu erklären, dass nun, als Göthe dem dahingeschiedenen Forster in der Schlussepisode seiner Dichtung das herrliche Denkmal gesetzt und seine Seele von der Schuld gereinigt, Niemand sich berufen fühlte, was er an Zusammenhang etwa ahnte, laut auszusprechen. Später aber hat eine unverdiente Vergessenheit so lange Zeit hindurch des verkannten Freiheitsmärtyrers Andenken verhüllt, sein Schicksal und seine Schriften der Kenntniss und dem Mitgefühl der Nation entzogen, dass sich das Uebersehen der „höheren Quelle“ für diesen Theil der Dichtung vollkommen erklärt.

Und noch darf ich hinzusetzen: Am lautesten redet nach Allem, was ich angeführt habe, die Gestalt des freiheitsdürstenden Jünglings selbst, sein Charakter, seine Worte, seine Geschicke für meine Behauptung, dass er eine poetische Verklärung für den Verkannten und Geächteten sei und sein solle, dass also Göthe Forstern unbedingt richtiger habe kennen lernen, als er und Schiller ihn bei der Abfassung obiger Xenien gekannt haben. Die Art der Idealisirung bedarf keines Commentars; dass statt einer Ehe eine Verlobung gelöst wird, dass der Tod auf der Guillotine, der nahe genug an Forstern vorbeiging, statt des für die Dichtung unfügsameren Hinsterbens an der abzehrenden Krankheit gewählt ist, dass der Erbe, welchem das theure Vermächtniss gilt, nicht in concreter Gegenwart, sondern in ferner Möglichkeit dasteht, ist eben so natürlich, wie der jugendliche Schwung und die hohe dichterische Weihe, welche an die Stelle des tiefen Ernstes und der männlichen Trauer in Forsters Worten treten.

Ich schliesse meine Ausführung mit dem Hinweis auf die

Vorliebe Göthes für die Aufstellung einander ergänzender Charakterpaare in seinen grösseren Dichtungen, denen sich hier die beiden Verlobten Dorotheens in dem Sinne anreihen, dass der Dichter in jeden von beiden ein Stück von seinem eignen Ich hineinträgt und so auch hier sich selber voll zur Darstellung bringt. Hebt sich der erste Verlobte, obgleich politisch thätig, doch auch zu der idealen Höhe dichterischer Betrachtung, und weicht er, was an so viele schmerzliche Wendepunkte in Göthes Leben anklingt, den innigen Banden der Liebe aus, um seiner Mission, dem gewaltigen Gange seiner geistigen Entwicklung nicht untreu zu werden, so trägt dagegen Hermann den echt germanischen Grundtypus des götheschen Charakters:

> Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
> Fortzuleiten, und auch zu wanken hierhin und dorthin.
> Dies ist unser! so lass uns sagen und so es behaupten.

Düsseldorf. Dr. Schauenburg.

Aufgaben der Uebersetzungspoesie.

(Fortsetzung.)

Die mittelalterlichen und neueren classischen Literaturen bieten der Uebersetzungskunst noch viel geringere Schwierigkeiten dar, als das Alterthum. Dass selbst die Makamen Hariri's sich in die deutsche Dichtung graziös hineingiessen liessen, hat Rückert gezeigt, er, von dem man nicht weiss, ob er grösser sei als selbstschaffender Dichter, oder als Uebersetzungsgenie. Denn ich sagte schon oben, die Uebersetzungskunst sei eine der selbstschaffenden Poesie ebenbürtig zur Seite gehende Kunst und an sie dürfe sich nur der Berufene wagen, der selber berührt vom Hauche der Dichtung, diesen Hauch auch auszubreiten wisse über die Schöpfungswerke, die er nachschafft. Wer von blosser Imitation spricht, verkennt sehr den Standpunkt wahrer und ächter Uebersetzung. Es sind nicht wächserne Ikarusflügel, die den vertirenden Poeten auf den Parnass tragen müssen, vielmehr die Fittige freier, göttlicher Begeisterung. Darum nicht in allen Tagen geschehe das Werk der Uebersetzung, sondern nur in den Stunden, wo die Muse herantritt an den übersetzenden Dichter, und wo sie ihn so weiht, wie sie ihn geweiht haben würde, wenn er Selbstständiges zu schaffen bestrebt gewesen wäre.

Und so verweise ich noch einmal neben Rückert auch auf Schack, Daumer und Dorn, um nur die Koryphäen der hier einschlagenden Uebersetzungspoesie zu nennen, als auf Dichter, welche die deutsche Sprache schmeidig und geschickt machten, wenn es sich darum handelte, sie zum Gefäss orientalischer Gedichtwellen zu gestalten. Das Ghasel, die Versmasse der Mahabharata, selbst das Pantun der Südseeländer, ja alles und jedes, was sonst die Poesie des Orients formell wie inhaltlich geschaffen, es tönt in deutscher Rhythmik klangreich und anheimelnd

wieder, so dass man, deutscher Sprachmelodien frohlockend, doch gleichzeitig fremder Poesien und sehr exogener Anschauungsweisen sich erfreut.

Was unsere europäischen Fremdliteraturen betrifft, so erwähne ich zuerst die uns am fernsten liegenden Tschudischen, die Epopöen, wie die Kalewala und den Kalewi poeg zu schaffen vermochten. Auch sie sind bereits ins Deutsche übertragen worden, und wenn auch bis heut sich noch kein Meister gefunden hat, der dieser unserm Begriffskreise und unserm sprachlichen Verständnisse so fernliegenden Poesien sich durch geniale Uebersetzungskunst bemächtigt hat, so dürfen wir doch keineswegs uns zu der Annahme berechtigt halten, als liessen Versionsversuche wie die von Schiefner, Reinthal u. s. w. keine Verbesserung zu. Was die verwandte magyarische Poesie betrifft, so ist in Uebersetzungen hier auch viel gesündigt worden, besonders von Männern wie Kertbeny (der gleichwohl ein hohes Verdienst dadurch hat, dass er die Blicke Deutschlands zuerst auf die Dichter Ungarns lenkte), Buchheim, Falke u. A., ja noch neuerlich hat die sonst gewiegte Pesther Firma Heckenast durch die Uebernahme des Verlags der miserablen Opitz'schen Version Petöfy'scher Dichtungen sich allzu naiv erwiesen. Ich stelle hier drei Uebersetzungen eines und desselben Liedes von Petöfy sich gegenüber:

„Herbstlied."

(Uebersetzung von Kertbeny. Gedichte von Alexander Petöfy. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt. 1849. S. 179).

Auf abgemähter gelber Gegend,
Da sitzt der Herbstesnebel trüb allwärts;
Vergangner Zeit trübsel'ges Denken
Sitzt wie ein Herbstesnebel mir im Herz.

Es hebt sich nun der Sonne Antlitz,
Ihr Strahl verscheucht den Nebel und den Rauch; —
Ich sah Dein Antlitz strahlen, Mädchen,
Und Licht ward über meinem Herzen auch.

Doch, Mädchen, mach's nicht wie die Sonne,
Die mir den Nebel desshalb hier durchhellt,
Nur deshalb, dass ich klar nun sehe
Wie welk und herbstlich ringsum diese Welt.

„Herbstlied."

(Uebersetzung von Theodor Opitz. Alexander Petöfy's Lyrische Gedichte. 2 Bde. Pesth. 1864. Gustav Heckenast. Bd. I, S. 348).

Traurig liegt des Herbstes Nebel auf der
Kahl und gelb gewordnen Gegend hier;

Früherer Jahre traurige Erinnrung
Liegt wie Nebel auf dem Herzen mir.

Komme nur der Sonne Strahlenantlitz,
Und der düstre Nebel weicht von hier. . .
Dein Gesicht sah strahlen ich, o Mädchen!
Und hell war es über'm Herzen mir.

Aber, Mädchen! machs nicht wie die Sonne,
Die den Nebel darum treibt von hier,
Darum nur, dass sie, wie Alles welk ist
Auf der Erde, deutlich zeige mir.

„Herbstlied."

(Meine Uebersetzung. Zum Druck bestimmtes Manuscript: Rosen aus dem Ungarlande. Lieder von Kisfaludy, Petöfy und Vörösmarty).

Auf kahle Stoppelfelder sinken
Rings feuchte Herbstesnebel hin,
Wie Herbstesnebel schwer durchziehen
Mir Gramerinnrungen, den Sinn.

Aufstieg der Sonne Ball am Himmel,
Schnell ihrem Licht der Dunst erlag;
Dein Antlitz sah ich strahlen, Holde,
In meiner Seel' auch ward es Tag.

Doch, Mädchen, gleiche nicht der Sonne,
Die mir die Nebel nur durchhellt,
Damit ich um so klarer sähe,
Wie rings erstorben ist die Welt.

Im Uebrigen gebe ich noch von Kisfaludy, Petöfy und Vörösmarty, der berühmten ungarischen Dichtertrias, je ein übertragenes Lied nach meiner eigenen Uebersetzung.

„War ein Bursch voll Müh und Plage."

(Nach Kisfaludy Karoly.)

War ein Bursch voll Müh und Plage,
Eh' mich Liebe band,
Reich. reich bin ich seit dem Tage,
Wo ich Rozsa fand.

Fehlt mir Geld — in ihren Mienen
Winket mir ein Schatz;
Jeder Gram, wenn sie erschienen,
Weichet schnell vom Platz.

Lieblich flötet Philomele,
Sprosst der Frühling hold,
Lieblicher singt ihre Kehle,
Wann die Spindel rollt.

Welch ein Antlitz, welche Triebe
In der weichen Brust!
Still! — Sonst weck' ich Andrer Liebe —
Und das fehlte just.

„Männerlied."
(Nach Petöfy Sandor.)

Wenn Du ein Mann bist, sei ein Mann,
Sei keine Pupp' ohn Würd' und Halt,
Die hierhin, dorthin schleudern kann
Das Schicksal, lächelnd, dräuend bald.

Ein feiger Hund ist das Geschick,
Bellt nur und scheut das tapfre Blut;
Gewiss, es weicht vor Dir zurück,
Bewahrst Du Dir den Männermuth.

Wenn Du ein Mann bist, sei ein Mann,
Doch prahle nicht im Männerrath;
Mehr als Demosthenes es kann,
Zeigt Helden an die Heldenthat.

Gleichwie der Sturm bau' und zerstör,
Frohlockend insgeheim der Kraft;
Der Sturm auch schweigt still hinterher,
Wenn er gewirkt hat und geschafft.

Wenn Du ein Mann bist, sei ein Mann,
Und habe Glauben, Treu' und Glut;
Sprich frei und offen, nicht in Bann
Thu deine Zung' — und gilt's dein Blut.

Wirf hundertmal Dein Leben fort,
Nur halte fest Dein eignes Ich,
Das Dasein ist an sich kein Hort,
Nur Ehr' erhebt und adelt dich.

Wenn Du ein Mann bist, sei ein Mann,
Nie opfre Du der Freiheit Schatz,
Ob auch die Welt Dir böte an
Jedwede Habe zum Ersatz.

Pfui, wer für eine Gasterei
Feig' sich verkauft, der Ehre baar;
Schmarotzer nicht — ein Bettler frei!
Sei Deine Loosung immerdar.

Wenn Du ein Mann bist, sei ein Mann,
Sei stark und stolz voll Flammenmuth,
Keck blick' ins Auge dem Tyrann,
Und trage kühn des Schicksals Wuth.

Dem Eichbaum gleiche, den entlaubt
Und selbst zertrümmert oft der Föhn;
Dem aber beugt das hohe Haupt
Selbst nicht des stärksten Sturmwinds Wehn!

„Aufruf.“
(Nach Vörösmarty Mihaly.)

Ans Vaterland, ans Vaterland
Schliess treu dich, o Magyar!
Es war dir Wiege, sei dir Grab
In Noth und in Gefahr.

Wo fändest du in weiter Welt
Sonst ein Asyl der Ruh?
Ob Heil, ob Fluch sei dein Geschick —
Hier leb', hier ende du!

Dies ist das Land, wo Arpads Blut
Einst floss als Opfer klar;
Das Land, das ein Jahrtausend lang
Gebar der Helden Schaar.

Hier stritt einst um der Heimath Recht
Stolz Arpads Mannentross;
Hier auf die Feinde lenkte kühn
Hunyad sein Ruhmgeschoss.

O Freiheit, stets von hier zum Sieg
Durch Blut drang dein Panier.
Weil unsre Besten todbereit
Ihr Herzblut weihten dir.

Nach langem Hader tragend, ach,
Des Elends schwer Gewicht
Lebt nun in diesem Land ein Volk
Gebeugt — gebrochen nicht!

Du Völkerwiege, grosse Welt,
Zu dir seufzt es in Noth:
„Gieb ihm nach tausendjähr'gem Leid
Nun Leben oder Tod!“

Soll nutzlos denn vergossen sein
So vieler Braven Blut?
Umsont manch Herz zersprungen sein
Um dieses Land in Wuth?

Ward uns nur dazu heller Geist,
Dass frech er sei zerknickt?
Nur deshalb Willenskraft, dass sie
Ein Fluch im Keim erstickt?

O nein! fürwahr, es kommt, es kommt
Uns eine bessre Zeit,
Auf die ein knieend, betend Volk
Sehnsüchtig harrt im Leid.

Und kommt sie nimmerdar — o Gott
Nimm uns in deine Hut!
Ein ganzes Reich am Sterbetag
Schwimmt dann im heil'gen Blut.

Dann werden dieses Volkesgrab
Die Völker bang umsteh'n;
Der Menschheit Augen schmerzvoll wird
Entperlen Thrän' auf Thrän'.

Dem Vaterland bleib du getreu
Auf ewig, o Magyar!
Es nährt dich jetzt, deckt einst dich zu,
Bist du des Lebens baar.

Vergönnt ist sonst in weiter Welt
Kein Ort des Friedens dir:
Sei Segen oder Fluch dein Loos —
Leb' oder ende hier!

Ich habe nur diese wenigen Proben aus Hunderten von Liedern ausgehoben, die ich einer Poesie abgeborgt habe, welche zur Zeit schon so überreich an gediegenen Werken sich erweist, so dass Toldy, der grösste Literarhistoriker der Ungarn, bereits von einem „Goldenen Zeitalter der ungarischen Poesie" sprechen kann.

Auch aus der grossen Zahl meiner russischen und andern slawischen Poesien begnüge ich mich eine Nachdichtung mitzutheilen, die berühmte Dershawin'sche Ode „Gott," welche (die Nachdichtung nämlich) aus der Zeit meines Aufenthaltes in Russland stammt, indem ich sie schon im Jahre 1840 im Kreml zu Moskau veranstaltete.*) Sie ist sehr wortgetreu und Kenner des russischen und deutschen Idioms an Ort und Stelle gaben mir die Versicherung, dass Form wie Inhalt des Originals durch meine Uebersetzung wiedergegeben sei. Die Ode Dershawin's lautet:

Gott.

O Du Unendlicher ohn' Schranken,
Urkräft'ger in der Stoffe Tod,
Allew'ger in der Zeiten Schwanken,
Gestaltlos dreigestalt'ger Gott!
Geist, gegenwärtig, All in Allen,
Nach Dessen Ursprung, Dessen Hallen
Des Menschen Weisheit forscht mit Spott;
Der alle Welt aus Sich entfaltet,
Erfüllet, gründet, und durchwaltet,
Den unsre Lippe nennet: Gott!

Wie man auch misst des Meeres Welle,
Der Wüste Sand, der Sonne Strahl,
Und wie des Menschen Geist sei helle —
Du Selbst stehst über Maass und Zahl!
Ja selbst die Geister, die erkor'nen.
Sie, die aus Deinem Licht gebor'nen,
Ergründen nie der Welt Geschick:

*) Die Uebersetzung erschien bei Hayn. Berlin 1845.

Kaum wagt sich der Gedanke leise
Zu Dir, der fern steht jedem Preise —
Wie Ewigkeit dem Augenblick.

Des Chaos Sein riefst Du vor Jahren
Einst aus dem Born der Ewigkeit,
Und ehe noch Jahrhundert waren,
Schufst Du aus Dir — die Ewigkeit!
Aus Deinem eignen Geiste stammend,
Mit Deinem eignen Lichte flammend,
Bist Du das Licht von allem Licht!
Es schuf Dein Wort der Welten Reihe,
Du gabst der Schöpfung ihre Weihe,
Du warst — Du bist — Du endest nicht!

Du bist der Kreis, ins Weltall mündend,
Der es beseelet und umschmiegt,
Der, Ende und Beginn verbindend,
Zum Tode neues Leben fügt.
Wie Funken sprüh'n und aufwärtsflammen,
So Sonnen, Herr! aus Dir entstammen,
Und wie in heller Winterzier
Des Reifes Samenstäubchen flimmern,
Sich wiegen, schaukeln, leuchtend schimmern —
So tief die Sterne unter Dir!

Der Sterne flammende Millionen
Ziehn hin den unermessnen Pfad,
Dein Himmelswort ist ihren Zonen,
Ein Strahl — beseelend sie — genaht;
Doch diese Leuchten aus Brillanten,
Doch diese Reihen Diamanten,
Doch dieser Flammen goldner Bach,
Doch diese feuervollen Sphären —
Das All mit allen Sternenheeren:
Vor Dir ists Herr — wie Nacht vor Tag!

Dem Tropfen gleich in Meeresfluten
Erglänzt das Firmament vor Dir —
Was mag als jüngster Stern doch gluten?
Und was bin ich, o Herr, vor Dir?
Ob jener Welten luft'ge Zonen
Sich füllten gleich mit Millionen
Erneuten Welten hellen Lichts; —
Und wagt' ichs, Dir sie zu vergleichen:
Das All — ein Punkt — muss Dir ja weichen!
Und ich bin doch vor Dir ja — Nichts!

Nichts! — Du doch bists, der in mir strahlet
Mit Deiner Herrlichkeit voll Licht;
Du hast Dich Selbst in mir gemalet,
Wie sich die Sonn' im Tröpfchen bricht.
Nichts! — Doch empfind' ich froh dies Leben,
Will ewig, ewig mich erheben
Mit raschem Schwung dem Himmel zu;

Auf Dich will meine Seele bauen,
Sich stützen, hoffen und vertrauen:
Ich bin — wahrhaftig bist auch Du!

Du bist — der Welten Plan betheuert's,
Mein Herz im tiefsten Innern spricht's,
Und die Vernunft in mir erneuert's:
Du bist — und ich bin nicht mehr Nichts!
Ich bin des Alls ein Theil, ein kleiner,
Im heilgen Mittelpunkte Deiner
Erschaff'nen Welt — so wähne ich —
Wo Du abschlosst des Staubes Wesen,
Und anhubst, die dem Licht erlesen,
Dem Ring des Seins anknüpfend mich.

Ich bin die Klammer der Naturen,
Die Staffel letzter Wesenheit;
Das Centrum aller Kreaturen,
Ein Strich der ew'gen Göttlichkeit.
Mit meinem Leib zum Staub mich neigend,
Mit meinem Geist die Donner beugend,
Bin Zar ich — Sklav'; — bin Wurm — bin Gott!
Doch da sich so viel Wunder einen,
Was ist ihr Ursprung? — gäb' es keinen?
Und bin ichs selbst, der mir sie bot?

Dein Leben bin ich, mein Beleber,
Bin Deines Raths Erschaffener,
Du Quell des Daseins, Gnadengeber,
Du meiner Seele Seel' und Herr!
So hat es Deine Huld gestaltet,
Dass in des Todes Tief' entfaltet
Sich mein unsterbliches Geschick;
Dass in die Zeit mein Geist sich hüllet,
Und dass im Tod' er, Vater! quillet
In Dein unsterblich Sein zurück!

O Unbeschriebner! Unerfasster!
Ich weiss: dass Deines Schattens Spur
Mit also armer und erblasster
Begeisterung ich zeichne nur.
Doch, wenn sichs ziemet, Dich zu singen,
Uns Schwachen wird ja nie gelingen
Ein andrer ehrfurchtsvoller Sang,
Als, wo wir uns vor Dir verlieren,
Den gränzenlosen Abstand spüren,
Und — weinen frommer Thränen Dank.

Im Uebrigen verweise ich, was meine eigenen Uebertragungen russischer Dichtungen anlangt, auf meine „Balalaika. Russische Volkslieder“ (Berlin, 1863. F. Schneider), die grösste Sammlung russischer Nationalpoesien, auf welche Bodenstedt, der tüchtige Kenner slawischen Lebens und Geistes in seiner Schrift: „Aus Ost und West“ schon hindeutete, ehe sie noch im Druck erschienen war; wie ich

andrerseits auf meine älteren Sammelwerke, wie „Die Wüstenharfe." Eine Sammlung arabischer Volkslieder (Leipzig 1856. 2. Aufl. unt. dem Titel „Spiegelbilder der Sahara." Leipzig 1861) und den „Alkoran der Liebe. Neu-iranische Dichtungen von Hussein-Ali-Mirza, Statthalter von Schiras" (Frankfurt a. M. Verlag für Kunst und Wissenschaft. 1861) aufmerksam zu machen mir gestatte, wo ich des Mediums der russischen Sprache mich bedienend, der orientalischen Dichtung meine Studien zuwandte. Hierher gehören auch meine „Runen finnischer Volkspoesie" (Leipzig 1856. 2. Aufl. daselbst 1861), welche Beachtenswerthes aus der Tschudischen Dichtung zur Kenntniss des Publikums brachten.

Es ist oft gesagt worden, dass es schwieriger sei, aus verwandten Sprachen zu übersetzen, als aus fremdländischen, und doch hat die italienische Poesie treffliche Uebersetzungen spanischer, die russische Poesie gute Uebersetzungen serbischer, die holländische Poesie lesbare Uebersetzungen schwedischer Dichtungen aufzuweisen. Und auch wir Deutsche entbehren des Ruhmes nicht, uns englische, schwedische, holländische, dänische Poesien in leichter und gefälliger Uebertragung acquirirt zu haben. Freilich, wo Steifheit sich merkbar macht, da bin ich weit davon entfernt, der Original- die Nachdichtung ebenbürtig an die Seite stellen zu wollen. Denn nicht nachhinken darf der Nachdichter und nicht dem Vordichter ein Nachrichter sein, er soll ihm vielmehr fest, sicher und frei nachwandeln und soll ihn ins Licht und Leben stellen und ihm seinen Ruhm und seine Ehre bewahren. Es folge hier als vereinzelte Probe meiner eigenen Uebertragungsmaximen die Wiedergabe der bekannten Gray'schen Elegie, geschrieben auf einem Dorfkirchhofe:

Elegie.

Von Th. Gray.

Die Glocke tönt des Tages Grabgesang.
Schon grüsst den trauten Stall der müde Stier;
Froh eilt der Hirt den Hüttenpfad entlang,
Und lässt die Welt der Dämmerung und mir.

Die Landschaft bleicht, der Sonne Glut erstirbt,
Und Feierstill' umfänget Flur und Wald;
Nur, dass ein Heimchen leis' im Grase zirpt,
Und aus den Hürden dumpf Geläut erschallt,

Und dort vom Thurm, den Epheugrün bedeckt,
Graunvoll im Mondenlicht ein Uhu keucht,

Der rings der Vögel friedlich Reich erschreckt,
Indem er schwirrend durch's Gemäuer fleugt.

Hier, überwölbt von Eib' und Ulmenlaub,
Wo moosbedeckt der Gräber Hügel ragt,
Hier ruhn des Dorfes Ahnen — Asch' und Staub —
Bis einst ein schöneres Erwachen tagt.

Des balsamreichen Morgens Kühle nicht,
Der Schwalbe Zwitschern nicht vom Hüttendach,
Nicht Hüfthorns Klang, den Bergesecho bricht,
Hallt in des Grabes grauser Tiefe nach.

Es flammt nicht mehr des Heerdes Glut für sie;
Kein treues Weib entküsst der Stirn den Harm,
Kein schmeichelnd Kind klimmt auf des Vaters Knie,
Und schmiegt sich kosend ihm an Mund und Arm.

Oft thürmt' ihr Karst der Schwaden goldne Reih'n,
Oft brach ihr Pflug der Scholle dürren Kloss,
Jetzt fuhren sie der Tenne Segen ein,
Jetzt drang ihr Beil kühn in des Waldes Schooss. —

Nicht möge Spott ihr stilles Loos entweihn,
Ihr harmlos Treiben, ihr bescheid'nes Glück!
Wo keine Ruhmannalen Lorbeer streu'n: —
Da weiche scheu des Tadlers Fuss zurück!

Der Ahnen hoher Ruhm, des Goldes Tand,
Was Schönheit dir, was Erdenmacht dir gab:
Die Stunde naht, wo Alles dir entschwand; —
Der Hoheit Pfade führen doch zum Grab!

Ihr Grossen, tadelt diese Todten nicht,
Weil keine Säul' ihr Grabmahl prunkend nennt,
Weil ihrer Thaten, ihres Ruhmes Licht
Nicht Sarkophag, nicht Mausoleum kennt.

Kann denn die Urne, kann der Marmorstein,
Des Ruhms Drommete, die ihm schmeichelnd winkt,
Den Hochgepries'nen aus der Gruft befrein,
Dahin kein Ton des Lebens niederdringt? — —

Vielleicht ruht hier am fernvergess'nen Ort,
Manch edles Herz, das biedern Strebens schlug,
So treu sie ehrten als des Hauses Hort,
Und das Begeistrung glühend aufwärts trug.

Doch unerfasslich ihrem Kindesmuth
Schloss sich für sie der Weisheit Blüthenhag,
Denn Mangel, herb und bitter, trübt' ihr Blut
Und lähmt des Geistes heitern Flügelschlag.

Wohl mancher Demant der Tiar' entweicht,
Manch Perle birgt des Meers verschloss'ner Schrein,
Manch Blume blüht den Blicken unerreicht,
Und haucht den Balsam aus in Wüstenei'n.

Manch Ruh'nder hier, wie edler Hampden, du,
Schirmt einst sein Recht vielleicht mit kühner Kraft,
Manch Milton wohl birgt hier ruhmlose Ruh,
Und manchen Cromwell hier kein Fluch errafft.

Zu knechten frech den schwankenden Senat,
Gleichgültig anzuschau'n des Landes Weh'n,
Den Staat zu fördern durch gewalt'ge That,
Im Blick des Volks ein Siegesmahl zu seh'n —

Lag ihnen fern. Es heischt' ihr einfach Loos,
Dass still sie stritten um der Tugend Kron';
Der Pfad zum Thron durch Blut sich ihnen schloss,
Drum traf sie auch kein Fluch der Nation.

Sie wallten fromm der Wahrheit steilen Pfad,
Der edlen Scham die Blüthe knickend nie,
Nicht ehrten sie der Schwelger eitlen Staat
Mit üpp'gem Weihrauch feiler Poesie.

Fern von des Volks alltäglichem Gewühl,
Erhoben stolz sie ihre Wünsche nie,
Entlang des Lebens Thale, sanft und kühl,
Geleitet stets prunklose Stille sie.

Noch fordert mancher Denkstein, morsch und schlicht,
Der frechem Hohn verwahret ihr Gebein,
Kunstlosen Reims mit halberloschner Schrift,
Den Thränenzoll des trüben Wallers ein.

Und Namen deckt und Jahr, so Gott beschert,
Die ungelehrte Mus' am Hügel auf,
Und mancher Bibelspruch am Kreuze lehrt,
Getrost zu schliessen seinen Erdenlauf. —

Denn wer, des dumpfen Todvergessens Raub,
Entsagt des Daseins bittersüssem Glück,
Sinkt aus dem warmen Sein in Grabes Staub,
Und wirft nicht zögernd einen Blick zurück?

Es eilt die Seel' an Freundes treue Brust,
Fühlt gross und warm der Trennung heil'gen Schmerz,
Der Geist — des Erdenglücks sich froh bewusst —
Schwingt aus dem Aschenkrug sich hoffnungwärts!

Und dir — der, eingedenk der Grabesruh,
In schlichten Zeilen sang sein trauernd Lied,
Vielleicht, wenn's jenen Geist, der fühlt wie du,
Nach deinem Grab' einst ahnungssehnend zieht: —

Mag zeugen dann der schneegelockte Greis:
„Oft sahn wir ihn in stiller Dämmrung Graun,
Hinwandeln durch des Hochwalds niedres Reis,
Um stier der Sonn im Scheiden nachzuschaun.

Am Fuss oft jener mächt'gen Buche dort,
Die kühn den Stamm aufwölbt zum Himmelszelt,

Lauscht' er des Bachs melodischem Accord,
Und träumte süss von einer andern Welt.

Oft wandelt' er an jenes Haines Saum,
Im finstern Brüten wirrer Phantasien,
Doch schnell erwachend, wie aus schwerem Traum,
Seufzt' er, und starrt, ach! trüber vor sich hin.

Ein's Morgens misst' ich ihn am Bachesrand,
Misst' ihn im Hain, ihn unterm Buchenzelt,
Der zweite kam: doch nicht am Hügel fand
Ich ihn, im Forst nicht, nicht im Aehrenfeld.

Am dritten trugen sie in Trauerreih'n
Ihn mit Gesang den Kirchweg still daher;
Komm her und lies; hier senkten sie ihn ein,
Wo überm Stein der Dorn ragt, blüthenschwer:"

Die Grabschrift:

Hier schlummert süss in stiller Friedhof-Ruh
Ein Jüngling, unbekannt dem Glück und Ruhm,
Der Weisheit strebt' er früh mit Freuden zu,
Doch Schwermuth weiht' ihn sich zum Eigenthum.

Sanft war sein Herz, sein Streben harmlos still,
Sein Loos gleichsüss mit Wonn' und Weh' vereint;
Er gab dem Leiden Alles — Mitgefühl!
Ihm gab der Himmel Alles — einen Freund!

Nicht fürder decke seine Tugend auf,
Nicht seine Fehler, nicht sein harrend Loos! —
Banghoffend ruht er, nach vollbrachtem Lauf,
In seines Gottes, seines Vaters Schooss.

Eine eigenthümliche Weichheit der Diction erfordern die der romanischen Poesie nachgeahmten Klänge. Sei es mir vergönnt, hier auch ein paar Uebersetzungsversuche, und zwar zunächst aus dem Bereiche der italienischen Dichtung herzusetzen.

Sonett nach Petrarca.

Nicht führ' ich Streit und finde keinen Frieden,
Muss hoffnungsbang erkalten und erwarmen,
Flieg' himmelwärts und weile doch hienieden,
Ob Nichts mich reizt, möcht' ich das All umarmen!

Ach, Banden sich um mich, den Freien, schmieden,
Die Keiner schnürt und löst voll Hulderbarmen.
Nicht tödtet Amor mich, den Lebensmüden,
Und lässt zum Dasein froh mich nicht erwarmen!

In Thränen schwimmt mein Blick; stumm ohne Klage
Sehn' ich, wer Tod mir, wer mir Rettung gebe;
Mein Hass trifft mich, ob Andr' ich segnend liebe.

Ach, süsses Weh geleitet meine Tage!
Verhasst ist, ob ich sterbe, ob ich lebe; —
Der Herrin nur weih' ich des Herzens Triebe!

Die Küsse.

Madrigal nach Tasso.

Im Kuss von liebem Munde
Labt uns der Bienen Süsse,
Doch auch ihr Pfeil vergället euch, o Küsse!
Drum gabt ihr Glück und Wunde
Mir, ach! zur selben Stunde.

Drohung.

Madrigal nach Tasso.

Im ätherklaren Meere
Schaut spiegelnd sich Neäre,
Und Thyrsis sah's und sprach mit herben Leiden:
Weil ich, du Mitleidleere!
Mich tief in Gram verzehre,
Hoff' ich, dass Thränen mich zur Woge scheiden;
Magst klar dann in mir lesen:
Wie schön, doch auch wie grausam du gewesen!

Römisches Notturno.

Volkslied.

Du bist mein sanftes Feuer,
Du bist mein Herzbegehr,
Und von allen meinen Gefühlen . . .
Schlummre, was willst du mehr? . . .

Und von allen meinen Gefühlen
Den Schlüssel hast du in Gewähr!
Und von diesem Herzen hast du . . .
Schlummre, was willst du mehr? . . .

Und von diesem Herzen hast du
Jedes Theilchen leicht und schwer!
Und sterben wirst du mich sehen . . .
Schlummre, was willst du mehr? . . .

Und sterben wirst du mich sehen
Ja selbst auf dein Begehr! —
Schlummre, mein schöner Engel,
Schlummre, was willst du mehr?

Der Herzenstausch.

Volkslied aus der römischen Campagna.

Geh ein mit mir den süssen Tausch der Liebe,
Gieb mir dein Herz und nimm du dir das Meine.
Mein Herz in deinem ja wohl sichrer bliebe
Und sichrer blieb' in meinem auch das Deine.
Wie süss wär's: flüstern Herz ans Herz in Liebe
Von gleichem Wunsch und gleicher Hoffnung Scheine!

Ja, wenn vereint die zwei in Einem Triebe,
Wär' mein Wunsch dein und dein Wunsch wär' der Meine!
Geh ein mit mir den süssen Tausch der Liebe,
Gieb mir dein Herz und nimm du dir das Meine:

Gondellied.

Venetianisches Volkslied.

Die Nacht ist so heiter,
Mach eilig, Ninette!
Lass in der Barkette
  Der Kühlung uns freun!
Wie lieblich zu flüstern
Still auf der Laguna
Beim Schimmer der Luna
  Der Fahrt sich zu weih'n!

Dem Toni, dem sagt' ich:
Die Hülle zu senken
Um ganz uns zu tränken
  Am Hauche der Flut!
Leg hin deinen Fächer:
Die Zephyre, Liebe,
Siehst bald du im Triebe
  Wetteifern an Muth!

Ist einer darunter,
Der kühner im Hüpfen
Dir waget zu lüpfen
  Den Schleier der Brust;
Ja schwingend die Flügel
In rascheren Schlägen
Noch mehr gar verwegen
  Verübet in Lust:

Wehr' nicht ihm die Possen!
Wir sind ja alleine;
Und Toni, nicht meine,
  Dass der uns belauscht.
Er sieht nichts, er hört nichts,
Ist dumm wie von Steine,
Denkt nur an das Seine,
  Ans Ruder, wie's rauscht.

Pater Franzesko.

Spottlied aus Rom.

„Pater Franzesko!
Pater Franzesko!"
„„Was begehrt Ihr vom Pater Franzesko?"" —
„Da ist eine arme Alte,
Die Euch gerne beichten mag!"
„„Fort von hinnen! fort von hinnen!
O Versuchung meiner Sinnen!""

„Pater Franzesko!
Pater Franzesko!"

„„Was begehrt ihr vom Pater Franzesko?““ —
„Da ist eine arme Wittwe,
Die Euch gerne beichten mag!“
„„Fort von hinnen! fort von hinnen!
O Versuchung meiner Sinnen!““

„Patér Franzesko!
Pater Franzesko!“
„„Was begehrt ihr vom Pater Franzesko?““ —
„Da ist eine schöne Jungfer,
Die Euch gerne beichten mag!“
„„Lasst sie kommen! lasst sie kommen!
Schnell zur Beichte mit der Frommen!““

Ich schliesse mit einem Hinblick auf das Französische, eine Sprache, in der zwar auch, weil sie zum romanischen Stamme gehört, das melodiöse Element vorwiegt, die aber wie ein eleganter goldener Ring so mächtig sich über den Erdkreis zu spannen gewusst hat, dass in den Salons von St. Petersburg, in Sibirien und Kamtschatka man die feinsten Tonwellen des Pariser Idioms vernimmt. Sie ist uns so zu sagen in succum et sanguinem übergegangen und diese frühe Vertrautheit mit ihr erleichtert dem Deutschen das Geschäft der Uebertragung ungemein. Wer kennt nicht und rühmt nicht, als eigene Kunstwerke, Chamisso's und Gaudy's Uebersetzungen Béranger's und des Versekünstlers Freiligrath Uebersetzungen Victor Hugo's, Musset's und Anderer? Hier haben sich die französische und die deutsche Muse vermählt, und zwei grosse, selbstständige und freie Sprachströme, der romanische und germanische, haben ihre poetischen Wogen in einander gegossen.

Auch ich erlaube mir schliesslich, hier einige Bausteine zu einem Pantheon französischer Lyriker herbeizutragen, und möge meine Uebersetzung greifbarer französischer Dichter zugleich ein Zeugniss für die Kraft meiner Uebersetzung aus Sprachen sein, die zum Theil sehr fernstehenden Sprachgebieten angehören, wo der Uneingeweihte leichtlich wähnen konnte, dass die Uebertragung mehr ein Werk der Phantasie sei, als ein Werk des Verständnisses und der Kunst. Wer will sich dem zum Kritiker aufwerfen, der aus dem Finnischen, Magyarischen, Slawischen übersetzt? Wer dagegen französische Chansons wiedergiebt, der hat die ganze Welt zur Richterin seines Gesanges. —

Meine hier ausgehobenen Nachdichtungen sind folgende:

Der Engel und das Kind.
Elegie an eine Mutter.
Von Jean Reboul.

Ein Engel strahlend vor Entzücken,
Dess Arm auf einer Wiege ruht,
Schien klar sein eignes Bild zu blicken
Gleichwie in spiegelheller Flut.

„Der du mit mir hast gleich Entstammen,
(Rief er) komm mit, o Knabe fromm!
Wir wollen selig sein beisammen,
Die Erd' ist unwerth dein, o komm!

Hier ist die Wonne nie von Dauer,
Die Seele leidet im Genuss,
Der Jubelruf verhallt in Trauer,
Selbst das Entzücken birgt Verdruss.

Die Sorge paart sich jeder Feier,
Kein Tag ist hell und freudenrein;
Ach, jeden Morgen hüllt ein Schleier —
Wird heiter auch der Abend sein?

Dir würden Leiden, die stets währen,
Die reine Stirn umwölken ganz!
Und von der Bitterkeit der Zähren
Erbliche deiner Augen Glanz!

Nein! nein! auf sonnenhellem Pfade
O schwinge dich empor mit mir!
Dein Gott erweist dir hohe Gnade,
Des Lebens Frist verkürzend dir.

Dass Keiner fühle bittre Schmerzen,
O Kind, an deinem Sarkophag!
Dass freudig schlügen alle Herzen
Wie einst an deinem ersten Tag!

Mag Glätte jedes Antlitz wahren,
Keins spiegle Gram und Grab zurück;
Wer rein wie du in deinen Jahren,
Dem ist der Scheidetag ein Glück."

— Und schüttelnd seine Silberschwingen,
Jetzt still empor zum Himmelsthron
Siehst du den Engel lächelnd dringen —
O Mutter! todt ist, todt dein Sohn!

Seufzer.
Von J. Reboul.

Allüberall nur flücht'ge Schatten,
Im Kelch bald Wermuth und bald Wein!
Wahrheit und Dichtung stets sich gatten,
Begeistrung wechselt mit Ermatten —
Der Himmel ist wahrhaft allein!

Aufblitzt die Sonne, steigt und schwindet
Des Thrones Macht ist nichts als Schein,
Des hellsten Ruhmes Glanz erblindet,
Des Todes Arm das All umwindet —
Der Himmel ist strahlhell allein!

Ach, Steurer sind auf Sturmespfade
Wir Menschen in der Wellen Pein;
Fortstösst das Meer uns vom Gestade,
Auf Klippen werfend uns ohn Gnade —
Der Himmel ist voll Ruh allein!

An Lamartine.

Auf den Tod seiner einzigen Tochter.

Von Eugène Borel.

Die Engel riefen aus, als ihre Schwester kam:
Was bist du eher nicht dem Quell des Lichts genahet?
Das Kind erwiederte, nicht bergend seinen Gram:
„Ach, meine Mutter ihr nicht sahet!"

Und Himmelsjubelsang erscholl zu dieser Zeit,
Das Kind hört Sphärenkläng' in Harmonie verschwommen,
Sein Auge strahlet hell vor Lieb' und Seligkeit . . .
Ihr Echo hat es ja beim Vater einst vernommen.

Der Schmetterling.

Von Lamartine.

Erwachen mit dem Lenz, verschwinden mit den Rosen,
Steigen auf Fittichen des West ins Aetherblau;
Flattern am Kelch, der halb sich erst erschliesst, mit Kosen,
Berauschend sich mit Duft und Licht und Blüthenthau;
Noch jung sich zu befrei'n schon von des Staubs Atomen,
Und schweben wie ein Hauch zu ew'gen Himmelsdomen:
Das ist, o Schmetterling! dein neidenswerth Geschick!
Es ist der Sehnsucht gleich, die ruhlos Wünsche heget,
Und unbefriedigt stets sich leise rührt und reget,
Bis sie im Himmel einst antrifft das ew'ge Glück!

Was ist die Poesie.

Von Alfred de Musset.

In der Erinn'rung Spiel Gedanken keck erfassen,
Auf einer schönen Ax' aus Gold sie schweben lassen,
Nach allen Richtungen, zweck-, ziellos, urbehend,
Selbst Ewigkeit verleih'n dem flüchtigen Moment;
Glauben, dass Wahrheit sich mit Schönheit hold vertrage,
Ein Echo des Genies spüren im Herzensschlage;
Bald jauchzen, weinen bald, im Singen finden Glück,
Aus einem blossen Wort, Angstseufzer, Lächelblick
Schaffen ein Wunderwerk voll Reiz und voll Chimäre,
Erzeugen eine Perl' aus einer Zähre —
Das ist des sterblichen Poeten Weihethum,
Darin besteht sein Glück, sein Zauber und sein Ruhm.

Begeisterung.

Von Victor Hugo.

Ich stand allein am Meer Nachts in der Sternenhelle.
Am Himmel kein Gewölk! Kein Segel auf der Welle.
Mein Blick verlor sich weit, bis ihm die Welt entschwand.
Und Wald und Berg, ja selbst die Schöpfung wie in Zagen
Schien mit chaotischem Gemurmel zu befragen
Des Meeres Flut, des Himmels Brand.

Und dort der goldnen Stern' unzählige Legionen,
Indem sie neigten still herab die Feuerkronen,
Riefen aufjauchzend bald und bald verstummend leis':
Die blauen Wellen hier, die sonst kein Wink heisst säumen,
Riefen, indem sie sanft verrollten ohne Schäumen: —
Es naht der Herr! Herr Gott, dir Preis!

Gestern Abend.

Von Victor Hugo.

Es bracht' ein Abendwind, dem sich die Blüthen neigen,
Aus späterschlossnem Kelch uns gestern süssen Hauch.
Es sank die Nacht; tief schlief der Vogel in den Zweigen;
Balsam ergoss der Lenz — doch mindern, als dir eigen,
Die Sterne funkelten — doch minder als dein Aug'.

Ich sprach ganz leis. Es kam, mit Frieden uns begabend,
Die Zeit, wo gern der Geist den schönsten Hymnus singt.
Indem die Nacht ich sah so rein und dich so labend,
Den goldnen Sternen sagt' ich: senkt auf sie den Abend!
Und deinen Augen sagt' ich: uns — die Liebe bringt!

Das Blatt.

Von Arnault.

Armes Blatt ohn' Lebensflamme,
Abgelöst von deinem Stamme,
Wohin gehst du? — Weiss es kaum!
Der Orkan zerbrach die Eiche,
Meiner schwachen Stütze Baum.
Seitdem führten mich Zephyre
Oder Windeshauch' aus Nord
Rastlos, ruhlos in die Irre,
Felderwärts vom Waldreviere,
Thalhinein vom Berge fort.
Dorthin, wo den Hauch ich spüre,
Wandr' ich klaglos meinen Pfad;
Wandre, wohin Alles gehet,
Wo der Rose Blatt hinwehet
Und des Lorbeerbaumes Blatt.

An den Abendstern

Von Marie Joseph Chénier.

O du Gestirn der Nacht, dess Strahlenhaupt aus dunkeln
Gewölken, welche braun die Himmel färben, bricht;

Stern, der hinkreisend du auf Bahnen, die hellfunkeln,
Eindrücktest deine Spur schweigsam ins Azurlicht:
Was schau'n tiefunten deine Blicke —?
Es hält des Tages Wind den Odem still zurücke;
Leis', immer leiser rauscht der Strom, der fernhin wellt;
Hin an der Felswand Fuss die Woge sterbend fällt;
Von Abendkäfern wird mit summendem Geticke
Ein monoton Geräusch gemacht:
Du lieblicher Genoss der Nacht,
Was schau'n tiefunten deine Blicke —?
Doch schon hinab zum Horizont
Sich deine Feuer lächelnd biegen,
Schmeichelnd die Wellen dich umschmiegen,
Benetzen zärtlich dich und wiegen
Dein Lockenhaupt strahlhell und blond.

Ruf zu Gott.

Von Adéla Delvigne.

Herr, heil'ge für und für mir meine Liedesleier,
Dass kein Accord in ihr des Himmels unwerth sei;
Verleih' ihr Hauch und Schmelz und süsser Schwermuth Feier,
Dass jeder Sangeston empfange fromme Weih'!

Dass sie ein Heil'genschein, so schlicht als hell, umstrahle,
Dass kein unlautrer Kranz je blüh' auf ihrem Pfad!
Dass sanft sie lisple mit im himmlischen Chorale,
Stets frei von irdischem Getön und Gottverrath!

O flöss' ihr Seufzer ein für alle Kümmernisse,
Echo's der Sympathie für allen Erdenschmerz;
Hauch' ein in ihren Klang der Hoffnungen Ergüsse,
Die von der Bitterkeit befreien jedes Herz!

Dass sie zu beten wiss', und dass ihr gottgetreuer
Festhymnus preis' entzückt der Schöpfung hehre Pracht:
Der Strahlenhimmel Glanz, der Sterne funkelnd Feuer,
Der Wellen Majestät, die Zeugin deiner Macht!

Verleih' zuweilen ihr die ew'gen Melodien,
Die schweben himmelhin im Lichtraum wie ein Hauch;
Lass von den Vögeln sie entlehnen Harmonien,
Von Blüthen Duft und Farb' und ihren Honig auch.

Mag ihr auch immerdar des Himmels Leitung fehlen!
(Sei meinem scheuen Haupt dein Segen, Herr, genaht!)
Dass sie ein Spiegelbild sei gotterhellter Seelen,
Und dass ins Jenseits sie eröffne fromm den Pfad!

In ein Album.

Von Lamartine.

Auf dieses weisse Blatt, drauf diese Vers' entspriessen,
O führte oft ein Blick dein liebes Herz zurück!
Auch deines Lebens Blatt mag lauter sich erschliessen,
Könnt' ich doch schreiben drauf das einz'ge Wort nur: „Glück!“

Der Herbst.

Von Lamartine.

Euch grüss' ich, Wälder, die noch krönt ein grüner Schimmer;
Dich, sinkend Laub, das falb die Rasenplätze schmückt:
Dich letzten schönen Tag! Sanft spricht ans Herz mir immer
Der Abschied der Natur, die sterbend selbst entzückt.

Mein träumerischer Schritt verfolget stille Pfade:
Sehnsucht beflügelt ihn. Noch einmal, bleiches Licht
Der Sonne, lass dich schau'n, ob auch dein Strahl — o schade! —
Des Waldes Dämmrung kaum, zu Füssen mir, durchbricht.

Welch süssen Reiz gewährt der Abendlüfte Fächeln
Im Herbst, wo sich Natur in sanfte Schleier taucht!
Des Freundes Lebewohl, das letzte Abschiedlächeln,
Das auf der Lipp' erstirbt — nicht wehmuthsüsser haucht!

Also dem Horizont des Lebens zu entschweben
Bereit, indem mein Herz vor Schmerzerinn'rung stockt,
Schau' ich noch einmal um, mit einem Blick voll Beben,
Bereuend jedes Glück, dess hier ich nicht frohlockt.

O Sonne, Schöpfung, Erd', o ihr geliebten Thale,
Euch weih' ich eine Thrän' am Rande meiner Gruft!
Der Aether, wie voll Duft! Das Licht, wie hell im Strahle!
Dem Blick des Sterbenden wie süss die Himmelsluft!

Wie möcht' ich jetzt so gern austrinken bis zur Neige
Des Lebens Kelch, gefüllt mit Wermuth und mit Seim!
Den Wahn, dass auf dem Grund des Bechers hold mir zeige
Ein Tropfe Nektar sich — grüsst' ich als Hoffnungskeim!

Vielleicht, dass mich ein Blick des Heiles noch getroffen,
In später Frist, ob mir bis jetzt mein Hoffen schwand;
Vielleicht, dass im Gewühl der Welt ein Herz noch, offen
Für Freundschaft, warm zuletzt und fest sich mir verband! . . .

Die Blume sinkt. Sie weiht dem Zephyr ihre Hauche,
Die wie ein Scheidegruss an Leben — Licht — entfliehn.
Auch ich sterb' hin; und wenn ins ew'ge Nichts ich tauche,
Verhaucht mein Geist so sanft wie Trauermelodien.

Julius Altmann.

Ueber das Bedürfnis nach
einer Vereinfachung der englischen Orthographie.

„In dem Lande des allgemeinen Stimmrechts muss jeder Bürger lesen und schreiben können." So sagte der kluge und energische Kaiser Napoleon III. in seiner Thronrede vom 15. Febr. d. J. bei Eröffnung der Session der Gesetzgebung. Es wird hier ein Zil aufgestellt, welches bis jetzt noch in keinem Lande der Welt und von keiner Nation erreicht ist, obwol genauere statistische Erhebungen darüber, ein wie großer Teil der Bevölkerung lesen und schreiben kann, noch nirgends vorhanden sind, wie mir erst noch kürzlich der Director unseres statistischen Bureaus, Geh. Reg.-Rat Dr. Engel, auf meine Anfrage versichert hat. Bei uns nimmt man gewönlich an, dass von den zum Militär eingezogenen jungen Männern 97 Procent lesen und schreiben können, ein (wenn die Zal villeicht auch etwas zu hoch gegriffen ist) verhältnismäßig gewiss ser günstiges Resultat, und der französische Unterrichtsminister, Mr. Duruy, hat es selbst noch vor kurzem ser schmeichelhaft für uns hervorgehoben, „dass Deutschland kraft seiner woltätigen Gesetzgebung mit Stolz sagen kann, dass keins seiner Kinder in der Unwissenheit verbleibt." Doch darf uns das nicht übermütig machen, denn auch bei uns bleibt noch manches zu wünschen übrig.

Dass man aber in England von einem solchen Ergebnis noch ser weit entfernt ist, ist allgemein bekannt; es wird angegeben, dass in England und Wales allein 5,000,000 Erwachsene nicht lesen und 8,000,000 nicht schreiben können.*) Ob dise Zalen ganz richtig sind,

---

*) Phonetic Journal 23, 368. (Vergleiche den Anhang.)

kann nicht verbürgt werden; dass man aber in England in der Kentnis des Lesens und Schreibens hinter dem, was in manchen andern civilisirten Ländern erreicht ist, weit zurücksteht, haben noch in neuester Zeit die ausfürlichen Berichte, welche auf Anlass der letzten allgemeinen Industrieausstellung und der Education Bill über das englische Schulwesen erstattet worden sind, aufs neue augenscheinlich dargetan. Es sei mir gestattet, aus disen Berichten nur eine kurze Stelle über die Nachteile dises Zustandes anzufüren.

Coode sagt in seinem Berichte über die Schulbildung bei den Kolen- und Eisenarbeitern in Staffordshire, dem fabrikenreichen Cyklopenlande, folgendes:

„Nur wenige sehen ein, dass Schreiben, wenn gleich nicht zum bessern Arbeiter, doch zum besseren Wirtschafter befähige. Die Beispile zweier Nagler und eines Puddlers, welche jetzt bedeutende Unternemer sind und dise Stellung one ire Schulbildung nicht hätten erreichen können, haben noch nicht vil gewirkt. Größeren und nachhaltigeren Eindruck machte ein Fall entgegengesetzter Art, der übrigens nicht allein steht.

Ein braver Mann war nach und nach vom gemeinen Kolengräber zum Steiger vorgerückt und hielt daneben mit seinem fleißigen Weibe ein Wirtshaus, wie dis bei Steigern gewönlich ist. Er hätte Obersteiger werden können, wenn er des Schreibens kundig gewesen wäre. Die Frau schrib ire Wirtsrechnungen in selbsterfundenen Symbolen mit Kreide an die Stubentür und genoss so vil Vertrauen, dass einmal eine Zwistigkeit mit einem wandernden Krämer, der eine lange Rechnung hatte auflaufen lassen, zu iren Gunsten entschiden wurde; die Frau brachte die ausgehobene Tür vor den Richter und die Schöppen, erläuterte disen die Hieroglyphen und erhielt durch Rechtsspruch den Betrag irer Forderung bis auf den Heller. — Nachdem der Mann sich eine ansehnliche Summe erspart hatte, trat er mit zwei andern Leuten zu Unternemungen zusammen, in welche er sein ganzes Vermögen einlegte. Die Partner besorgten die Correspondenz und Verrechnung, und er brauchte bloß hie und da sein Kreuz unterzusetzen. Eines Tages aber fand er sich plötzlich zugrunde gerichtet, sein gesamtes Eigentum in der Hand des Scheriffs, das Freundespar verschwunden. Die Frau starb nach wenigen Monaten aus Kummer; er selbst, immer noch ein geistesfrischer und rüstiger Mann, machte nie wider einen Versuch, mer zu erwerben als was er für Essen und Trinken und

ſeine Pfeife nötig hatte. Seinen Nachbarn aber gab er zu bedenken, wie ſein ganzes Unglück daraus entsprungen ſei, dass er nicht leſen und schreiben gelernt habe.“ (Sih Industrie und Schule. Mitteilungen aus England von A. Tylor, überſ. von Dr. v. Gugler. Stuttgart 1865. S. 319—320.)

Auf die ſocialen und politischen Gründe einzugehen, welche wenigstens einen Teil der Schuld tragen, dass die Kentnis des Leſens und Schreibens in England noch nicht allgemeiner verbreitet ist, würde hier nicht der Ort ſein und speciellere Kentnisse aller einschlagenden Verhältnisse erfordern, als ich ſie beſitze. Ein großer Teil der Schuld ligt aber auch in den Schwirigkeiten, welche die englische Orthographie darbietet, und es scheint mir diſer Seite der Sache in den Berichten noch lange nicht das entsprechende Gewicht beigelegt zu ſein. Dass mindestens die vierfache Zeit dazu gehört, um nach englischer Orthographie ſicher leſen und schreiben zu lernen, als bei einer rein phonetischen Schrift nötig ſein würde, kann wol niemand leugnen, und bei der den arbeitenden Klassen Englands nur ſer sparſam zugemessenen Schulzeit ist es nicht zu verwundern, dass ein ſo großer Teil der Bevölkerung die Schule verlässt, one es zu einer ausreichenden Kentnis des Leſens und Schreibens gebracht zu haben, und dass das wenige, was darin gelernt ist, bei ſo vilen bald wider verloren geht. Dass auch dem Ausländer das Erlernen des Englischen dadurch weſentlich erschwert wird, bedarf hier keines weiteren Nachweiſes.

Die Frage, ob ſich diſer Uebelstand werde beſeitigen lassen, ob es möglich ſei, die englische Orthographie ſo zu vereinfachen, dass weſentlich bessere Reſultate des Elementarunterrichts gewonnen werden können, gehört jedenfalls zu den wichtigsten Fragen der Civiliſation. Wir dürfen es nicht verkennen, dass die eigentümliche Natur der englischen Sprache, als einer in ganz eigentümlicher Weiſe gemischten, und die vilfachen Trübungen der Laut- und Accentverhältnisse diſer Sprache die Gründe zu der wunderlichen bunten Mischung der heterogensten Principien in der englischen Orthographie in ſich enthalten, und dass die Schwirigkeiten, welche einer Reform diſer Orthographie entgegenstehen, auch schon wegen des ungeheuren Verbreitungsgebietes der englischen Sprache und Literatur ungemein groß ſind. Dennoch ist ein bewunderungswürdiger großartiger Verſuch diſer Art gemacht worden. Nachdem ein äußerst strebſamer und mit einer fast wunderbaren Energie begabter Schulmann Englands, Isaac

Pitman in Bath im Jare 1837 ein wefentlich verbessertes phonetisches System der englischen Shorthand auf Grundlage des Taylor'schen veröffentlicht hatte, welches einen bedeutenden Anklang fand, lag die Idee nahe, auch die Orthographie der gewönlichen Schrift nach den einfachen Principien der Phonetik zu reformiren.

Es verband fich zu difem Zwecke mit Pitman ein ausgezeichneter und fer talentvoller Sprachkenner und Linguist, Alexander John Ellis. Nach den gründlichsten linguistischen Unterfuchungen, über welche man Ellis treffliches Werk: „Essentials of Phonetics," und fein später erschinenes Werk „Universal Writing and Printing with ordinary Letters," vergleiche, wurde ein phonetisches Druck- und Schreibalphabet mit 34 Buchstaben für die englische Sprache ausgearbeitet, welches trotz des confervativen Charakters der Engländer ein gewaltiges Auffehen erregte. Es bildeten fich große Gefellschaften zur Verbreitung desfelben, hochstehende Gelerte und Statsmänner traten für die Reform in die Schranken; der Prinz Albert widmete difer Bestrebung wie allen, welche mit fittlichem Ernste auf eine Vervollkommnung der focialen Zustände Englands gerichtet find, rege Teilname. Auf der ersten Londoner Weltausstellung zogen die phonetischen Schriften die Aufmerkfamkeit derer auf fich, welche neben den glänzenden Werken der Industrie und der Kunst und den geräuschvollen Maschinen auch den stilleren Bestrebungen der Schule ire Aufmerkfamkeit zuwandten. Auf der letzten Londoner Weltausstellung war die Reform nur in fer bescheidener Weife vertreten, und bei aller Achtung, welche man den Bemühungen Pitman's zollt, scheint doch die Hoffnung auf eine durchgreifende phonetische Umformung der englischen Orthographie allmählich etwas herabgestimmt zu fein.

Dagegen hat Max Müller in der zweiten Serie feiner Lectures on the Science of Language von neuem in wissenschaftlichen Kreifen die Aufmerkfamkeit auf die Pitmanschen Bestrebungen gelenkt. Es heißt darin:

„In neuerer Zeit ist das ganze Gebiet der Phonetik mit gesteigertem Eifer von Männern der Wissenschaft aufgenommen worden, und es find von drei verschidenen Seiten her derartige Bearbeitungen aufgetreten: von Sprachforschern, von Phyfiologen und von Mathematikern.

Ich darf hier nicht die wertvollen Dienste übergehen, welche namentlich feit etwa 20 Jaren die englische Schule der Sache geleistet

hat, welche ſich bemühte, für England die Reſultate der wissenschaftlichen Unterſuchungen für den praktischen Gebrauch zur Geltung zu bringen, indem ſie ein neues System der Kurzschrift und der rechten Orthographie aufstellte, welches unter dem Namen der Phonetic Reform allgemein bekannt ist. Ich bin fern davon, die Schwirigkeiten zu unterschätzen, welche einer ſolchen Reform im Wege stehen, und bin nicht ſo ſanguinisch, dass ich mich der Hoffnung hingeben könnte, ſie vor den nächsten drei oder vier Generationen durchgefürt zu ſehen; aber ich halte mich überzeugt von der Warheit und Vernunftmäßigkeit der Principien, auf welchen diſe Reform beruht, und wie der angeborene Sinn für Warheit und Vernunft — wie eingeschläfert und furchtſam er auch zu Zeiten ſein mag — ſich doch immer am Ende als unwiderstehlich gezeigt hat und den Menschen befähigt, ſich zu trennen von allem, was er für teuer und geheiligt hielt, ſeien es Korngeſetze, oder Stuartsche Dynastien, oder päpstliche Legaten, oder heidnische Idole, ſo zweifle ich nicht, dass auch die unfruchtbare und corrupte Orthographie an die Reihe kommen wird. Nationen haben vor uns ire Ziffernſysteme, ire Buchstaben, ire Chronologie, ire Gewichte und Maße geändert, und wenn auch Pitman nicht ſo lange leben wird, um die Reſultate ſeiner ausdauernden und uneigennützigen Anstrengungen noch zu erblicken, ſo gehört doch keine prophetische Gabe dazu, um einzuſehen, dass, was jetzt von der großen Menge verspottet wird, am Ende ſeinen Weg gehen wird, ſo lange man ihm nicht durch Argumente entgegentritt, die stärker ſind als die bisher gegen die 'Fonetic Nuz' erhobenen. Ein Argument, von dem man annemen könnte, dass es bei den Philologen von Gewicht ſei, nemlich die Verdunkelung des etymologischen Baues der Wörter, kann ich nicht als ein ſer zu fürchtendes anerkennen. Die Aussprache der Sprachen ändert ſich nach bestimmten Geſetzen; die Orthographie aber hat ſich auf die willkürlichste Weiſe geändert, ſo dass, wenn unſere Schreibweiſe der Aussprache der Wörter folgte, ſie in der Tat eine größere Hilfe für den kritischen Sprachforscher ſein würde als die jetzige unſichere und unwissenschaftliche Schreibweiſe."

Dennoch bezweifele ich, dass drei bis vier Generationen hinreichen werden, um eine ſo durchgreifende Reform der englischen Orthographie durchzufüren, wie ſie die Pitmansche Schule aufgestellt hat, und dass ſie ganz in der Weiſe, wie ſie aufgestellt ist, wird durchgehen können, glaube vilmer, dass man darin noch manche Beschränkungen wird

vornemen müssen. Die Bedenken, welche ich in diſer Beziehung hege, gründen ſich hauptſächlich darauf, dass eine ſo bedeutende Aenderung der Orthographie einer ſo weit verbreiteten Sprache, wie es die englische ist, überhaupt nur durch vermittelnde Zwischenstufen möglich ist; ferner darauf, dass die Pitmansche Schule ſelbst vom phonetischen Standpunkte aus in einzelnen Punkten wol etwas zu weit gegangen ist und dabei das, was auch die Phonetik von der Etymologie und der Geschichte der Sprache zu lernen hat, nicht genug berückſichtigt hat.

Wo eine Nation noch keine Schrift hat und bei ir zum erstenmale eine Lautschrift auftritt, da ligt es in der Natur der Sache, dass diſe rein und ungetrübt phonetisch ſein wird, wie wir dis z. B. an der gotischen Schrift des Ulfilas ſehen, bei der nur die Aussprache der Diphthongen für uns einige Zweifel erregt. Es wird da keinem einfallen, für den Laut ein anderes Zeichen zu ſetzen als eben das Zeichen diſes Lautes, ſoweit man überhaupt in der Unterscheidung der Laute gekommen ist. Schafft die Nation ſich ſelbst das Alphabet, — was freilich nur ſelten der Fall ist — ſo wird ſie ſich daher von ſelbst ſo vil Zeichen schaffen, als ſie Laute deutlich unterscheidet. Etwas anders steht freilich schon die Sache, wenn ſie, wie es gewönlich der Fall ist, ein schon fertiges Alphabet von irgend einer Seite aufnimmt, indem dann, ſelbst abgeſehen von etwanigen ſeineren Lautabweichungen, Zeichen für diejenigen Laute felen, welche in dem angenommenen Alphabete nicht vorhanden ſind.

Die begabte Nation der Griechen hatte, nachdem ir der Sage nach Kadmos die phönizischen Buchstaben gebracht hatte, Männer wie Palamedes und Simonides, welche das Kadmeische Alphabet nach den Bedürfnissen der Nation erweiterten. So haben ſich die Kopten das griechische Alphabet aus der demotischen Schrift erweitert. So haben ſich auch die Russen, deren Alphabet aus dem griechischen hervorgegangen ist, dasſelbe für ire Sprache zu erweitern gewusst, wenn auch nicht alle ire neu gebildeten Zeichen beſonders geschickt geformt ſind. So haben ſich ferner unter den germanischen Nationen namentlich die Angelſachsen das ſich an das alte griechisch-lateinische Alphabet anschlieſʒende Runenalphabet durch eine Reihe von neueren Zeichen bis auf 29 erweitert, und es ſind ſelbst noch einige runische Zeichen in die lateinische Schrift der Angelſachsen eingedrungen. Sonst aber haben die romanischen und germanischen Nationen, welche das lateinische Alphabet aufgenommen haben, ſich zu einer ſolchen schöpferischen

Tätigkeit nicht mer zu erheben vermocht, ſondern ſuchten ſich, ſo gut es eben ging, mit dem lateinischen Alphabete zu behelfen.

Noch verwickelter aber stellt ſich die Sache für die meisten Nationen dadurch, dass ſie bereits im Beſitze der Schrift eine weitere Geschichte irer eigenen Sprache durchgemacht haben. Für diſe kommt zu dem ersten Grundpfeiler der Lautschrift, der Phonetik, durch die geschichtliche Fortentwicklung irer Sprache ſelbst noch ein zweites orthographisches Princip: das historisch-etymologische, da keine Sprache längere Perioden hindurch unverändert bleibt, ſondern eine jede in Form und Laut ſich ſo allmählich ändert, dass es nicht mer möglich ist, jeder Aenderung ſofort mit der Schrift zu folgen. Wir müssen diſes schon deshalb als eine Ergänzung des phonetischen anſehen, da es an ſich oft außerordentlich schwirig ist, one Hilfe der Etymologie eine richtige und ſichere Abgrenzung der Laute einer Sprache zu finden; man darf ſich darin niemals one die schärfste Prüfung ſelbst auf das, was Jarhunderte lang als richtig gelert ist, verlassen. Ich habe, um hier ein Beispil anzufüren, schon in einer früheren Abhandlung ausgefürt, dass man bisher immer in den englischen und franzöſischen Grammatiken gelert hat, dass das dentale c und das tonloſe s ganz gleich ausgesprochen werden (z. B. engl. sell und cell), dass aber vor einer schärferen phyſiologischen Unterſuchung ſich diſes als nicht richtig erweiſt. Wollte man hier nach der Weiſe der bisherigen Phonetiker für c überall s ſetzen, ſo scheint mir dis ein gewaltſamer nicht zu rechtfertigender Eingriff in den natürlichen Entwicklungsgang der Sache. Man wird aus diſem einen Beispile schon erſehen, wie vorſichtig man bei ſolchen Reformen ſein muss, um nichts von dem feinen Organismus der Sprache mit unvorſichtiger Hand zu verwischen und zu zerstören. Die Sprache ſelbst zerstört schon fortwärend ſo vil an irem eigenen Baue, dass wir nicht noch geflissentlich dazu mitzuwirken brauchen.

Solche, welche ſich weder mit dem einen noch dem andern der beiden Grundprincipien aller Lautschrift, der Phonetik und der Etymologie, gründlich vertraut gemacht haben, nemen zur Erklärung dessen, was ſie nicht verstehen, gewönlich ire Zuflucht noch zu einem dritten Princip, das ſie Uſus nennen, den ſie gern als iren Schutzgott anbeten und verehren, da er ſie der Sorge überhebt, die Orthographie überhaupt zu einem Gegenstande ernster wissenschaftlicher Forschung zu machen, und inen das Mittel gibt, jede felerhafte Schreibweiſe, welche zu beſeitigen ſie zu träge ſind, zu beschönigen. Aber durch

den Usus kann doch nie eine Schreibweise erklärt werden, denn ehe eine solche Usus werden kann, muss sie doch irgend wie entstanden sein, und der Entstehungsgrund kann immer nur entweder in der Phonetik, in dem Laute, oder in der Zurückfürung auf frühere Lautgebilde, d. h. in der Etymologie, gesucht werden; und die Wissenschaft darf nie bei dem bloßen Usus stehenbleiben; wo sie eine Form nicht aus der Etymologie zu erklären vermag, da mag sie einfach bei dem Laute stehenbleiben und disen ungetrübt widergeben. Das einzige Gebiet, auf dem der Usus ein geheiligtes Recht hat, ist das der Familiennamen; denn bei disen besteht ein gewisses Recht der willkürlichen eigenen Bestimmung in der Schreibweise, welches der Person resp. der Familie nicht genommen werden kann, und ein sociales Bedürfnis, den einmal in der Schreibweise festgestellten Familiennamen unverändert bestehen zu lassen.

Wohin man kommt, wenn man den Usus über die Wissenschaft stellt, davon geben die Worte eines früheren Secretairs der Pariser Akademie, Abbé Régnier, ein schlagendes Beispil:

„On ne touche icy qu'à quelques uns des inconvénients dans lesquels ceux qui veulent assujétir l'escriture à la prononciation ne peuvent s'empescher de tomber: combien d'aultres n'en pourroit-on pas marquer? Et en est-ce pas desjà un trop grand que de bouleverser tout, jusqu'au nom du maistre de ce royaulme en changeant roy en roi? N'en est-ce pas un excessif que la liberté qu'ils se donnent d'oster l'h de la dernière syllabe du nom de Jésus-Christ, et l's du nom de Chrestien? Et n'est-ce pas une espèce d'attentat à des particuliers de défigurer ainsi les mots les plus saints et les plus sacrés, sur un principe mal entendu et tant de fois rejeté!“

Die Macht der Gewonheit ist groß, das leren uns zalreiche Sprichwörter, aber nimmer darf sie zum wissenschaftlichen Principe erhoben werden.

Von den beiden wissenschaftlichen Principien der Orthographie ist offenbar das phonetische das höhere, das das andere gewissermaßen umfassende, denn one die phonetischen Hilfsmittel können wir kein etymologisches Verhältnis zur klaren Anschauung und Darstellung bringen. Es gibt eben keine Etymologie, die nicht zugleich angewandte Phonetik wäre. Ich bezweifele, dass der Chinese durch seine Begriffsschrift je zu einer wissenschaftlichen Etymologie seiner Sprache wird kommen können. Denken wir uns z. B. das Bild der Sonne oder

eines Hammers u. ſ. w. gezeichnet, ſo ſehe ich wenigstens nicht ein, wie man durch dasſelbe je ſollte zur Etymologie des Wortes für Sonne, oder für Hammer in irgend einer Sprache kommen können; noch weniger ist dis bei ſymbolischen Bezeichnungen möglich, wie wenn z. B. der Chineſe den Begriff Zank durch das Bild zweier Frauen unter einem Dache darstellt, oder den Begriff Singen durch einen Mund und einen daneben gemalten Vogel. Die Etymologie kann ſich immer nur an den Laut knüpfen und ist daher one Lautdarstellung nicht möglich. Je vollkommener daher der Laut dargestellt wird, um ſo ſicherer und klarer ist die der Etymologie gebotene Baſis, wie dis Max Müller ganz richtig geſagt hat.

Dass aber bei der schwankenden Natur der Laute und den in allen Sprachen fortwärend stattfindenden Lautveränderungen die Phonetik allein bei den Entscheidungen, welche auf orthographischem Gebiete zu treffen ſind, für die neueren Sprachen oft hilflos dasteht und noch einer Fackel, eines Zügels in der auf die geschichtliche Entwicklung der Sprache zurückgehenden Etymologie bedarf, ist schon aus dem vorhin angedeuteten klar, und wird durch die Geschichte aller neueren Sprachen bestätigt; ſelbst die romanischen Sprachen, welche der lateinischen am nächsten stehen, das spanische und italienische, schreiben nicht rein phonetisch. Am schwirigsten wird dis aber bei einer aus verschidenen Sprachstämmen ſo gemischten Sprache, wie es die englische ist. Es hängt dis ferner noch zuſammen mit der Art, wie ſich alle Schriftsprachen aus einer Merzal verschidener Dialekte herausgebildet haben, und zum Teil noch fortwärend aus den Dialekten bereichern. Der einzelne Dialekt wird fast immer phonetisch dargestellt, es gibt gar kein anderes Mittel ihn für andere darzustellen als die Phonetik; aber eine größere Geſamtsprache, welche das Gebiet mannigfach abweichender Dialekte überspannt, wird in irer Rechtschreibung immer in Conflict geraten mit der Aussprache des Einzelnen, welche daher nicht mer allein maßgebend ſein kann.

Den Grund, weshalb die italienische Sprache ſo vil reiner phonetisch geschriben wird als z. B. die franzöſische und englische, findet Tito Pagliardini, „Analogy of Languages,“ scharfſinnig darin, dass jene eine ſo lange Periode hindurch nur Sprache des Volkes war, welches naturgemäß ſo schrib wie es sprach, wärend der gelerte Stand ſich in ſeinen Werken noch immer der lateinischen Sprache bediente.

„Die italienische Orthographie ist diejenige, welche ſich noch jetzt

am meisten dem rationalen phonetischen Systeme nähert. Difen Vorteil verdankt fie villeicht der großen Verachtung, mit welcher drei Jarhunderte hindurch die Gelerten die populäre Sprache, das lebende, von Dante und dann von Petrarca und Boccaccio fo patriotisch gewälte und unsterblich gemachte Italienisch behandelten. Jene Verehrer des Alten waren dem Latein fo ausschließlich ergeben, dass, als die älteste Tochter difer edlen Sprache in Blüte, Kraft und Schönheit mit irer Mutter zu rivalifiren begann, vile fich gegen fie erhoben und fie mishandelten und erklärten: „fie müsse beschränkt bleiben auf die Bauerhütte, den Marktplatz und die Krämerbude.“ Ein gewisser Celio Calcagnini trib feinen Eifer felbst fo weit, dass er wünschte, die Lingua Volgare (das Italienisch des Dante und Petrarca!) würde völlig aus der Welt verbannt. Inzwischen wuchs die Lingua Volgare an Reichtum und Ausdruck, passte fich den mannigfachen neuen Bedürfnissen und Gefülen der Nation an und assimilirte fich felbst vile Wörter des barbarischen germanischen Stammes. So von den Gelerten der milden Gnade der Unwissenden und der unphilofophischen Frauen und Kinder überlassen, aufs tiefste verachtet vom Abbé Régnier, wurden keine andern Regeln befolgt als die des gemeinen Menschenverstandes; und als endlich die Sprache die Aufmerkfamkeit der classisch Gebildeten auf fich zog als ein Mittel zu literarischen und philofophischen Erzeugnissen, und als das berümte „Dizionario della Crusca“ fie im 16. Jarhundert fanctionirte, war die Gewonheit dem Laute gemäß zu schreiben zu tief eingewurzelt, als dass felbst die Gelerten fie wider hätten vernichten können; die rechte Zeit dazu hatten fie durch ire lange gründliche Verachtung verpasst. Einige misglückte Verfuche wurden zwar dennoch gemacht; aber der gefunde Sinn des Volkes, welcher hier durch die Macht langer Gewonheit unterstützt wurde, stand fest auf feinem Grunde; und one Zweifel unbewusst nam man das Princip an, dass die Orthographie das fein follte, was fie den Alten war, eine Dienerin der Sprache, und nicht ire Herrin oder gar ire Gegnerin; und fo blib das, was vile in Frankreich und England als eine schlechte Orthographie bezeichnen würden, die rechtgläubige Orthographie der Nation.“

Ein anderer Grund ligt aber auch in der Natur der italienischen Sprache felbst, in der Reinheit und Bestimmtheit irer Lautverhältnisse.

Ist aber die rechte Zeit verpasst, um fich mit der Orthographie auf difen einfachen Boden zu stellen, fo wird nachher die Wider-

gewinnung desſelben eine unendlich schwere und kann nicht mer den einfachen Gang der ersten Festſetzung gehen, ſondern der Weg muss dann durch die etymologische Wissenschaft hindurch genommen werden.

Nachdem ich im Jare 1855 in meinen „Vereinfachungen der deutschen Rechtschreibung“ den Verſuch gemacht hatte, für uns Deutsche dem phonetischen Princip ſo weit Anerkennung zu verschaffen, als dasſelbe ſich unter stäter Berückſichtigung der Geschichte unſerer Sprache auch vom Boden der etymologischen Wissenschaft aus vollständig rechtfertigen lieſʒ, da schrib mir Karl Müllenhoff von Kiel aus:

„Ich ſehe mit Befridigung, dass Sie mit Maſʒ und Beſonnenheit in Iren Reformen verfaren, obgleich ich ſelbst mich noch nicht entschlieſʒen kann, ſo weit wie Sie zu gehen. Ich fürchte, dass wir mit diſen Bestrebungen um hundert Jar zu spät kommen. Ja, wären Gottsched oder Adelung vor dem Aufblühen unſerer classischen Litteraturperiode auf die Reform der Orthographie verfallen, ſo wäre es villeicht möglich geweſen, ſie durchzuſetzen, und wäre dis jetzt auch noch möglich, ſo weiſʒ ich doch nicht, ob ich es für ſo ganz wünschenswert halten ſoll, nachdem die Orthographie, wie ſie nun einmal ist, von unſern besten Schriftstellern und Dichtern befolgt und beobachtet ist. Einen guten Grund aber haben dennoch die heutigen Reformbestrebungen und ſie tragen auch schon ire guten Früchte. Ich kann inen auch nur den besten Fortgang wünschen, da allmählich ſich villeicht noch mer erreichen und villeicht ſelbst die Trägheit der Gewönung ganz überwinden lässt.“

Damit ist die Lage der Sache für Deutschland wie für England, glaube ich, aufs klarste ausgesprochen. Nachdem Gottsched und Adelung die Zeit verpasst haben, können wir nur durch Jakob Grimm hindurch zum bessern kommen, wenn wir auch nicht in allem bei Jakob Grimm stehen bleiben können. Und mit der englischen Orthographie ist es ebenſo, nur noch vil complicirter, weil ſich hier mit dem germanischen Sprachstamme noch der romanische ſo weit gemischt hat.

So umfassend auch die Unterſuchungen der englischen Phonetiker geweſen ſind (wovon die vilen groſʒen phonetischen Wörterbücher und das Phonetic Journal in ſeinen bis jetzt erschinenen 23 umfangreichen Jargängen ein groſʒartiges Zeugnis ablegen), ſo scheint es mir doch, als wenn die Pitmansche Schule ire Reformpläne nicht ſo weit, als es die heutige Wissenschaft nun einmal verlangt, in

Verbindung zu ſetzen gewusst hat mit den historisch-etymologischen Unterſuchungen unſerer Zeit, und ſelbst in ſeiner Stenographie scheint mir Pitman — obwol die Kurzschrift in diſer Beziehung durch ire vil weiter gehenden graphischen Hilfsmittel glücklicher gestellt ist als die gewönliche Schrift, und ſich mit künerem Adlerfluge zu den auf den Geſetzen der Natur beruhenden lichten Höhen der Phonetik emporschwingen kann — darin gefelt zu haben, dass er neben der Phonetik nicht auch die Etymologie zu den umfassenden Zwecken der Kurzschrift genügend zu verwerten gewusst hat. Wer das groſʒe Meisterwerk des Stolzeschen Systemes der deutschen Stenographie kennt, wird wissen, in wie glücklicher und genialer Weiſe in demſelben Phonetik und Etymologie fast durchgehend mit einander vermählt ſind.

Wenn man ſich jetzt nur durch Uebergangsstufen dem letzten Zile wird nähern können, welches auch Pitman und Max Müller in Ausſicht stellen, ſo fragt es ſich, welchen Weg man einzuschlagen hat, um die notwendigen Zwischenstufen zu gewinnen.

Der Weg, wie man meiner Anſicht nach zu verfaren hat, um zu der ersten notwendigen Stufe des Fortschrittes zu gelangen, ist der, dass man alles das, was man bei einer gründlichen Beleuchtung vom phonetischen und etymologischen Standpunkte aus als felerhaft erkennt, verbessert. Nachdem in diſer Beziehung von der Baſis des heutigen Alphabets aus eine weſentliche Purification der jetzigen felerhaften Schreibung gewonnen ist, würde der weitere Aufbau davon auszugehen haben, zu unterſuchen, für welche Laute das jetzige Alphabet nach dem Bedürfnisse des Englischen zu erweitern ſein würde. Ich lasse diſe letztere Frage, von der der Pitmansche Ausbau ausgeht, hier vorläufig bei Seite, und fasse zunächst nur die erste angedeutete Frage ins Auge, um ſo gewissermaſʒen eine Vorbereitungsstufe zu dem groſʒen Werke des Neubaus zu gewinnen.

Man darf ſich dabei nicht etwa durch die Langſamkeit des Weges abschrecken lassen, denn alle Processe, die in einer Sprache wie in einer einmal vorhandenen Schrift vor ſich gehen, erfordern längere Zeiträume.

Mögen nun einige specielle Beispile, welche teils einzelne Wörter, teils ganze Klassen von Wörtern betreffen, zeigen, was und wie meiner Anſicht nach zunächst in der englischen Orthographie zu bessern und zu vereinfachen ist.

Ich beginne mit einigen einzelnen Wörtern.

1) Das Wort colonel hat ursprünglich im englischen und spanischen die Form coronel, bei Spenser coronell, bei den Franzosen hat das Wort durch eine bekannte häufige Wandlung des r in l die Form colonel angenommen; die Engländer haben nun die irer frühern Form entsprechende Aussprache mit r beibehalten, aber mit andern französischen Sitten die französische Schreibweise colonel angenommen. Die englischen Wörterbücher und Grammatiken leren nun, dass in disem Worte l wie r ausgesprochen werde, und Walker sagt: „This word is among those gross irregularities which must be given up as incorrigible.“ Ich dächte, die Correction wäre nirgends so leicht als hier. Man schreibe der Aussprache gemäß wider wie früher r statt l und die „gross irregularity“ ist verschwunden.

2) In dem Worte nephew, welches man aus dem französischen neveu (von nepos) aufgenommen hat, hat man den Laut des romanischen intonirten v beibehalten, aber in der Schrift dafür ein das Wort in griechisches Gewand hüllendes ph eingefürt, was hier weder lautlich noch geschichtlich richtig ist. Warum hat man denn nicht lieber hier, wo es mit dem Laute übereinstimmt, der französischen Schreibweise Rechnung getragen?

3) Der Engländer spricht den Fluss, an dem seine Hauptstadt ligt, Thames, nicht mit dem Laute des th, sondern mit dem der tonlosen tenuis t; die alten Formen Temese, Tämese haben immer nur t. Die Geschichte der Sprache so gut wie die heutige Aussprache leren, dass das th hier falsch ist; also entschließe man sich, den schönen Fluss nicht noch ferner in seiner Schreibweise zu verunstalten.

Auch wir Deutschen würden richtiger Temse statt Themse schreiben, wie ja auch der Franzose Tamise, der Italiener Tamigi schreibt.

Aenlich ist es mit Antony und einigen anderen Namen.

4) Wenn man orthographisch unterscheidet zwischen queen, Königin, und quean, schlechtes Weib: angelsächsisch quên (Weib und Königin), so mag man in disem Falle die zarte Rücksicht, welche man dabei genommen, an sich nicht tadeln, aber vom wissenschaftlichen Standpunkte aus ist eine solche Unterscheidung durch nichts gerechtfertigt. Nüancirungen in der Bedeutung eines Wortes können dessen Schreibweise nicht ändern.

5) Das Wort ghost, agſ. gâst, hat genau denselben consonantischen Anlaut, wie god, good, gast etc. Es ist also gar kein Grund

zu dem angehängten h vorhanden. Koch (die Laut- und Flexionslehre der englischen Sprache, Weimar 1863, § 176) nennt difes h einen italienischen Eindringling für die weiche Gutturale. Ich dächte, man täte wol, difem welschen Gast wider die Tür zu weifen.

6) kil, der Ofen, geschriben kiln, agf. cylene von kymrisch cyl, cyln hat in der ersteren kymrischen Form schon kein n mer; es ist im Verhältnis zum Angelfachsischen um feine Endfylbe verkürzt und ist danach jetzt jedenfalls kein Grund vorhanden, das n noch zu schreiben.

7) Das Wort could hat niemals ein lautendes l enthalten, agf. cûđe, altengl. cude, mittelengl. coude. Das l ist nur durch Analogie mit would und should in die Schrift hineingekommen. Sollte man hier nicht besser getan haben, lieber would und should nach Analogie von coud one den Leichenstein des nicht mer lautenden l zu schreiben? Ich dächte, das wäre das bessere gewefen. Jedenfalls würde man gut tun, aus could das falsche l wider zu streichen.

8) Da man bereits deceit (altengl. deceipt, lat. deceptum) und änlich conceit schreibt, fo wird man auch wol in receipt (altfr. recet, lat. receptum) das p aufgeben können und besser receit schreiben. (Koch § 161.)

9) Bei Koch § 179 heißt es: Da g manchmal stumm und der vorstehende Vocal lang geworden ist, fo dass es als Längenzeichen erscheint, fo ist es auch bisweilen als folches verwandt und eingeschoben. Es steht bisweilen in jetzt kurzer Silbe, wie in:

foreign (lat. forensis [-aneus], afrz. forain, altengl. forein);

feign (afrz. feindre von fingere, altengl. feinen, fainen. Vergl. engl. faint, altfrz. faint);

sovereign (superanus, altfrz. soverain, altengl. soverayne, Maundeville: sovereyne);

impregnable (frz. imprenable).

Ich follte meinen, man täte wol, in difen Wörtern das g wider zu entfernen. Das eingeschobene g als Längenzeichen erinnert an unfer noch vil verkerter eingeschobenes d in dem Worte todt für tot, welches zu manchen etymologischen Irrtümern Anlass gegeben hat.

10) In vilen Wörtern steht ein stummes gh, welches jetzt als Denungszeichen wirkt, welches fich aus angelfächs. h und zuweilen lat. c verstärkt, aber später feinen Laut verloren hat, wie in ought, night, thought, might, weight, right. Es ist schon oft vorgeschlagen, fo schon von Thomas Smith, De recta et emendata linguae

Anglicae scriptione Dialogus. Lutetiae 1568. (cf. Koch § 188) hier statt des gh als einfacheres Denungszeichen lieber bloß h zu schreiben, alſo o u h t, n i h t etc., wodurch in den hierhergehörenden Wörtern agſ. Stammes zugleich die alte Form wider hergestellt würde. So ſagt auch H o l d e r in ſeinen berümten Elements of Speech (London 1669): „gh (as in t h r o u g h) is only an aspirate and g ought to be left out." Der Vorschlag ist ſo vernünftig und naturgemäß, dass man in der Tat nicht begreifen kann, wie er noch immer nicht hat durchdringen können.

Analog mit c o n v e y (convehere) wird man auch wol in i n v e i g h (invehere) das gh zu streichen berechtigt ſein.

11) Die Schwankung zwischen Kel- und Lippenspirans, welche wir auch im Deutschen haben, z. B. in den Wörtern S c h l u c h t und S c h l u f t, t a u c h e n und t a u f e n, L a c h t e r und K l a f t e r etc., hat im Englischen eine große Zal von Wörtern ergriffen, in denen man noch immer gh schreibt, obwol man schon ſeit zwei Jarhunderten stäts nur f spricht, wie l a u g h, d r a u g h t, t r o u g h. Ich ſollte meinen, hier wäre es an der Zeit, dem Laute endlich Rechnung zu tragen und demgemäß auch f zu schreiben. Was würde man wol von einem Deutschen ſagen, der t a u c h e n, K l a c h t e r schribe und verlangte, dass man diſes t a u f e n, K l a f t e r leſen ſollte.

E b e l in Kuhn's Zeitschrift XIV, 250 erklärt scharfſinnig die Aussprache von l a u g h, e n o u g h etc. durch Verhärtung des dem gh vorangehenden u. „Das gutturale h (hh) liebt Verbindungen mit u (o), die ſich in altfriſischen, angelſächsischen, englischen, weiterhin auch in mittelniderländischen Beispilen zeigt; daher erklärt ſich span. port. auto = actus, port. O u t u b r o = October, d o u t o r = doctor, ferner auch die englische Aussprache von l a u g h, e n o u g h etc. mit Verhärtung des u zu v, f."

Mag nun aber diſes f unmittelbar aus dem Gutturalconſonanten, oder aus dem vorangehenden Vocal entstanden ſein, immer wird die Forderung gerechtfertigt ſein, es auch in der Schrift zur Geltung zu bringen.

Wo das f ursprünglich ist, wie in d r a u g h, d r a f f (Spülwasser) agſ. drôf, Lay. draf, ligt natürlich gar kein Grund vor, das gh aufrecht erhalten zu wollen.

12) Ganz verkert ist die Umſetzung des anlautenden h w (got. ⊙) in w h; es widerspricht dis den Geſetzen der Lautbildung und der Geschichte der Sprache schnurstracks, und ſo alt auch die graphische

Verſetzung ist, (ſie fängt schon bei Layamon an, alſo schon vor 660 Jaren), ſo hat doch noch kein Engländer je nach der Schrift wh auszusprechen gelernt und wird es auch nicht lernen, ſo lange ein ſolcher auf der Erde besteht; das h kann verstummen, oder das w kann verstummen, aber niemals kann das h hinter das w treten, immer klingt die ursprüngliche Stellung hw noch in der Aussprache fort (Koch § 137). Man wird daher mit Recht fordern können, dass hier die naturgemäße Stellung der Laute widerhergestellt werde.

Eine änliche Lautverbindung ist schon dem Sanskrit eigen, in welchem tönendes, zu den Gutturalen gezältes h (von Bopp durch ḥ bezeichnet) ſich mit ſämtlichen Liquidis, ſo wie mit den Halbvocalen v und y zu zuſammengeſetzten Anlauten verbindet, z. B. hrî, hlas, hmal, hnu, hve, hyas.

Schon Holder (Elements of Speech) ſagte ganz richtig: „In what, which, and the like, H is pronounced before W, and so of right ought to be written.“

13) In whole (agſ. hâl), wholly, wholesome, whoop (neben hoop), whore (agſ. hôr) ist erst im Neuenglischen ein stummes w vor das h getreten, was keine lautliche Bedeutung hat, und den Wörtern nur ein etymologisch falsches Anſehen gibt. Es wird daher niemand zweifeln können, dass die Streichung diſes falschen Buchstaben hier unbedingt geboten ist.

14) Das y, welches der Engländer wy nennt — eine Benennung, über welche ich noch nirgends eine befridigende Erklärung gefunden habe — ist am Ende der Wörter nur eine graphische Maskirung des i, wie ſie früher auch andere Nationen gehabt haben. Wir haben schon oben geſehen, wie ſer ſich die franzöſische Akademie gesträubt und es ſelbst für ein Attentat auf das Königtum erklärt hat, roi statt roy zu schreiben; dennoch hat ſich später die Akademie ſelbst entschließen müssen, die ſo lange verketzerte Schreibung roi anzunemen. Auch wir Deutschen haben eingeſehen, dass diſes y eine ganz nutzloſe Entstellung des eigentlichen Vocalverhältnisses ist und ſind zu dem i zurückgekert. Zwar schrib ſelbst noch Jakob Grimm in der ersten Ausgabe ſeiner Grammatik: ſey, ſeyn etc.; doch schon in der zweiten Ausgabe des ersten Bandes hatte er diſen Feler verbessert. Noch jetzt gibt es einige wenige alte Leute unter uns, welche noch immer glauben, ſeyn (esse) von ſein (suum) orthographisch unterscheiden zu

müssen. Man mag es difen zu gute halten, hält doch die bairische Regirung noch jetzt in dem Worte Baiern das y als offizielle Schreibweife fest. Auch für die Engländer möchte es wol an der Zeit fein, den andern Nationen in der Verbesserung zu folgen und den ungerechtfertigten, verkerten Gebrauch des y aufzuheben.

Im Angelfächsischen wie im Altnordischen ist y feiner ursprünglichen griechischen Bedeutung nach der Umlaut von u: wulf (wolf), wylf (wölfin); cyn (got. kuni), cyning, gylden etc. (cf. Koch S. 44). Später mischt es fich mit i und bleibt dann schließlich am Ende des Wortes als eine graphische Verschnörkelung des End-i stehen. Was könnte hindern, hier zum i zurückzukeren, und das y als Vocal nur griechischen Wörtern zu überlassen, falls man es hier nicht wie bei den Italienern, ganz durch i erfetzen und ihm bloß feine Bedeutung als confonantische Spirans, wie in year, York etc. lassen will, wie dis auch von Pitman und Ellis, in Lepsius Standard Alphabet und fonst geschehen ist. Was nützt es, dass wir neben i, ei, ai, oi noch ein y, ey, ay, oy in ganz gleicher Bedeutung haben?

15) Ebenfo dürfte es gewiss gerechtfertigt fein, das w immer nur als confonantische Spirans zu gebrauchen, dagegen die Vocale und Diphthongen au, eu, ou niemals aw, ew, ow zu schreiben; alfo nou, neu, rau statt now, new, raw. Wie vil würde nicht die engl. Orthographie schon dadurch an Einfachheit und Klarheit gewinnen, dass man den Diphthongen ou immer nur durch ou bezeichnete!

Georg Philipp Harsdörffer fagte in feinem: Poetischen Trichter, Nürnberg 1650: „Die erste Urfache, vermittelst welcher wir ungezweifelt recht schreiben, wird hergenommen von der Eigenschaft der Buchstaben, dass wir die Stimmer (vocales) und Mitstimmer (confonantes) nicht ohne Unterscheid vermischen, das lange j und das geschlossene v, welches Mitstimmer find, nicht mit dem i und u, den Stimmern wechseln, und alfo schreiben: jhr, jhm, jch, Awen, ewer, schawen für ihr, ihm, Auen, euer, schauen etc. Wenn man unwidersprechlich recht schreibt: Jahr, jagen, jener und Laut, Hauß, auch; fo müssen die unterschiedlichen Buchstaben einen unterschiedlichen Gebrauch haben und das au, eu nicht in aw, ew verändert werden."

Man fiht, wie das, was bereits vor mer als zweihundert Jaren von der deutschen Rechtschreibung gefagt ist, noch heute feine vollste Anwendung auf den Gebrauch von y und w im Englischen findet.

16) Vile ursprünglich einſilbige Wörter haben am Ende ein tummes e in der Schrift angenommen, welches weder durch die Etymologie noch durch den Laut gerechtfertigt ist, wie z. B. horse für hors, worse für wors, done (getan, agſ. gedôn, altengl. don), else (agſ. ellis, elles), some (agſ. sum) etc. Die Setzung diſer falschen stummen e ist ein analoger Feler mit dem, welchen ſich unſere deutschen Dichter ſo oft zu Schulden kommen lassen, wenn ſie die Imperativa starker Verba: bleib, komm, geh, gib etc. mit Apostrophen schreiben, obwol hier gar kein Vocal abgefallen ist. Es ſind das Leichensteine für fingirte Verstorbene.

Man schreibt die Substantiva louse, mouse, house in gleicher Weiſe wie die Verba to louse, to mouse, to house (to louſe, to mouſe, to houſe), und lert nun, dass in den einen das s tonlos (scharf), in den andern intonirt (weich) gesprochen werde. Aber diſe ganze Lere ist nur als eine Corruption der Grammatik anzuſehen. Die genannten Substantiva haben im Angelſächsischen die einſilbigen Formen lûs, mûs, hûs mit schließendem s one nachfolgenden Vocal; deshalb hat ſich hier tonloſes s als Schluss-s erhalten und die Schreibung desſelben mit stummem e ist daher durchaus zu verwerfen. Schreibt man diſe Substantiva richtig one das stumme e, die Verba aber mit demſelben, ſo stellt die Schreibung das richtige Verhältnis von ſelbst vor Augen, und es kommen dann die Formen in das richtige Verhältnis zu den ſich entsprechenden Substantiven und Verben: breath und to breathe glass und to glaze; bath und to bathe; brass und to braze; cloth und to clothe etc. (Cf. Koch pag. 205.)

Wärend nach der Grundregel der englischen Orthographie in Wörtern mit kurzem geschärften Vocale der nakte conſonantische Auslaut den Schluss bildet, wie in bit, met, fat, not, tub, gilt ein dem Schlussconſonanten folgendes stummes e als Denungs-, resp. Diphthongirungszeichen für den vorangehenden Vocal, wie in bite, mete, fate, note, tube.

Es hat dis einen naturgemäßen Grund, denn denken wir uns diſes schließende e noch, wie schwach auch, tönend, ſo zieht ſich nach den allgemeinen Geſetzen der Abteilung der Wörter in Sprechſilben der letzte Conſonant des Wortes zu der dadurch gebildeten nachtönenden Silbe hinüber; die unmittelbar vorangehende Silbe wird dadurch bei einfachem conſonantischen Auslaute zu einer offenen, vocalisch auslautenden und der Vocal nimmt demgemäß den Laut an, welchen er nach

der Grundregel in der accentuirten offenen Silbe hat, wie in den ersten Silben der Wörter: biter, meter, fatal, notice, tuber.

Daraus folgt aber auch natürlich, dass wenn der dem confonantischen Auslaut vorangehende Vocal den Laut der geschlossenen Silbe it, et, at, ot, ut, haben foll, danach nicht ein stummes e geschriben werden darf. Dagegen verstößt die englische Orthographie fer häufig; man schreibt jetzt auf gleiche Weise live (lebendig) und to live (leben) und kann daher dem Worte an fich nicht anfehen, welches die richtige Aussprache ist, wärend man fofort eine klare Unterscheidung gewinnt, wenn man live (lebendig), aber to liv (leben) schreibt.

Eine befondere Beachtung verdienen hier die romanischen Ableitungsendungen. Man spricht finite = fi'nite, aber infinite = in'finit, definite = def'init; folglich follte man auch in den letztern Wörtern kein stummes e schreiben, und fo in allen übrigen Fällen. Es mögen noch einige Beispile folgen:

vampire — Kashmir;
edile, senile, gentile — agil, fertil, fragil;
saline, cervine, divine — alpin, vulpin, sanguin;
archives, Argive — activ, nativ, pensiv;
realize, organize — endeniz;
compromise — promis;
polite, appetite, parasite — apposit, opposit, exquisit;
blockade, parade, cascade — monad, decad;
globule, spherule — ferril (geschwächt aus ferrul);
minute (klein) — minit (die Minute, geschwächt aus minut).

Man vergleiche hierüber Mätzner, engl. Gramm. I, 450—466, und Koch S. 209—117.

17) In den unaccentuirten Nebenfilben von plaintiff (frz. plaintif), bailiff (altfrz. baillif), caitiff (captivus, altfrz. chaitif, Chauc. caitif) etc., ist die Verdoppelung des Confonanten nach der allgemein herschenden Schreibweife der Nebenfilben unnütz, auch etymologisch nicht gerechtfertigt, und steht ganz ifolirt da. Man wird hier wol überall ein f streichen können. Auch wird man gewiss besser Patrik als Patrick (Patricius) schreiben, u. f. w.

18) In Wörtern wie truncheon (altfrz. tronçon, tronchon), scutcheon (écusson, scutum) ist die Einschiebung des e, um das vorhergehende ch als Zischlaut zu bezeichnen (Koch 211), überflüssig; niemand würde trunchon, scutchon anders lefen.

Doch es mag mit difen wenigen Beispilen, welche allerdings nur einen kleinen Anfang zur Verbesserung darstellen, hier vorläufig genug fein; fie werden wenigstens einerfeits gezeigt haben, dass nicht bloß die reine Phonetik, fondern auch die Etymologie auf Schritt und Tritt auf die Notwendigkeit einer Verbesserung des gegenwärtigen Zustandes hinweift, und werden andererfeits auch die Fingerzeige dafür enthalten, in welcher Weife man zu beginnen habe, um Schritt für Schritt zu einem besseren Zustande zu kommen, one irgend wie zu gewaltfam in die Entwicklung der Orthographie einzugreifen.

Die zu befolgenden Grundfätze, um auf difem Wege die erste Stufe der Verbesserung zu erreichen, würden fich etwa fo zufammenfassen lassen:

1) Zunächst beginne man mit der Verbesserung bei dem Teile der Sprache, der als ir eigentlicher Grundstamm anzufehen ist, bei den Wörtern angelfächsischen Ursprungs, denen fich folche Wörter fremden Ursprungs anzuschließen haben, welche ganz die Form von Wörtern difes Stammes angenommen haben. Wörter dagegen, welche noch vollständig griechisch-lateinische Form haben, fehe man, wie wir es ja auch tun, als Fremdwörter an, und lasse fie vorläufig bei Seite, um fich das Terrain nicht unnütz zu compliciren.

2) Jeder Buchstabe in der Schreibung eines Wortes, welcher weder durch die Etymologie, noch durch die Aussprache gestützt ist, muss als ein Feler verworfen werden.

3) In Fällen der Collifion zwischen dem phonetischen und etymologischen Princip ist das phonetische als das obere und überwigende zu betrachten.

4) Wo die Aussprache noch schwankt, da halte man fich noch an der etymologisch begründeten Schreibweife.

Dass die Aussprache der Fremdwörter, namentlich in Bezug auf die Vocale, auf den Uebergang einzelner Confonanten in Zischlaute und auf die Accente, noch vilfach schwankt, mag zum guten Teil feinen Grund darin haben, dass man die alten Sprachen felbst in England nicht übereinstimmend spricht.

Rudolf Wagner (Amtlicher Bericht über die Industrie- und Kunstausstellung zu London i. J. 1862. V. Heft. Berlin, R. Decker 1863.) fagt darüber: „Die Aussprache des Lateinischen und Griechischen ist eigentümlich, änlich, aber nicht übereinstimmend mit den Regeln, welche beim Lefen der englischen Sprache gelten. Nur die

Univerſität Cambridge neigt ſich der Aussprache Deutschlands zu. In Irland nähert ſich die Aussprache des Lateinischen der des Italienischen, in Folge davon, dass die Priester, in deren Hand meistens der Unterricht ruht, häufig in italienischen Seminaren gebildet werden."

Es scheint mir unmöglich, dass die englischen Schulen für die Dauer bei der jetzt meist üblichen Aussprache des Lateinischen werden beharren können, und wenn man in den Schulen zu einer richtigeren Aussprache des Lateinischen übergehen ſollte, ſo würde das wol auch allmählich auf die Aussprache der Fremdwörter einen rückwirkenden Einfluss ausüben müssen. Es ist dis einer der Gründe, weshalb ich vorgeschlagen habe, die Verbesserung zunächst vorzugsweiſe mit dem germanischen Teile der englischen Sprache zu beginnen, obgleich ſich die Grenze nicht scharf ziehen lässt und auch schon in den obigen Vorschlägen merfach auf das Gebiet des romanischen Teiles der Sprache übergegriffen werden musste.

Man vergleiche übrigens in Bezug auf den ganzen behandelten Gegenstand mein: „New System of English Stenography or Shorthand on the Principles of W. Stolze. London, Trübner; Berlin, Fr. Lobeck, 1864."

Berlin, März 1865. G. Michaelis.

Anhang.

Zur Erläuterung dessen, was im Eingange über die Statistik der Unterrichtsverhältnisse angedeutet ist, mögen hier noch einige vergleichende Angaben folgen.

In Preuſʒen ſind im vorigen Jare von dem Ministerio der Unterrichtsangelegenheiten in dem Centralblatte für die geſamte Unterrichtsverwaltung, August 1864 „Statistische Nachrichten über das Elementarschulweſen für die Jare 1859 bis 1861" veröffentlicht worden. Darin heiſʒt es über den Schulbeſuch: „Unter der Bevölkerung von 18,476,500 Einwonern (nach der Zälung vom 3. Dec. 1861) befanden ſich 3,090,294 oder nahezu 17 % schulpflichtige Kinder. Von diſen beſuchten

a. öffentliche Elementarschulen . . .	2,875,836
b. concessionirte Privatschulen . . .	84,021
im Ganzen	2,959,857

(= 95,8 %, oder 16 % der Bevölkerung). Von den übrigen 130,437

Kindern beſucht ein großer Teil die höheren Leranstalten, andere empfangen häuslichen Unterricht. Es bleibt daher nur eine geringe Zal von Kindern übrig, welche ſich der öffentlichen Controle entzieht und one Schulunterricht aufwächst.“

Nach Dr. L. Wieſe: Das höhere Schulweſen in Preußen, betrug die Zal der Schüler der Vorschulen und höheren Leranstalten im Sommer 1863 resp. 8027 und 66,135, zuſammen 74,162. Rechnet man dazu die mir nicht bekannte Zal der Schülerinnen höherer Töchterschulen, ſo wird das obige dadurch bestätigt.

Nach dem Märzheft 1865 des Centralblattes wurden unter den eingestellten Mannschaften one Schulbildung gefunden:

in der Provinz Sachsen	0,69	Procent
„ „ „ Brandenburg	1,21	„
„ „ „ Rhein	1,21	„
„ „ „ Pommern	1,68	„
„ „ „ Westfalen	2,55	„
„ „ „ Schleſien	4,08	„
„ „ „ Preußen	17,08	„
„ „ „ Poſen	18,21	„

Die letzten hohen Zalen für die Provinzen Preußen und Poſen, scheinen, wie der Herr Unterrichtsminister Dr. v. Mühler schon in der 23. Sitzung des Abgeordnetenhauſes vom 17. März 1865 bemerkt hat, darauf zu beruhen, dass in diſen Provinzen eine bedeutende Bevölkerung nicht-deutscher Zunge lebt. Derſelbe hat in der genannten Sitzung unſeren Verhältnissen einige Data aus dem schon erwähnten Wagner'schen Berichte über die 29. Klasse: „Unterrichts- und Erziehungsgegenstände“ der letzten Londoner Ausstellung gegenübergestellt. Es mögen daraus hier noch einige vergleichende Angaben folgen.

Ausgezeichnet vor den meisten übrigen Staten stehen nach Wagner die skandinavischen Reiche da. „Was die eigentlichen Volksschulen betrifft, ſo stehen der Durchfürung in Schweden große Hindernisse entgegen, indem nach der Beschaffenheit des Landes die Ortschaften und ſelbst die Wonungen, beſonders in den nördlichen Landschaften ſer zerstreut ligen. Schon von Alters her war es daher bei den Bauern Schwedens Gebrauch, dass die Eltern iren Kindern Unterricht im Leſen, Schreiben und der Katechismuslere erteilten. Das noch heutzutage geltende System besteht in einer Combination von stabilen Schulen mit ſogenannten ambulatorischen. Man rechnet

in Schweden auf 1000 Einwoner einen, der nicht lefen und schreiben kann. Auch in Norwegen muss man fich hauptfächlich mit ambulatorischen Schulen begnügen, was infofern von woltätigem Einfluss auf das Haus ist, als die Familie felbst dem Unterricht beiwont und damit an der Sache ein erhöhtes Interesse hat. Man dürfte gegenwärtig in ganz Norwegen kaum einen Jüngling oder ein Mädchen finden, welche nicht lefen und schreiben könnten. In Dänemark ist der Zustand der allgemeinen Volksbildung ebenfalls ein höchst befridigender. Die Schulen find von 4000 Kindern mer befucht als die schulpfligtige Anzal beträgt."

Die Schweiz kommt difen Ländern nahe. Im Canton Genf konnten 1843 von 716 Conscribirten nur 15 weder lefen noch schreiben und nur 2 nicht schreiben, aber lefen. Die 5500 Gemeinde-Primärschulen werden den größten Teil des Jares von 350,000 Schülern oder 14 Procent der Bevölkerung befucht.

In Baiern dagegen steigt die Zal der die Schule nicht befuchenden schulpflichtigen Kinder nach Wagner, der felbst Baier ist, schon auf 10 Procent.

In Oestreich wird dife Zal auf 23 Procent berechnet und bemerkt, dass von 3,990,900 Kindern 2,732,400 (alfo 68,2 Procent) die Schule befuchten.

Für Meklenburg gab der Abgeordnete Harkort in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhaufes vom 17. März 1865 an, dass von 2000 Rekruten nur 700 hatten lefen und schreiben können, alfo 65 Procent, welche nicht lefen und schreiben konnten.

Das Verhältnis, welches zwischen Frankreich und England obwaltet, geht aus folgenden Zalen hervor.

In Großbritanien und Irland konnten im Jare 1859 unter 35,000 Soldaten 20,000 (alfo $57^1/_7$ Procent) keinen Buchstaben lefen. Im Jare 1856 konnten von 158782 Brautparen 48,000 Männer (30,4 Procent) und 70,000 Frauen (44,3 Procent) ire Namen nicht in die gefetzlichen Listen eintragen, fondern mussten ire Zuflucht zu einem Kreuze nemen. (Vgl. v. Gugler a. a. O. S. 228 ff.)

In Frankreich bliben 44 Procent der in schulpflichtigem Alter stehenden Bewoner one allen Unterricht. Von den i. J. 1853 copulirten Brautparen konnten von den Männern 33,70 Procent, und von den Frauen 54,75 Procent ire Namen nicht unterzeichnen. 1857 hatten

von 294,761 Rekruten 90,373 (alſo 30,66 Procent) nicht den geringsten Schulunterricht genossen.

In Belgien waren von 100 Rekruten

	1852	1853	1854
ganz unwissend	35	35	36
konnten iren Namen zur Not schreiben . . .	8	9	8
konnten leſen und schreiben	57	56	56

Ueber Spanien heiſʒt es in dem vom Comte de Ripalda auf dem statistischen Congresse zu Berlin 1863 erstatteten Berichte: „Derer, die gut leſen und schreiben können, ſind 22,55 Procent, nur leſen können 4,50 Procent.“

Ueber Portugal teilte M. de Carvalho auf dem statistischen Congresse folgende Zalen mit, dass 1860 – 61 bei einer Bevölkerung von 4,035,330 Einwonern 2775 Primärschulen mit 102,231 Kindern (= 2,5 Procent der Bevölkerung) bestanden.

Tief unter den genannten Nationen steht nach Wagner, trotz der einfachen Rechtschreibung, Italien, namentlich Süditalien: „Von Volksschulen ist hier fast nirgends die Rede, oder diſe ſind in der schlechtesten Verfassung und das Volk wächst im allgemeinen one allen Unterricht auf.“ Die Gründe diſes traurigen Zustandes ſind bekannt, es ist aber auch die Hoffnung vorhanden, dass es in diſen von der Natur ſo reich geſegneten Gefilden mit der menschlichen Bildung bald wider besser bestellt ſein werde.

Wie Wagner dazu gekommen ſein mag, S. 380 bei der Besprechung der franzöſischen Unterrichtsverhältnisse zu ſagen, dass die Orthographie an der Verbreitung der Stenographie eine furchtbare Gegnerin gefunden, muss ich dahin gestellt ſein lassen. Sollten da etwa in Baiern gemachte Erfarungen auf Frankreich übertragen ſein? denn in Frankreich hat meines Wissens noch kein System der Stenographie eine ſolche Verbreitung gefunden, dass dieſelbe auf den Unterricht irgend wie hätte einwirken können; auch würde die ganze Schilderung der franzöſischen Unterrichtsverhältnisse, wie ſie der Bericht gibt, eine ſolche Vermutung nicht aufkommen lassen. „In Frankreich ist bekanntlich der ganze Unterricht burokratisch geordnet, und zwar durchaus in der beliebten Pyramidalform einer gänzlichen Ausscheidung der individuellen und collegialischen Selbständigkeit. Alles und jedes wird von Paris aus geordnet, ſo dass der Unterrichtsminister nach der Ur bestimmen kann, welches Buch in jedem Augenblicke in allen

Schulen Frankreichs gelesen und sogar wie es benutzt wird.“ — Die Ueberwachung der Sprache und Feststellung der Rechtschreibung und die Herausgabe des Dictionnairede l'Académie sind die Hauptaufgaben der Académie française, und dass dise der Stenographie zu liebe in orthographischen Reformen zu weit gehen sollte, ist gewiss nicht zu fürchten. Hat sie sich doch noch nicht einmal entschlossen, den von ir dem Genius der Sprache zuwider eingefürten Accent in den auf ége endenden Wörtern wider in das richtige ège (allège, manège, barège, piège, siège, stratège, cortège, collège etc.) umzusetzen, wie dis z. B. die neuern Ausgaben des Thibaut'schen Wörterbuches getan haben.

Wenn auch die französische Orthographie an Inconsequenzen keineswegs die englische erreicht, so lässt sich doch erwarten, dass die Bemühungen unserer Zeit, die schriftliche Darstellung der Sprache auf eine gesunde Basis zu stellen, mit der Zeit auch auf die französische Rechtschreibung einen woltätigen Einfluss ausüben werden. Muss sich doch überall die Schrift, wo sie in schroffe Differenzen mit der lebendigen Sprache getreten ist, zuletzt diser wider zu nähern suchen, womit indes noch nicht gesagt sein soll, dass die französische Sprache je zu einer rein phonetischen Schrift kommen werde, was irer ganzen Natur nach noch zu bezweifeln ist. (Vgl. Heyse System der Sprachwissenschaft, S. 348.)

Die Resultate des Unterrichts in den englischen Elementarschulen (Public and Private Elementary Day Schools) bezeichnet der Tylor'sche Bericht in folgender Weise: „In den öffentlichen Schulen lernt durchschnittlich nur ein Viertel der Schüler fertig lesen und schreiben. An den Schulen, in denen die Erziehung nur ein untergeordneter Zweck ist und die Wünsche der Eltern nicht gehört werden, ist das Verhältnis noch ungünstiger.“ Auch der Bericht der Education Commission von 1861 erklärt, dass nur je 1 Kind unter 4 einen genügenden Elementarunterricht erhielt, wärend 1858 von 19,523,003 Einwonern in England und Wales 2,535,462, nahe 13 Procent, die Elementarschulen besuchten. Dass einen großen Teil der Schuld eines verhältnismäßig so ungünstigen Resultates der Zustand der englischen Orthographie trägt, ist außer allem Zweifel. Wagner hat sich auf disen Punkt nur ser kurz eingelassen. Er sagt darüber nur: „Das Lesenlernen ist für die englische Jugend eine schwirige Sache, nicht allein weil die Eltern häufig ire Kinder bis zum zehnten, ja zwölften Jare

herumlaufen laſſen, one dass dieſelben buchſtabiren können, ſondern die Schwirigkeit ligt zum großen Teile auch in der Eigentümlichkeit der Sprache, deren Ausſprache und Regeln ſo verſchiden ſind, dass ſich nur einige wenige Regeln darüber aufſtellen laſſen. Die Lautirmethode, welche das Erlernen des Leſens in Deutschland zu einem Kinderſpile macht, ist in England nicht anzuwenden."

Das ist allerdings richtig, ſo lange man alle Misbräuche der jetzigen Orthographie beibehält, aber wir hätten hier doch gern wenigſtens eine Hindeutung gefunden auf die Notwendigkeit der Verbeſſerung, und auf die allgemein bekannten Beſtrebungen ſo hoch verdienter Männer, wie Pitman und Ellis.

Der Grund, weshalb man in England ſo lange bei einer ſo felerhaften Orthographie hat verharren können, ligt in dem äußerst conſervativen Charakter der Engländer, der ſein gutes, aber in manchen Gebieten auch ſer nachteilige Folgen hat. Wir finden die bei den Engländern befolgte Richtung der Orthographie ſchon ſer prägnant ausgeſprochen von Franz Bacon v. Verulam in ſeinem Werke: „De dignitate et augmentis scientiarum," wo es im 1. Cap. des VI. Buches heißt:

„Quod ad scriptionem attinet, ea aut Alphabeto vulgari proficitur, quod ubique recipitur, aut occulto et privato, de quo inter singulos convenit, quod Ciphras vocant. At Orthographia vulgaris etiam controversiam et quaestionem nobis peperit: Utrum scilicet eodem verba scribere oporteat, quo pronunciantur modo, an potius ex more consueto? At illa scriptio quae reformata videri possit (ut scilicet scriptio pronunciationi consona sit,) est ex genere inutilium subtilitatum. Nam et ipsa pronunciatio quotide gliscit, nec constans est: et derivationes verborum, praesertim ex linguis extraneis, prorsus obscurantur: denique cum ex more recepto scripta, morem pronunciandi nullo modo impediant, sed liberum relinquant, quorsum attinet ista novatio."

Die Autorität Bacons hat jedenfalls weſentlich dazu beigetragen, die engliſche Orthographie in irem traurigen Zuſtande zu erhalten und es kann nicht genug beklagt werden, dass ein Mann von ſo gewaltigem Einfluſſe ſich nicht zu einer höheren Auffaſſung der Principien der Rechtſchreibung zu erheben vermocht hat. Bacon würde gewiss beſſer getan haben, wenn er ſich statt ſeiner kryptographiſchen Verſuche etwas näher um die engliſche Orthographie bekümmert hätte.

Rud. Wagner schließt ſeinen Bericht über die englische Unterrichtsabteilung der Ausstellung mit folgenden Worten: „Wir haben geſehen, dass das englische Schulweſen dem deutschen bei weitem nachsteht, dass, wenn irgendwo, auch in der Unterrichtsverfassung das: „Nolumus leges Angliae mutari“ ſeine Geltung hat, und ſo viles in dem Schulweſen den Charakter des eigentümlichen, wenn nicht altertümlichen hat, etwa wie die Tracht des Lord-Oberrichters in Talar und Alongeperücke. Aber was ſo äußerlich in villeicht dem Deutschen auffälliger Weiſe ſich bemerklich macht, ist nur der Ausdruck des conſervativen Charakters, welcher nie mit der Vergangenheit bricht und nur im zähen Festhalten oder behutſamen Fortbilden des Alten eine Garantie erblickt für den ungeschmälerten Beſitz in der Gegenwart. Man lässt die veralteten Gebräuche stehen, alten überhaltenen Bäumen gleich, bis ſie entweder, wenn im Innern faul, von ſelbst zuſammenbrechen, oder wenn noch Lebenskraft vorhanden, von neuem ausschlagen. Die Axt wird nur dann an den Baum gelegt, wenn die allgemeine Stimmung ſich entschiden gegen eine Einrichtung ausspricht. — Die Beschauung dessen, was die andern Nationen Europa's, namentlich die stammverwandten Deutschen, in Bezug auf Unterrichtsweſen geleistet und in Klasse 29 zur Anschauung gebracht haben, muss notwendig den altenglischen Stolz zu woltätigen Reflexionen über die engen Grenzen ſeiner bisherigen Anschauungsweiſe füren; die Vergleichung der eigenen Leistungen und der fremden, in Inhalt und Form, wird ſicherlich der einheimischen Tätigkeit auf den genannten Gebieten frischen Aufschwung und neue Zile geben.“

Die geistige Trägheit zu überwinden, welche gleichgültig richtiges und falsches von außen her in ſich aufnimmt, und in eine vom Innern des Menschen ausgehende Selbsttätigkeit überzuleiten ist eine der Hauptaufgaben der Schule, und darum darf diſe in keinem Lerobjecte richtiges und falsches durcheinander gemischt dem Schüler darbieten, alſo auch gewiss nicht in der Schreibung der Muttersprache; ſie muss die Schreibweiſe ſich aus dem innern Weſen und Werden der Sprache ſelbst entwickeln lassen, und hat das, was dem innern Weſen und Entwicklungsgange der Sprache widerspricht, als unberechtigt zurückzuweiſen.

Einen Hauptschritt auf der Ban zu einer richtigen Unterrichtsmethode hat unſere Schule getan durch die Einfürung der schon 1620 von dem Spanier Bonet empfolenen Lautirmethode (vergl. Brücke, Phyſio-

logie und Systematik der Sprachlaute, S. 5), wenngleich die Feler, die auch unſerer Rechtschreibung leider noch ankleben, diſen Fortschritt noch nicht zur ganzen vollen Wirkſamkeit haben gelangen lassen; im Englischen aber ist der Wirrwarr der Schreibweiſen noch ſo groſʒ, dass es da noch gar nicht möglich geweſen ist, diſen wichtigen Schritt zur Verbesserung des Elementarunterrichts zu tun.

Als eine ſegensreiche Wirkung der Bestrebungen unſerer Zeit ist es zu betrachten, dass dem Volksunterrichte in England eine erhöhte Teilname zugewandt ist. Schon ſeit 1839 verausgabt die Regirung järlich in der Abſicht, dem Elementarunterricht aufzuhelfen, eine Summe, welche von 30,000 Pfund Sterling für 1839, 1859 auf 836,920 Pfund Sterling und in neuster Zeit auf 1,000,000 Pfund Sterling gestigen ist. (Vgl. Tylor a. a. O. S. 165.) Es muss dis jedenfalls als ein Fortschritt angeſehen werden. Zwar hatte ſich Adam Smith (in ſeinem 1776 erschinenen Werke: „Inquiry into the nature and causes of the wealth of nations“) gegen alle Zuschüsse für den Unterricht ausgesprochen, „weil durch ſie das richtige Verhältnis zwischen Lerenden und Lernenden aufgehoben werde, und der Erfarung gemäſʒ diejenigen Zweige des Wissens am besten gelernt werden, für welche kein öffentlicher Unterricht besteht,“ und diſe Anſicht hat auch noch in neuster Zeit in England eifrige Verteidiger gefunden, allein die entgegengeſetzte Anſicht hat dennoch mit gutem Grunde die Oberhand gewonnen.

Es kommt aber nicht ſowol darauf an, dass groſʒe Summen für Unterrichtszwecke hergegeben werden, ſondern vor allem darauf, dass die Verwendung möglichst reiche Früchte trage. Man hört aber von England aus laute Klagen darüber, dass die von der Regirung gegebenen Zuschüsse nur ſer wenig beigetragen haben, den Volksunterricht wirklich zu heben, und das ist nur zu natürlich bei dem jetzigen Stande der englischen Rechtschreibung, welche hinter der der anderen europäischen Nationen weſentlich zurückgebliben ist; darum ist es vor allem wünschenswert, dass die Verbesserung derſelben mit Ernst und Klarheit angegriffen und mit Energie gefördert werde, und deshalb habe ich es verſucht, an einigen Beispilen den Weg zu bezeichnen, den man nach meiner Ueberzeugung einzuschlagen hat, um zunächst wenigstens etwas weiter zu kommen, und würde mich freuen, wenn die dazu Berufenen das von mir Angedeutete eingehend prüfen, und, wo es ſich als richtig bewären ſollte, auch praktisch fördern wollten.

Ueber eine vermuthlich aus dem Particip abgeleitete Adjectivalform im Italienischen.

Wir finden im Italienischen eine Reihe Wörter, welche, in zweifacher Form vorhanden, als Participia perfecta der ersten Conjugation angesehen werden. Solche sind desto und destato, privo und privato, domo und domato, manifesto und manifestato, lasso und lassato u. m. a., deren kürzere Formen statt der anderen stehen, eine Abkürzung derselben sein sollen.

Die einen, die vermeintlich abgekürzten, welche eigentlich den Zustand einer Person oder Sache ausdrücken, wie im Satze: gli alberi sono carichi di frutti, sollen, obgleich man sie zugleich als das, was sie vielmehr sind, als Adjectiva anerkannt hat, namentlich in der Poesie als Participia gebraucht werden für die anderen, denen sie ihr Entstehen verdanken, welche wiederum eine vergangene Handlung, wie z. B. i servidori hanno troppo caricati i cavalli, ausdrücken. Trotz dieser Sinnesunterscheidung, welche ihre Function bestimmt, bequemte man sich, die Identität derselben in formaler Hinsicht anzunehmen, ihre doppelte Form auf diese Weise für ein Spiel haltend, das sich die Sprache gleichsam zur Variation verschafft hätte.

Den Beweis aber, wie diese vermeintliche Syncopirung vor sich gegangen, wie nämlich der Lautprocess stattgefunden, und ob die Sprache eine solche Annahme rechtfertigt, diesen Beweis hat Niemand geführt.

Aus einer näheren Erwägung dieser sprachlichen Erscheinung sowohl in der Sphäre des Italienischen als auch im Vergleich mit anderen Sprachen, namentlich mit der Mutter- und einer wenig bekannten Schwestersprache, der sogenannten walachischen, oder wie sie von ihrem Volke benannt ist, der rumenischen, glaube ich das Richtigere ermittelt zu haben, nämlich dass die einen Formen, die kürzeren, keineswegs ein durch lautliche Verwandlung entstandener Ausfluss der anderen sind.

Dies will ich jetzt auseinanderzusetzen versuchen.

Zunächst hat man mit Unrecht behauptet, dass die kürzeren Formen als Participia perfecta der ersten Conjugation namentlich in der Poesie gebraucht werden, obgleich man doch zugleich, wie schon im Anfange bemerkt worden, eingestanden hat, dass sie vielmehr Adjectiva sind. Dazu hat man sich durch ihre Ableitung von den anderen, den sogenannten vollen Participien, verleiten lassen; sie sind aber keine Participia und kommen als solche im Gebrauche nur scheinbar vor, sondern sie sind Adjectiva wie alle andere. Denn, was zunächst ihre Bedeutung betrifft, wären sie als wirkliche Participia gebraucht, so müssten sie die Stelle derselben vertreten können, was nicht der Fall ist. So ich habe ihn geweckt, z. B., kann man nicht durch: l' ho desto ausdrücken, sondern man muss: l' ho destato sagen (rumenisch gerade so: l' am deșteptatŭ).

Daraus ergibt sich, dass, wenn die beiden Formen, aber nur dem Sinne nach, für einander zu stehen scheinen, was auch, wie sich gleich herausstellen wird, nur scheinbar ist, sie als Adjectiva, nicht als eigentliche Participia gebraucht sind. Nur so kann für: io era destato, ich war erwacht, dem Sinne nach, auch: io era desto, ich war wach, gesagt werden, in welchem Falle wir nichts anderes haben als eine andere Bildung desselben Adjectivums.

Dann lässt sich die vermeintliche Verkürzung durch die italienische Sprache nicht rechtfertigen, ja bei näherer Betrachtung der Natur dieser Sprache erscheint sie unmöglich. Dies gesetzt, so würde es sich hier nicht um eine im Italienischen übliche Syncopirung, wie in legalità, povertà, re etc. statt legalitate, povertate, rege, wobei die Abkürzung in ihrer Entstehung durch das Weglassen der Endsylbe keinen uner-

träglichen Consonantenstoss verursacht, sondern es würde sich um ein lautliches Vorgehen handeln, welches das Italienische nicht kennt.

Sehen wir uns nun näher diese Verwandlung an, damit wir uns überzeugen können, dass sie sich in ihrer Entstehung hat durchführen lassen. Hier soll o vom Ende der kürzeren Form aus a t o, der längeren, entstanden sein. Gut. Also, wenn das Angenommene richtig ist, so muss zuerst aus a d o r n a t o gerade a d o r n t o geworden sein,*) um erst dann zu a d o r n o durch das Abwerfen des t zu gelangen. Wer nun die italienische Sprache kennt, die unter allen Sprachen am meisten harte Consonantenverbindungen vermeidet, die selbst ct vom p e c t u s z. B. nicht hat dulden können, sondern es in tt, p e t t o, verwandelt, der wird sich schwerlich entschliessen können, ihr einen Verwandlungsgang solcher Art beizumessen.

Wenn nun die angenommene Abkürzung sich durch die italienische Sprache selbst als unmöglich erweist, so tritt dies um so heller beim Vergleichen mit dem Latein und der rumenischen Sprache hervor, indem in der ersteren die Quelle der in Rede stehenden Wortbildungen uns gleichsam entgegenwinkt, in der andern ganz und gar dieselbe Erscheinung vor unseren Augen sich entfaltet.

Was zuerst die Muttersprache anlangt, so finden wir darin Wörter wie d e c o r u s und d e c o r a t u s, m a n i f e s t u s

---

*) Wenn man bemerken wollte, dass bei der Abkürzung des a d o r n o aus a d o r n a t o keinen so harten Lautprocess anzunehmen nöthig wäre, sondern dass aus a d o r n a t o zuerst a d o r n a o durch Verschwinden des t hätte werden können, dann a d o r n o aus adornao, so muss dagegen eingewandt werden, dass die Contractionen in den Sprachen zuerst durch das Wegfallen der Vocale veranlasst werden, welches dann die Abwerfung der Consonanten nach sich zieht, und dass man also doch zuerst zu a d o r n t o im vorausgesetzten Falle hätte kommen müssen; sonst, nach der Zusammenziehungsart des verehrten Mitglieds, wäre im Italienischen aus dem lateinischen d o m i n a nicht d o n n a durch das Verschwinden des kurzen i und die Assimilation des m mit n, sondern d o m i a, d o m a, geworden. Auch kann man nicht mit dem Wegwerfen des Endvocals o beginnen, indem wir auf diese Weise a d o r n a t und dann a d o r n a, durch Verschwinden auch des t, nicht aber a d o r n o haben würden.

und manifestatus, lassus und lassatus, saucius und sauciatus, beide selbstständige von demselben Stammworte verschieden gebildete Formen, von denen die längeren eigentlich Participia perfecta sind, vom Supinum des entsprechenden Verbum abgeleitet, die anderen aber nichts anderes als reine Adjectiva.

Nehmen wir nun aus dem Italienischen ein diesen entsprechendes Wort, und sehen wir, wie es sich damit verhält mit einander verglichen. Wir finden unter anderen decoro und decorato. Was heisst decoro und was decorato? Decoro heisst, ganz wie das lateinische decorus, schön, decorato aber, wie decoratus, schön gemacht, ausgeschmückt. Man sieht, in beiden Sprachen wird ihre Nuance durch die verschiedene Form selbst angedeutet. Im gewöhnlichen Gebrauche aber werden sie mit einander dem Sinne nach verwechselt und das Eine für das Andere gesetzt. Wir sahen eben, dass an sich decoro und decorato schön und schön gemacht heissen. Aber, abgesehen davon, dass ein schön gemachter Gegenstand anderer Art ist als der schöne an sich, was ist die Wirkung desselben? Wieder das Schönsein.

Aus diesem leichten Grunde kann das Eine für das Andere stehen, indem ja auch sonst in den Sprachen nichts geläufiger als eine solche Metonymie ist. Indem nun diese Participia, als Adjectiva aber gebraucht und nicht, wie man sagt, als Participia, begrifflich ziemlich auf dasselbe hinauslaufen, man sich aber darüber keine genaue Rechenschaft gab, glaubte man, dass sie auch formell für einander gesetzt werden. Auf diese Weise lag ihre gänzliche Verwechselung und das Suchen, das Eine durch Ableiten aus dem Anderen zu erklären, ganz nah.

Sind nun die italienischen vermuthlich abgekürzten Adjectiva nicht die Fortpflanzung lateinischer Adjectiva wie die eben erwähnten? Entspricht oder ist nicht vielmehr das italienische manifesto das lateinische manifestus, manifestato aber manifestatus, und ebenso lasso-ato, lassus-atus, decoro-ato, decorus-atus, wie auch die anderen? Man kann nicht umhin, dies muss ein Jeder zugestehen. Zwar sind nicht alle diese Adjectiva aus lateinisch vorhandenen geflossen, so stammt adorno von keinem adornus, ebenso domo von kei-

nem domus ab, und einige andere; nichtsdestoweniger sind alle diese, da sie in demselben Geiste nachgebildet, nichts anderes als neue, nach der Analogie der vom Latein herkommenden gemacht, ja einige mögen sogar im Volkslatein vorhanden gewesen sein.

Fragt man nun auch nach der äusseren Veranlassung, wodurch man sich bei dieser grammatischen Fixirung hat täuschen lassen, so scheint es gerade in denjenigen derselben gelegen zu haben, denen man im Latein nicht begegnete: indem die Zahl solcher nachgebildeten Adjectiva wie compro, adorno, die am geläufigsten vorkommend, keinen Zusammenhang mit dem Latein zu haben schienen, grösser als der anderen vom Latein direct abstammenden war, so waren sie durch ihren häufigeren Gebrauch selbst geeignet, den Ausschlag auch für die anderen zu geben, und dieser Umstand bewirkte, dass man nicht mehr daran dachte, wenigstens für einige derselben ihre im Latein vorhandene Quelle aufzusuchen. Wie nun die einen kürzer als die anderen waren, und beide (als Adjectiva) fast dasselbe auszudrücken schienen, gerieth man, indem man sie sich nicht anders erklären konnte, auf die wunderliche Annahme der Syncopirung der kürzeren von den längeren.

Suchen wir nun, ob sich nicht auch im Rumenischen etwas vorfinde zur Bestätigung des von mir bisher Hervorgehobenen. In der That begegnen uns auch darin Wortbildungen, dem Inhalte wie der Form nach den italienischen ganz und gar entsprechend. So haben wir vom Verbum a desteptà (die Etymologie vom Latein ist bis jetzt noch nicht ganz klar), wecken, das Participium und Adjectivum desteptatü, erwacht, und das blosse Adjectivum desteptü, wach, capiatü und capiü, mente captus. Jedoch sind diese einfacheren Adjectiva im Rumenischen lange nicht so zahlreich wie in der Schwestersprache.

Macht nun, was uns das Rumenische als Entsprechendes bietet, dieselbe Spracherscheinung aus, so haben wir darin einen neuen Beweis für die Richtigkeit des von mir an die Stelle der Abkürzung Aufgestellten. Um das Behauptete noch mehr zu bekräftigen, füge ich noch hinzu, dass Wortbildungen solcher Art darin manchmal nur substantivisch gebraucht werden, wie

sufflu (dem französichen souffle entsprechend), Hauch, und suffletü, Seele, vom Participium als Adjectivum sufflatü des Verbum der 1. Conjugation a sufflà (vom lateinischen sufflo, -are). Die einfachere Adjectivalform kommt auch nur als Substantivum vor, wie cumpatü, Mässigung, und nur die längere als Adjectiv, wie cumpätatü, gemässigt, vom Verbum a cumpatà, mässigen, gebildet.

Endlich lassen sich solche doppelte Bildungen auch in anderen Sprachen nachweisen, wie im Griechischen: *κύκλος* und *κυκλωτός*, rund, abgerundet, und auch im Französischen: enclin und incliné, wobei aber, wie auch in Hinsicht des Rumenischen, keinem Menschen eingefallen ist zu behaupten, dass die einen die Abkürzung der andern sind.

Aus dem bisher Bemerkten scheint mir mit ziemlicher Sicherheit hervorzugehen, dass die bisherige Ansicht der Abkürzung der in Rede stehenden Wörter nicht richtig ist, und dass man dies festhalten muss: Die einfacheren Formen sind keine Participia, sondern Adjectiva, nicht abgekürzt, sondern sie haben ihre eigene Bildung ebensogut wie die längeren, und wenn sie anstatt derselben zu stehen scheinen, so ist dies eben nur ein Schein durch den Umstand veranlasst, dass beide sich der Bedeutung nach ziemlich gleich kommen, der Form aber nach stehen sie ebensowenig für die längeren, als im Deutschen wach für erwacht, schlaff für erschlafft stehen können.

N. Ch. Quintescu.

Abschrift zweier Gedichte

aus dem fünfzehnten Jahrhundert

wahrscheinlich von Ulrich Höpp verabfasst und von M. Schüttenhelm abgeschrieben.

Im März 1865 aus einem Memminger Ms. copiert vom Sbr. Weber.

I.

Ich gieng durch lust und auch durch wunn
an einem morgen da die sunn
her glestet durch des mayen plüett
des ward erfrätt als mein gemüett.
von süessem schmack der rossen rain.
Die blomen dolden gross und klain
hersprungen auß der erde brunst
vil süesses daw und hunges *) tunst
mang edels plat begossen hett
davon mein herz erfränn tett
und gieng hin durch den grünen plan
und nacht mich gen ain wilden dan **)
da sungen vil der vogellein
sy baide groß und dar zu klein
darmit der wald durchschallet was
da gieng ich durch das grüene gras
hin in den wald nach abentteir
die kam mir sicher wol ze stair
die abentteir ward mir ze schwer
ain schall hortt ich on als gefer
von bussaunen und trumetten klang
darnach so baittett ich nit lang
und lieff hin nach der stimmy schal
des kam ich auf ain haid zu tal

---

*) Honig — **) Tann

die haid was michel brait und weitt
und sach ach zu derselben zeitt
zu jedem ort ain michel se.
darnach da sach ich wunders me
zum se zur grechten hand sach ich
vil manig zelt vun merckent mich
mit rottem samett überzogen
die stangen waren ser gebogen
meng seiden saill was abgeprochen
die zelten jemmerlich erstochen
ettliche da gefallen was
ich dacht wie mag sich füegen das
in diessem wald so schene zeltt
so gar gezogen von der welt
und niemen welt da hiebey ist
da kam ich hin in kurtzer frist
wol auf die schene haide braitt
vil menger stolzer man gemaitt
erschlagen lag den ich ersach.
darvon kam ich in ungemach.
als ich vil mengen stolzen man
sach liegen auf des todes blan
beklaidet mit den farben rott
ich tacht o we der grossen nott
was man schlacht ist sich hie beschechen
da det ich aber für las sechen
zum andern se zer glingen hand
darbey ich auch vil wunders fand
die zelten waren dar geschlagen
davon ich auch will virbas sagen.
Ain michel her lag da zu feld
auch waren dissen schenen zeld
mit schimelgra beklaidet rain
und auch das ganze her gemain.
Als sy die farb nun annen*) trugen
und maniger trummetter klugen
erschallen liess in dissem hör
man lag zu feld mit grosser wör.
Bei dissem her da steckt ain fan
auch schimelgra gemalt daran
gemalett menig wappenklar.
Da nam ich disser wappen war
der was on zall und dematt mer
wie bald so lieff ain diener her

*) an sich

und nam das paner bei der stang
darnach so baittet er nit lang
und stieß sy in des seis flutt
und natzt die wappen hochgemutt.
da ich das alles gar ersach
ich dacht dir möcht ain ungemach
von dissem her allhie geschechen.
das dir von ihm geschech kain laid.
und hett doch gern den underschaid
gewist wär dar zu feldi lag
doch was ich an mir selbes zag
und schlaich gar ver hin in das holtz.
Da gegnet mir ain waibli stoltz
die was so hüpsch und darzu fein
ir antliz klar gab liechten schein
recht sam der edel rubein tutt
auch trug das selbig frelin gutt
ain rotten fan was brait und lang
und was gewickelt um die stang.
da mich die minniclich ersach
die edel trawriclichen sprach
gesöll nun grüeß dich gott von mir.
Gnad edle fraw sprach ich zu ir
und lies mich nider auf die knewy
da sprach dasselbig frelin trewy
stand auf gesöll bitt mir dein hand
sag an was hat dich hergesandt
zu mir in dissen wald so wild.
Ich sprach zart edels weibes bild
durch abentteir gieng ich herein
die ist mir da wol worden schein
dertt auf jenner haid bräitt.
durch got*) sagt mir den underschaitt
ob euch darum nit wissent ist
so sagent mir in kurzer frist
wer hie erzaig die seine macht
und wer auch disse grosse schlacht
vollendet hab das sagent mier.
Da sprach dasselbig frelin schier
mit grossem trawren one spott
o we das muss erparmen gott
der niderlegenig**) auf dem blan
die waren all mein dienest man

*) um Gottes willen — **) Niederlage

die herren die da liegent tott
beklaidet mit den farben rott
die hand durch mich erlitten pein.
Ich sprach zart edels frelin fein
wie nent man euch zart edle frucht.
Sie sprach auß trewen und auß zucht
ich haiss fraw trewy in aller welt.
untrewy hat baide fan und zelt
aufgeschlagen zu letzen mich
mein schene zelt sind jemerlich
zerstörtt durch untrewe gewalt
ir her ist michel ungezalt
das hat mich auß dem feld getrieben
mein schener fan ist mir beliben.
doch dar er laider nymer fliegen
ich muss in um die stange schmiegen
so statt sich der untrewi fan
gar gewaltiglichen auf dem blan.
Ich sprach den han ich woll gesechen
zart edle fraw dent mir verjechen
was teittent unß die wapen klar
in dissem banner sunderbar.
die sach ich stossen in den se.
Sie sprach gesell mein red versteh
das banner ist der untrew gwalt
die wappen die darinn gezalt
das sind die all ir hilffi braitt
frau untreiä hand zugesaitt.
fürsten grauffen nit allain
sy baide herren groß und klain
freyen ritter und edel leitt
junger und pauren zu aller zeitt
die hand sich zu untreiä geschmuckt
ir wappen in den fan gedruckt
den tutt fraw untreiä machen nas
woll mit dem see der trewen has
darmit so send sy gar durchfeicht
und das es nimermer verseicht
untrew hat gantz die welt umzogen
mein gwalt muss sein gen ir geschmogen.
als sy gen mir vor zeitten was
die weilen das herjamitas*)
des folcks von issrahelly pflag
untrew gar ser darnieder lag.

*) Jonathans Heer

und vor und nach vil menig zeitt
han ich gewunnen sig und streitt
durch hilf und kraft der fürsten rain
der wappen in meinn fan erschain
des klag ich kaisser fastian.
sein wappen in meine trewen fan
on allen mackel noch erglest.
sunst klag ich mengen firsten fest.
nur scha hie als ir wappen klaid
und wickel auf ir panner praid.
Darmit braits mir den fanen dar.
den braittet ich mit freden gar.
da sach ich in dem baner wech*)
gemallet meinige wappen pech
mit underschaid gefurmet schon.
Ich sprach zart edels weibes kron
nent mir der firsten doch ain daill
die herren zart on trawen maill
der wappen ich jetzund hie scha.
da sprach zu mir die raine fra
das ist tibery ain kaisser gutt
sein herz woll mit der trewen flut
durchfochten hat on argen neitt.
Auh kaisser nerffa zu aller zeitt
und galba kaisser auch besam
Drejonias**) zart und faspian
und auch sefferius mit macht
altrius***) mit trewen facht
das alles remisch kaisser sind
noch hattens dar vil trewe kynd.
und auch der kaisser kuntstantin
wie wol der edle her pippin
so gar mit trewen ariwaitt†)
beschirmet alle cristenhaitt.
desselben gleichen karolus
und auch der kaisser ludwigkus
darzu king arnold nenn ich dir
und hainrichen mit hocher zir
king kunrat wol ain degen milt
fach under meinem trewen schilt.
noch vil ir hie zu nennen wer,
so wurd es sich verlengen ser,

*) schön — **) Trajan — ***) Valerius? — †) Arbeit

von fürsten graffen lobesan
die under meinem trewen fan
beschirmet hand die gmainen welt
die send jetz mit der frieden zelt
beschlagen in des himmels sal.
die trewen send mir überall
gestorben ab das klag ich got
darum so leid ich kumers nott
gen der untrew in allem land.
sie hat gewunnen über hand
das hail ist ir von mir geschechen
ich dar*) mich nymer lassen sechen
in aller welt und auf dem blan.
gesölle gut mein trewen fan
den wickel wider umb die stang
ich halt dich hie mit red so lang.
wenn mir mein fan dar nymer schweben
das will ich alles got ergeben.
Da tet ich bald was sy mich hiess
doch sprach ich fraw on all verdrieß
hand ir nit trost hin wider umb
das mannur gnad zu hilffi kum.
Sy sprach ich hoff von tag zu tag
bis ich schier nymer bleiben mag.
den trost han ich zu ainem hapt
dem über t'fürsten ist erlapt
und möch mir kumen wol zu hilf
nach dissem hapt ich allzeit gilf
das er mir seiner hilffy send.
das ich die untrew gar geschend
got her Friderich kum schier erman
die hochen kaisserlichen kran
das er mir wend den schweren loff
er ist das hapt zu dem ich hoff
der seinen hilf ich hart enpir
ich hoff er werd mir helffen schier
wenn mir mein kumer machet leitt.
gesöll nun ist es an der zeitt
das ich mich schaid von dir hindar
das untrew mein nit werd gewar
so will ich ziechen aus dem land
bis das got mit seinr trewen band
den kaisser Friderich behaft
das er mit gantzer trewen kraft

*) darf

all untrew aus dem lande reitt
denn wirt mein banner fer und wait
gar schen in allen landen schweben
gesöll ich will dich got ergeben
der mueß allzeit dein pfleger sein.
doch tou mir kund den namen dein
ob ich dich virbas nymer kenn.
frau, Ulrich höp ich mich hie nenn
sprach ich gar bald und tancket ir
bald dannen schied die fraw von mir
des selben gleichen tet ich ach
hin auß dem wald da was mir gach
gen heimet het ich grosse pflicht
darmit beschlüß ich mein getioht.

Deo gracias
datz an sant mariien tag jm 80 jar (1480 später ergänzt)
M. Schüttenhelm de Augusta.

II.

O hechster vogt der himel sall,
Sich her und schlaich der gnaden ball,
Der cristen diett auf jamers see,
Sant petters schiffly dem gschicht we,
Und schweben tutt in sorgen fast,
Vonn mengen man stoß über last,
Wind wider wind an jedem ortt,
Das es nit kan an frides portt,
Zu lenden und in jamer schweptt,
Kain mensch so alt so glertty leptt,
Des glessen hab croniek und fabel,
Alle geschrift mit irem tabel,
Das es dem glauben nie so hartt,
Gelegen sey als zu der fartt,
Ist cristen glaub an allen enden,
O hery gott dein hilf tu senden,
Dem deinen cristenlichen plutt,
Des yetzo schwept in jamers flutt,
Es waltzt as so es wöll versinken,
O her nun las uns nit ertrincken,
Wenn ich es auch geschriben find,
Das nit so kreftig wer der wind,

Der ungelebig haiden schar,
Das es sant petters schiffly gar,
Umbwerfen müg wol fast es schwept,
So hoff ich auch das er yetz leptt,
Der patteron das schiff enthalt,
Mit seinem kaisserlichen gwalt,
O Friderich du hocher fürst so frey,
Sich an das alle proficey,
Auf dich geexiemyret wiert,
Das vir bas ymmer mer wol ziert,
Das fridlich haus von esterreich,
Auf erd so ward nie sein geleich,
In allen firsten tom gehörtt,
Sigmund ain hertzog unversertt,
Von eyssenpurg schreib ich deinen namen,
Du hilf und setz zu deinem stamen,
Wann du des haus ain glidy pist,
Von österreich onn argen list,
Nun her ich deiner främkaitt jechen,
Dem kaisser hilf du macht wol spechen,
Das jm got gnad und hilf hat tan,
Als der fürst gar lobesan,
Zoch über mör nach rytterschaft,
Gott sant im seiner gnaden saft,
Dass er mit fürstiklicher err,
Zoch über mör und wider herr,
Mit aufgeworffem panner gut,
Sach man das cristelichen plutt,
Her wider in dem jubel faren,
Des wunder nam der haiden scharen,
Wenn sy des geleichen nie so mer,
Von cristenlichen fürsten her,
Gesachen hätten und auch retten,
Freylich disser wirt er setten,
Unsser land mit kristem glauben,
Und uns der herschaft gar beraaben,
Als got fugt das onne schand,
Der edel fürst kam haim zu land,
Und ritterschaft erhollett hett,
Darnach unlang ain samlung tett,
Die kurfürsten hochgeboren,
mit irer wal so ward erkoren,
zum heilgen reich künyklichen kron,
friderich der edel fürst so fron,
von got was jm lang beschert,
der edel fürst sich sery wertt,

wolt sich der kron nit understan,
man pot jm das pey ach und ban, *)
bey cristelicher korsamkait,
er nam sy auf mit hertzen lait,
als er sich nit erwören kund,
was rött und spricht der göttlich mund,
fir war das mag erwenden nyemen,
friderich ich mag dein frümkait rymen,
nit hast gestelt noch prochen dich,
nach der kron des hailgen rich,
du wardest krenet **) über dank,
die kur und ordnung dich bezwanck,
also schwurstu dem hailgen reich,
aim yedem glid ain haupt geleich,
des hailigen reiches ain merer,
aim yedem gmain on all gefer,
(also schwurstu dem hailgen reich,
aim yeden glid ain haupt geleich,) ***)
also schwuren sy dir wider,
des hailligen raichs gelider,
du gabest freyhait und pstältest recht
und rofermierttest †) alle gschlecht,
yettlichem stat stattuttenn sein,
ward kunsypiert und gschriben ein,
wer das hab ghalten oder nicht,
das las ich stan in seiner pflicht,
und gan auf meiny story ††) zwar,
also riengyrttest †††) ettlich jar,
jn künyklicher wirdy schon,
bis kam die zeit das du die kron,
zu rom auch woltest hollen schier,
dein gmachel hiessest pringen dier,
gen rom her von porttygall,
die kungin her mit schenem wall,
hett sy ir selb geproffeziertt,
vor mengem jar es ward prowiertt,
In irem alter fyerthalb jar,
weissagt das edel frely klar,
ain remischer kaisser hochgeboren,
ist mir zu gmachel ausserkoren,
gar schier darnach ward es erfilt,
mit sper helm harnasch und schilt,

*) bei acht und bann — **) gekrönet — ***) doppelt im Original — †) (sic!) — ††) meine historie — †††) regiertest

fridrich fodert auß dem reich,
fürsten grauffen stett geleich,
zu schicken iren zusatz dar,
Als sich gesamelt het die schar
da ruckt der edel fürst von land,
mit lob und er on alle schand,
sach man den schwartzen adler schweben,
und die rytterschaft darunder streben,
wol hin gen rom mit hern fart,
zoch friderich der kunig zart,
err*) tet im deutsch und welsche land,
lob und er er dar zu fand,
von fürsten stetten und kumon,
er zoch mit lob frid durch rumon**)
und er sich rom der stat zu nächt***)
vir pugt†) und gerist††) warant die geschlecht,
paupst niclaus und die kardinäll,
all bischoff eppt pröbst giengen äll,
mit hailltum jn der proces sungen,†††)
zu rom auch alle glogen klungen,
die proces gen dem künig gieng,
der paubst und alle schar enpfeng,
den edlen gast loblichen hoch,
mit gelaitter hin gen hoffe zoch,
mit dem kunigk lassla*†) hochgeboren,
und hertzog alprecht aus erkoren,
der des kinges pruder was,
sunst fürsten vil on argen has,
die send zu eren zogen mit,
durch der gewonhait weis und sitt,
ward päbstlich ordnung zugericht,
proces und ampt mit lobes pflicht,
baubst niclaus lob lich und schon,
friderich satzt dir auf die kron,
herlich auf die dich wol ziert,
kain kaisser hat sy nie beriert,
wenn dich und dem sy ward gesent,
von himel kaisser karel gnent,
dem sant got helm kron sper und schwert,
also ward er von got geertt,
daran gedenck du kaisser weiß,
von got trestu**†) der eren breiß,

*) Ehre that ihm an — **) Rumanien — ***) nahte? — †) verbeugt — ††) gerüstet — †††) in Prozession sangen — *†) Ladislaus † 1457 — **†) trägst du

für alle remisch kaisser werd,
die gwessen send auf disser erd,
ich find geschriben kain lecent, *)
das kainem kaisser sey bekennt,
so grosse err auf erd beschechen,
als mir muß helffen mengklich jechen,
ist aber das nit grosse err,
das jm die haillig kron so her,
ward aufgesetzt die gott von himel,
herabe sant der erren gymmell, **)
hort man dir zu lob erklingen,
gloria in der kirchen singen,
und auch tecum ***) laudamus,
honor tybi fridicus, †)
rumorum jmperottor,
des hailligen reichs exsimenottor, ††)
zu kaisser weicht, man dich damit,
nach sölher ordnung weiß und sitt,
klett †††) man dein gemachel zu dir,
hinder dem alter mit lobes zir,
genzlich nichts vergessen wardt,
was ainem kaisser zu gehardt,
das ward dreyfach wol erfilt,
damit der edel fürste milt,
urlob vom paubst und remeren *†) nam,
paubst niclaus gar lobesam,
gab dir gelait und auch den segen,
jn eren so sol got eür pflegen,
dein und auch leonauren **†) rain,
und alles folck pfleg got allain,
gesegnet sey der mit dir lept,
verfluechett sey der von dir strept,
das send des hailgen fatters wortt,
darmit so schiedent sich sy dortt,
vil lob und grosser eren preiß,
beschach dem rainen kaisser weiß,
von allen fürsten one schand,
bis er kam wider haim zu land,
wenn ich gedenck die grossen err,
die kainem kaisser nie bisherr,
beschechen ist denn dem allain,
und ich betracht den namen rain,

---

*) legend? — **) cymbel? — ***) te deum — †) (sic!) — ††) examinator? — †††) geleitet — *†) Römern — **†) Leonore

das friderich die gantzen welt,
soll pringen under sein gezelt,
so hoff ich das er sey der recht,
doch het gott wunderlich gefecht,
gar wol über dich verhengkt,
merk als dich grauf von cili zwengkt,
jn deiner neuyen stat vil eben,
küngk lassla mustest du jm geben,
nun kam es seider wol darzu,
das dir mit frid und gutter ru,
ward ein des selben grauffen land,
zu aigen under deiner hand,
darmit dich gott bestettet hat,
als David der fru vndy*) spat,**)
floh künig saul den schwecher sein,
doch damit ward das küngkreich ein,
friderich merck die fügaur,***)
es ward auch der zwancknuss schur,
auf dich gelegt jm schlos zu wien,
als dich hertzog alprecht so ken,
mit gantzen kreften hett belett,
du wardest zwungen und genett,†)
und hunger spott littest jm schlos,
das bistu yetz (an) eren gros,
merk wie küng alxander geschach,
kain mechtiger das himel dach,
auf disser erd nie hat bedeckt,
in seiner macht ward er erschreckt,
als ja die edel fraw so fein,
fraw kandaciß die künigein,
allain hett gefangen und verborgen,
da lag der held in schweren sorgen,
das ward jm schier zu fred bekertt,††)
sy liß jn aus gar unversertt,
jr begerd dett†††) sy erfyllen,
er pflag mit jr nach seinem willen,
land und leitt und groß bresentt,
gab sy jm under seine hendt,
des exsempel ich auch wol glich,
dem hochen kaisser friderich,
welher fürst jm laid hat erzaigt,
die hand sy seider all genaigt,

---

*) Uriae? — **) erspähte — ***) figur, gleichnis — †) genöthigt? — ††) bald zur freude umgewandelt — †††) that

und hat jm dreyfach er getan,
gott lat das wunder alles gan,
das man betracht den tyttellum,*)
das alle er vom himel kum,
noch mer ich mich bedenken muß,
betracht wie hocher eren gruß,
darzu vil lobs und eren gom,
man dir da tet da du jn rom,
zu nächst einrittest bey der nacht,
wie es sich alles hab gemacht,
las ich in seiner wird**) bestan,
kain zung die er aus sprechen kan,
die dir beschach bis du her wider,
kamest in österreich hin nider,
nun merk du edler fürst gemaitt,
was grosser under tennykaitt,
ist dir zu regenspurg beschechen,
jch main auf erd sey nie gesechen,
worden so ain kostlich hör,
mit zier und adelicher wör,
was yeder fürst insunder haitt,
auf saller kosperlichst***) beraitt,
was außgeputzt das es erschain,
von gold silber edelgestain,
friderich der eren man†) ich dich,
denck wie gerne und williclich,
man dir zu erren sey zu grytten,
gantz nymant hat dich nie vermitten,
fürsten und stett und all kumon,
die send dir wilklich underton,
dar umb faß aines leo††) mutt,
richt auf sant petters schiffly gutt,
als ich jm anfang hann gemelt,
und tu dem türgken widergelt,
nun hat er den türglischen wind,
gelaitt auf kristenlich gesind,
und geitt dem schiffly mengen stoß,
mit mengen wellen schwer und groß,
das vil der ruder sind geprochen,
er hat jm seinen gwalt getrochen,
kriechen und kundstanttynoppel.
und nögerepund mit jamers toppel,

---

*) titulum — **) Würde, Werth — ***) aufs allerkostbarste — †) mahne — ††) Löwen

noch schreitt vil kristelliche schar,
fast main und mord gar offenbar,
über den haidnischen hund,
friderich ich man dich an der stund,
richt auf den sedel in dem schiff,
und tu dem türgen undergryff,
den sedel festiclichen pind,
und fas dar ein den osterwind,
So gewint das schiffly ganck,
und werdent alle winde kranck,
dye sich darwider umby streben,
got selber will dir signus geben,
als boemundus pruderschaft,
grauf haugen*) mit besunder kraft,
und hertzog gottfrid da so rain,
dem auch hailig gnad erschain
das er das gelopt und hailig land
pracht gewaltig under sein hand
küng war er zu jerussellem
friderich das peyspill vir dich nem
und schlach mit kreften frölich dran
gaistlich und weltlich yederman
foder zu dir in gottes krieg
das man den stoltzen türgken pieg
und menig kristen hertz er les
vom pand des schneden türgken bes
ach kaisser werd**) got wil dir helffen
das du den armen cristen welffen
wider umb pringest zu recht
des hat dir got den seinen knecht
zu schawen menigfalt gesandt
matycina ist er genant
der edel kumett***) allso rain
schon ob jerusselem erschain
den hand die meister profyziert
ain neuyer cristen küng der wiert
jm edlen land zu allenzaffen,
wach werder kaisser tu nit schlaffen,
wem wolt das küngkreich sein genos,
denn deinem sun mit eren gros,
maxymian dem jungen helt,
nach dem so hat man auß gezelt,
sechs tausset und sechs hundert jar,
und sechs und sechtzge und sechse zwar,

---

*) Hugo — **) werth — ***) Komet

so vil wunden war got geschlagen,
noch mer als mir die gschrift tutt sagen,
und als vil der engel fürsten,
verstieß got durch der hoffartt tirsten,*)
und seid es, auch in disser zall,**)
der edle hoche gotthait gwall,
für menschen***) tiett auf disser erd,
so hoff ich das der kaisser werd,
beraub den türgen und sein schar,
und türgkenschaft irs gwaltes gar,
als got den gwalt dem teüffel nam,
also der cristenliche sam,
müess grone†) vir alle diß welt,
recht als der waiß††) auß direm felt,
da vir das unkraut schüessen tutt,
her got dem cristenlichen blutt,
und cristen schar tu hilf erzaigen,
und das der stoltze türgk so faigen,
jn seiner hoffart werd vertruckt,
und cristus lob werd auf gezuckt,
Spricht Ulrich Höpp das sech ich geren,
O schepffer mein tu unnß geweren,
die deinen cristenlichen kind,
truck nider alle wider wind,

m. schutt schüttn̄helm gedenck das end.
1489 Jar.

*) Dürsten, um ihrer Hoffart willen — **) zahlte — ***) Volk — †) grünen — ††) Waizen

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. 11. Jahrgang. Nro. 5—8. Nürnberg. 1864.

Sammlung von Hausmarken auf Siegeln an Archivurkunden des Germanischen Museums. Mit einer lithographirten Tafel. Fortsetzung von Nro. 5, 6 und 7 des Jahrgangs 1863.

Bemerkungen über den Römer- oder Pfahlgraben bei Unkel. Von Anselm Freiherrn von Hoiningen gen. Huene zu Unkel.

Numismatischer Beitrag zur Geschichte des Doppeladlers. Von Dr. Erbstein. In Anschluss an die Abhandlung in Nr. 1—3 des Anzeigers d. J. wird, wie dort vom heraldischen, so hier vom numismatischen Standpunkte aus das Thema behandelt.

Alte Inschriften aus dem Fürstenthum Schwarzburg Rudolstadt. Vom Bibliothekargehülfen Oskar König in Rudolstadt. In der Landeskunde des Fürstenthums Swarzburg-Rudolstadt von Sigismund sind mehrere Inschriften übersehen oder nur verkürzt mitgetheilt, diese werden hier ergänzt oder zuerst abgedruckt.

Das Salzburger Concil von 1418 gegen die unsittlichen Frauenkleider. Von A. Birlinger in München. Ueberschrift: „Von den unzymlichen gewandt etlicher frawen" — beinahe eine halbe Seite.

Melchior Klesel. Von J. M. Wagner. Nachweis und Titel der berühmten Neustädter Predigt des Kardinals Klesel.

Die Zusammenkunft Kaiser Friedrichs III. mit Herzog Karl dem Kühnen von Burgund zu Trier im Jahre 1473. Von Jos. Baader in Nürnberg. Nach einer gleichzeitigen Schilderung, die im Kön. Archiv zu Nürnberg aufbewahrt wird, schildert Baader die genannte Zusammenkunft.

Glockeninschriften. Von Pupikofer in Frauenfeld. Beispiele einiger verkehrt geschriebener Inschriften.

Aussteuer von Kleidern und Schmuck für Gräfinnen bei ihrer Verheirathung in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Von Dr. Barack in Donaueschingen. Specielle Angabe der zur Ausstattung bestimmten Gegenstände.

Zur österreichischen Münzgeschichte. Von Dr. Sailer in Wien. Mittheilung einiger Urkunden.

Der thüringische Landgraf Balthasar. Von Herschel in Dresden. Aus einer lat. geschriebenen Chronik wird ein Stück Lebensgeschichte Balthasars mitgetheilt.

Nachtfahrerin. Von Dr. Birlinger. Aus der Aulendorfer Incunabel-Legende theilt Birlinger eine Stelle mit „von den guoten fräwlin die do des nachtes fahren, den bereyt man zuo essen." —

Sigmund von Eglofstein, Ritter, Schultheiss. Von Dr. Lochner. Biographie dieses am 19. October 1429 verstorbenen Mannes.

Peter Paul Rubens als Bildschnitzer. Abbildung eines von Rubens oder dessen Schule angefertigten Alabasterreliefs mitgetheilt in einem kleinen, prächtig ausgestatteten, aber nicht im Buchhandel erschienenen Werke von Henry F. Holt.

Rückerinnerungen über Beginn und Entwicklung deutschen Wesens in Galizien bis Ende des 15. Jahrhunderts. Von Rudolph Temple in Pest. Interessante Mittheilung über deutsche Ansiedlungen in Galizien und Polen.

Waffenstillstand zwischen den Bairischen Herzögen Ludwig und Heinrich 1276, 2. Februar. Mitgetheilt von Dr. Cornelius Will, Archivconservator des Germanischen Museums.

Verzeichniss von Wüstungen im Schwarzburgischen und in einigen ehemals Schwarzburgischen Landestheilen. Von A. König in Rudolstadt.

Johann Fischarts Prosa-Uebersetzungen. Von Emil Weller in Augsburg. Verzeichniss von 7 historisch-politischen Pamphleten J. Fischarts. Die Beilagen zu diesen vier Nummern bringen Chronik des Museums, Chronik der historischen Vereine, Anzeige und Besprechung neu erschienener Werke, Nachrichten, Jahresbericht des germanischen Museums u. dergl.

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. 11. Jahrgang. Nr. 9—12. Nürnberg 1864.

Rednitz und Regnitz. Vom Consistorialrath Dr. Ebrard in Erlangen. Ausführlicher und gründlicher Nachweis, dass der Name Rednitz der ursprüngliche, allein echte ist. „Der Name Rednitz hat das Vorrecht elfhundertjährigen Bestehens und erwiesener deutscher Etymologie. Und so gilt auch hier das Wort des heil. Columbanus: Antiquus error, sed semper antiquior est veritas, quae illum reprehendit.“

Noch einmal die Messingbauten. Von von E. Zum Anzeiger für Kunde der Deutschen Vorzeit 1861, p. 319. —

Vorschriften eines mittelalterlichen Kalenders über Gesundheitspflege. Nicht unbekannte, aber doch durch mehrere eigenthümliche Notizen bemerkenswerthe Mittheilungen aus dem Jahre 1428.

Glockeninschriften. Von Hertwig Peetz. Nachtrag zu Nr. 6, p. 214 des Anzeigers.

Die Lage der Wiltzmühle und die Grenzen des Wildbanns Dreieich nach Osten und Süden. Von Prof. Dr. Kittel in Aschaffenburg. Die Wiltzmühle, Mühle am Wildesbach, wird in Weisthümern als Grenzpunkt angegeben, daher die genaue Bestimmung derselben von Wichtigkeit.

Zur Pilatussage. Vom Archivar Herschel in Dresden. Nach Voraufschickung einiger Bemerkungen über Namen und Oertlichkeit wird die Pilatuslegende aus einer Papierhandschrift der Dresdener Bibliothek, wahrscheinlich der Mitte des 15. Jahrhunderts angehörend, mitgetheilt.

Zur Geschichte des Kampfes um Belgrad im Juli 1456. Von Dr. von Kern in Nürnberg. Mittheilung eines Briefes des Raths zu Nürnberg „von dem streit und stürmen der Türgken zu kriechischen Weissenburg.“

Die Inschrift der Glocke zu Zadel. Advocat Gautsch in Dresden bespricht die schon im August 1861 p. 159 erwähnte Inschrift.

Einige Bemerkungen zu dem Artikel: „Denkmäler in Langensalza.“ Berichtigung eines Namens. Vergl. Anzeiger, 1864. p. 129.

Drei bisher ungedruckte Urkunden Kaiser Ludwigs des Baiern. Mitgetheilt von Ernst, Archivkanzlisten zu Idstein.

Die Bronzefunde in den Chudenitzer Hügelgräbern. Von Födisch, gräfl. Czerninschem Bibliothekar zu Petersburg in Böhmen. Bericht über Ausgrabungen und die dabei gemachten Funde.

Augustana. Von E. Weller. Mittheilungen über Augsburgs Bevölkerung im 16. Jahrhundert und über statistische Berichte aus jener Zeit; über Bildnisse von Geistlichen und andern Personen, über Meistersänger und einige speciell Augsburg betreffende Gedichte.

Ueber zwei ältere geistliche Lieder und ihre Fortpflanzung im Volksmunde. Von Dr. Crecelius in Elberfeld. Ein Marienlied und ein Christuslied nebst ihren Veränderungen durch den Volksmund werden mitgetheilt.

Eine Gesandtschaftsreise von Wien nach Constantinopel im Jahre 1571. Handschriftlich in der königl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden.

Die Fürbitte beim Rath zu Nürnberg. Von Dr. Lochner. Mittheilung eines „erbaulichen und lehrreichen“ Rechtsfalls. —

Zur ältern Räthselliteratur. Aus einem Münchener Codex von Dr. Birlinger mitgetheilt.

Chronik des Museums, Nachrichten, Anzeigen, und alphabetisches Register zum 11. Bande des Anzeigers für Kunde der deutschen Vorzeit. —

Berlin. Dr. Sachse.

Germania. Vierteljahrsschrift für die Alterthumskunde. Herausgegeben von Franz Pfeiffer. 9. Jahrgang, 2. Heft. Wien. 1864.

Ueber das deutsche, insbesondere Gothische Adjectivum. Von Leo Meyer. Polemisirend gegen Holtzmanns Aufsatz Germania VIII. p. 257 — 268 verweist er mehrmals auf seine kleine Schrift über die Flexion der deutschen Adjectiva, die er in einzelnen Punkten vertheidigt.

Urkundliche Nachweise zur Geschichte der deutschen Poesie. Von K. Bartsch. Zusammenstellung von urkundlichen Nachrichten über 16 Dichter oder bei Dichtern vorkommende Männer von Wichtigkeit.

Zum Nibelungenlied. Ein Zeugniss. Von Constantin Höfler. Mittheilung von Briefen aus dem 14. Jahrhundert, in deren einem Margaretha Maultasche mit Krimhilde, der Mörderin der Burgunder verglichen wird.

Bruchstück aus dem Tristan des Eilhard von Oberge, mitgetheilt von K. A. Barack. Aus dem 12. Jahrhundert stammendes, der fürstlichen Hofbibliothek in Donaueschingen angehörendes Bruchstück von 108 Versen.

Germanistisches aus Shakspeare. Von Franz Ilwof in Gräz. Auf den Ausdruck „die Ruthe küssen“ wird mit Hinweis auf Rochholz Aufsatz in der Germania I. p 139 — 155 aufmerksam gemacht.

Die Kanzleisprache Kaiser Ludwigs des Baiern. Von Franz Pfeiffer. Nach Abfertigung des Literarischen Centralblatts von Zarnke gibt Pfeiffer eine eingehende Untersuchung über den Schwäbischen und Baierischen Dialect im Mittelalter und die Kanzlei des Kaisers Ludwig.

Ueber Johannes Rothe. Von Fedor Bech. Besprechung eines Gedichts von ungefähr 2064 Versen und einer ziemlich bedeutenden Anzahl von Wörtern im Interesse des Wörterbuchs und der Grammatik.

Das lange A. Von Adolf Holtzmann. „Das Ergebniss unserer Untersuchung ist, dass goth. ê, ahd. â in der Regel nicht das alte â, sondern wie lat. ê, sanscr. e durch Zusammenziehung entstanden ist und ausser a (e, o) wenigstens noch einen Consonanten, zuweilen noch eine ganze Silbe in sich schliesst.“ —

Kalender und Kochbüchlein aus Tegernsee. Von Anton Birlinger. Aus einer Münchener Handschrift des 15. oder 16. Jahrhunderts werden für Sprache und Culturgeschichte nicht unwichtige Mittheilungen eines Notizkalenders von 1534 und eines Kochbuchs gegeben.

Kleine Mittheilungen. Von Fr. Latendorf. I. Zu Reinecke Vos. II. Zu den deutschen Appellativnamen. III. Zum Theophilus. IV. Ein vermeinter Anachronismus im Sündenfall des Arnoldus Immessen.

Zu Genesis und Exodus. Von K. Bartsch. Nachträgliche Bemerkungen und Erwiderungen. Vergl. Germania VIII., 482 fgg.

Zur Tellsage I. Ist der Versuch einer mythologischen Erklärung der Tellsage unstatthaft? Von Alois Lütolf. Anknüpfend an das Buch von H. von Liebenau über die Tellsage und dasselbe in den Hauptpunkten näher besprechend kommt er zu dem Schlussresultate: „So fest, als je, halten wir an der Ueberzeugung fest, die Tellsage sei von den Historikern an die Mythologie abzutreten.“ II. Die Tellsage bei den Persern. Von Pfannenschmid. Der Apfelschuss wird von einem neupersischen Dichter in einem Gedicht aus dem Jahre 1175 nach Christi Geburt erzählt und ist mythischen Gehalts.

Anthonius von Phor. Fedor Bech sucht nachzuweisen, dass dies der Verfasser des „Buchs der Beispiele der alten Weisen“ sei.

Nasahelm. Von C. Hofmann. Erklärung desselben durch genaueres Einsehen der Handschrift.

Literatur.

Das deutsche Kriegswesen der Urzeiten, von von Peucker, recensirt von A. Holtzmann. —

Islenzkar thjödhsögur og thaefintyri. Safnadh hefir Joh. Arnason, recensirt von Konrad Maurer.

Der Nibelunge Noth. Studien und ausgewählte Stücke von K. Mossler und Nic. Mosser, recensirt von J. Lambel.

Miscellen. Ueber Karl Frommanns Bibelarbeit von Reinh. Bechstein.

Uebersicht der Vorlesungen über die deutsche Sprache und Literatur, welche an den Universitäten Deutschlands und der Schweiz im Jahre 1863 bis 1864 gehalten worden sind. Von Franz Pfeiffer.

Germania. Vierteljahrsschrift für die Alterthumskunde. Herausgegeben von Franz Pfeiffer. 9. Jahrgang, 3. Heft. Wien. 1864.

Niederdeutsche Erzählungen aus dem 15. Jahrhundert. Von Franz Pfeiffer. Nach einleitenden Bemerkungen über Verfasser (Hermann Korner) und Handschriften, lateinische und deutsche, und besonders über die sprachliche Wichtigkeit dieser niederdeutschen Bearbeitung werden 12 Erzählungen als Probe mitgetheilt. Zugleich verspricht Pfeiffer, falls die von der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften ausgeschriebene Preisfrage nicht gehörig gelöst werde, ein Glossar über das ganze Werk und vielleicht auch einzelne Abschnitte zu veröffentlichen.

Zum Hildebrandsliede. Von A. Holtzmann. — Holtzmann sucht darüber in's Reine zu kommen und zu beweisen, so dass es ohne Widerrede angenommen werden muss, dass in dem Gedichte zwei Dialekte gemischt

sind, von denen der eine der Vorlage, der andre dem Abschreiber angehört. Er behauptet dann ferner, dass der Schreiber ein Niederdeutscher, die Vorlage hochdeutsch war. Diese letztere, behauptet er weiter, war keine Urschrift, sondern, wie aus dem Schwanken der Vocale hervorgehe, eine Abschrift. Nichts desto weniger bekennt er, dass die Mittel nicht ausreichen zur Auslegung dieses dunkelsten aller unserer Denkmäler. Hier und da mischt er, wie immer, geharnischte Polemik gegen Müllenhoff ein.

Harz von Reinh. Bechstein. Kurze Besprechung des Wortes mit Bezugnahme auf Förstemanns Namenbuch unter Hard.

Bemerkungen zum Hildebrandsliede. Von Max Rieger. Besonnene und zugleich ausführliche Besprechung unter besonderer Berücksichtigung Greins und der letzten Recension des Gedichts in Müllenhoffs und Scherers Denkmälern, der am Schlusse das Gedicht selbst nach Riegers Construction beigefügt wird.

Zur Sage von Karl und Elegart. Von Fedor Bech. Eine nach Inhalt und Sprache von den bisher veröffentlichten Darstellungen der Sage (in Horae belgicae IV. und Karl Meinet) durchweg abweichende findet sich in einem dem Kapitelsarchive zu Zeitz gehörigen Papiercodex aus dem 15. Jahrhundert. Das Ganze wird näher besprochen und ein Theil des Textes mitgetheilt.

Literatur. Altnordisches Lesebuch von Dietrich, 2. Aufl. rec. von Möbius. — Das hohe Lied, übersetzt von Willeram, erklärt von Kiliadis und Herrat, herausgegeben von Josef Haupt in Wien rec. von Fedor Bech. — Bruder Felix Fabers gereimtes Pilgerbüchlein von Dr. Ant. Birlinger rec. von Reinh. Bechstein. — Codex diplomaticus Saxoniae regiae. Im Auftrage der Köngl. Sächs. Regierung herausgegeben von Gersdorf ($8^2/_3$ Rthlr.) rec. von Reinh. Bechstein.

Miscellen. 1) Käufliche Manuscripte von Karl Bartsch. 2) Eberhard von Groote. Mittheilung von Handschriften. Von Karl Bartsch. 3) Die deutsche Philologie und ihre Vertretung in Schulprogrammen. Von Friedr. Latendorf. 4) Der Schreiber des Heldenbuchs in der Ambraser Sammlung. Aus dem Archiv für Geschichte Tirols, I. 100 — 106.

Germania. Vierteljahrsschrift für deutsche Alterthumskunde. Herausgegeben von Franz Pfeiffer. 9. Jahrgang. 4. Heft. Wien. 1864.

Farbenvergleiche im Mittelalter. Von J. V. Zingerle. Als nähere Ausführung der Worte Grimms: „Besonders sind Gleichnisse roth wie Blut, weiss wie Schnee und Milch, schwarz wie Rabe als unveraltete, die immer recht frisch bleiben und mit keinem neueren, besseren vertauscht werden mögen, in alle Poesie eingegangen,“ bringt Zingerle alle dahin einschlagenden Stellen aus mittelalterlichen deutschen Schriften mit grosser Belesenheit zusammen. Weiss wie Schnee, wie ein Schwan, eine Feder, Hermelin, seltner wie Kreide, Zinn, Marmor, Milch, Lilie, Schlossen, Leinwand (saben), Silber; gelb wie Wachs, wie eine Ringelblume, Safran, Glut, Topas, wie ein Todter; grün wie Gras, Klee, Fenchel, Lauch, Brunnenkresse, Smaragd und Achmardi (kostbare Seide); blau wie Lasur, Saphir, eine Traube, wie Wolke oder Himmel, wie Veilchen; violett wie eine Gloje (Aglei), roth wie eine Rose, wie Blut, Glut, Feuer, Rubin, Lösch (Saffian); schwarz wie Kohle, Brand, Pech oder Harz, Russ, Rabe, Mohr, Brombeere, Timit (Seidenstoff, gewöhnlich grün) Genit (vielleicht s. v. a. Rappe).

Roter munt. Von J. V. Zingerle wird nachgewiesen, dass an mehreren Stellen mittelalterlicher Dichter der Ausdruck „rother Mund“ für „zarte, rosige Mädchen“ gebraucht werde.

Zum Gebrauch des Comparativs im Mittelhochdeutschen. Von Zingerle. Ueber Verbindungen wie „du bist besser, als gut;“ „mehr als viel,“ „schlimmer als weh“ udgl.

Flovent Bruchstücke eines mittelniederländischen epischen Gedichts. Von Karl Bartsch. Abdruck nebst Vergleichung mit dem Altfranzösischen Original.

Alliterierende Verse und Reime in den friesischen Rechtsquellen. Von Moritz Heyne.

Kleine Mittheilungen. Von Friedr. Latendorf. 1) Zu den deutschen Appellativnamen. 2) Zu Reinecke Voss.

Zur Farbensymbolik. Mittheilung von 18 Versen aus einer Handschrift der Gräzer Universitätsbibliothek aus dem 15. Jahrhundert, zum Belage des von Zingerle im 8. Bande S. 497—506 Beigebrachten. Von Franz Stark.

Beide. Von Fr. Möller. Ueber den Gebrauch von beide bei mehr als zwei Gliedern.

Ein Bild der Ewigkeit. Von Adolf Mussafia. Nach einer italienischen Volkslegende des Cavaliere Senso.

Das Märchen von Schneewittchen und Shakspeare's Cymbeline. Vergleichung beider von K. Schenkl.

Urkundliches zu mittelhochdeutschen Liederdichtern. Von A. Lütolf. 1) Ueber Otto von Turne; 2) über Bruder Eberhard von Sax.

Schildmaler und Malerwappen von A. Schulz (San-Marte). Besprechung des Worts Schiltaere Maler und einzelner Malerwappen älterer und neuerer Zeit.

Die Sage vom heiligen Georg. Von Th. Vernaleken. Dem Orient entlehnt, später in der christlichen Legende mit vielen Zusätzen vermischt und entstellt, ursprünglich ein heidnischer Gott.

Recensionen. Fr. Müller. Deutsche Sprachdenkmäler aus Siebenbürgen, rec. von Schröer.

W. Crecelius: Index bonorum et redituum monasteriorum cet. recensirt von Franz Stark.

C. W. M. Grein: Bibliothek der angelsächsischen Poesie rec. von Fr. Pfeiffer. —

Miscellen. I. Bericht über die Sitzungen der Germanischen Section der Philologenversammlung 1864. II. Berichtigungen. — Register zum 7—9 Jahrgange der Germania, angefertigt von Jos. Strobl.

Bruder Felix Fabers gereimtes Pilgerbüchlein von Dr. Anton Birlinger. München. 1864.

Herr Dr. Birlinger, dessen Fleisse wir schon so manchen schätzenswerthen Beitrag älterer und neuerer Anecdota, besonders aber mehrere Arbeiten aus dem Gebiete des süddeutschen Sprach-Idioms verdanken, hat diese versificirte Pilgerfahrt nach Jerusalem nach einer Handschrift der königlichen Hof- und Staatsbibliothek in München abdrucken lassen. Er hat, wie wir aus dem kurzen Nachwort ersehen, den Text, der alemannisch ist, unbeschadet der mundartlichen Formen und Lautlehre einiger Massen gleichförmig zu machen gesucht. Er hat ferner zur Erleichterung des Verständnisses moderne Interpunction eingeführt und am Schlusse einige Bemerkungen über den Dialekt und einige kurze geographische Bemerkungen

beigefügt. Die Handschrift ist, wie es am Schlusse heisst, im Jahre 1482 durch Johannes Dillinger geschrieben.

Der Verfasser wird in der letzten der 1064 Zeilen durch „trei F. F. F. gend in z'arkennen“ angedeutet. Die Zweifel, die sich gegen die Verfasserschaft, so wie gegen das Jahr 1482 geltend machen lassen, hat nämlich Bechstein in Pfeiffers Germania 9. Jahrgang 3. Heft gründlich vorgehalten; er hat auf Druckfehler und andere vom Standpunkte der Philologie nicht unwichtige Mängel der Ausgabe hingewiesen. Dennoch sind wir dem Herausgeber Dank schuldig, weil das Gedicht — nun Gedicht eigentlich nicht, sondern die gar schlecht gereimte Erzählung — von Seiten der mittelalterlichen Geographie und Culturgeschichte nicht unwichtig ist. Ebenso auch, und das war für den Herausgeber wohl die Hauptsache, für den alemannischen Dialekt sowohl von Seiten der Aussprache als des Wortschatzes. Vielleicht ist der Herausgeber in der glücklichen Lage, eine neue Ausgabe mit ausreichenden sachlichen und sprachlichen Anmerkungen zu veranstalten, wozu ihn jedenfalls seine Kenntniss des süddeutschen Dialekts vorzugsweise befähigen.

Berlin. Dr. Sachse.

Leben und Charakter des Wandsbecker Boten Matthias Claudius von Dr. J. H. Deinhardt, Director des Gymnasiums zu Bromberg. Gotha, Perthes. 1864.

Der Verfasser vorliegenden Aufsatzes hat in den letzten Jahren uns mit einer Reihe werthvoller Abhandlungen in den Gymnasialprogrammen beschenkt, welche aus Vorträgen vor einem grössern Publicum hervorgegangen waren. Denselben Ursprung hat die kleine Schrift über M. Claudius, die trotz ihres geringen Umfanges dem Besten, was über den Schriftsteller erschienen, zuzuzählen ist, auch neben der verdienstlichen Arbeit von Herbst eine Stelle verdient. Sie ist eben besonders geeignet, das noch immer zu schwache Interesse für M. Claudius in weitern Kreisen zu fördern, denn sie ist aus dem liebevollsten Sichversenken in seine Persönlichkeit und den Geist seiner Werke hervorgegangen und zeichnet klar und übersichtlich die Eigenthümlichkeit derselben.

Gleich im Anfange hebt der Verfasser mit Recht hervor, dass, obschon Claudius als Dichter, Humorist, Satiriker, Kritiker, Sprachkenner, Uebersetzer, Popularphilosoph nirgends den ersten Rang einnehme, doch in allen diesen Beziehungen bedeutend gewirkt habe, von den besten Zeitgenossen gefeiert sei und in der Liebe des deutschen Volkes fortzuleben verdiene, weil allen diesen Offenbarungen seines Geistes ein so schöner Kern zu Grunde liege, nämlich die sittlich religiöse Idee, weil er dichte, nicht um zu dichten, sondern um die Fülle seines edlen Herzens zur Belehrung und Erhebung in edler Form auszusprechen, weil er soviel studirt habe, um überall dem Guten und Wahren nachzuspähen, weil er übersetzt habe, nur um die sittlichen und religiösen Anschauungen seiner Zeitgenossen zu läutern, weil er Satiriker sei, nicht um zu verletzen, sondern um zu erziehen. Kurzum sein ethischer Charakter zeichnet seine Werke aus, und dieser Geist spiegelte sich auch in seinem Leben ab. Daher zog er die verschiedensten Menschen magnetisch an sich, daher bietet sein Familienleben bis an seinen Tod ein so schönes Bild, daher bewahrte er sich auch die kindliche Heiterkeit der Seele.

Nach einem Ueberblick über das Leben charakterisirt der Verfasser zunächst den Humor des Wandsbecker Boten und veranschaulicht ihn an einzelnen Gedichten. Daran schliesst sich eine Würdigung seiner Satire,

die gegen die Eitelkeit, Ignoranz, die Geniesucht, falsche Sentimentalität gerichtet ist. Darauf würdigt treffend der Verfasser des Claudius Lyrik; auf diese Parthie möge besonders aufmerksam gemacht werden, weil Mancher das ungemein tiefe Gefühl des Dichters über der ungeschminkten Form übersieht. Endlich wird das ganze Religions- und Moralsystem des Schriftstellers gezeichnet, welches in seiner Erhabenheit mit der grössten Achtung vor Claudius erfüllen muss. Auch hier hat der Verfasser die schönsten Stellen aus dessen Werken zur Erläuterung zugefügt. Er schliesst mit dem herrlichen Preisgesange Stolbergs auf den geschiedenen Freund. Möge die kleine Schrift der neu erscheinenden Ausgabe des Wandsbecker Boten recht viele Leser zuführen!

Hölscher.

Meta. Episches Gedicht in zwölf Gesängen von Moritz Bournot. Berlin. Gsellius'sche Buchhandlung. 1865.

Der Gebrauch der antiken Metra wird jetzt so selten, dass ein grösseres Gedicht in Hexametern, wenn es eben erst erschienen ist, schon deshalb in einem kritischen Blatte mindestens verzeichnet zu werden verdient. Diejenigen grösseren Gedichte in Hexametern aber, welche jetzt noch erscheinen, dürften wohl mehr dem Gebiete der deutschen Idylle angehören, die zunächst durch Johann Heinrich Voss ganz nach dem Muster des homerischen Heldengedichtes geschaffen ist.

Wirklich ist denn auch die Luise von Voss nicht allein in Bezug auf die Form, sondern auch in Bezug auf den Inhalt das Muster der „Meta" gewesen. Es ist zum grossen Theil das Leben auf einem Pfarrhofe, das hier einmal wieder in Versen geschildert wird, während dasselbe sonst in letzter Zeit meist in Romanen, wie H. Pröhle's Pfarrer von Grünrode, R. Gieseke's Pfarrröschen und das Pfarrhaus im Harz von einer ungenannten Dame, dargestellt wurde.

Aber Moritz Bournot hat auch Goethe's Vorbild in Hermann und Dorothea benutzt. So spielt dann der Streit der Gegenwart lebhaft in die Idylle hinein und der Pfarrer in der Meta hält solche Reden, wie man sie nicht in der Luise, wohl aber in Hermann und Dorothea findet.

Die Gesinnung des Autors ist jedoch, da sie eine wohlmeinende und vermittelnde ist, den hier dargestellten Schilderungen aus dem Leben eben so weise beigemischt, wie die Politik in Hermann und Dorothea, wo sie bekanntlich das erhebende Element ist. Wenn wir freilich das Publicum von Eberhard's Hannchen und die Küchlein für dies Gedicht vor Augen haben, so wäre die Politik wohl besser ganz weggeblieben. Da der Stoff durchaus sittlich und rein ist, darf es diesem Publicum in der That empfohlen werden. Gewiss nämlich ist die Dichtung nicht schlechter als viele andere, welche immer noch gekauft werden. Trotz der im Allgemeinen hier nicht angenehmen Hexameter zeigt der Dichter grosse Gewandtheit im Stil; die Sprache ist würdig und ziemlich ungezwungen.

Sch.

La divina Commedia di Dante Allighieri, ricorretta supra quattro de' più autorevoli testi a penna da Carlo Witte. Berlino. Ridolfo Decker, stampatore del Re. 1862.

In wenigen Tagen wird Florenz seinem berühmtesten Bürger, Italien seinem grössten Dichter und die ganze christliche Welt dem Begründer

einer neuen Literaturperiode ein Erinnerungsfest widmen, welches nach sechs Jahrhunderten den Ruhmeskranz dankbarer Anerkennung und Bewunderung auf das Grab des Dichterfürsten legen soll. Deutschland bringt zu diesem Feste die schönste Gabe, welche bei einer solchen Veranlassung ein Volk dem andern bringen kann: das von den Schlacken der Zeit, der Unwissenheit und der Anmassung gereinigte, durch eine geist- und liebevolle, rastlose und gewissenhafte Arbeit verklärte und in seinem ursprünglichen Glanze wieder hergestellte geistige Bild des gefeierten Helden. In der That war es ein wahres Resurrectionswerk, welches Herr Prof. K. Witte unternahm, den Text der Divina Commedia nach einem kritischen Vergleich von mehr als 400 Manuscripten festzustellen, von denen etwa nur 5 aus dem vierten und fünften Decennium des 14. Jahrhunderts stammen, also kurze Zeit nach dem Tode des Dichters geschrieben wurden. Selbsverständlich wäre es ebenso unnütz als unmöglich gewesen, die unzähligen, oft augenscheinlich durch Nachlässigkeit oder Unverstand entstandenen Varianten aller dieser Codices aufzuführen. Die gewaltige Dichtung wäre unter diesem Wuste von Noten erstickt worden, ohne dass diese dem Leser von wirklichem Nutzen gewesen wären. Ausserdem würde die wörtliche Vergleichung von 449 vollständigen Manuscripten, die W. wirklich consultirt hat, selbst bei zahlreicher Mitwirkung Anderer, eine Arbeit ergeben haben, die, bei der nothwendigen Controlle, über das Maass eines Menschenlebens hinausgegangen wäre. Es musste also zunächst eine kritische Sichtung der Codices im Interesse der Sache selbst vorgenommen werden. Hierbei aber boten sich ganz eigenthümliche Schwierigkeiten, die nur durch die tiefe und umfassende Kenntniss, welche der Herr Herausgeber nach allen Richtungen von Italien besitzt und durch die beharrlichste Ausdauer in der Erforschung der Wahrheit überwunden werden konnten. Bekanntlich schrieb Dante vor Erfindung der Buchdruckerhunst und seine Dichtungen, besonders aber die Divina Commedia, wurden sehr schnell in ganz Italien populär. Dies erregte nun eine sehr starke Nachfrage nach Abschriften des Werkes, und es warf sich Alles auf diesen gewinnbringenden Erwerbszweig; selbst Gefangene beschäftigten sich damit in ihrem Kerker. So rühmte sich Bettino de' Pili durch 100 Copien der Divina Commedia für seine sämmtlichen Töchter eine Aussteuer erworben zu haben; und man weiss u. a., dass 1430 zu Arezzo ein deutscher Koch das Gedicht für seinen Herrn abschrieb, so wie dass zu jener Zeit viele Deutsche und Franzosen zu Rom als Abschreiber lebten. Auch geboten grosse Herren diesen Leuten wohl zuweilen die grösste Eile, wie z. B. Cosimo de' Medici, dem ein Copist in 22 Monaten 200 Bände liefern musste. Auf diese Weise geschah es, dass das grosse Verlangen nach Dante's Dichtung der genauen und sorgsamen Wiedergabe derselben sehr hinderlich wurde, dergestalt, dass das höchste Alter, welches sonst wohl den Werth der Manuscripte bestimmt, in diesem Fall keine genügende Gewähr für die grössere Correctheit derselben ist. Von Dante's Hand selbst ist keine Schriftprobe auf uns gekommen. Um nun zur Durchsicht sämmtlicher noch vorhandener 500 über ganz Europa verstreuter Manuscripte zu gelangen, scheute Herr K. Witte während einer Reihe von Jahren keinerlei Anstrengungen, Mühen und Kosten. Fand er nun dabei auch in den meisten Fällen bereitwilliges Entgegenkommen und selbst anerkennenswerthe Hilfe, so hatte er auch nicht selten mit Gleichgültigkeit und Unfreundlichkeit zu kämpfen. Fügt man hinzu, dass eine Anzahl von Manuscripten nur Fragmente sind, und nicht berücksichtigt wurden, so wird man immerhin erstaunen, dass es dem Herrn Herausgeber doch gelang, 449 Manuscripte wirklich zu prüfen. Um nun aus diesen die authentischsten herauszufinden, hat Herr K. Witte folgendes Verfahren befolgt: Er hat den dritten Gesang des Inferno in allen 449 Handschriften Wort für Wort entweder selbst verglichen (und dies bei dem grössten Theile derselben) oder ihn durch zuverlässige Personen, mit Superrevision, vergleichen lassen. Aus den

daraus gewonnenen Erfahrungen hat er über den Werth des ganzen Codex entschieden. Danach reducirte sich die Summe der beachtenswerthesten Handschriften auf 26, aus welcher Zahl endlich 4 als die entschieden bedeutendsten, dem gegenwärtigen Texte zur Grundlage dienen und Wort für Wort verglichen sind. Diese 4 Codices sind: der von Santa Croce, der Vaticanische, der Berlinische, der Caetanische, d. h. der dem Duca di Sermoneta-Caetani angehörende, eine Wahl, die wohl des allseitigsten Beifalls sicher sein darf. Die Anordnung ist nun so getroffen, dass eine der Lesarten der vier Handschriften, nach der wohlgeprüften Wahl des Herrn Herausgebers, den Text bildet und die etwaigen Varianten der drei andern die betreffende Stelle am Rande begleiten, wodurch eine sehr angenehme Uebersichtlichkeit herbeigeführt wird. Um aber dem Leser alle kritischen Hilfsmittel an die Hand zu geben, sind auch noch unter dem Texte alle abweichenden Lesarten von einiger Bedeutung, die theils der Herr Herausgeber selbst, theils ältere Editoren gesammelt haben, sorgfältig aufgeführt. Was nun die frühern Ausgaben der Divina Commedia betrifft (es sind seit vier Jahrhunderten deren über 300 erschienen), so wird über dieselben in der Einleitung, die uns in die grossartige geistige Werkstatt des Herrn Herausgebers einführt, ein strenges Gericht gehalten. Von 1472 — 1478 erschienen vier Ausgaben, die ältesten, zu Foligno, Neapel, Mantua und Venedig. Sie sind, obgleich neuerdings auf Kosten des Lord Warren Vernon wieder gedruckt, ohne Werth, da sie den Text nach zufällig aufgegriffenen Handschriften geben und von den augenscheinlichsten Fehlern strotzen. Besser sind schon die von Nidobeato und die von Landino, 1481, doch erscheinen sie mehr nach dem Geschmack, als nach guten Handschriften corrigirt. 1502 erschien die Aldina, die Ureltermutter unzähliger späterer Ausgaben, angeblich nach einem von Bembo selbst in seiner Jugend nach dem Vaticanischen Codex angefertigter Abschrift. Vor den Augen unsers Kritikers verschwindet ein grosser Theil des Nimbus, welcher lange diese Ausgabe und die Giuntina umgab, und welchen sie besonders den berühmten Namen der Drucker verdankten. Länger verweilt Herr K. Witte bei der kritischen Beleuchtung der von der Akademie der Crusca 1595 veranstalteten Ausgabe. Sie trat mit dem Anspruche auf, endlich die vielen Wunden des Gedichts heilen zu wollen und zeigte an, dass sie zu diesem Zwecke eine Zahl von etwa hundert Texten, die auch im Anhange verzeichnet sind, zu Grunde legen würde. Allein die Ausführung blieb weit hinter dem Programm zurück. Die Vergleichung der Texte geschah sehr oberflächlich und das Resultat war, dass eine Menge falscher Behauptungen aufgestellt wurden, die einen traurigen Belag für die Unzuverlässigkeit selbst einer literarischen Körperschaft wie die Crusca geben. Diese Ausgabe, welche eigentlich nur ein Wiederabdruck der Aldina, mit etwa 6 bis 7 Varianten in jedem Gesange war, herrschte nun in allen Ausgaben vor, die während eines Zeitraums von 196 Jahren in Europa erschienen. Bonaventura Lombardi (1791) begann zuerst wieder die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf den Dichter und auf eine Purification des Textes zu lenken. Seine Arbeiten fanden besonders darum zu ihrer Zeit viel Beifall, weil sie zugleich gegen die nachgerade unleidlich gewordene Tyrannei der Crusca gerichtet waren. Ungeachtet der bald erkannten und von unserm Herausgeber in ein scharfes Licht gestellten Unzulänglichkeit der Lombardi'schen Edition, bildete sie eine Art Schule, zu der sich Porticelli, Zotti, Fernow, de Romanis u. a. m. bekannten. Endlich trat 1837 die Akademie der Crusca, wenigstens unter den Namen von vier ihrer Mitglieder, Becchi, Niccolini, Capponi und Borghi, noch einmal mit einer neuen Ausgabe der Divina Commedia auf den viel betretenen Kampfplatz. Herr K. Witte nennt dieselbe anerkennend ein insigne lavoro, kann aber dennoch nicht umhin, ein so grosses Maass von Willkür, Fahrlässigkeit und mangelhafter Kritik darin zu finden, dass er zu dem Schluss gelangt, welchem alle Kenner gern beistimmen werden, dass eine dem Zweck

vollständig entsprechende Ausgabe Dante's rimane sempre lavoro da intraprendersi ancora. Und Herr K. Witte hat diese Arbeit unternommen. Er hat sie nach einem grossartigen Plane aufgefasst und, wie sich erwarten liess, meisterhaft und mit eiserner Consequenz durchgeführt, so dass sie sich ebenbürtig den grössten kritischen Arbeiten, durch welche uns das klarere Verständniss der Autoren Griechenlands und Roms aufgeschlossen worden ist, an die Seite stellen kann, und ein Ehrendenkmal deutscher Wissenschaft auf diesem Gebiete bleiben wird. Wohl wird die nie rastende Forschung auch auf diesem Felde noch manche Nachlese halten können, aber im Grossen und Ganzen dürfte die Textberichtigung der Divina Commedia auf lange hin durch K. Witte als abgeschlossen zu betrachten sein, da wohl nicht leicht Jemand mit reicherem Wissen, mit gewissenhafterem Fleiss und gewaltigeren Mitteln an diese Arbeit gehen wird, als er, von dem wir, im Vergleich mit seinen Vorgängern, mit den Worten des Dichters sagen können:

Che sopra gli altri com' aquila vola.

Berlin. Schnakenburg.

Deutsches Lesebuch für Gymnasien, Real- und Höhere Bürgerschulen von J. Hopf und K. Paulsiek. Erster Theil. 1. Abtheilung. (Für Sexta.) 2. Abtheilung. (Für Quinta.) 3. Abtheilung. (Für Quarta.) Zweiter Theil. 1. Abtheilung. (Für Tertia.) 2. Abtheilung. (Für Secunda und Prima.)

Die einzelnen Stufen des eben genannten Lesebuchs liegen in verschiedenen Ausgaben vor uns, die drei untern bereits je in der fünften. Der zweite Herausgeber, K. Paulsiek, der bereits die beiden Abtheiluugen für die oberen Stufen selbständig bearbeitet hatte, hat jetzt auch für die vorausgehenden Abtheilungen das Geschäft der Umarbeitungen nur Umgestaltungen, so weit sie sich vornemlich aus der Praxis selber als nothwendig ergeben, ausschliesslich in die Hand genommen. Welcher Gewinn aus diesem Umstande für die gedeihliche Weitergestaltung des Werkes entspringen muss, das wird derjenige leicht verstehen, der aus der Sicherheit und Correctheit, mit welcher der Plan des Ganzen entworfen, aus der Gediegenheit und Feinsinnigkeit, mit welcher die Ausführung in die Hand genommen ist, auf des Verfassers vorzügliche Befähigung zu einem so schwierigen Unternehmen nur den richtigen Schluss machen will. Die sich fort und fort steigernde Verbreitung des Werks ist zudem ein thatsächlicher Beweis für seine Gediegenheit und dem Referent sind aus den Umkreise seiner Beobachtung noch keinerlei Ausstellungen entgegengetreten, welche etwas Wesentliches in Anlage oder Durchführung beträfen.

Es ist indess diesmal des Referenten Absicht nicht, näher einzugehen auf solche Punkte, die mit dem Lesebuche selber in unmittelbarer Beziehung stehen. Er möchte nur darauf hinweisen, dass der Herausgeber, K. Paulsiek, seit Jahresfrist an einem Anhange zu den vier untern Abtheilungen arbeitet, von welchem bereits seit einiger Zeit die Abtheilungen für Sexta (ca. 1½ Druckbogen) — Quinta (ca. 2½ Bogen) und für Quarta (auch 2½ Bogen) in Druck vorliegen, die vierte aber (für Tertia) bald vollendet sein wird. Wer sich die Mühe nimmt, diese wenigen Druckbogen, die übrigens vom Verleger unentgeltlich dem Werke beigegeben werden, aufmerksam durchzusehen, oder noch besser, wer mit ihrem Inhalte sich in der unmittelbaren Praxis genauer bekannt macht, der wird nicht umhin können,

dem Verfasser das Zeugniss zu geben, dass er hier mit aussergewöhnlichem Tact und Geschick. wie mit dem dankenswerthesten Fleisse Alles zusammengetragen hat, was für Lehrende und Lernende den Nutzen der Lectüre steigern und die Lectüre in mancherlei Hinsicht fördern und erleichtern kann. Die 3 Anhänge sind nämlich nur zum Theile für den Gebrauch der Schüler selber bestimmt. Diese Partien nun bringen theils, wo es nöthig erschien, in stufenmässiger Aufeinanderfolge, theils in einfacher Wiederholung, wo es nicht zu umgehen war, Orthographisches, Grammatisches, Erklärungen schwieriger, besonders fremdsprachlicher Wörter. Wenn man namentlich diese letztern Abschnitte sorgfältiger durchgeht, so überzeugt man sich bald, dass man es hier nirgends mit flüchtig und unkritisch zusammengelesenen Notizen, sondern mit einer wohl überlegten Auswahl von schwierigern oder dunklern Wörtern und Begriffen zu thun hat, deren Bestimmung, Deutung und Ableitung ebenso viel Scharfsinn, wie Fleiss und Kritik bekunden. Insofern wird auch den Lehrenden, den zu eignen Forschungen die Musse gebricht oder der dazu einer äusserlichen Anregung bedarf, diese Partie des Anhanges nicht unwillkommen sein, während den Schüler ein erwünschter Anhalt zur gedächtnissmässigen Befestigung des auf dem Wege der Lectüre gewonnenen orthographischen und grammatischen Lehrstoffes in die Hand gegeben wird.

Für den Lehrer dagegen im Besondern bringen die Anhänge ein zum Theil eben so mühsam gesammeltes, wie durchweg klar und geschickt gestaltetes Material, das in vielfacher Hinsicht die Mühe des Unterrichtens zu erleichtern, die Gefahren zu verringern und die eigene Lust zu steigern geeignet ist. Zu allen Lesestücken nämlich, prosaischen und poetischen, welche dessen zu bedürfen schienen, hat der Verfasser Anmerkungen theils sachlicher, theils hodegetischer Natur hinzugefügt, die sich durchgehends durch Schärfe der Fassung, Knappheit des Ausdrucks und Geschick in der Auswahl auszeichnen. Bald werden Fingerzeige gegeben zur Erleichterung und Sicherstellung der richtigen Auffassung des Ideengehaltes im Lesestücke oder zur Gewinnung von angemessenen Aufgaben für schriftliche Ausarbeitungen, bald streut der Verfasser sprachliche oder sachliche Erläuterungen ein und gibt namentlich werthvolle literarische, historische, bibliographische Nachweisungen, die als der mühsame Ertrag einer seltenen Belesenheit in der Quelle ersten und zweiten Ranges erscheinen müssen. Wir fürchten nicht, den einer solchen Anzeige zugemessnen Raum zu missbrauchen, hoffen vielmehr, dem Leser besser, als es durch allgemeine Versicherungen geschehen kann, zu orientiren, indem wir zum Schlusse aus den verschiedenen Abtheilungen eine und die andre Nummer beispielsweise ausziehen. Wir wählen aus der Sexta-Stufe Nr. 122. „der weisse Hirsch von Uhland (1815). Nicht Schlafen, nicht Träumen, nicht Hoffen und Reden, sondern thatkräftiges Handeln führt zum Ziel. — Warum ein weisser Hirsch? — Aufg.: Eine Erzählung, in welcher ein Knabe ein Ziel auf ähnliche Weise verfehlt. — Vokalfolge u — i — a im Refrain. Comp. von Kreutzer. Volksweise: Erk Liederkranz I. 131.“ Zu 149. „St. Gangolfs Brunnen von Simrock“ weist die Anmerkung die Quelle nach in Erdwini Erdmanni Chron. Osnabr. und erinnert an eine andere Bearbeitung von Kosegarten. Im Quinta-Cursus verweisen wir z. B. auf Nr. 151. Die Anmerkungen zu Uhland's Klein Roland: hier werden erst die Quellenstellen angegeben, dann wird das Gedicht in 3 deutlich geschiedene Scenen zerlegt und zum Schlusse die Charaktere von Bertha, Roland und Kaiser Karl treffend gezeichnet. Aus dem Quarta-Cursus möge die Erläuterung zu Nr. 109. Das Lied vom braven Manne, vollständig hier stehen. „Das Gedicht erscheint hier um Str. 1, 9, 11, 17, 20 des Originales gekürzt wegen des von allen Beurtheilern, zuerst von A. W. Schlegel (Kritische Schriften. Bürger. 1800. Werke Bd. 8, S. 109 — 113) hervorgehobenen Missverhältnisses zwischen der an sich zwar edeln, aber vorzüglich durch

ihre Anspruchslosigkeit grossen That und der Anpreisung nicht nur des Retters, sondern auch des ihn feiernden Liedes. — Ausser diesen ästhetischen Gründen schien auch die noch wichtigere pädagogische Erwägung des sittlichen Eindrucks die Ausscheidung der angegriffenen Stellen unerlässlich zu machen; Str. 14 musste freilich stehen bleiben, obwohl die darin enthaltene Anpreisung des Grafen das sittliche Gefühl irre leiten könnte. — Zu Grunde liegt eine wahre Begebenheit, die sich kurz vor der Abfassung des Gedichtes (Juni 1776) zu Verona bei einer Ueberschwemmung der Etsch zugetragen hatte. — Hervorzuhebende Züge: die vortrefflich geschilderte Furchtbarkeit des Eisganges (man beachte die in Str. 2. asyndetisch aufgeführten 5 Erscheinungen), das Dringende der Gefahr (Str. 9, wo das Polysyndeton gut angewandt erscheint), die lange vergeblich gespannte Erwartung eines Retters, die über allen Lohn erhabene Gesinnung desselben. Bei letzterem Punkte ergeben sich folgende Resultate der Betrachtung: die Reinheit der Beweggründe macht den sittlichen Werth der That aus; die Anspruchslosigkeit entspricht der immer seltner werdenden unverfälschten graden Sinnesart des Volkes; der Brave, in dem Bewusstsein, nur seine Schuldigkeit gethan zu haben, entzieht sich schnell der Dankbarkeit und Bewunderung und dieser wahrhaft grosse Zug erst krönt seine Handlung.— Aufg.: „Vergleichende Charakteristik des Grafen und des Bauern.“ Hätte der Verfasser beabsichtigt, nur dasjenige Material mitzutheilen, das sich im Unterrichte unmittelbar verwerthen lässt, so hätten diese Anmerkungen gewiss ein andres Aussehen erhalten; aber mit dem Referent werden, davon ist er im Voraus überzeugt, weitaus die meisten Lehrer, die mit dem deutschen Unterrichte betraut sind, ihm grade für die Mittheilungen, welche nur ihnen Anregungen zu eignem Forschen und Denken geben, sich für besonders verpflichtet halten; denn Niemand wird denjenigen für einen zum deutschen Unterricht besonders berufenen und tüchtigen Lehrer halten wollen, der nur nothdürftig über das Ideen- und Wissensmaterial gebietet, das er unmittelbar vor und mit seinen Zöglingen zu verwerthen im Stande ist.

Magdeburg. Dr. W. Jensch.

Programmenschau.

Ueber die Erweiterung der Wurzelsilbe deutscher Wörter durch die Nasale m und n. Vom Gymnasiallehrer Dr. Rudolphi. Programm des Gymnasiums zu Erfurt. 1864.

Die Abhandlung beschäftigt sich mit den Wörtern, welche im Auslaut der Wurzelsilbe vor einer Muta oder der Spirans s die Liquidae m und n haben, und weist nach, dass in sehr vielen derselben diese Liquiden eingeschoben sind. J. Grimm gibt zwar in manchen Fällen diesen Nasal als eingeschoben zu, wie in bindan, standan, gaggan, ähnlich wie im latein. rumpo, scindo etc, aber im Ganzen hält er den Satz fest, dass in Wurzeln, welche auf zwei Consonanten auslaufen, der letzte derselbe zur Ableitung gehöre, so selbst in tump, hrinc, ganc, glanz. Allerdings ist nun oft die auslautende Muta Suffix, vgl. timbar, funcho (funa), swindan (swinan), kind (keinan), hund (canis), Jemand (ioman), Mond (mane), lind (lenis). Aber die Einschiebung von Nasalen in das Wortinnere ist in den german. Sprachen eben so wenig selten, wie in den urverwandten Sprachen. Am auffallendsten ist die Einschiebung in der Conjugation, ähnlich wie sie in den alten classischen Sprachen den Präsensstamm bildet vgl. jungo, ζεύγνυμι sternuo. So das goth. standa, brigga (brang ahd.) gaggen (gangan), durch n und suffixales j verstärkt thagkjan und thugkjan und fahan (fianc), haban (hianc). An den Auslaut der Wurzel hängen n alle gothischen Intransitiva mit dem Suffix na, so das ags. frignan. In den meisten Verben der ersten Conjugation ist der Nasal unwurzelhaft, in manchen ursprünglich temporaler Einschub, vgl. bindan (Bast), gilangan (ληχ-), goth. stiggan (stechen, Stengel, Stange, Stachel), string (strang, strih, Strich, strigilis) vringan (goth. vrikan), vindan (wetan), ahd. dringu (goth. thrichan), blank (bleich), glanz (glizan, gleissen, glitzern), ahd. scrindan (goth. skreitan), higgvan (ahd. hinwan), ahd. springan (spargo), finthan (peto), krimpfe (kreppen). Wie in der Conjugation, hat sich der Nasal in allen übrigen Redetheilen entwickelt. So im schwachen Verbum: klimpern (klappern), mhd. brangen (brehen, glänzen), schmunzeln (mhd smutzen), im Substantiv: imbi (apis), Dampf (ahd. depan), kampf (keifen?), Stumpf (Stoppel), Samstag (σάββατον), Angel (acus), hrinc (κρίκος), mangari (Makler), Strunk (strûch), Kranz (kreiz), Spranz (sprizan), Wand (goth. vaddjus), wât (Leinwand), sundan (Süd); so im Adjectiv: tump (toup), sanft (sacht) u. a.; im Pronomen, Zahlwort: fünf (engl. fife), hundert (ἑκατον), in Partikeln: und (et), sus (sonst). — Wie das m und n sich entwickelt, so zeigt die deutsche Sprache auch die Erscheinung des Ausfalls der Liquidae, vgl. vertheidigen, Coblenz, Muster (monstrum), Kasten (constare), Costnitz, ähnlich wie die romanischen Sprachen.

Der Einschub des m und n ist erklärlich durch ihre grosse Beweglichkeit. Er erfolgt durch lautliche Vorgänge in der Wurzel selbst oder durch Ein-

dringen von aussen her; bei der ersten Weise bildet der Nasal sich durch das vokalische Element der Wurzel, wie noch jetzt vielfach in oberdeutschen Mundarten, oder durch die auslautende Muta, indem nämlich um den Wurzelkörper zu verstärken, die auslautende Muta geminirt ward, aus der Gemination aber der Nasal entstanden ist, vgl. tuggo (Zunge), stoppele (stumbal), klapperen (klimpern), trappen (trampeln), ruzzon (grunzen); bei der zweiten Weise stand der Nasal ursprünglich hinter der Muta und rückte durch Assimilation in die Wurzelsilbe vor; gr. *ῥήγνυμι* und frango, *πήγνυμι* und pango, ahd. ango und goth. ahana. Aber die Nasalirung hat auch Bedeutung für den Begriff der Wörter, sie steigert ihn, vgl. mhd. brehenen und prangen, ahd. ruzzan und grunzen, oder modificirt ihn vgl. goth. friks und frank, schrapfen und schrumpfen; sie will auch wohl unverständlich gewordene Wörter verständlich oder leichter aussprechbar machen, vgl. Vormund, Zinstag (Ziestag), Leinwand (wât), besonders Fremdwörter, vgl. Bambuschen (ungar. paputz), Kampfer (pers. Kafur), schampieren (échapper). —

Ueber das Beowulfslied. Von Dr. M. Schultze. Programm der städtischen Realschule zu Elbing. 1864.

Die Localität des Gedichts, sagt der Verfasser, ist die jütische Halbinsel. Süddänen und Norddänen erscheinen unter Hrôdhyâr zu einem Volke verschmolzen; die Geäten sind die Jüten. — Es folgt die Inhaltsübersicht.— Das Lied ist in seiner ursprünglichen Gestalt ein heidnisches gewesen, wie die vielen Anklänge an die alten Göttermythen beweisen. Beowulfs Bestattung erinnert an Baldurs Leichenfeier. Die Blutrache gilt noch als heiliges Gesetz. Wahrscheinlich ist es Thôr, der unter Beowulfs Maske die grössten Heldenthaten verrichtet. In Zrendel und seiner Mutter erkennen wir die giftigen aus den Sümpfen aufsteigenden Dünste. Beowulfs Kampf mit den Riesen des Sumpfes ist eine der Heldensage angepasste Darstellung der jährlich wiederkehrenden Sommerkämpfe Thôrs gegen die den Menschen feindlichen Joten. Die Rüstung Beowulfs wird dem berühmten Schmied Wiland zugeschrieben. Das Beowulfslied erwähnt des Helden Sigmund Kampf mit dem Drachen, Sigfried erscheint noch nicht; die Unverwundbarkeit Sigmunds oder Sigfrieds wird noch nicht erwähnt. Andere Züge im Liede weisen auf auch sonst erzählte Kriegszüge der Dänen gegen die Friesen und Franken hin. —

Die Thiernamen im Reineke Vos. Von A. Lübben. Programm des Gymnasiums zu Oldenburg. 1863.

Die anziehende Abhandlung beruht auf sehr fleissigen und sorgfältigen Untersuchungen. Reineke ist verkürzt aus Reinhart d. i. Reginard; ob dies sei = sehr kräftig, oder = rathkräftig, listig, bleibt unentschieden. Die Füchsin ist Armeline, Hermeline d. i. Irminlind, wohl von lint, Schlange, irmin verstärkt. Reinhards Söhne sind Reinardin und Rosseel d. i. der Rothe. Des Fuchses Wohnung heisst Malepertus d. i. Uebelloch. Der Wolf heisst Isegrim, sicher von Isan, Eisen, Schwert, und wahrscheinlich von Grim, also eisengrimmig, wo denn i unorganisch lang geworden ist, nicht nach J. Grimm von grima = eiserne Larve, Helm. — Der Dachs heisst Grimbert, entweder = helmglänzend, oder grimmglänzend. Die Wolfin heisst Giremôt, d. i. gierigen Sinnes, die Söhne heissen Idelbalch = nichts als Balg, und Nummersat. Der Hase heisst Lampe, ein alter Vor-

name st. Lambert, Landoberaht, landberühmt, der Landflüchtige oder der Laufjunge als Briefträger. Die Gans heisst Alheit d. i. Adelheit, womit ein schwatzhaftes eiteles Weib bezeichnet wird; auch die Dohle wird so (Alke) genannt, mit Alke ist besonders sprichwörtlich die Einfalt vom Lande gemeint, die geschäftig hin und herlaufende, aber alles verderbende Person. Die Ente heisst Tibbeke, womit man ein langnäsiges unsauberes Frauenzimmer zu bezeichnen pflegt. Der Kranich heisst Lütke, wohl nicht = klein, sondern = Lutke, Ludeke Dem. von Ludolf oder Ludwig. Der Heher heisst Markwart d. i. Hüter der Mark oder des Gemeindeeigenthums d. i. des Waldes, auch Markolf, vielleicht auch mit Anspielung auf den klugen Narren Morolf. Der Storch heisst Bartolt d. i. Barathwold, glänzender Herrscher; der Name ist aber zu jung, als dass man annehmen könnte, diese Bedeutung sei dem ersten Namengeber noch klar bewusst gewesen, der Name scheint aus der Menschenwelt ohne weitere Beziehung auf den Storch übertragen zu sein. Die Krähe heisst als Männchen Merkenouwe, als Weibchen Scharpenebbe, jenes = Merke genau, wohl nach dem scharfen Schnabel, womit die Krähe Merkzeichen einbeissen kann; Scharpenebbe ist = Scharfschnabel. Der Rabe heisst Pluckebudel d. i. pflücke den Budel = Hab und Gut; sein Sohn Quackeler = Schwätzer. Der Hahn heisst Hennink, sowohl das Hähnlein bedeutend, als = Johannes, Jan, Hanneke d. i. Mann überhaupt, in der Mitte der Weiber nämlich. Seine Söhne heissen Cantaert und Craiant d. i. Sänger und Schreier, die Tochter Krassivôt = Kratzefuss. Der Esel heisst Boldewyne d. i. Balduin = der frohe Gesell. Der Kater heisst Hintze d. i. die hochdeutsche Abkürzung von Heinrich. Die Deutung des Namens Ryn, den der grosse Hund führt, ist ungewiss; Wackerlôs ist wohl = „Wacker drauf los.“ Die Ziege heisst Metke, demin. von Mechthildis, Mathilde, wohl nur nach ihrer meckernden Sprache. Der Affenvater heisst Martin, vielleicht weil Martin nach Ducange den eingefleischten Juristen bezeichnet, der immer Recht haben will; die Affenmutter Rukenouwe, entweder = riech genau oder = ziehe, zupfe genau. Moneke, der Sohn, ist wohl Demin. von Mone, ahd. Muno d. i. wonniglich, schön. — Der Biber heisst Bokert nach seiner Büchergelehrsamkeit, der bischöfliche Notar, während der Affe der königliche Notar ist. Der Panther Vers 93. ist der ursprüngliche Name des Bibers, die Fortsetzer des Reineke bezeichnen aber damit das Kameel, das unter den heimischen Thieren sich wunderlich ausnimmt. Der Widder heisst Bellyn, vom franz. bêler, blöken; der Ziegenbock Hermen von Harm d. i. ein gutmüthiger Einfaltspinsel; besser hätten die beiden Böcke ihre Namen getauscht. Die Löwin, der Ochse, das Pferd, der Hirsch, das Reh, der Eber, das Kaninchen u. a. sind ohne Benennung im Reineke. —

Paul Schade (Melissus). Leben und Schriften von Dr. Otto Taubert. Programm des Gymnasiums zu Torgau. 1864.

Die Arbeit zeugt von sehr eindringlichen Studien über Paul Melissus. Wieweit sie mit der 1859 erschienenen Inauguraldissertation des Verfassers übereinstimme, weiss Referent nicht. Paul Schade, geb. 20. December 1539 zu Melrichstadt, hat den Namen Melissus von seiner Mutter Ottilie Melissa sich zugelegt. Seine musikalischen Talente traten früh hervor. In Wittenberg, wo er in Paul Ebers Hause lebte, gab er 1565 eine fünfstimmige Motette heraus, vielleicht das einzige Exemplar ist auf der königl. Bibliothek zu Berlin. Bald darauf dichtete er zwei weltliche Lieder, treffliche Liebeslieder, von Zinkgref später veröffentlicht, so wie zwei Hochzeitsgedichte im Geschmack der neuern Zeit, von denen eines das erste deutsche Sonett ist, vor 1574 gedichtet. 1565 ging er über Leipzig und Würzburg nach Wien. 1566 erschien sein zweites musikalisches Werk, die cantiones musicae. In

Wien machte er intime Bekanntschaft mit Orlandus Lassus. 1567 reiste er nach Paris. Unter Gefahren im Religionskrieg kam er nach Burgund, wo er die Bekanntschaft des grossen Musikers Goudieul machte, dann nach Genf, wo er zur reformirten Kirche übertrat. Dort schrieb er die introductio in linguam Germanicam und das dictionarium Germanicum. Auf den Vorschlag des Kurfürsten Friedrich III., die Psalmen nach Gondimel's Melodien ins Deutsche zu übersetzen, begab er sich nach Heidelberg. 1572 erschienen die ersten 50 Psalmen nach der Marot-Bezaschen Bearbeitung, eine treue Nachbildung derselben; sie sind gedichtet in schwäbisch-allemanischer Sprache. Die Terzinen des 37. Psalms sind epochemachend geworden für die Einbürgerung der romanischen Formen; in der Orthographie hat sich Melissus manche Sonderbarkeiten erlaubt. Die Folge war eine heftige Polemik. Die Lobwassersche Bearbeitung des ganzen Psalters verdrängte des Melissus Arbeit; aber trotzdem nahm er sie späterhin noch einmal wieder auf. Doch gab er die Beschäftigung mit der deutschen Literatur auf und warf sich der lateinischen Dichtung in die Arme, in der er der erste Lyriker wurde. Um 1572 gründete er mit Freunden einen Mässigkeitsverein, der 1573 sein erstes Album erscheinen liess; die Gedichte preisen die Mässigkeit. 1574 erschienen seine lateinischen Dichtungen. Von 1577 bis Herbst 1580 durchstreifte er Italien, und in Baden wurde er zum Comes Palatinus und Eques auratus ernannt; in lateinischen Epigrammen feierte er nachher die italienischen Städte. Wir finden ihn dann in Augsburg und längere Zeit in Nürnberg. 1584 war er zum zweiten Male in Frankreich. Die zweite Auflage seiner lateinischen Dichtungen überreichte er persönlich der von ihm hochgefeierten Königin Elisabeth von England 1585 in Richmont. 1586 folgte er einem neuen Rufe nach Heidelberg als kurfürstlicher Bibliothekar; aus dieser Zeit stammt sein Loblied auf Deutschland. 1593 schloss er eine glückliche Ehe; seine persönlichen Verhältnisse schimmern durch in der nächsten Sammlung seiner Dichtungen von 1595. Am 3. Februar 1602 starb er. 1625 erschien eine grössere Ausgabe seiner Werke. —

Die antike und die französisch-classische Tragödie. Die Nachahmung beider von Gottsched und seinen Schülern. Von Dr. Ed. Gervais. Programm des Gymnasiums zu Hohenstein. 1864.

Die Abhandlung enthält drei Abschnitte eines grössern Werkes: die antike Tragödie und das moderne Drama; französischer Zuschnitt der antiken Tragödie; die Nachahmung der Franzosen auf der Leipziger Bühne im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Der Verfasser gibt im Anschluss an die deutschen Kunstkritiker, besonders an die Urtheile Göthe's, Schillers und Schlegels eine hinreichende Einsicht in den Unterschied des antiken und modernen Dramas. In seinem Urtheile über die classische Tragödie der Franzosen steht er auf der Seite Lessings und weist besonders Corneille's und Voltaire's Verkehrtheiten nach. Gottsched sucht er einigermassen gegen den übertriebenen Spott, der über ihn ausgegossen ist, zu rechtfertigen, ohne den Grundfehler, von dem seine Thätigkeit ausging, zu verdecken. —

Plato's und Göthe's Kunst in Darstellung von Persönlichkeiten nachgewiesen an einigen Beispielen von G. F. Zimmermann. Programm des Gymnasiums zu Clausthal. 1863.

Das Programm beschäftigt sich hauptsächlich mit Plato und zwar mit der Person des Sokrates, dessen Prozess ausführlich besprochen wird, und der Diotima. Von Götheschen Gestalten werden die „schöne Seele," Mignon, Dorothea, erwähnt und an ihnen kurz nachgewiesen, dass der Dichter bald die Wirklichkeit idealisirt, bald sie nur wiederzugeben habe; für die genauere Kenntniss Göthes bietet die Schrift nichts Neues.

Ueber Götter, Helden und Wieland von Göthe. Beitrag zur Geschichte der komischen Literatur. Von Dr. H. Köpert. Programm des Gymnasiums zu Eisleben. 1864.

Nachdem der Verfasser im Allgemeinen den satirischen Zug in Göthe's Komik nachgewiesen hat, gibt er den Inhalt der Euripideischen Alceste an, dann des Wielandschen Singspiels Alceste und weist die Schwächen des Gedichts nach. Dann erzählt er die Veranlassung der Entstehung der Götheschen Farce und erklärt sich einverstanden mit dem Götheschen Urtheile über Wielands Gedicht, dass nämlich darin eine falsche Sentimentalität herrsche, Wieland dem Euripides, wo er von ihm abweiche, Unrecht gethan habe, endlich überhaupt kein Dramatiker sei. Er theilt schliesslich Wielands besonnene Recension über das Göthesche Product mit und spricht sich anerkennend über Wielands Benehmen aus. Der Verfasser hat die einschlägige Literatur fleissig benutzt; Referent macht noch aufmerksam auf die Farce „Menschen, Thiere und Göthe" 1775. worüber zu vgl. Allg. deutsche Bibl. Anhang Bd. 25 — 36. S. 771., die Allg. deutsche Bibl. 26, 203., Zelters Briefwechsel mit Göthe 5, 55., Düntzer's Frauenbilder S. 212., Rosenkranz über Göthe S. 207 fgg. —

Schillers metaphysische Anschauung vom Menschen, entwickelt aus seinen ästhetischen Abhandlungen. Von Dr. Th. Weber. Programm des Gymnasiums zu Sagan. 1864.

„Die zwei verschiedenen Kräfte, Vernunft und Sinnlichkeit, welche in dem einen Menschen liegen, beide einander entgegengesetzt, gehören, sagt Schiller, demselben Wesen an, dem menschlichen Geiste; denn, so behauptet er, wären sie das nicht, so wäre nicht Erfahrung oder Einheit der Erkenntniss möglich. Aber grade hier lässt es Schiller an einem Beweise fehlen, und es lässt sich auch ein solcher nicht beibringen. Die Sinnlichkeit ist ihm das leidende Vermögen des Geistes, diejenige Kraft, mittelst deren er die Einwirkungen äusserer Gegenstände empfängt. Die Vernunft aber ist ihm ein rein actives, blos aus sich selber wirkendes Vermögen, die Kraft eines unendlichen Wesens; darum ist sie ewig, darum der Geist selber als das der Vernunft zu Grunde liegende Wesen ewig und göttlich. Die Sinnlichkeit hemmt zwar den Menschen, sie ruft immer die Abstraction in die Grenzen der Gegenwart zurück, aber die Intelligenz des Menschen ist eine ewige, der Mensch selber wird rücksichtlich seiner Vernunft wenigstens dem Range nach unter die Götter versetzt. Die Entstehung des einzelnen Menschen kann daher nur als eine durch blosse Entwickelung oder Individuali-

sirung eines allgemeinen Wesens effectuierte gedacht werden. In derselben Weise also wie die Naturproducte tritt danach der Mensch ins Leben; daher Schiller auch die Natur als die eigentliche Schöpferin des Menschen bezeichnet. Das Christenthum war dem Dichter nur ein Gegenstand ästhetischer Schätzung. Die Weltwerdung war ihm nur der Act, durch welchen Gott aus seiner Vereinsamung heraustrat und sein eigenstes Bedürfniss befriedigte. Alle schönen Stellen in Schillers Meisterwerken dürfen uns nicht verführen, der Ansicht Daumer's beizustimmen, dass Schiller seiner innersten Neigung und Beistimmung nach Christ und Katholik gewesen sei.“ —

Ueber die Lehrbarkeit und die formalbildende Kraft der Aussprache des Englischen. Von Dr. Rud. Sonnenberg. Programm der Realschule zu St. Petri und Pauli in Danzig. 1865.

Der formalbildende Einfluss der lateinischen Sprache ist bekannt genug und deshalb ist sie als der wichtigste Unterrichtsgegenstand so allgemein bevorzugt. Worin aber besteht, frägt der Verfasser, das Formalbildende überhaupt? Darin, dass das Erkennen gebildet werde. Weil grade wegen der scharf ausgeprägten Formen die lateinische Sprache im Elementarunterrichte am meisten nöthigt Schlüsse zu machen, bildet sie so sehr. Unter allen Formen des Erkennens hat der Schluss der Analogie die weiteste Anwendung. Der lateinische Unterricht macht von ihm den umfassendsten Gebrauch. Die höchst ärmlichen und spärlichen Flexionsendungen im Englischen dagegen machen es unmöglich, dass daran der Schüler sein Denkvermögen besonders übe. Es muss daher der Lehrer, der darauf Bedacht zu nehmen hat, den Stoff des Unterrichts so zu gestalten, dass er zu einer für den Geist des Schülers zu assimilierenden Nahrung werde, nachsehen, ob sich nicht aus der Lehre von der Aussprache, die in der gewöhnlichen Grammatik als so regellos und schwierig erscheint, bildende Momente gewinnen lassen. Die zweite Function des Denkvermögers ist die Induction, die für den Schüler wichtigste, die dritte und schwierigste der Syllogismus. Der Verfasser bemüht sich nun, nach der Erklärung des Begriffes formalbildend, in die Lehre von der Aussprache des Englischen Ordnung zu bringen, um sowohl Uebung in den Functionen des Denkvermögens zu erreichen, als die Erlernung der Aussprache zu erleichtern und rascher zu fördern. Er will nachweisen, dass in dem ganzen Mechanismus der englischen Orthographie und Aussprache eine bei weitem grössere Regelmässigkeit herrsche als im Deutschen, durch welchen Nachweis die Lehre von der Aussprache eine solche Begründung erfahre, dass der Lernende eine vollkommen klare Einsicht in das Warum? erfahre. Die nun von ihm aufgestellten Regeln sind sehr einfach, und der Verfasser hat Recht, dass die Behauptung grundlos sei, es herrsche zwischen der schriftlichen Darstellung der englischen Laute und deren Aussprache keine Uebereinstimmung. Die Lehrer des Englischen mögen die Abhandlung der Beachtung nicht unwerth achten. —

Hölscher.

Eichsfeldische Gebräuche und Sagen, zusammengestellt von dem Oberlehrer Heinrich Waldmann. Programm des Katholischen Gymnasiums zu Heiligenstadt. Michaelis 1864.

Der Verfasser, schon seit längerer Zeit ein fleissiger Sammler volksthümlicher Gebräuche, Ideen, Namen udgl., würde seine Sammlung voll-

ständiger gemacht und zu einem grösseren Werke verarbeitet haben, wenn ihn nicht ein schweres Augenleiden mehrere Jahre unterbrochen und an der Verwirklichung seines Planes verhindert hätte. Er hat deswegen auch begreiflicher Weise auf die neueste dahin einschlagende Literatur nicht vollständig Rücksicht nehmen können. Aber auch so werden Forscher und Freunde der deutschen Mythologie Manches finden, was ihre Kenntnisse fördern, ihre Ansichten befestigen oder erweitern kann, da die bedeutendsten Werke, wie die von Grimm, Simrock, Wolf, Panzer u. a. überall benutzt und citirt sind. Die verschiedenen Materien, die in längeren oder kürzeren Artikeln behandelt werden, sind folgende: 1) Ein Nothfeuer in neuerer Zeit. 2) Osterfeuer. 3) Der Schossmeier. 4) Eier, Eier, Eier, Eier, ein ganz Nest voll. 5) Das Lecken. 6) Das Nisteln. 7) Der fette Donnerstag. 8) Der alte Tod. 9) Der Martinstag. 10) Der Sauzahn. 11) Die Alte oder Letzte geben. 12) Stäpchen. 13) Schwarzes Huhn und heilige Kuh. 14) Der Johanneskranz. 15) Gegen den Tod. 16) Etzelsbach. 17) Litthauischer Aberglaube. 18) Gründonnerstagseier. 19) Das Fröuwechen von Engeland. 20) Altvaters Loch. 21) Die weisse Jungfrau auf der Egelsburg. 22) Ueber den Hülfensberg und den angeblichen Gott Stuffo. 23) Die Bonifaciussteine oder Zehntsteine. 24) Glocken. 25) Der Butzemann. 26) Lebendige Etymologie. 27) Der Heimenstein.

Berlin. Dr. Sachse.

Miscelle.

Nachträgliches zu Tennyson's Northern Farmer.

S. Archiv XXXVI, 4. p. 476.

Zu Nro. 2. Im Original lauten die ersten drei Verse wie folgt:

Doctors, they knaws nowt, for a says what's naw ways true:
Naw soort o'koind o'use to saäy the things that a do.
I've 'ed my point o'vaäle ivry noight sin' I beän 'ere.

Nachdem ich meinen Uebersetzungsversuch eingeschickt, ist die Mundart, in welcher das Gedicht geschrieben, Gegenstand der Erörterung im Reader gewesen. „A Louth Man" hat ihr den nordöstlichen Bezirk von Lincolnshire als eigentliche Heimath angewiesen. Das Pronomen a anlangend, so sagt er, es könne für he oder I gebraucht werden; nicht aber für they. Ein früherer Correspondent hatte nämlich behauptet, Tennyson habe es so gebraucht. Ich selbst liess mich durch den Plural Doctors und das darauf bezügliche they dazu verleiten, das a im ersten Verse ebenfalls für they zu lesen, was sich nun als unrichtig herausstellt. Das vorangehende they und der consequente Gebrauch desselben im ganzen Gedichte hätte mich übrigens vor diesem Irrthum schützen sollen. Statt: for they say muss es demnach entschieden for he says heissen. Dass he does in meiner Umsetzung für a do im zweiten Verse richtig war, erhellt aus dem Vorangeschickten, und wird durch das unflectirte do nicht widerlegt, da wir auch Nro. 12 Do godamoighty knaw im Original finden. Irrthümlich hingegen habe ich since I am here für obiges sin' I beän 'ere gesetzt: es muss natürlich since I (have) been here heissen.

Soweit also sage ich peccavi Die Folgenden aber sind Druckfehler;

Nro. 5. statt Sully lies: Sally.
Nro. 10. statt down seed lies: down in seed.
Nro. 17. statt teatotaler lies: teetotaler.

Letzterer ist um so verdriesslicher, als Ausländer, welche die Entstehung des Wortes nicht kennen, in der Regel diesen Schnitzer sich zu Schulden kommen lassen. Den Lesern des Archivs braucht es nicht gesagt zu werden, dass es aus Temperance total, zu T. total abbrevirt, nachher in Teetotal corrumpirt, entstanden ist.

Leipzig. Dr. D. Asher.

Bibliographischer Anzeiger.

Literatur.

Ph. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied. 9. Liefrg. (Leipzig, Teubner.) 20 Sgr.
O. F. Gruppe, Leben und Wirken deutscher Dichter. 2. Bd. 3. & 4. Lfrg. (München, Bruckmann.) à $16\frac{1}{2}$ Sgr.
E. Köpke, Studien zu Lessing's Nathan. (Brandenburg, Müller.) 10 Sgr.
K. Richter, Schiller und seine Räuber in der französischen Revolution. (Grünberg, Levysohn.) $7\frac{1}{2}$ Sgr.
A. Levysohn, Jüngstdeutsche Lyrik und ihre hervorragendsten Charaktere. Randzeichnungen zur Literaturgeschichte. (Grünberg, Levysohn.) 5 Sgr.
A. Mussafia, Ueber die Quelle des altfranzösischen Dolopathos. (Wien, Gerold.) 4 Sgr.
J. Scherr, Geschichte der englischen Literatur. 2. Aufl. (Leipzig, O. Wigand.) $1\frac{1}{2}$ Thlr.
Shakspere's Dramen 1. Bd. deutsch von E. Ortlepp (Romeo & Julie). (Leipzig, Reclam.) 2 Sgr.
Shakspere's Werke herausgeg. von Delius; Neue Ausgabe, Schlussband. (Elberfeld, Friderichs.) 2 Thlr.

Lexicographie.

J. & W. Grimm, deutsches wörterbuch. Fortgesetzt von Dr. Rud. Hildebrand und Dr. Karl Weigand. 5. Bd. 2. Lfrg. (Leipzig, Hirzel.) 20 Sgr.
D. Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache. 32. Lfrg. (Leipzig, O. Wigand.) 20 Sgr.
C. Ploetz, Französisch-deutsches und deutsch-französisches Handwörterbuch mit Bezeichnung der Aussprache in den von den Regeln abweichenden Fällen. (Berlin, Herbig.) 18 Sgr.
Fr. Valentini, Taschen-Wörterbuch der italienischen und deutschen Sprache. 5. Aufl. (Leipzig, Brockhaus.) $2\frac{1}{3}$ Thlr.

Hilfsbücher.

J. Kehrein, Entwürfe zu deutschen Aufsätzen und Reden nebst einer Einleitung enthaltend das Wichtigste aus der Stylistik und Rhetorik. (Paderborn, Schoeningh.) 24 Sgr.

J. T. Loth, Grammatische Hilfsblätter der deutschen Sprache, enthaltend die wichtigsten Formen, Lehren und Regeln nebst erläuternden Beispielen und Fragen zur Beschäftigung in Schule und Haus (Tabular views of the german grammar). (Halle, Waisenhaus-Buchhdlg.) 1 Thlr.

Th. Klotzsch, Die Formenlehre der neuhochdeutschen Schriftsprache. (Leipzig, Winter.) 10 Sgr.

Bruhns, Kurzgefasste deutsche Sprachlehre. 3. Aufl. (Lübeck, Dittmer.) 5 Sgr.

H. Wegener, Praktische deutsche Sprachlehre für Volksschulen. (Hildesheim, Fincke.) 7½ Sgr.

F. C. Schwalbach, Neue Conversations-Grammatik der französischen Sprache. 1. Thl. (Hamburg, Kittler.) 7½ Sgr.

A. M. Thibaut, Schlüssel zu dem Elementarbuch der französischen Sprache von Ploetz. (Berlin, Mertens.) 1 Thlr.

Ahn, Handbuch der englischen Umgangssprache mit deutscher und französischer Uebersetzung. (Mainz, Kupferberg.) 15 Sgr.

Dante und der germanische Geist.

Grosse Genien sind die Brücken der Weltverbindung; über sie schreiten die Geister ganzer Nationen und reichen sich zur Verbrüderung die Hände. Das ist ihre heilige Mission. Verwirklicht aber wird dieselbe nur dadurch, dass jedes wahre Genie ein Mikrokosmus in sich selbst ist, ein Focus vieler Strahlen aus dem Weltganzen, und dass, wie es universalistisch empfängt, es auch universalistisch giebt, und so der kosmopolitischen Idee, wenigstens auf dem Gebiete der Kunst, Poesie und Wissenschaft, zu ihrer Berechtigung verhilft. Der Dichter insbesondere, indem er die Sprache spricht, „die einst im Paradies erklungen, die allen Geweihten nur Eine Zunge ist", darf, sich aufbauend auf der Naturbasis seines Volkes, sein Haupt emporheben in den Himmel, der weit über alle Nationen hinaus sich wölbt.

Einen solchen Dichter feiert Italien am heutigen Tage: es ist Dante Alighieri. Auch er gehört in die Zahl der welthistorischen Dichter. Es wird kaum ein Culturvolk im heutigen Europa geben, das sich nicht beeifert hätte, ihn durch Bearbeitungen und Uebersetzungen sich einzuverleiben. Was dazu treibt, ist nicht ethnographische Neugier, ist auch nicht das bei der Poesie natürlichste und nächstliegende ästhetische Interesse, sondern ist ein umfassenderes, was man vielleicht am passendsten das culturhistorische nennen könnte. Er spiegelt eine grosse Weltentwickelung abgeschlossen in sich ab; eine Zeit voll gewaltiger Kämpfe, untergehender Mächte, neu sich durcharbeitender Ideen. Und darum haben gerade die Zeiten, „wo in erneuendem Umschwung, in verjüngter Gestalt aufstrebte die

Welt", wieder nach Dante gegriffen. Es ist die Reformationszeit, die ja die romanischen Länder Europas aufs Tiefste mitberührte, und die in ihnen nach ihrer humanistischen Seite sich vorbereitete, in welcher Dante in Italien in einer Menge Auflagen erschien (Benvenuto's von Imolà Auslegung 1477, die umfassende Arbeit Landini's 1491, dann seit 1502 bis um die Mitte des Jahrhunderts mehr denn 12 Ausgaben), in welcher er in Spanien, das seine Literatur an der Hand der italienischen entwickelte, seinen bedeutendsten Uebersetzer fand (Pero Fernandez de Villegas 1515) und in Frankreich (1597) die wenigstens theilweise Uebersetzung des Deschamps hervorrief. Und so ist es, während das erstorbene 17. Jahrhundert nur todte Sammelwerke zu Tage gefördert, erst der Schluss des vorigen Jahrhunderts — wieder eine weltumwälzende Zeit — die zum Dante sich hinwendet. Diesmal aber geht die Anregung vor Allem von Deutschland aus. Deutschland entwickelt, unter der Aegide des Goethe'schen Geistes, die romantische Poesie, die in England, Frankreich und Italien bald ihre Schösslinge treibt, mit Liebe zum Mittelalter und zum Dichter des Mittelalters zurückkehrt, und so mit neuem Eifer das Dantestudium aufnimmt. Das erste Jahrzehnt unseres Jahrhunderts sieht in Italien mehr Ausgaben, als das ganze 18. Jahrhundert zusammengenommen; das zweite und dritte bringt die eindringenden Forschungen Carlo Troya's und Arrivabene's, und die Wiederherstellung des gelehrten Apparates der früheren Jahrhunderte, die Herausgabe des ottimo commento (1827), des Boccaccio (1831), denen sich, unserer Zeit näher, die des Benvenuto von Imola (1850), des Buti (1858) angeschlossen. Während in Frankreich die Gegensätze, wie Ozanam und Lamenais, sich des Dichters bemächtigen, und England den politischen Flüchtlingen des jungen Italiens, einem Rosetti und Ugo Foscolo, den freien Boden giebt, ihre politische Auslegung des Dichters zu entwickeln, tritt Deutschland, wie es am Ausgang des vorigen Jahrhunderts mit der eleganten Arbeit und stellenweisen Uebersetzung A. W. Schlegel's, mit dem feurigen Lobe Tieck's, mit der Nachahmung der Terzine vorgegangen war, nun in die grosse Arbeit der Auslegung des Dichters ein, sowohl mit der Begeisterung des dichterischen Verständnisses, wie mit der Wucht der Gelehr-

samkeit und der Schärfe des kritischen Apparats. Während das 18. Jahrhundert nur eine dürftige Uebersetzung (Bachenschwanz, Leipzig 1769) hervorgebracht hatte, folgt Kannegiesser 1820 (bis 1843 vier Auflagen), Streckfuss (1824 bis 1840 drei Auflagen), Philalethes (König Johann von Sachsen) 1828, Kopisch, Berndt von Guseck, Blanc und Andere, ja unsere popularisirende Zeit hat es auch an einer „Bearbeitung für das deutsche Volk" (Julius Braun) nicht fehlen lassen. An diese dichterischen Gaben reihen sich die wissenschaftlichen Arbeiten Abeken's (1826), Carl Witte's (erste Arbeiten 1831), Blanc's (die ersten Arbeiten 1832), Göschel's, Schlosser's, die erneuten Arbeiten von Blanc und schliesslich das Ehrenstück deutschen Dantestudiums, die Ausgabe von Carl Witte (1860, Berlin, Decker). Wir Deutschen haben also wohl Grund, neben den feiernden Italienern gleichfalls einen Kranz um die Büste des ernsten, majestätischen Dichters zu winden. Was ist es doch, das uns Deutsche gerade so vor Anderen zu seiner erhabenen Poesie gezogen hat? Dante ist doch zunächst Italiener, ist es in jedem Tropfen seines leidenschaftlichen Blutes, in jeder Fiber seiner leicht gereizten Nerven, in jedem Ausdruck seiner durch und durch plastischen Natur, in aller Durchsichtigkeit seiner harmonischen Maasse. Und suchen wir nach dem weiteren concentrischen Kreise seiner Individualität, so ist er doch gewiss wieder Romane, und vom Germanen hat er zunächst nicht mehr in sich, als das ganze Mittelalter es hat, in dessen Grundbau ja freilich die Quadern der deutschen Art mächtig hineingemauert waren. Die Deutschen als Nation liebt er nicht, nennt sie kaum. Wo er ihrer einmal erwähnt, Inf. XVII. 20., geschieht es nicht in schmeichelhafter Weise (li Tedeschi lurchi, die gefrässigen Deutschen). Er kennt keine ihrer Dichter, obwohl die glänzende Zeit des mittelhochdeutschen lyrischen und epischen Gesanges abgeschlossen vorlag, und durch Kaiser Friedrich II. Hof eine Einwirkung auf die Entwickelung der jungen italienischen Poesie geschehen war. Seine Vorbilder liegen einerseits in der römischen Poesie, vor Allem bei Virgil, seinem „Lehrer und Meister" (quella fonte che spande di parlar si largo fiume), ausser demselben bei Lucanus und Statius; andererseits bei den Meistern der langue de si und der langue

d'oc, d. h. bei den ältesten italienischen Dichtern (Guido Guinicelli und Guido Cavalcanti, „und vielleicht ist schon geboren, der sie beide jagt vom Neste“) und den provençalischen Troubadours, bei einem Bertran de Born, Inf. XXVIII., 134., Sordello Purg. VI., 72., Arnold Daniello Purg. XXVI., 140. (den er sogar in provençalischer Mundart reden lässt), Fulco von Marseille u. A. — Und wie Dante in formeller Hinsicht Romane ist, so ist er es auch seinem geistigen Inhalte nach. Die ganze Weltbildung war noch romanisch; germanisch war nur der Feudalstaat und das Kaiserthum, letzteres auch nicht seiner Idee, aber doch seinen Trägern nach. Der deutsche Geist hatte noch wenig Einfluss auf die Gedankenbildung der Zeit. Die Philosophie, die in der Hülle der Scholastik auftrat, war romanisch; Thomas von Aquino, von dessen Lehrsystem Dante in seinem Denken meist ausgeht, speciell ein Italiener. Romanen sind alle die grossen Lehrer der Kirche, die er in der Sonnensphäre im Paradiese antrifft, Franciscus und Dominicus, die grossen Ordensgründer, Bonaventura, der heilige Bernhard, Anselm von Aosta (später Canterburry); nur ein Vertreter der Mystik, Hugo von St. Victor zu Paris, ist von Geburt ein Deutscher und neben ihm Albertus Magnus von Köln; der Schotte Duns Scotus ist bei den Zauberern in der Hölle. — Form, Systematik, Objectivität, diese echt romanischen Lebenselemente, sind gerade in Dante besonders reicher, als die subjectiveren Grundzüge des germanischen Geistes vertreten.

Und dennoch besteht eine reiche Welt von Beziehungen zwischen Dante und dem deutschen Geiste. An Stelle der Romanen sind heutzutage die Germanen, wo nicht als die ausschliesslichen, so doch jedenfalls als die Haupterben des universalen Geisteslebens getreten. Das ist das erste Band, das uns fesselt. — Es ist nichts, als ein materialistisches Behagen, eine, nur etwas geistiger aufgeputzte Rohheit, der derjenige Mensch sich hingiebt, welcher nur innerhalb der Schätze einer einzigen exacten Wissenschaft schwelgt. Jede gewinnt ja doch erst ihren Werth in der Verbindung mit dem Ganzen, und was dies Ganze festzuhalten weiss, das ist es, was wir im Laienverstande Bildung, bei wissenschaftlicher Durcharbeitung aber Philosophie nennen: das Selbstbewusstsein vom geistigen Leben der Mensch-

heit, dem bisher im Laufe der Zeiten entwickelten ebensowohl, als dem, in welchem man, als im gegenwärtigen, steht. Jedes philosophische System, das sich aufbauet, ringt nach diesem Totalitätsbewusstsein. Dichter gefallen sich sonst wohl, bloss dem Künstlertriebe folgend, an der, dieses letzten Zieles unbewussten, einfachen poetischen Gestaltung. Erblüht dann unter ihren mächtigen Schöpferhänden doch zuletzt eine ganze Welt, wie dies bei Homer, bei Shakespeare der Fall ist, so erfreuen sie vielleicht auch noch um so reiner, je naiver sie sind. Setzen sie sich aber bewusst jene philosophische Aufgabe, wie dies vielleicht nur Dante in der divina comedia und Göthe im Faust gethan hat, so hat man dann ein complicirtes Gedicht, dem man mit ebenso complicirten Empfindungen gegenüber steht. Keine der üblichen Bezeichnungen passt; dort die epische, hier die dramatische Einkleidung ist mehr zufällig, als innerlich geboten; die Werke vereinen das lyrische, didactische, satirische Element auf gleiche Weise in sich; und Dante, der ebensowohl ein Mann der Wissenschaft wie ein Poet ist, sucht noch dazu in sein Gedicht, wie sein Meister Brunetto Latini, die ganze Summe des Wissens seiner Zeit mit aufzunehmen. Dass ihm als Dichter dies Bestreben schadet, liegt auf der Hand. Es war vielleicht nur die Schule unserer Romantik, die, freilich auch nur in der Theorie, gleichfalls alle Wissenschaften hat poetisch verklären wollen. Was aber bei diesem Fehler Dante's der Aesthetiker verliert, das gewinnt der Culturhistoriker. Man geniesst den vollen Einblick in die Wissenschaften des Mittelalters. Geschichte und Mythologie geben dem Gedichte die breite Basis ; soweit sie in der Vergangenheit liegen, behandelt sie Dante fast durchweg untereinander gleich und vorwaltend symbolisch, indem er sie zu Trägern seiner Gedanken macht; die Geschichte seiner Zeit, wie lebensvoll sie auch immer sich herandrängt, Dante stellt sie doch unter mehr ethische als politische Gesichtspunkte; Geographie, Mathematik, Astronomie geben die Maasse und Gesetze, in denen sein Gedicht, wie eine Sonne im Weltenraume, schwebt und getragen wird; Physik und Physiologie beschäftigen ihn, seine anatomischen Kenntnisse erschrecken uns mit ihrer furchtbaren Exactheit, z. B. in der Hölle bei den zerhauenen Schismatikern. Er liebt die Künste:

Casella's Gesang fesselt ihn am Rande des Purgatoriums, er wägt des Malers Cimabue Verdienst gegen das des späteren Giotto. — Jeder muss, nach Dante's Pilosophie, dem inneren Zuge seiner Seele zur Vollendung folgen, denn

> Ciascun confusamente un bon apprende
> nel qual si quieti animo, e desira;
> perchè di giugner lui ciascun contende.

(Verworren ahnt Jeder ein Gut, in welchem seine Seele Ruhe finden soll, und wünscht es; weshalb ein Jeder ringt, es zu erreichen.) Des Menschen Geist ist so dem Dante'schen Odysseus gleich, den er in glorreichem Streben untergehen lässt. Ueber die Säulen des Herkules segelt er mit seinen Gefährten in das unerforschte Meer hinaus:

> Verschmäht doch nicht, die kurze Abendwache
> der Sinneskraft, die Euch noch übrig bleibet,
> zu nutzen, um, der Sonne folgend, Kunde
> vom menschenleeren Wohnsitz zu erlangen.
> Zieht Euren Ursprung in Betrachtung, wurdet
> Ihr doch gemacht nicht, gleich dem Vieh zu leben —
> nein! dass nach Tugend Ihr und Kenntniss ränget!
> (Inf. XXVI., 144, ff. Philalethes.)

Schon dieser forschende, universalistische Geist zieht den verwandten deutschen an; wie viel mehr noch der Geist der Freiheit, dieser grossgeartete, weite und kühne Geist, der in Dante's Schriften athmet. Es handelt sich hier nicht um seine republikanische Freiheitsliebe, seine altrömischen Bürgertugenden, die in seinem Leben so glänzend erscheinen; auch nicht um seine niemals beeinflusste Ueberzeugung, so dass er, im Wechsel der Dinge, schliesslich von sich bekennen darf, er habe Partei aus sich selbst gemacht; wir reden hier nur von den religiös-philosophischen Gedanken, die in seinem grossen Gedichte auf diese Bahnen weisen. Es ist bekannt, wie sinnvoll seine phantasiereiche Symbolik die Reiche der jenseitigen Welt gestaltet. Selbst seine Hölle, so erfinderisch an Scenen des Entsetzens sie ist, so geistig ist sie doch auch wieder angelegt, da alle ihre Strafen doch nur Gegenbilder der begangenen Sünden sind. Wie nichts von mönchischer Bornirtheit, so lebt auch nichts von bigotter Kurzsichtigkeit, von gehässigem Fanatismus

in ihm. Wo seine Dogmatik oder sein System, die sich beide im Einklange mit der Kirche halten müssen, ihn nöthigen, bedeutende Persönlichkeiten in die Hölle zu setzen, da lässt er ihnen doch, wie dem Farinata degli Uberti, Friedrich II., Peter de Vineis, Ugolino u. A. die volle Grösse der Seele: er hat auch diese Eigenschaft des ächten Dichters, dass er bewundern kann, selbst wo er hasst oder verdammt. Wenn ferner die unbeugsame Lehre seiner Kirche ihn zwingt, die ungetauften, Kinder oder Heiden, in die Hölle zu setzen, die „durch keine böse That, sondern nur durch jenen Mangel verloren sind“ — so weiss er ihnen doch einen sowohl freud- wie leidlosen Mittelzustand zu schaffen, in welchem sie ohne Hoffnung in träumender Sehnsucht gleichsam ein embryonisches Leben führen. Nicht genug; er sondert die grossen Heiden, die Dichter und Philosophen derselben, in ihre besondere Stadt aus, die von inwendigem Lichte (der natürlichen Vernunft) erleuchtet, von der siebenfachen Mauer (den sieben freien Künsten) eingehegt, und vom klaren Bächlein (der Beredsamkeit) durchflossen ist. Hier geniessen die Edlen aus den Heiden jenen Frieden, den ihre eigenen Unsterblichkeitshoffnungen einst ihnen zugewinkt:

> Hier waren Leute stillen, ernsten Blickes,
> in ihren Zügen hohe Würde tragend;
> sie sprachen wenig und mit sanfter Stimme.
>
> Inf. IV. 112. ff.

Neben Dichtern und Weisen sind hier auch die Helden des Alterthums, ja selbst Saladin ist unter ihnen, also sogar ein Repräsentant der muhamedanischen Welt. Ihm sind also die Tugenden der Heiden nicht, wie jenem berühmten Kirchenvater, nur glänzende Laster. Wie wäre dies auch möglich bei einem Dichter, der, wie Dante, so oft für die Freiheit des menschlichen Willens das Wort ergreift! „Die höchste Gabe, die Gott in seiner reichen Gnade schuf, die seiner Güte am meisten entsprechende, und die er am höchsten werth hält — war des Willens Freiheit, mit der die denkenden Wesen einzig und allein ausgerüstet sind.“ Par. V. 19. ff. und

> die sinnend bis zum Grunde drangen, wurden
> der eingebornen Freiheit inn' und haben
> daher der Menschheit Sittlichkeit gelassen.
>
> Purg. XVIII. 67. ff.

Wie er dann den schwierigen Conflict zwischen menschlichem Entschluss und göttlicher Weltregierung, zwischen Freiheit und Nothwendigkeit löse, ist er, besonders im Paradiese, oft bemüht. Sein eigenes freies Denken aber bethätigt er dadurch, dass er den Zweifel gestattet, ja nothwendig hält:

> Drum spriesst, dem Schössling gleich, am Fuss der Wahrheit
> der Zweifel auf, und unsere Natur ist's,
> die uns zum Gipfel treibt von Höh' zu Höhe.
>
> Par. IV. 124.

Dante selber gestattet sich den Zweifel, wenn er, in weitherziger Betrachtung, sich die Frage stellt (Par. XIX.): „Wenn ein Mensch am Indus geboren wird, und Niemand ist, der daselbst von Christo spreche oder lese oder schreibe, und sein ganzes Wollen und Handeln ist gut, und hält sich frei von Sünde in Wort und Leben und stirbt nun ungetauft, wie kann ihn Gerechtigkeit hier oben verdammen?“ Sein Zweifel ist demselben Quell entflossen, wie sein Wissensdurst: „nur mit dem Wasser, das einst die Samariterin begehrte,“ werden beide gelöscht. (Purg. XXI.) „Wenn ich nur schüchtern die Wahrheit suchte, ich fürchte, ich würde bei denen nicht lange erwähnt werden, die unsere Zeit einst die alte nennen werden.“ (Par. XVII. 118.) Die volle Erfassung der Wahrheit aber geschieht ihm schliesslich in jener Mystik, die sich ins Anschauen des Höchsten versenkt, und deren Zauberwort die Liebe ist. Lo bel pianeta che ad amar comforta, der schöne Stern, der zum Lieben Kraft giebt, leuchtet bei seinem Aufsteigen zum Purgatorium am Morgenhimmel, und in der Liebe, die, „je mehr sie sich verbreitet, um so mehr an Kraft wächst,“ vollendet der Dichter seine Wallfahrt, bis er seinen Blick in den Lichtsee der Himmelsrose getaucht hat. Freiheit, Wahrheit, Liebe: eine schöne Dreizahl! Jedes echte Studium, jede treue Forschung beseelt sie. Wer gedächte hier nicht des verwandten Zuges in Lessing, den er dem deutschen Geiste erst so recht aufgeprägt. Wirkt aber dieser grosse Zug in unserer Nation vielleicht lebendiger, als in den übrigen, so dürfen wir um so eher Dante als einen uns verbrüderten Geist begrüssen!

Ebenda möchte auch vorzugsweise das protestantische Element Dante's liegen, das für den germanischen Geist ein wei-

terer Berührungspunkt geworden ist, nicht in seiner schneidenden Stimmung gegen die Päpste seiner Zeit, denn diese trifft doch immer nur die Personen, nie das Amt; am wenigsten in seinem Glauben, denn was das Dogma anbelangt, so ist er so intact katholisch, wie es nur denkbar ist. (Dante würde, wäre er in unserem Sinne evangelisch, statt auf die Glorie der Kirche mit allen ihren Kräften und Personen, ein grösseres Gewicht auf Christum als den Erlöser legen, wie dies Milton und Klopstock gethan; in lebendiger Gestalt aber kommt Christus in seinem Gedichte gar nicht vor, nur in der Lehre, in der Anrufung und in der Allegorie, und schliesslich beim mystischen Anschauen der Dreieinigkeit.) Aber der Freiheitsinn Dante's ist es, der ihn zum Feinde des hierarchischen Wesens macht, die Liebe seines grossen Herzens, die ihn eine Erneuerung der Kirche wünschen lässt. Doch bleibt er auch in diesen Empfindungen gerecht: er verwirft nicht den ganzen Stand um einzelner entarteter Mitglieder willen. Er erblickt in der Hölle im Feuerregen, unter dem die Sodomiter dulden, zwischen den goldenen Kutten, unter denen die Heuchler einherschleppen, im Eissee, wo die Verräther zähneklappen, viele Priester, wie auch noch im Fegefeuer, wo der Hunger die ehemaligen Schlemmer zu Gerippen ausdörrt: doch sie bilden keine Ueberzahl gegen die Laien, und Dante erweist sich nirgend als radicaler Pfaffenfeind. Aber jeder Missbrauch geistlicher Gewalt empört sein Herz. Keines Papstes ungerechter Bannfluch wirkt. Den unglücklichen, von der Kirche verfluchten König Manfred, dem die französischen Ritter, seine Sieger, an der Brücke von Benevent wenigstens einen Steinhaufen als Grabesdecke hatten gönnen wollen, den aber priesterlicher Fanatismus ausscharren und über die Grenze werfen hiess, „wo seine Gebeine der Regen wusch und der Wind bewegte“ — Dante lässt ihn trotz des Bannes, der ihn auf Erden über das Grab hinaus verfolgt hatte, schön und fröhlich im Purgatorium erscheinen. Als Papst Bonifaz VIII., lo principe de' novi Farisei, dem listigen Guido v. Montefeltro, der bereits der Welt entsagt hatte und Mönch geworden war, durch Verheissung der Sündenvergebung, die er kraft seiner Binde- und Löseschlüssel ihm ertheilt, zum falschen Rathgeben verlockt hat: da ist nach seinem Tode der

Teufel, der ihn für sich als Beute heischt, ein eben so scharfer Logiker wie Papst und Mönch; er gewinnt seine Seele und reisst sie hinab zur Malebolge: „denn nicht kann man zugleich bereuen und doch das Böse wollen.“ Also kein Ablass, auch nicht von Papstes Hand, am wenigsten bei solchem vorbedachten Tezelshandel! das Grundverderben aber der Kirche, das Dante nicht müde wird zu geisseln, das ist die weltliche Herrschaft, mit der sie sich beladen. Deshalb steht das Papstthum jetzt als die grosse Buhlerin im Wagen der Kirche (Purg. XXXII.), der schlimm beladen ist mit dem Gefieder des Adlers, das dieser ihm hat lassen müssen (mit der dem Kaiserthum entrissenen weltlichen Herrschaft). Der Riese (Philipp der Schöne, der das Papstthum nach Avignon lockt) hat erst mit ihr schön gethan, dann peitscht er sie, und schleppt sie sammt dem Wagen von dannen. „O Constantin, wie grosses Unheil schaffte zwar nicht deine Bekehrung, aber doch jene Mitgift, die von dir empfing der erste reiche Vater*)!“ so ruft er in der Hölle aus, an dem Loche, in welchem, kopfübergestürzt, fast alle Päpste seiner Zeit, mit emporgewendeten Fusssohlen, auf denen die Feuerflammen züngeln, büssen. Das grosse Gedicht, welches ihn fast die Hälfte seines Lebens hindurch beschäftigt hat, und manches Anfluthen und Hinwegebben in einzelnen Anschauungen und Gefühlen zeigt, bleibt sich in dieser Klage gleich; unter dem leidenschaftlichen Parteihass, der im Inferno, unter den Kaiser-Ideen, die im Purgatorio vorwalten, bricht sie immer aufs Neue durch, um im Paradiso, in der Strafpredigt St. Peters, des Gründers der römischen Kirche, voll und majestätisch auszuklingen. Hier vor Allem offenbart sich der religiös-reformatorische Gedanke der divina comedia. Und hätte die Kirche ihn vernommen, wie er es vielleicht im Stillen erhofft hatte, nie hätte dann in der Reformation es eines Losreissens des germanischen Geistes vom romanischen bedurft; so aber nimmt — uns zum Heil und Stolz — Luther die Fackel

*) Der Sage nach kam Kaiser Constantin, der aussätzig geworden, zum Papst Sylvester, der vor seiner Verfolgung in eine Höhle des Soracte geflohen war, erhielt von ihm Heilung, bekehrte sich und schenkte ihm Rom und das erste weltliche Gebiet der Kirche.

aus Dante's Hand, und versetzt sie an den Heerd unseres Volkes.

Bei Dante bestimmt der kirchliche Standpunkt den politischen, nicht der politische den kirchlichen. Er ist Ghibelline, abweichend von seinen Familientraditionen, weil er im Kaiserthum die Rettung der Kirche wie Italiens sieht. Dieser Ghibellinismus aber ist noch ein Band mehr, das uns an Dante zieht. Schon der Parteiname erinnert uns an unsere alte Reichsherrlichkeit, an eines unserer glorreichsten Kaisergeschlechter. Wir haben ja freilich längst die Träume vom heilgen römischen Reich deutscher Nation, der kirchlich-politischen Weltmacht, begraben. Wir wären mit der Wiederherstellung eines nationaldeutschen Königthums, wie es einst Heinrich I. auf der Basis norddeutscher Volkskraft, Zucht und Wehrhaftigkeit hergestellt hatte, völlig zufrieden. Wir wollen keiner fremden Nation unsere Herrschaft aufprägen, am wenigsten der italiänischen, in deren Marken tausend blutige Warnungstafeln für jedes erobernde Gelüste stehen. Aber unser historischer Sinn wird erfreut, in Dante's grossem Gedichte auf Schritt und Tritt den Spuren deutschen Ruhmes zu begegnen. Noch klingen die Namen der Hohenstaufenzeit erinnerungsvoll durch alle seine drei Reiche. Die Zeit, wo Cacciaguida, Dante's Ahn, mit Kaiser Konrad III. auf heiligem Kreuzzuge ins Morgenland gewallt war, erscheint wie eine patriarchalische Periode fern liegenden Völkerglücks. Erwähnt wird die Zeit „jenes guten Rothbarts“ und in der Mondsphäre des Paradieses erscheint die normannische Constanze, „die von dem zweiten Sturmwind Schwabens“ (Heinrich VI.) den dritten gebar (Friedrich II.). Dieser letztere ist zwar unter den Ketzern im Inferno, aber in Gesellschaft jener titanenhaften Geister, die selbst auf die Hölle mit Verachtung blicken (che hanno l'inferno in gran dispetto); sein Kanzler Peter de Vineis, „gegen Niemanden ungerecht als gegen sich selbst, den Gerechten“ (da er sich, fälschlich angeklagt, das Leben genommen), hat ihm die Treue bewahrt, „der er so würdig war.“ Wir finden die Mitkämpfer in der letzten Katastrophe der grossen Kaisertragödie, das dunkle Haupt Ezzelin's, das blonde Manfred's, das blutige Konradin's. — Vor allen Anderen aber, namentlich vor Rudolf und Albrecht, den ersten, von Dante der

unterlassenen Kaiserpflichten beschuldigten Habsburgern, leuchtet hervor die hochgefeierte Gestalt Heinrichs VII., des Lützelburgers. Und in der That, — soll der Dichter mit dem Könige gehen, da beide auf der Menschheit Höhen wandeln — so haben sich schwerlich je in der Geschichte zwei so ideale Menschen begegnet, wie diese beiden. Den fast messianischen Beruf, den Dante ihm als dem Weltherrscher zunächst in Bezug auf Italien zuweist, hat er zu erfüllen gestrebt, bis an sein frühes Ende. Freilich hat er auch darin bewiesen, dass die mittelalterliche Welt wohl noch befähigt war, in bleibender Gestalt zum Gedichte zu werden — aber nie mehr zur Wirklichkeit. Roma, „die Wittwe, einsam Tag und Nacht," rief umsonst: „Mein Cäsar, wann kommst Du, Dich mir zu verbinden? „Die Kaiserglorie war zu Ende, noch einmal im Untergange war ihre Sonne gross und schön erschienen; dann war sie, ihr Schicksal erfüllend, in Nacht versunken, um in Dante's Gesange ewig fortzuleben.

An die Stelle der Dante'schen Weltmonarchie sind die freien und selbstständigen Nationen getreten, deren gegenseitigen Bund die fortschreitende Cultur enger und enger zieht. Nicht mehr unsere Kaiserheere überschreiten die Alpen, ihren eisernen Fussschritt in Italiens Boden einzuprägen; an ihrer Stelle zieht der Gelehrte und Künstler, uraltem Heimweh nach dem Süden folgend, die Gotthards- oder Brennerstrasse hinunter. Solcher glorreichen Römerzüge haben wir viele in der neueren Geschichte der germanischen Geistesbewegung: Göthe mit dem Gefolge der romantischen Dichter, Cornelius an der Spitze unserer Maler, Rauch und Thorwaldsen als die Meister germanischer Bildhauerei, Niebuhr und Mommsen als Häupter der alten Geschichtsforschung. Ja, aus den nordischen Städten unseres Vaterlandes gehen die Systeme unserer Philosophen, deren Fuss vielleicht im Leben kaum den engen Kreis ihrer Mauern je überschritten, erobernd über das junge Italien. Unsere moderne Weltbildung sucht dort die antike wie die mittelalterliche und reicht sich befreundet mit ihr die Hände; und den neuen, freiwilligen, freudigen und hoffnungsreichen Völkerbund krönen nicht mehr die Rosen blutiger Schlachten, sondern der Lorbeer geistiger Siege und der Oelzweig des Völkerfriedens.

So feiern wir mit dem gesammten Italien den grossen Dichter an diesem Tage. Und wie dabei sein Bild mit den so ausgeprägten, unvergleichlichen Zügen, mit der tiefgefurchten Stirn des Denkers, dem stolzgeschlossenen Munde des Herrschers und dem Adlerauge des Genius vor uns steht, so möge auch seine erhabene Poesie unter uns fortleben und uns lehren:

Ad ora ad ora come l'om s'eterna.

Dr. David Müller.

Die Ideale und das Leben.*)

Das Alterthum im Grossen und Ganzen, das He denthum kannte kein sittliches Ideal. Selbst den Griechen galt diese Welt als die einzig wahre; nur das irdische Leben galt ihnen als das wirkliche Leben; so, dass ihr gröster Held, Achilleus, lieber ein Tagelöhner auf Erden, als König in der Unterwelt sein wollte.

Die Geister der Todten waren in ihren Augen nur Schatten; die Welt der Verstorbenen eine Schattenwelt; ihr Leben und ihre Bestrebungen ein Schattenbild der Wirklichkeit. Das höchste Ziel, was sie dem Menschen stellten, war ein praktisches, besonders an den Begriff des Staates gebundenes. So galt den Spartanern sogar als Tugend, was wir als unsittlich tadeln würden, wenn es nur dem Staate Nutzen brachte. Der schlaue Odysseus ist das Ideal, wenn man es so nennen darf, dieser materiellen Weltanschauung. Freilich findet man schon in der altklassischen Literatur einzelne Charaktere, die auf ein höheres, sittliches Ideal hinweisen; so den Neoptolem in Sophokles Philoktet; im wirklichen Leben den Plato. Im Grossen und Ganzen war aber jene materielle, praktische Anschauung vorherrschend. Der Widerspruch zwischen Ideal und Leben konnte daher auch von ihren Künstlern nicht dargestellt werden.

Da, wo es geschieht, z. B. in Aristophanes, hat dieses Ideal keine rein sittliche, sondern nur politische Bedeutung.

Erst das Christenthum hat den Menschen gelehrt, diese Welt als eine Schattenwelt zu betrachten; dem Christen gilt

*) Die vorliegende Abhandlung ist ein Theil eines grösseren Ganzen, einer Vergleichung des Hamlet, des Misanthrope und des Don Quixote, welches in einiger Zeit als ein besonderes Werk im Buchhandel erscheinen wird. D. Red.

dieses Leben als eine blosse Vorbereitung zu dem Leben nach dem Tode. Von der Lehre Christi: Liebet eure Feinde und segnet diejenigen, die euch fluchen, hatte das Heidenthum keine Ahnung. Mit Christus ist also ein sittliches Ideal, ein höherer Begriff von der Bestimmung des Menschen in der Welt aufgetreten. Er stellt Forderungen an uns, die mit unseren weltlichen, egoistischen Interessen in Widerspruch treten; denen wir selber nicht genügen hönnen, und deren Erfüllung wir auch bei Andern vermissen. Das sittliche Ideal des Christenthums steht in Widerspruch mit dem wirklichen Leben. Den christlichen Dichtern blieb es daher vorbehalten, diesen Widerspruch zwischen der Wirklichkeit und der höheren Bestimmung des Menschen, zwischen Ideal und Leben, poetisch zur Darstellung zu bringen. Manche haben sich an dieser Aufgabe versucht. Von dreien, von den drei grössten Dichtern der christlichen Welt, von Cervantes, Shakspeare und Molière ist sie, und zwar auf sehr verschiedene Art, in drei Meisterwerken gelöst worden: im Don Quixote, dem Misanthrope und dem Hamlet.

In dem letzten dieser drei Werke ist jener Widerspruch auf die tiefste, grossartigste Weise tragisch dargestellt; im Don Quixote komisch, in dem Misanthrope humoristisch.

Manche Christen halten es freilich für unpraktisch, Idealen nach zu jagen, die ihnen nur in ihren egoistischen Bestrebungen hinderlich sein können. Sie fügen, weil es ihren Zwecken dienlich ist, zu den Lastern der Heiden nur noch ein neues Laster hinzu, die sittliche und religiöse Heuchelei, ein Laster, das die Griechen und Römer weniger gekannt zu haben scheinen.

Diese können natürlich durch den Widerspruch zwischen Ideal und Leben nicht in innere Kämpfe verwickelt werden. Sie können dem Dichter nur Gelegenheit geben, die in offenem Widerspruch mit dem Ideal stehende Wirklichkeit dar zu stellen. Um den Widerspruch zwischen Ideal und Leben im Innern des Menschen zur Darstellung zu bringen, muss er sich einen Helden wählen, der jenen Widerspruch zu fühlen vermag; der das Bedürfniss hat, an jene Ideale und ihre Verwirklichung zu glauben, und sich daher mit den bloss praktischen, heidnischen Christen im Widerspruch befindet. Diess konnte nun eine Persönlichkeit sein, die obgleich sie jenen Widerspruch auf's

tiefste fühlt, den Glauben an die einstige Verwirklichung des Ideals bewahrt und sich mit diesem Glauben tröstet: der wahre vollkommene Christ. Die Persönlichkeiten, an denen Shakspeare und Molière, und zum Theil auch Cervantes, den Widerspruch zwischen Ideal und Leben zur Darstellung gebracht, haben es nicht mehr vermocht, sich zu diesem hohen, echt christlichen Standpunkt zu erheben. Es sind Persönlichkeiten, die das Bedürfniss haben, an die Existenz des Idealen zu glauben, die zu gut sind, um, ihre Ideale vergessend, rein egoistische, bloss endliche Ziele zu verfolgen, und auch wieder zu menschlich schwach, zu ungeduldig, um sich mit der Erfüllung ihrer Ideale in einer bessern Welt vertrösten zu lassen. Da in ihnen der Schmerz über jenen Widerspruch alle anderen Gefühle überragt, so müssen sie sich grade am besten dazu eignen, jenes Gefühl in seinem Ursprung, seinen Aeusserungen und Folgen darzustellen.

Hamlet.

Goethe's und anderer deutscher Kritiker Auffassung des Hamlet'schen Charakters, ist von Flathe in seinem Buche über Hamlet so gründlich widerlegt worden, dass wir uns der Mühe überheben können, von neuem eine Widerlegung derselben zu versuchen. Unsere eigne Darstellung, wenn sie überhaupt haltbar ist, wird übrigens diese Widerlegung schon in sich enthalten.

Flathe hat das Verdienst, in Deutschland zuerst den Hamlet'schen Charakter im allgemeinen richtig erklärt zu haben. Zwei Frauen, eine Engländerin, und besonderes eine Französin, haben aber schon lange vor ihm dieselben Ansichten ausgesprochen. Die Engländerin heisst Charlotte de Burg, geborene Stuart. Sie nennt in ihrem Buche über das classische französische Drama den Misanthrop den Hamlet der Comödie, und meint, mancher Ausspruch des einen über die Verderbtheit des menschlichen Geschlechts könnte unverändert dem andern in den Mund gelegt werden. Sie hat sich aber nicht ausführlicher darüber ausgesprochen.

Die Französin ist die grosse Dichterin G. Sand. In einem

kleinen, „Hamlet“ betitelten Aufsatz hat sie ihre Ansicht ausführlich entwickelt. Diesen Aufsatz, der gewiss in Deutschland nur wenig bekannt sein wird, werden wir weiter unten in ziemlich vollständiger Uebersetzung folgen lassen.

Wären wir mit ihrer oder Flathe's Auffassung ganz einverstanden, so würden wir uns nicht bemühen, die Hamletliteratur noch um eine neue Erklärung zu vermehren. Wir weichen von beiden in sehr wichtigen Punkten ab; auf eine Bekämpfung ihrer Ansichten wollen wir uns aber auch nicht weiter einlassen, da ja unsere eigene Darstellung, wie schon gesagt, die Widerlegung der anderen Ansichten in sich enthalten muss.

Wir glaubten früher, wie alle Welt in unserm Vaterlande, an die Richtigkeit der Goethe'schen Erklärung, sind aber weder durch Sand noch durch Flathe zu unserer jetzigen Ansicht gebracht worden, sondern durch Devrient; durch die Darstellung des grossen Künstlers haben wir erst das herrliche Werk fühlen und verstehen lernen.

George Sands Urtheil über Hamlet.

Sag' an, Hamlet, welches ist der Grund deines unendlichen Schmerzes, und wie kommt es, dass deine geheimnissvollen Klagen so sehr in unserer Seele wiederhallen? Hat man bloss deinen Vater umgebracht, und Du fühlst nicht die Kraft in Dir, ihn zu rächen? Das ist ein tragisches Schicksal, aber zu ungewöhnlich und zu seltsam. Du würdest unsere Phantasie erregen, nicht unser Herz so ergreifen, wenn nur eine Erinnerung, eine Geistererscheinung und ein Schwur in deiner Seele lebten. Was rührt uns das Verbrechen einer Königin, der Mord eines Königs, der Zorn eines entthronten Fürsten? Wir haben in der Wirklichkeit ganz andere gewaltigere blutige Dramen gesehen als dasjenige, das sich in Deinem Schicksal vor unseren Blicken entrollt. Woher denn die geheimnissvolle, tiefe Theilnahme, die der Dichter uns für Dich einflösst? Welches Geheimniss ist in Deinem Busen vergraben?

Hat der Dichter nicht in Dir alle Leiden einer reinen Seele dargestellt, die in dem Kampfe mit der verderbten Welt zu Grunde geht. Das ist ein unseliges Geschick und der einzige Grund Deines Wahnsinns. Dein zart fühlendes und vertrauens-

volles, freundschafts- und liebesbedürftiges Herz wird durch die Entdeckung des in Deiner Familie begangenen Verbrechens in seiner Liebe und in seinem Glauben erschüttert. Du beweintest einen geliebten Todten und wundertest Dich, dass Du allein warst, ihn zu beweinen! Eine dunkle Ahnung schwebte über Deinem Geiste; plötzlich wird diese Ahnung zur Gewissheit, ein erschütterndes Gesicht, vielleicht ein Traum hat Dich aufgeklärt; Deine Vernunft wird erschüttert und Dein Leben ist nur noch ein Anfall von bitterem und finsterem Wahnsinn.

Denn Du bist wahnsinnig, Hamlet, und lügst nicht, wenn Du sagst: Sein Wahnsinn ist des armen Hamlet's Feind.

Man spielt nicht ungestraft mit dem Wahnsinn, und dass Du Dich entschliessest, die Rolle eines Wahnsinnigen zu spielen, zeigt, wie sehr das Grauenhafte und Schreckliche eines solchen Zustandes Deine Seele beschäftigt. Du heuchelst nicht, wie Brutus; denn Du bist nicht der strenge, kalte Brutus. Armer Hamlet! Deine Seele ist zu stolz und zu liebesbedürftig, um den Schmerz in sich zu verschliessen und Rache zu brüten. Du hättest alle Menschen lieben mögen und musst sie hassen: Dein Herz ist gebrochen. Der Abscheu des Verbrechens, die Verachtung der Lüge und das Grauen vor allem Bösen haben Deinen Geist erschüttert und aus seinem Gleichgewicht gehoben.

Das Gleichgewicht Deiner Geisteskräfte ist gestört. In den Augenblicken, wo Du über Tod und Leben philosophirst, über das Geheimniss des Grabes und die Furcht vor dem Unbekannten, da scheinst Du die Klarheit Deines Geistes wieder gefunden zu haben; aber grade da errathen wir am besten Dein Leiden, Dein inneres Leiden, dessen Grösse Du nicht mehr ermessen kannst, und das sich umsonst unter glänzenden und erhabenen Worten zu verbergen sucht. Mehr als je bist du mit dir selber in Zwiespalt, in diesen Augenblicken der Träumerei, wo Deine Seele die Erde verlässt; denn da ist die Erinnerung an Deine Leiden aus Deinem Gedächtniss verwischt, und eine Hälfte Deiner Seele ist abgestorben.

Wenn Du Dich fragst: Sein oder Nichtsein? sterben oder schlafen oder träumen? Da bemerkst Du Ophelia nicht, die neben Dir kniet, und wenn Du an das Schicksal Alexanders denkst und an die Nichtigkeit des Ruhmes, so erinnerst Du Dich

nicht mehr des Mordes, den Du begangen, und Deiner Geliebten, die durch Dich wahnsinnig geworden. Du hast nicht einmal daran gedacht, Dich nach ihrem Schicksal zu erkundigen; Du ahnst nicht, dass es ihr Grab sei, das man vor Deinen Augen gräbt. Es giebt also Stunden, wo Dein Herz todt ist, und dann verliert sich Dein Geist in Abstractionen, in welchen Dir das klare Bewusstsein Deines Unglücks entschwunden ist. Oder ist der Zustand eines Menschen gesund zu nennen, in dem das Gehirn arbeitet ohne alles Bewusstsein der Leiden des Herzen? Ist der Mensch noch im Besitz aller seiner geistigen Kräfte, der nur gesondert und abwechselnd denken und fühlen kann? Man sage uns also nicht mehr, dass Du nicht wahnsinnig geworden, denn Du würdest hassenswerth sein; im Gegentheil, wir fühlen so sehr, dass Du Dir nicht mehr selbst angehörst, dass wir unter Deiner Heftigkeit und Deiner Grausamkeit mehr leiden als Du selber.

Der edle Hamlet zerknickt die schwache Ophelia, indem er in sich selber seine Liebe erdrückt, und begreift nicht, dass er sie tödtet. Er erkennt sie nur in ihrem Todtengewande wieder, und sein Schmerz zeigt sein Erstaunen und seine Reue. Der edle Hamlet beugt den ungestraften Stolz seiner Mutter, und während er diese Pflicht erfüllt, bricht ihm das eigne Herz von Reue und Mitleid. Der edle Hamlet verhöhnt und beleidigt den Laertes und bald darauf entschuldigt er sich vor ihm, aber ohne dass er sich des Bösen bewusst zu sein schiene, das er ihm zugefügt, mit den Worten: „Der Himmel weiss, dass ich Dich stets geliebt.“ Stets ist Hamlet edel und gut, aber nicht weniger ist er stets ausser sich und vom Wahnsinn beherrscht; dieser Wahnsinn ist träumerisch und erdrückend, wenn er allein ist oder in Gegenwart des Horatio, wild und verachtend, wo er mit den Thoren und Bösewichtern dieser Welt in Berührung kommt.

Der Wahnsinn ist sets so abstossend oder so betrübend, dass wir mit Schrecken den Blick von ihm abwenden. Sogar die arme, reine, sanfte, schöne Ophelia kann uns, nachdem ihre Vernunft sie verlassen, nur noch einen Augenblick rühren. Ihr Wahnsinn ist zu sehr ein wirklicher Wahnsinn, wenn er auch nicht verderblich wirkt. Ihr Schmerz ist nur ein rein

persönlicher Schmerz. Wie kommt es denn, dass Dein finsterer Wahnsinn, Hamlet, uns vom Anfang bis zum Schluss ergreift und erregt? Dein Schmerz ist unser Aller Schmerz; daher ist er so allgemein menschlich und wahr. Du klagst, dass die Quellen alles geistigen und sittlichen Lebens, die Liebe, das Vertrauen, die Wahrheit und die Güte in Dir versiegen. Dein Schmerz ist, dass Du der Unschuld und dem Frieden Deines Herzens, Deinem Bedürfniss, zu lieben, auf ewig Lebewohl sagen musst. Man zwingt Dich, mistrauisch, stolz, heftig, bitter, rachsüchtig und grausam zu werden. Das Verhängniss zwingt Dich, Deine redliche und tapfere Hand gegen Deine Nächsten zu erheben. Deine Klage entspringt aus jener Liebe zur Wahrheit und zur Gerechtigkeit, die Dich dazu verurtheilt, stumpfsinnig oder boshaft zu werden. Da Du keins von beiden werden kannst, fühlst Du, dass die Geister des Wahnsinns Dich ergreifen.

Die Bitterkeit Deines Lebens, Dein bald wild aufbrausender, bald finsterer Wahnsinn, lassen sich in Einen Herzensschrei zusammenfassen, der in uns Allen wiederhallt, in die Worte: Mein Gott, warum giebt es schlechte Menschen unter uns? warum das Böse in Deiner Schöpfung?

Dieser Schrei der über sich selbst entsetzten Menschheit ist der ganze Inhalt Deiner Klage. Dies ist das Geheimniss Deiner Thränen, Deiner Wuth und Deines Entsetzens. Daher unser Mitleid, unsere Liebe zu Dir, und der Schauder vor Deinem Leiden. Wer von uns kann, beim Anblick all der Verderbtheit, der die Welt Preis gegeben ist, von sich sagen, dass er stärker als Du, gerechter und geduldiger sein werde? Wenn wir uns im Labyrinth metaphysischer Abstractionen verirren, wenn wir uns von den Freuden dieser Welt verlocken lassen, von intellectuellen Genüssen, von den Vergnügungen der Jugend, den Hoffnungen der Liebe, wer von uns konnte da sicher sein, dass er nicht an Wahnsinn leide, ein geistig schwaches und verwirrtes Wesen sei, das nur zu leicht die Gesetze der Wirklichkeit vergesse, in dem der Egoismus und der Leichtsinn das Gefühl für Wahrheit und die Verehrung der Weisheit ersticke? Mögen wir nun in Büchern nach der Ursache des Elends und der Ohnmacht des Menschen forschen; mögen wir in unseren eignen Träumen nach dem Schlüssel dieses ver-

hängnissvollen Geheimnisses suchen; mögen wir versuchen durch sinnliche Vergnügungen dies Gefühl in uns zu betäuben: wir sind stets schwach an Körper und Geist, von einem unergründlichen geheimnisvollen Verhängniss beherrscht; bald massloser Furcht, bald trunkener Vergessenheit hingegeben, Feiglinge und Prahler; eben so schnell von dem Becher der Freuden übersättigt, wie müde, die Wahrheit zu erforschen; und vor Allem traurig, immer traurig.

Weine Hamlet! weine! Es giebt nur Ursache zur Klage hienieden! Zittere; denn es giebt nichts Schrecklicheres als unser Loos in dieser Welt! Tödte und stirb! zerstöre und verschwinde: das ist des Menschen Schicksal. Von der Wiege bis zum Grabe; von Adam bis zu Dir, Hamlet; von Deinen Zeiten bis zu den unseren, ist die Stimme der Erde ein ewiges Schluchzen, das sich in dem Schweigen des Himmels verliert.

Der äusserliche Inhalt Hamlets lässt sich kurz mit folgenden Worten angeben. Der dänische König Hamlet ist eines plötzlichen Todes gestorben. Claudius, dessen Bruder, hat seine Wittwe geheirathet und sich zum Könige krönen lassen. Der Geist des Verstorbenen erscheint seinem Sohn Hamlet, offenbart ihm, dass er von seinem Bruder ermordet worden und fordert ihn zur Rache auf. Hamlet verspricht, dem Gebot des Geistes zu folgen, stellt sich aber von dem Augenblick an wahnsinnig, und kann es nicht über sich gewinnen, den Mörder zu tödten. Erst nachdem durch dessen Schuld auch seine Mutter an Gift gestorben, er selber tödtlich verwundet worden, erfüllt er das dem Geist gegebene Versprechen. Die Hauptschwierigkeiten bei der Beurtheilung des Hamlet'schen Charakters liegen in der Beantwortung der Fragen: weshalb spielt Hamlet den Wahnsinnigen? und woher seine Abneigung, die ihm gebotene Rache an seinem Stiefvater zu vollziehen?

Schon bevor der Geist Hamlet seine Ermordung durch den Claudius seinem Sohne offenbart, sehen wir diesen einsamer Trauer hingegeben. Umsonst suchen der König und die Königin, seine Mutter, ihn mit den allgemein üblichen Redensarten von

der Vergänglichkeit alles Irdischen über den Tod seines Vaters zu trösten. Weil er sich in Dänemark nicht mehr wohl fühlt, hat er beschlossen, zur Fortsetzung seiner Studien nach Wittenberg zurückzukehren, und nur auf den Wunsch seiner Mutter giebt er den Vorsatz auf.

Schon aus den Worten, die er der Königin auf ihre Frage erwidert: „weshalb ihm doch der Tod seines Vaters, ein natürliches Ereigniss, so ganz besonders scheine?“ kann man auf die Ursache seines Schmerzes schliessen. Scheint, gnädige Frau? Nein, ist; mir gilt kein scheint. Nicht bloss mein düstrer Mantel, gute Mutter,

> Noch die gewohnte Tracht vom ernsten Schwarz,
> Noch stürmisches Geseufz beklemmten Odems,
> Noch auch im Auge der ergieb'ge Strom,
> Noch die gebeugte Haltung des Gesicht's,
> Sammt aller Sitte, Art, Gestalt des Grames,
> Ist das, was wahr mich kund giebt; dies scheint wirklich;
> Es sind Geberden, die man spielen könnte,
> Was über allen Schein, trag ich in mir,
> All das ist nur des Kummers Kleid und Zier.

Hamlet würde nicht mit so viel Worten alle diese äusseren Zeichen der Trauer als trügerisch hinstellen, wenn sie nicht den König und die Königin daran erinnern sollten, dass ihre Trauer im Gegensatz zu der seinigen wirklich nur Schein sei; hatten sie doch schon 2 Monate nach des Vaters Tod sich mit einander verheirathet, wie Hamlet in dem darauf folgenden Monolog sagt. Besonders von seiner Mutter musste ihn dies schmerzen:

> Bevor die Schuh verbraucht,
> Womit sie meines Vaters Leiche folgte,
> Wie Niobe, ganz Thränen — sie, ja sie;
> O Himmel! würd' ein Thier, das nicht Vernunft hat,
> Doch länger trauern.

Und schien sie doch mit solcher Liebe an seinem Vater zu hängen!

Und an was für einem Vater!

> „Er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem,
> Ihr werdet nimmer seines Gleichen sehn.
> Solch trefflicher Monarch! der neben diesem,

Apoll bei einem Satyr, so meine Mutter liebend,
Dass er des Himmels Winde nicht zu rauh
Ihr Antlitz liess berühren! Und jetzt
Meinem Ohm vermählt,
Dem Bruder meines Vaters, doch ihm ähnlich,
Wie ich dem Hercules."

Also nicht einmal körperliche Vorzüge, geschweige denn geistige, hat er vor dem Verstorbenen voraus, die ihren Schritt erklärlich machen könnten. Bei der Verehrung und Liebe, mit der Hamlet an seiner Mutter hing, ist es nun natürlich, dass er, mit seinem Vertrauen zu ihr, auch das Vertrauen zum ganzen weiblichen Geschlecht verliert. Wie sollten die andern besser sein als seine Mutter?

„Schwachheit, dein Nam' ist Weib!"

Und so erscheint ihm denn die ganze Welt als

„ein wüster Garten
Der auf in Samen schiesst; verworfnes Unkraut
Erfüllt ihn gänzlich."

Das ganze Treiben dieser Welt erscheint ihm ekel, schaal und „flach und unerspriesslich." Er hat freilich auf den Wunsch seiner Mutter, die er doch noch als Mutter ehren muss, seine Reise nach Wittenberg aufgegeben. Am liebsten möchte er aber nicht bloss von Dänemark, sondern von dem irdischen Dasein überhaupt scheiden: sterben, oder sich selbst das Leben nehmen.

„O schmölze doch dies allzu feste Fleisch,
Zerging' und löst in einen Thau sich auf!
Oder hätte nicht der Ew'ge sein Gebot
Gerichtet gegen Selbstmord!"

Dazu kommt noch, dass er keinen Menschen hat, dem gegenüber er sich aussprechen darf:

„Doch brich, mein Herz! denn schweigen muss mein Mund!"

Der Dichter zeigt uns also gleich mit der Verzweiflung Hamlets den Grund dieser Verzweiflung. Es ist der Schmerz eines edlen, für alles Gute begeisterten Gemüth's über die Verderbtheit der Welt, doch nicht der Welt im allgemeinen, sondern grade der Welt, in welcher er zu leben bestimmt ist.

Der Glaube an seine Mutter, an welche ihn die heiligsten Bande der Natur knüpfen, und an der er stets mit höchster Ehrfurcht und Liebe gehangen, fängt an zu wanken, und damit stürzt zugleich der Glaube an das weibliche Geschlecht und an die ganze Menschheit. Der erste Eindruck, den Shakspeare seinen Helden auf uns machen lässt, ist also nicht der einer an sich schwachen Seele, sondern eines Menschen, der das Bedürfniss hat, an die Existenz des Guten in der Welt zu glauben, und der nun, weil grade der Gegenstand seiner höchsten Verehrung, seine Mutter, diesem, seinem Ideale so wenig entspricht, an der Welt und dem Leben überhaupt verzweifelt.

Dazu gesellen sich nun noch andere Schäden seiner Umgebung, die ihn freilich weniger nahe berühren, doch dazu beitragen, ihm das Leben am Hofe unangenehm zu machen; unter andern die Trunksucht. Wie nämlich gleich darauf Horatio, ein alter Schulcamerad, ihm mittheilt, dass auf einer Terrasse vor dem Schlosse in Helsingör, zu wiederholten Malen, der Geist seines Vaters den Wache habenden Soldaten erschienen sei, fragt Hamlet, was ihn von Wittenberg hiehergeführt habe, und bemerkt nebenbei: Ihr sollt noch trinken lernen, eh' ihr abreist.

Ebenso sagt re später (I, 4)

„Der König wacht die Nacht durch, zecht vollauf,
Dies schwindelköpf'ge Zechen macht verrufen
Bei andern Völkern uns in Ost und West.“

Und ein solcher Mann war nun sein Oheim, und jetzt gar sein Stiefvater geworden! Die allgemeinen Redensarten, mit denen dieser und die Mutter, wie wir schon gesehen, über des Vaters Tod ihn zu trösten suchten, würdigte er gar keiner Antwort. Wie er aber jetzt von Horatio vernimmt, dass der Geist seines Vaters gesehen worden, vermuthet er etwas von argen Ränken:

„Schnöde Thaten,
Birgt sie die Erd auch, müssen sich verrathen.“

Daher bittet er den Horatio und seine Begleiter, von der Erscheinung nicht zu reden; und als ihm später der Geist selber erschienen und gesagt:

„Die Schlang', die Deines Vaters Leben stach,
Trägt seine Krone jetzt.“

bricht er in die Worte aus:

„O mein prophetisches Gemüth! mein Oheim?"

Er sieht sich also gezwungen, diejenigen, welche durch die Bande des Bluts, und ihrer Stellung nach, seinem Herzen am nächsten stehen sollten, zu verachten: seinen Oheim, Stiefvater, und seine eigene Mutter.

In der Liebe hat er keine besseren Erfahrungen gemacht. In der III. Scene sehen wir den Laertes, den Sohn des Hofmanns Polonius, der im Begriff ist, nach Paris zu reisen, von seiner Schwester Ophelia Abschied nehmen. Laertes spricht von der Liebe Hamlets zu ihr, als einer bekannten Geschichte, und räth ihr, seinen Schwüren nicht zu trauen. Der alte Polonius weiss auch, dass Hamlet ihr seit kurzem oft vertraute Zeit geschenkt, und dass sie selbst.

Mit ihrem Zutritt sehr bereit und frei war.

Sie gesteht selber, er habe seit kurzem ihr Anträge von seiner Zuneigung gethan:

„Er hat mit seiner Lieb' in mich gedrungen,
In aller Ehr und Sitte;
Und hat sein Wort beglaubigt, lieber Herr,
Beinah durch jeden heil'gen Schwur des Himmels."

Auf die Frage des Alten, ob sie glaube, seinen Anträgen trauen zu können, erwidert sie: Ich weiss nicht, Vater, was ich denken soll. Man erfährt also, dass Hamlet erst seit kurzem sich um ihre Liebe bemüht habe.

Er hatte seinen geliebten Vater durch den Tod verloren; das Benehmen seiner Mutter gegen den Claudius mag ihn bald haben ahnen lassen, was weiter geschehen würde; seine offene, für alles Gute begeisterte, vertrauens-, freundschafts-, und liebesbedürftige Natur hatte keinen einzigen Menschen, gegen den sie sich aussprechen konnte; sein alter Freund und Schulcamerad Horatio war abwesend in Wittenberg. Da mag er bei Ophelia Trost, Liebe und Vertrauen gesucht haben. Er hat aber bei ihr für die Reinheit seiner Gefühle kein Verständniss gefunden, kein Herz, dem er sein Inneres ganz offenbaren konnte. Sie erscheint als ein gewöhnliches Mädchen, das gern geliebt sein, und daher seinen Schwüren glauben möchte, aber weder an die Tiefe und Reinheit seiner, noch ihrer eigenen

Liebe glaubt. Sonst würde sie schon andere Worte gefunden haben, um das Liebesverhältniss, ihrem Vater und ihrem Bruder gegenüber, zu vertheidigen und nicht gleich bereit sein, auf Polonius' Befehl, allen Umgang mit ihm abzubrechen.

So haben wir denn auch Hamlet mit keiner Sylbe Ophelia erwähnen hören.

Die Erfahrung liegt schon hinter ihm: Ophelia ist ein Weib, wie seine Mutter auch. Sie bildet keine Ausnahme von der Regel: „Schwachheit, Dein Name ist Weib."

So steht denn Hamlet mit seinem freundschafts- und vertrauensbedürftigen, liebevollen Herzen, in der Welt allein da, ohne ein theilnehmendes Herz für seinen Schmerz zu finden. Daher die Klage: „Doch brich, mein Herz! denn schweigen muss mein Mund."

Wir sehen ihn also gleich Anfangs in solcher innern Zerrissenheit, dass er mit Selbstmordgedanken umgeht; und diese Verzweiflung rührt theils daher, dass er seine Umgebung, die Welt, in der er leben muss, in Widerspruch mit seinen Idealen findet, besonders diejenigen, die seinem Herzen am nächsten stehen, seine Mutter und seine Geliebte; und zweitens daher, dass es ihm an einer mitfühlenden Seele fehlt, der er sein Inneres vertrauensvoll erschliessen kann, und so bleibt ihm in dieser Vereinsamung nur übrig, den Schmerz über die zertrümmerten Ideale in seiner Brust zu begraben.

Als dem Hamlet endlich selbst der Geist seines Vaters erscheint, und ihm winkt, an einen mehr entlegenen Ort ihm zu folgen, und Horatio und die Soldaten ihn mit aller Gewalt zurückzuhalten suchen, weil es ein böser Geist sein könnte, der nur diese Gestalt angenommen, um ihn zu verlocken und ihn zum Wahnsinn zu treiben; da reisst er sich los; die Liebe zu dem Verstorbenen, und der Drang, über dessen Tod die Wahrheit zu vernehmen, machen die kleinste Ader seines Leibes

„So fest als Sehnen des Nemeer Löwen"

und muthig folgt er:

„Was wäre da zu fürchten?
Mein Leben acht ich keine Nadel werth,

Und meine Seele, kann es der was thun,
Die ein unsterblich Ding ist, wie es selbst?“

Dass die Erscheinung ihn wahnsinnig machen könne, hält ihn nicht ab: „Den mach ich zum Gespenst, Der mich zurückhält!“

Wir müssen hier nicht unseren aufgeklärten Massstab anlegen, der bloss jene Erscheinung als künstlerisches Mittel ansehen möchte, sondern die Sache in dem Lichte betrachten, in dem sie der Dichter uns vorführt; Hamlets Benehmen mit dem seiner Gefährten vergleichen; dann werden wir in ihm nicht, wie Manche es thun, einen Feigling erblicken.

Der Geist berichtet nur (I, 5), dass Claudius ihn gemordet, und schon vorher durch Witzes Zauber und Geschenke die Königin verführt habe. Er fordert Rache an dem Claudius; jedoch die Mutter solle Hamlet schonen; sie dem Himmel überlassen, und den Dornen, „die ihr im Busen stechend wohnen.“ Was Hamlet über seine Mutter vernommen, treibt seine Verzweiflung aufs Höchste. Daher zuerst der Ausruf: „O höchst verderblich Weib!“ In zweiter Linie erst kommt Claudius, dessen Schandthat er schon vorher geahnt, dessen falsche Freundlichkeit bei seinen tückischen Plänen Hamlets reinem Sinn aber ganz unbegreiflich vorkommt:

„O Schurke! lächelnder verdammter Schurke!
Schreibtafel her! ich muss mir's niederschreiben,
Dass einer lächeln kann und immer lächeln,
Und doch ein Schurke sein; zum wenigsten
Weiss ich gewiss, in Dänemark kanns so sein.“

Man sieht, seine Verzweiflung sucht sich in Sarcasmen Luft zu machen. Diesen bittern Witz der Verzweiflung finden wir in der ganzen Scene zwischen Hamlet und Horatio mit seinen Gefährten. Wie er den Horatio nach ihm rufen hört, antwortet er: „Ha! heisa, Junge! Komm, Vögelchen, komm!“ Als sie ihn fragen, was ihm der Geist mitgetheilt habe, sagt er ihnen, unterm Siegel der Verschwiegenheit:

„Es lebt kein Schurk' im ganzen Dänemark,
Der nicht ein ausgemachter Spitzbub' wär.“

Dann bittet er sie, zu gehen, und zu thun, was sie Beruf und Neigung heisst.

„Denn jeder Mensch hat Neigung und Beruf,
Wie sie denn sind, — ich für mein armes Theil,
Seht ihr, will beten gehn.“

Als Horatio ihn darauf aufmerksam gemacht, dass dies nur wirblichte und irre Worte seien, bittet er sie ein wenig ruhiger, ihre Neugier zu bemeistern, wie sie könnten, und nie bekannt zu machen, was sie diese Nacht gesehen. Sie versprechen es auf ihre Ehre. Er verlangt aber seltsamer Weise, dass sie es ihm auf sein Schwert schwören, und wie der Geist unter der Erde ihnen zuruft: Schwört! fällt er sogar diesem gegenüber in jenen grauenhaften Ton des an den Wahnsinn gränzenden Witzes:

Ha ha, Bursch! sagst Du das? Bist Du da,
Grundehrlich?
Wohlan — ihr hört im Keller den Gesellen —
Bequemet euch zu schwören.

Als die Freunde nun gerade die Hände zum Schwur auf sein Schwert gelegt haben, und der Geist sich von neuem vernehmen lässt, wechselt Hamlet die Stelle, um nicht weiter durch ihn gestört zu werden. Aber auch dahin verfolgt ihn derselbe Ruf: Schwört auf sein Schwert! Und Hamlet ruft dem Geist in jenem wahnwitzigen Tone zu:

„Brav, alter Maulwurf! Wühlst so hurtig fort?“
O trefflicher Minirer! — Nochmals weiter, Freunde.“

Schliesslich fordert er seine Freunde in ruhiger Weise auf, zu schwören, dass sie sich Nichts merken lassen wollten, wenn er sich vielleicht, wie es ihm in Zukunft dienlich scheinen möchte, fremd und seltsam benehmen, ein wunderliches Wesen anlegen sollte. Sie werden aber wieder durch das Rufen des Geistes unterbrochen, und Hamlet begnügt sich endlich damit, sie um Verschwiegenheit zu bitten. An seinem Dank und seiner Freundschaft solle es ihnen nicht fehlen.

„Die Zeit ist aus den Fugen; Schmach und Gram,
Dass ich zur Welt, sie einzurichten, kam!“

So weit der erste Act, in dem wir also schon die 2 Hauptschwierigkeiten in der spätern Rolle Hamlets angedeutet sehen: seine Absicht den Wahnsinnigen zu spielen, und sein Wider-

streben gegen die ihm vom Geiste auferlegte Pflicht, die Ermordung des Claudius.

Er schiebt den Wahnsinn nur vor, um dahinter seiner wahnwitzigen Stimmung freien Lauf lassen zu können. Er thut es nicht etwa, wie manche meinen, um seinen Racheplan gegen den König sicher ausführen zu können, oder irgend ein anderes Ziel zu erreichen; denn dann würde er nicht schon gleich nach dem Verschwinden des Geistes, ganz allein, ohne Zeugen, in eben solchen, oder vielmehr noch wahnwitzigeren Reden sich ergehen, als wir sie später in Gegenwart Anderer von ihm vernehmen werden.

In der ersten Scene des II. Actes beauftragt der Hofmann Polonius einen Diener, nach Paris zu reisen, um den Lebenswandel seines Sohnes Laertes aus zu kundschaften.

Die Art und Weise, wie er dies ins Werk stellen soll, eröffnet uns einen Blick in das Leben der vornehmen Welt, der nur zu sehr dazu geeignet ist, das Urtheil Hamlets über die Verderbtheit der Menschen zu rechtfertigen. Darauf erfahren wir, dass Hamlet schon angefangen, ein wunderliches Wesen anzulegen. Ophelia erzählt ihrem Vater, Hamlet wäre mit ganz aufgerissenem Wamms, ohne Kopfbedeckung, mit ungebundenen, schmutzigen Strümpfen, mit schlotternden Knien, mit einem Blick voll von Jammer in ihr Zimmer getreten.

„Er griff mich bei der Hand und hielt mich fest,
Dann lehnt er sich zurück, so lang sein Arm,
Und mit der andern Hand so überm Auge,
Betrachtet er so prüfend mein Gesicht,
Als wollt' ers zeichnen. Lange stand er so;
Zuletzt, ein wenig schüttelnd meine Hand,
Und dreimal hin und her den Kopf so wägend,
Holt er solch' einen langen, tiefen Seufzer,
Als sollt' er seinen ganzen Bau zertrümmern,
Und endigen sein Dasein. Dies gethan
Lässt er mich gehn; und über seine Schultern
Den Kopf zurückgedreht, schien er den Weg
Zu finden ohne seine Augen; denn
Er ging zur Thür hinaus ohn' ihre Hülfe
Und wandte bis zuletzt ihr Licht auf mich.“

Polonius und Ophelia glauben, er sei, weil sie auf Befehl des Vaters, seit kurzem seine Briefe abgewiesen und ihm den Zutritt verweigert, aus Liebe wahnsinnig geworden. Wir wissen aber schon, dass er ein seltsames Benehmen annehmen wollte, und können das Seltsame darin also nur als Verstellung auffassen. Weshalb tritt aber Hamlet mit dieser Verstellung zuerst vor die Ophelia? Er wünscht, wie wir wissen, den wirklichen Grund seiner Verstellung zu verheimlichen. Da mag ihm nun der Umstand, dass Ophelia ihn seit kurzem ganz abgewiesen, als eine gute Gelegenheit erschienen sein, dem Hofe die Meinung bei zu bringen, unglückliche Liebe sei an seinem ganzen Benehmen Schuld. Sein Besuch scheint aber daneben noch eine andere Bedeutung zu haben. Er hat die Ophelia geliebt und bei ihr Trost und Gegenliebe zu finden gehofft. In der letzten Zeit noch hat er sich wiederholt an sie gewandt, ist aber vollständig abgewiesen worden. Vielleicht will er sie jetzt zuletzt noch einmal prüfen, sehen, ob sie für seine Leiden wirklich kein Herz habe. Seine Seufzer, sein dreimaliges Kopfschütteln, wie er sie prüfend betrachtet, gelten, wie Flathe sehr schön ausgeführt hat, dem Schmerz um das verlorene Ideal; und dieser Schmerz um die verlorne Liebe wird nun von Ophelia und ihrem Vater verstanden als eine Folge seines Liebe p a r o x i s m u s. Man sieht, die Fische beissen an.

Polonius, welcher früher, als Hamlet Ophelia allen Ernstes liebte, an diese Liebe nicht glaubte; Ophelia, die früher, als er im vollem Ernste bei ihr um Gegenliebe warb, nicht wusste, ob sie ihm mit Vertrauen entgegen kommen dürfte; jetzt fangen sie an, an seine Liebe zu glauben, wo von ihr nur noch der Schmerz um eine verlorene Liebe übrig geblieben. Der wirklichen Liebeserklärung Hamlets wurde nicht geglaubt; sein Abschiedsgruss wird als Liebeserklärung aufgenommen. Jetzt geht Polonius zum König, um dem Alles zu offenbaren. Man sieht, der Scheinnarr führt die wirkliche Welt, die sich für klug hält, am Narrenseil.

Der König und die Königin werden durch ihr böses Gewissen richtiger geleitet als Polonius und seine Tochter. Die Königin meint, des Vaters Tod und ihre hast'ge Heirath sei der einzige Grund von dem auffallenden Benehmen ihres Sohnes;

der König, der ja ausserdem noch den Tod seines Bruders auf dem Gewissen hat, scheint noch Schlimmeres zu befürchten, spricht sich aber natürlich nicht näher darüber aus. Er hat inzwischen zwei Jugendfreunde Hamlets, Rosenkranz und Güldenstern zu sich beschieden. Sie seien von Kindheit auf mit ihm erzogen, seiner Laune und Jugend nahe geblieben; er habe oft ihrer gedacht; es gebe keine zwei andere, an denen er so hange. Sie sollen ihn daher in Lustbarkeit zu ziehen versuchen, um zu erspähn, ob irgend etwas ihn drücke, „das, offenbart, zu heilen man vermöchte.“

Der König hat sie eben zu Hamlet geschickt, als Polonius erscheint, um ihm seine wichtige Entdeckung mitzutheilen. Die Geschwätzigkeit, mit der er es thut, seine Wichtigthuerei soll ohne Zweifel eine gewisse Freude, die er als alter Diplomat über seine Schlauheit fühlt, offenbaren, legt aber gerade von seiner Schlauheit nicht das beste Zeugniss ab. Zur Bestätigung seiner Aussage weist er einen Brief vor, den Hamlet nach seinem letzten Besuch an die Ophelia geschickt haben muss; seine früheren Briefe hatte sie ja abgewiesen. Die Ueberschrift des Briefes lautet: „An die himmlische und Abgott meiner Seele, die liebreizende Ophelia. An ihren trefflichen zarten Busen diese Zeilen etc.:

Zweifle an der Sonne Klarheit,
Zweifle an der Sterne Licht,
Zweifl', ob lügen kann die Wahrheit,
Nur an meiner Liebe nicht.

O liebe Ophelia, es gelingt mir schlecht mit dem Sylbenmasse; ich besitze die Kunst nicht, meine Seufzer zu messen; aber dass ich dich bestens liebe, o Allerbeste, das glaube mir. Leb wohl.

Der Deinige auf ewig, theuerstes Fräulein, so lange diese Maschine ihm zugehört. Hamlet.“

Der ganze Ton dieses Briefes zeigt, dass es dem Hamlet mit seiner Liebe nicht mehr Ernst ist. Der Brief bestätigt also, was wir vorhin über seinen letzten Besuch bei der Ophelia bemerkten: er wünscht, dass man sich sein auffallendes Benehmen durch Liebeswahnsinn erkläre.

Weshalb stellt er sich aber wahnsinnig? Darüber müssen

wir, wie gesagt, aus dem, was er in diesem verstellten Wahnsinn sagt und thut, Aufklärung suchen. Wir werden bald dazu die Gelegenheit haben. Polonius schlägt dem König vor, er wolle seine Tochter hier in die Gallerie herbestellen, wo Hamlet wohl Stunden auf und ab zu gehen pflege. Er und der König würden ihn dann hinter einem Teppich belauschen, und aus seinen Reden auf den Grund seines Wahnsinns schliessen. Ich denke wir machen es ebenso. Doch es bietet sich uns schon eher eine Gelegenheit dazu dar. Die Königin sieht, wie sie sagt, den Armen, traurig in einem Buche lesend, herankommen. Polonius bittet Alle, sich schleunigst zu entfernen. Der schlaue Weltmann kann es nicht abwarten. Er will sich gleich an ihn machen. Um Hamlets Verstand auf die Probe zu stellen, fragt er, ob er ihn kenne? „Ihr seid ein Fischhändler. — Das nicht, mein Prinz. — So wollt ich, dass ihr ein so ehrlicher Mann wärt. Ehrlich sein, heisst, wie es in dieser Welt hergeht, „Ein Auserwählter unter Zehntausend sein.“ Darauf ermahnt er ihn, seine Tochter zu hüten, wodurch Polonius in seiner Ansicht von Hamlets Liebeswahnsinn bestärkt wird. Als Polonius ihn fragt, was er lese, heisst es: „Worte, Worte, Worte. Verläumdungen Herr; denn der satirische Schuft da sagt, dass alte Männer graue Bärte haben; dass ihre Gesichter runzlich sind; dass ihnen zäher Ambra und Harz aus den Augen trieft, dass sie einen überflüssigen Mangel an Witz haben. Ob ich nun gleich von allem diesem inniglich und festlich überzeugt bin, so halte ich es doch nicht für billig, es so zu Papier zu bringen, denn ihr selbst, Herr, würdet so alt werden wie ich, wenn ihr wie ein Krebs rückwärts gehen könntet.“ Trotz seiner Einfalt merkt Polonius doch, dass diese Tollheit Methode habe, dass sie oft so treffende Antworten gibt, wie sie der Vernunft und dem gesunden Sinn nicht gelingen könnten. Als der Alte dann seinen Abschied nimmt, bemerkt Hamlet, dass er ihm nichts nehmen könne, was er lieber fahren liesse — „bis auf mein Leben, bis auf mein Leben.“

Polonius bemerkte, wie gesagt, dass diese Tollheit Methode habe; schwerlich hat er aber begriffen, welches denn eigentlich diese Methode sei, sonst würde er sicher eher seinen Abschied genommen haben. Hamlet scheint ihm gegenüber bloss des-

halb die Maske der Tollheit angelegt zu haben, um von der Maskenfreiheit Gebrauch zu machen, um ihm sagen zu können, dass er kein ehrlicher Mann sei, dass er seiner Tochter nicht trauen dürfe; und dass er ein langweiliger, hässlicher, alter Narr sei. Freilich führt er letzteres bloss aus einem Buche an, das er als satirisch tadelt; denn es sei nicht billig, so etwas zu sagen. Macht er es selbst aber nicht viel schlimmer, da er dies dem Alten gerade zu ins Gesicht sagt? Es liegt sehr nahe, dass er das Buch bloss als einen Deckmantel benutzt, um ihm diese Sachen auf eine anstandsgemässe Weise vorhalten zu können.

Kaum hat Hamlet seine Freude darüber ausgesprochen, dass ihn der Alte verlassen, als Rosenkranz und Güldenstern erscheinen, um diesen abzulösen. Im ersten Augenblicke scheint es, als ob Hamlet beim Anblick der alten Jugendbekannten das Herz aufginge. Sie reden ihn freilich Prinz an. Er wird aber durch ihren Anblick in die Zeit seiner gläubigen vertrauensvollen Jugend zurückversetzt, wo er noch nicht den Glauben an die Menschheit verloren hatte. Daher die freudige Aufregung, die sich in seiner herzlichen Erwiederung ausspricht: „Meine trefflichen guten Freunde! Was machst Du, Güldenstern? Ach Rosenkranz! Gute Bursche, wie geht's euch?" Ihre Antwort scheint ihn aber schon stutzig zu machen. Anstatt seine Frage aufzufassen, wie sie gemeint war, als den Ausruf der Freude über das Wiedersehen, und in diesen herzlichen Ton der Freundschaft mit einzustimmen, antworten sie, es ginge ihnen,

> „Wie mittelmässigen Söhnen dieser Erde.
> Glücklich, weil wir nicht überglücklich sind,
> Wir sind der Knopf nicht auf Fortuna's Mütze."

Hamlet merkt vielleicht, dass die alte Freundschaft ihnen nicht so das Herz warm macht, wie ihm selber, da seine herzliche Anrede sie nur an ihre äusserliche Stellung in der Welt erinnert; und er geht daher sogleich auf ihren Ton ein. Er meint, sie wären doch auch nicht die Sohlen von Fortuna's Schuhen, und müssten also in der Gegend ihres Gürtels, im Mittelpunkte ihrer Gunst wohnen. Die Fortuna sei ja eine Metze. Auf seine Frage, was es Neues gebe? erhält er die Antwort: Nichts, mein

Prinz, ausser, dass die Welt ehrlich geworden ist; eine Neuigkeit, die Hamlet natürlich bezweifelt. Er scheint erwartet zu haben, sie würden ihm auf seine Frage erklären, was sie zu ihm führe; denn er fährt fort: Lasst mich euch näher befragen: „Worin habt ihr, meine guten Freunde, es bei Fortuna versehen, dass sie euch hieher ins Gefängniss schickt?“ Damit kommt er aber seinem Ziele auch noch nicht näher. Sie klammern sich an das Wort Gefängniss; und da er Dänemark einen der schlimmsten Kerker nennt, meinen sie, sein Ehrgeiz mache es dazu. Als sie gar schliesslich anfangen, ihn mit einer gesuchten Definition von Ehrgeiz zu langweilen, fordert er sie auf, mit ihm an den Hof zu gehen.

„Denn mein' Seel', ich weiss nicht zu raisonniren.“ Die guten Burschen scheinen aber nichts zu merken, und erklären sich bereit, ihn zu begleiten. Er denkt natürlich gar nicht daran, an den Hof zu gehen, und rückt endlich ganz deutlich mit seiner Frage heraus: Was macht ihr in Helsingör? Ihrer Antwort: „Wir wollten euch besuchen, nichts anders,“ schenkt er jetzt keinen rechten Glauben mehr: „Hat man nicht nach euch geschickt? Ist es eure eigne Neigung? Ein freiwilliger Besuch? Kommt, kommt, geht ehrlich mit mir um! . . . wohlan! . . . Nun! sagt doch.“ Man sieht, sie wollen nicht mit der Antwort heraus. Er schliesst daraus, dass der König und die Königin nach ihnen geschickt haben; sie geben es mit Wiederstreben zu. Dies Geständniss scheint seine Zweifel an ihrer alten Freundschaft einigermassen zu heben. Er beschliesst, ihnen mit Vertrauen entgegen zu kommen, und seinen wirklichen Zustand zu schildern: „Ich will euch sagen, warum; so wird mein Errathen eurer Entdeckung zuvorkommen, und eure Verschwiegenheit gegen den König und die Königin braucht keinen Zoll breit zu wanken.“ Er erklärt ihnen, dass er seit kurzem — er wisse nicht wodurch, alle seine Munterkeit eingebüsst; die Erde, dieser treffliche Bau, scheine ihm nur ein kahles Vorgebirge; das umwölbende Firmament, dies majestätische Dach, mit goldnem Feuer ausgelegt, nur ein fauler, verpesteter Haufe von Dünsten: und er schliesst mit den herrlichen Worten: „Welch ein Meisterwerk ist der Mensch! wie edel durch Vernunft! wie unbegränzt an Fähigkeiten! in Gestalt und Bewe-

gung wie bedeutend und wunderwürdig! im Handeln, wie ähnlich einem Engel! ein Begreifen, wie ähnlich einem Gott! Die Zierde der Welt! Das Vorbild der Lebendigen! Und doch, was ist mir diese Quintessenz von Staube? Ich habe keine Lust am Manne.“ Diese herrlichen Worte scheinen aber auf die beiden Gesellen gar keinen Eindruck zu machen. Sie fangen plötzlich an zu lachen, und zwar, wie sie selber erklären, aus dem einfältigen Grunde, weil Schauspieler, die hierher kommen würden, wohl eine schlechte Bewirthung bei Hamlet finden möchten. Hamlet verstand ihr Lachen anders, und setzte deshalb zu jenen herrlichen Worten hinzu — „und am Weibe auch nicht, wiewohl ihr das durch euer Lachen zu sagen scheint.“ Ihr Lachen mahnt ihn daran, dass es nicht gut sei, die Perle vor die Säue zu werfen. Er giebt es vollständig auf, sie in sein Inneres schauen zu lassen, und in einem ernsthaft freundlichen Tone zu ihnen zu reden. Sie sind jetzt nur noch Fremde für ihn, weil sie es selbst nicht anders gewollt haben. Er geht auf ihr Gespräch über die angekommenen Schauspieler ein. Vielleicht, dass er, der in seiner Begeisterung für alles Ideale, stets viel Liebe zur Kunst und Poesie gehabt hat, durch diese Schauspieler, die er von früher kennt, an alte glücklichere Zeiten erinnert wird, und so das Gespräch über dieselben wirklich Interesse für ihn hat. Die wahre Kunst ist ja die Welt der Ideale. Schliesslich bewillkommnet er die beiden zum zweiten Male und zwar, wie er selber sagt, mit Manieren und Complimenten. Da nennt er sie nicht mehr trefflich gute Freunde, sondern meine Herren. Ihr seid willkommen, aber mein Oheim-Vater und meine Tante-Mutter irren sich. Ich bin nur toll bei Nordnordwest; wenn der Wind südlich ist, kann ich einen Kirchthurm von einem Leuchtenpfahl unterscheiden.“ Der Sinn dieser Worte kann nur sein: Sie irren sich, wenn sie glauben, dass ich mich von euch überlisten liesse, dass ich nicht wahre Freunde von falschen zu unterscheiden verstehe.

Er nimmt also dasselbe seltsame Benehmen ihnen gegenüber an, wie gegen Polonius, während er sich anfangs ganz offen und freundlich gegen sie ausgesprochen hatte.

Da erscheint Polonius mit den Schauspielern. Den Polonius hat er wieder eine Zeitlang theilweise mit Anspielungen auf

seine Tochter, zum besten, die dieser natürlich für baare Münze nimmt, und als eine Folge des Liebeswahnsinns deutet. Mit den Schauspielern spricht er hingegen nicht bloss als ein ruhiger, vernünftiger Mensch, sondern sogar als gründlicher Kenner ihrer Kunst. Er bittet sie, ihm eine Rede über den Tod des Priam vorzutragen, die er früher einmal von ihnen gehört. Er unterbricht den Vortrag an einer Stelle, wo von dem Schmerz der Königin Hecuba über den Tod ihres Gemahls die Rede ist, und wiederholt die vom Schauspieler gebrauchten Ausdrücke: the mobled queen in Form einer Frage. Vielleicht erinnern ihn die Worte an seine eigene Mutter, auch eine Königin, die aber nicht so um ihren Gatten getrauert. Der alte Polonius ahnt das natürlich nicht, glaubt wahrscheinlich, dem Hamlet gefielen diese Ausdrücke, und setzt deshalb als echter Hofmann hinzu „Der Ausdruck ist gut.“ Nach Beendidigung der Declamation bittet er die Schauspieler, die Ermordung Gonzago's zu spielen, und ein Dutzend Zeilen, die er abfassen und einrücken möchte, auswendig zu lernen. Dann entlässt er den Polonius mit den Schauspielern, indem er diese bittet, sich nicht über den Polonius lustig zu machen; gewiss laut genug, dass dieser es hören kann; denn ernst gemeint ist seine Bitte gewiss nicht. Von Rosenkranz und Güldenstern beurlaubt er sich auch. Er nennt sie dabei freilich noch einmal gute Freunde. Seine Freude darüber, dass er ihrer Gesellschaft los ist, die sich in den Worten ausspricht: „Jetzt bin ich allein“ zeigt jedoch, dass es mit dieser Freundschaft nicht so weit her ist. Hamlet hatte, wie wir gesehen, gar nicht mehr der Rache gedacht, die er an dem Claudius nehmen soll; wir haben ihn, ganz seiner verfinsterten Stimmung hingegeben, entweder einsam umherwandeln, oder, in erheuchelter Tollheit, seiner Umgebung unumwunden seine Verachtung aussprechen sehen. Der Vortrag des Schauspielers, die Aufregung desselben bei der Schilderung der Leiden der ihm fremden Hecuba, weckt ihn aus seiner unthätigen Grübelei, und mahnt ihn an die Pflicht des Handelns. Möchte er doch beinahe sich selbst in dem darauf folgenden Monolog einen Feigling schelten; wenigstens habe er nicht mehr Galle als eine Taube, sonst würde er sich den Druck nicht gefallen lassen, und die Mörder schon getödtet haben. Er nennt

den Claudius einen blutigen Schurken, gibt ihm allerlei schnöde Beinamen, und wundert sich wieder, dass er, anstatt zu handeln, sein Herz, wie eine Küchenmagd, mit Fluchen entlade.

Was denkt er sich aber vorläufig unter diesem Handeln! Will er gleich den Claudius ohne weiteres tödten? Nein er hält ihn freilich für schuldig, ist aber dessen noch nicht ganz sicher. Wir sahen schon früher, wie auch Horatio meinte, jener Geist könne ein Abgesandter der Hölle sein, der Hamlets Seele verderben wolle. Das will auch ihn nicht ganz unmöglich dünken. Deshalb lässt er vor dem König die Ermordung Gonzago's aufführen, der er durch einige Zusätze die vollständigste Aehnlichkeit mit der Ermordung seines Vaters geben wird. Bei diesem Schauspiel müsse sich der König verrathen. Man hat sich darüber gewundert, dass Hamlet in diesem Monolog unter Andern sich vorwirft, dass er nichts sagen könne, statt dessen man in seinem Munde den Ausdruck handeln erwartet hätte. Man hat sich gewundert, dass er nicht seine Hand, sondern sein Gehirn zur Thätigkeit ansporne. Man hat aber den ganzen Monolog missverstanden. Denn, wie schon gesagt, denkt Hamlet augenblicklich noch nicht an die wirkliche Ermordung, sondern nur an die Ausforschung des Claudius, und zwar ganz besonders an die Dutzend Verse, die er zu dem Zweck in das Stück einrücken will. Daher die Ausdrücke „sagen“ und „frisch an's Werk, mein Gehirn!“ Der Monolog lässt sich in 6 Theile theilen. Erst wirft Hamlet sich ganz allgemein im Gegensatz zu dem leicht erregbaren Schauspieler Stumpfsinn, Gefühllosigkeit vor; dass ihn seine Sache kalt lasse, und vergleicht sich deshalb mit Hans dem Träumer, der herumschleiche und Nichts sagen könne. Dies sagen muss sich, ebenso wie das spätere: mein Gehirn, an's Werk, auf die einzuschiebenden Verse beziehen. Dann sucht er 2) nach dem Grund dieser Gefühllosigkeit. Bin ich ein Feigling? Jedenfalls fehlt es mir an Galle. Daran knüpfen sich 3) die Schimpfworte auf den König. Sie schliessen mit einem unvollständigen Vers, der andeuten soll, dass er eine Pause macht, in der er sich seiner nutzlosen Flüche schämt. 4) vergleicht er sich deshalb mit einer Küchenmagd, wieder ein unvollständiger Vers und Pause. Zuletzt 5) rafft er sich zum Handeln auf:

„frisch! mein Gehirn! an's Werk;“ denn die Ausarbeitung jener Verse ist das nächst vorliegende. Zum Schluss 6) die Erklärung, weshalb er nicht gleich den König tödtet; der Geist möchte der Teufel sein, der ihn verderben wolle; und deshalb müsse er andere Beweise von der Schuld des Claudius sich verschaffen. Man sieht, dass ihm, in diesem Augenblick wenigstens, der Grund seiner Unthätigkeit selber nicht klar ist. Aber schon ein alter Philosoph hat gesagt: Das Schwerste ist, sich selbst zu erkennen, und am schwersten ist diese Selbsterkenntniss für den Menschen im Zustande der Aufregung; und in einem solchen befindet sich Hamlet. Man beachte, dass Hamlet sich jedoch nicht alles Ernstes den Vorwurf der Feigheit macht. Er fragt sich bloss, ob er feige wäre, und seine Antwort lautet: Jedenfalls habe ich nicht mehr Galle als eine Taube. Wir wollen unsererseits auch jetzt noch nicht auf den wirklichen Grund seiner Unthätigkeit eingehen, sondern sein Benehmen erst noch weiter betrachten. Wir machen nur darauf aufmerksam, dass jener Vortrag des Schauspielers ihn aus seiner Unthätigkeit heraustreibt.

Rosenkrantz und Güldenstern berichten inzwischen dem König in der Gallerie, dass Hamlet selber zugebe, er fühle sich verstört; er wolle aber nicht sagen, wodurch, und mit schlauem, verstelltem Wahnsinn, suche er der Prüfung aus dem Wege zu gehen; er habe sie als ein Gentleman empfangen, sich aber dabei viel Zwang angethan.

Der König hat — wie schon oben angedeutet — den Hamlet dorthin bestellt. Er und Polonius wollen sich verstecken, um ihn in seinem Gespräche mit Ophelia zu belauschen, der er hier, wie durch Zufall, begegnen soll. Ophelia bleibt allein, ein Buch in der Hand, und stellt sich, als ob sie darin lese. Da erscheint Hamlet, so tief in Gedanken versunken, dass er sie nicht einmal bemerkt. „Sein oder Nichtsein,“ meint er, „sei die Frage; ob es edler sei, die Pfeil, und Schleudern des Geschicks zu ertragen oder durch Widerstand sie enden. Sterben — schlafen — Nichts weiter! — und zu wissen, dass ein Schlaf

das Herzweh und die tausend Stösse endet, die unseres Fleisches Erbtheil — 's ist ein Ziel auf's innigste zu wünschen.

„Aber," fährt er fort, „vielleicht auch träumen!"

„Ja, da liegt's.
Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen,
Das zwingt uns still zu stehen.
Denn wer erträgt der Zeiten Spott und Geissel,
Des Mächt'gen Druck, des Stolzen Mishandlungen,
Verschmähter Liebe Pein, des Rechtes Aufschub,
Den Uebermuth der Aemter, und die Schmach,
Die Unwerth schweigendem Verdienst erweist,
Wenn er sich selbst in Ruhstand setzen könnte,
Mit einer Nadel bloss?"

Nur die Furcht vor etwas nach dem Tode halte uns vom Selbstmord zurück.

Die Ausdrücke Sein oder Nichtsein können bedeuten: „Im Leben aushalten oder sterben" und auch: „Ist mit dem Tode alles aus, oder folgt noch etwas nach diesem Leben?" Der Gedankeninhalt des Monologs im Ganzen bleibt darum derselbe: Ungewissheit über das Schicksal nach dem Tode; wenn mit dem Tod Alles aus sei, wäre dieser wünschenswerth; da man das aber nicht wisse, halt man es hier aus, aus Furcht vor noch Schlimmerem. Da nur eine kurze Zeit seit Hamlet's Gespräch mit den Schauspielern vergangen sein kann, (denn die Aufführung des Schauspiels hat noch nicht stattgefunden), so wird man sich wundern, dass er seinen Entschluss, Rache zu nehmen, ganz vergessen zu haben scheint, und so ruhige Betrachtungen über die Fortexistenz des Menschen nach dem Tode anstellt. Woher kommt es, dass er mit keiner Sylbe mehr seines Racheplanes gedenkt? Die Antwort liegt sehr nahe. Gerade daher, dass er sich vollständig in jene Betrachtungen verloren hat; wären diese nur ganz allgemein philosophich gehalten, so würden wir Hamlet als einen zu philosophischen Grübelein geneigten Kopf ansehen müssen, der vielleicht deshalb keiner entschlossenen Handlung fähig wäre. Seine Betrachtungen sind aber nicht die eines ruhigen Philosophen, sondern die eines Menschen, der mit Selbstmordgedanken umgeht. Es ist also nicht philosophische Grübelei im allgemeinen, sondern der Gedanke an den Selbstmord ist es, der den Hamlet alles Andere, den Tod seines

Vaters die Erscheinung des Geistes, und die Rache an dem Claudius vergessen lässt. Und es liegt doch wohl auf der Hand, dass ein Mensch in demselben Augenblicke, wo er an Selbstmord denkt, sich nicht zugleich mit dem Gedanken beschäftigen kann, einen andern zu tödten. Spricht er es doch sogar klar aus, dass der Tod vielleicht wünschenswerth sein möchte; und er sollte aus Rache einen Andern tödten. Wir müssten diesen Monolog als eine seneka'sche Declamirübung ansehen, und nicht als eine echtdramatische, shakspearesche, wirklich aus Hamlets tiefster Seele hervorgehende Betrachtung, wenn uns jetzt noch Zweifel über den Grund seiner Unthätigkeit übrig bleiben sollten. Die Quelle jener Selbstmordgedanken, die ihn alles Andere vergessen machen, muss als solche einzig und allein die Ursache seiner Unthätigkeit sein. Diese Quelle ist aber nicht nur aus diesem Monolog leicht zu erkennen, sondern vom ersten Auftreten Hamlets an in den grossartigsten Zügen unserer Phantasie vorgeführt worden. Die Leiden, deren er in diesem Monolog gedenkt: der Zeiten Spott und Geissel; des Rechtes Aufschub, der Übermuth der Aemter, können freilich nicht alle auf ihn Anwendung finden. Er spricht von dem, was die Menschen im allgemeinen vom Selbstmord abhält. Die Leiden, die ihm aber persönlich jenen Ueberdruss am Leben beigebracht haben, sind uns klar genug vorgeführt worden. Es ist der Schmerz über den Verlust aller seiner Ideale, über den verlorenen Glauben an die Menschheit. Ich erinnere nur an sein Gespräch mit Rosenkranz und Güldenstern, an die herrlichen Worte: „Welch ein Meisterwerk ist der Mensch! u. s. w.“ Doch wir brauchen nicht einmal dahin zurükzukehren. Er hat bereits die Ophelia bemerkt, und ihr gegenüber werden wir ihn denselben Schmerz noch viel grossartiger und gewaltiger aussprechen hören.

Ophelia, die er seit langer Zeit nicht gesehen zu haben scheint, (sie fragt ihn: Mein Prinz, wie geht es euch seit so viel Tagen? — Beweis, dass sein letzter Besuch bei ihr ein Lebewohl war) hat ihn ruhig seinen Monolog halten lassen; und, obgleich sie wohl seine Worte gehört haben muss, scheinen dieselben nicht die geringste Besorgniss in ihr geweckt zu haben, wieder ein Zeichen, dass sie kein Herz für ihn hat. Jetzt will

sie dem mit Todesgedanken beschäftigten Manne auf convenienzmässige Weise seine Geschenke wiedergeben, weil er sie doch nicht mehr liebe. Er thut, als wisse er Nichts von diesen Geschenken. In seiner Seelenstimmung können ihm dieselben sehr gleichgültig sein. Der Anblick Ophelia's erinnert ihn aber an seine früheren hohen Ansichten von der Würde der Frauen, an seine Enttäuschung; und der Grimm über diese Enttäuschung macht sich in den bittersten Worten Luft. Er sagt ihr, er liebe sie nicht mehr; habe sie nie geliebt; er sei selber noch leidlich tugendhaft; doch ihm sei ebensowenig zu trauen, wie allen andern Männern. „Geh in ein Kloster! oder willst Du durchaus heirathen, so nimm einen Narren; denn gescheidte Männer nehmen euch nicht. In ein Kloster! geh, und dies schleunig. Leb wohl!" Er wirft den Frauen Heuchelei und Leichtfertigkeit vor, und sagt ausdrücklich: „Es hat mich toll gemacht. Ich sage, wir wollen nicht mehr von Heirathen wissen. In ein Kloster! geh!" Er scheint gemerkt zu haben, dass Ophelia wieder mit ihm anzuknüpfen suche, und giebt ihr daher deutlich zu hören, dass er nichts mehr von ihr wissen wolle; dass nicht verschmähte Liebe, sondern der Schmerz über den verlorenen Glauben an seinem seltsamen Benehmen Schuld sei. Man erlaube uns noch eine kleine Bemerkung über zwei Stellen dieses Gesprächs. Er nennt sich stolz, ehrgeizig, rachsüchtig, und bemerkt, dass, wer schon verheirathet ist, ausser einem, solle das Leben behalten. Mit dem einen ist natürlich der König gemeint. Er fragt sie, wo ihr Vater sei. „Zu Hause, gnädiger Herr," gibt sie zur Antwort. Er räth ihr darauf die Thür hinter ihm abzuschliesen, „damit er den Narren nirgends anders spiele, als in seinem eigenen Hause." Man möchte beinahe glauben, dass Hamlet errathen habe, die beiden lauschten ihrem Gespräche, und diese Worte seien für sie selber bestimmt. Wie könnte er sonst sich Stolz, Ehrgeiz und Rachsucht vorwerfen, Fehler, an denen er gewiss nicht leidet. Dem lauschenden König mochte er vielleicht Schrecken dadurch einjagen. Dass die Ophelia ihn nicht aus eigenem Antriebe aufgesucht, mochte er aus ihrem früheren Gehorsam gegen den Vater schliessen; dass er sie grade an dem Orte trifft, wo ihn der König hin bestellt hat, und dass er den König selbst nicht trifft, konnte wohl den

Gedanken in ihm erregen, dies sei, ebenso wie der Besuch von Rosenkranz und Güldenstern, nur ein Versuch, um ihn auszuforschen. Wir geben dies aber nur als eine Vermuthung, die für das Ganze auch weiter keine Bedeutung hat.

Jetzt, da Hamlet der Ophelia zu erkennen gegeben, dass er nichts mehr von ihr wissen will; vielleicht grade mit deshalb, und weil er sich jetzt zum ersten Mal so ganz gegen sie ausgesprochen haben mag; jetzt scheint in ihrem Herzen sich zum ersten Male ein Gefühl für ihn zu regen. Sie ruft: O hilf ihm, gütiger Himmel! Himmlische Mächte, stellt ihn wieder her!

„O welch ein edler Geist ist hier zerstört!
Des Hofmanns Auge, des Gelehrten Zunge,
Des Kriegers Arm, des Staates Blum' und Hoffnung,
Der Sitte Spiegel und der Bildung Muster,
Das Merkziel der Betrachter: ganz, ganz hin!
Und ich! der Frau'n elendeste und ärmste,
Die seiner Schwüre Honig sog, ich sehe
Die edle hochgebietende Vernunft
Mistönend wie verstimmte Glocken jetzt;
Dies hohe Bild, die Züge blühender Jugend
Durch Schwärmerei zerrüttet: weh mir! wehe!
Dass ich sah, was ich sah, und sehe was ich sehe!"

Bis dahin hatte sie ausser dem Gehorsam ihrem Vater gegenüber, keine einzige sittliche oder geistige Eigenschaft gezeigt, durch die sie uns oder Hamlet hätte gewinnen können. Sonst würde auch Hamlet nicht so zu ihr reden; und hätte er es dennoch gethan, wir würden uns mit Unwillen von ihm abgewendet haben.

Dieses Gespräch zeigt uns deutlich, in welcher Gemüthsverfassung sich Hamlet befindet. Er hat einen zu hohen idealen Begriff von der Würde und Bestimmung des Menschen in's Leben mit hinein gebracht; ohne den Glauben an dieses Ideal mag er nicht leben; und das ganze Treiben der Menschen erscheint ihm so sehr im Widerspruch mit demselben, dass er nicht einsieht, wozu solche Gesellen wie er zwischen Himmel und Erde herumkriechen sollen. Die Schilderung Ophelia's, von dem was Hamlet früher gewesen, zeigt auch, dass Shakspeare ihn nicht an sich als einen Grübler, einen Thatscheuen, gar feigen Menschen hat darstellen wollen. Er soll vorher in jeder

Beziehung das Muster eines Mannes gewesen sein. Und diese grossen Eigenschaften seines Geistes und Herzens treten auch in dem Stück selbst fortwährend hervor; nur ist ihr Einklang durch seine traurigen Erfahrungen gestört. Die Welt ist ihm zu schaal, zu gleichgültig geworden, als dass er sich bemühen sollte, handelnd in ihr aufzutreten. Um den Menschen zur entschlossenen That und zwar zu bedeutenden Handlungen an zu treiben, gehören bedeutende Motive, wenigstens bestimmte Gedanken und Gefühle, die ihn ganz beherrschen. Der Mensch muss, ebenso wie ein Staat, erst in seinem Innern, mit sich selber einig sein, bevor er nach Aussen hin Bedeuteudes leisten kann. So hätte Hamlet früher gewiss den Muth und die Kraft gehabt, Grosses zu vollbringen. Ginge er gerettet aus seinen Prüfungen hervor, er würde wieder dazu im Stande sein.

Da er aber jetzt an allem Guten und Edeln zweifelt, können ihn gute, edle Motive nicht mehr zum Handeln treiben. Das einzige edle Gefühl, das in ihm nicht wankend geworden, ist das Andenken an seinen verstorbenen Vater. Wenn dies Eine Gefühl ihn ganz beherschte, so würde er gewiss rasch zur Sache entschlossen sein. Aber dies Eine tritt gegen alle die andern Gefühle der Enttäuschung zu sehr zurück, um ihn anhaltend zu beschäftigen. Es bedarf, wie wir schon bei der Scene mit den Schauspielern gesehen haben, eines äussern Anstosses, um ihn an seinen früher gefassten Racheplan zu erinnern. Sein persönlicher Schmerz beschäftigt ihn fast ganz allein. Herrschte die Liebe zu seinem Vater ganz in ihm vor, so würde er nicht daran denken, Betrachtungen darüber anzustellen, ob der Geist auch wirklich der Geist seines Vaters gewesen; er würde nicht daran denken, den König noch weiter auf die Probe zu stellen. Aber aus allen seinen andern Zweifeln geht auch der Zweifel an den Geist hervor, ebenso wie der Zweifel an einem Leben, also an einer Vergeltung nach dem Tode. Es blieben also nur noch schlechte oder sittlich indifferente, persönliche Motive übrig, die ihn zum Handeln treiben könnten. Um aus schlechten Motiven zu handeln, hat er aber zu sehr das Bedürfniss, an das Gute zu glauben. Aus diesem, seinem innersten Bedürfniss entspringt ja all sein Leiden. Nur in einzelnen Augenblicken, wo sich dieser Schmerz zu jener

verzweifelten Menschenverachtung steigert, so dass sein ganzes Wesen in dieses Gefühl der Verachtung auf zu gehen scheint, wie in dem Gespräch mit Ophelia; nur da wandelt es Einen an, als wäre er fähig, grosse Werke der Zerstörung anzurichten. Da erinnert seine Stimmung unwillkürlich an die eines grausamen Tyrannen, der ohne eine Miene zu verziehen Tausende von Menschen hinschlachten lassen kann. Aber dieser hat egoistische Motive, denen er mit kaltem Blute die verachtete Menschheit aufopfert. Der gute Hamlet kennt solche Motive nicht. Sollte er denn nun aus indifferenten persönlichen Motiven in einer Welt handelnd auftreten, die ihm, gelinde gesagt, ganz gleichgültig geworden ist? Gewiss nicht. Er muss also von aussen zum Handeln getrieben werden. Sobald man zweifelt, ob man Etwas thun soll, oder nicht, thut man gewiss gar Nichts, weil in dem Fall zum Nichtsthun keine Entschliessung gehört. Selbst den Entschluss, den König auf die Probe zu stellen, scheint er nur deshalb gefasst zu haben, weil er sich doch in seinem Gewissen gedrungen fühlt, irgend etwas zu thun, und weil er d a z u keiner grossen Entschliessung bedurfte. Und auch dieser Entschluss hat ihn nur in dem einen Augenblick interessirt, wo er ihn gerade fasste; und wird ihn nachher nur noch interessiren, wo er zur Ausführung kommt. In der Zwischenzeit scheint er ihn ganz vergessen zu haben; ausser den Momenten verzweifelter Aufregung, ist Hamlet also keiner entschlossenen Handlung fähig, weil ihm bei ruhiger Stimmung die ganze Welt gleichgültig ist; weil das Eine gute Gefühl, das in ihm nicht wankend geworden, die Liebe zum Vater, gegen seine persönliche Stimmung zurücktritt; und weil er aus schlechten, egoistischen Motiven nicht handeln kann.

Der König hat, wie wir wissen, das Gespräch Hamlets mit der Ophelia belauscht; und, weil er hierbei den wahren Grund des scheinbaren Wahnsinns wohl erkannt hat, beschlossen, ihn nach England zu schicken. Auf Polonius Vorschlag will er ihn jedoch noch nach der Vorstellung zu seiner Mutter bestellen lassen. Polonius sollte sie wieder belauschen; und wenn es dem König dann nothwendig scheint, wird er ihn fortschicken.

Hamlet ist indessen zu den Schauspielern gegangen, und hat ihnen die zur Aufführung des Stücks nöthigen Anweisungen

gegeben. Als er sie entlassen, kommen Polonius, Rosenkranz und Güldenstern mit der Nachricht, dass der König und die Königin der Aufführung beiwohnen wollen. Hamlet schickt alle drei sogleich den Schauspielern nach, damit sie dieselben antreiben, wahrscheinlich auch, um sie los zu werden. Dagegen ruft er den Horatio zu sich, dem er, im Gegensatz zu den Andern, sagt:

„Du bist grad ein so wackrer Mann, Horatio,
Als je mein Umgang einem mich verbrüdert.
Seit meine theure Seele Herrin war
Von ihrer Wahl, und Menschen unterschied,
Hat sie dich auserkoren. Denn Du warst,
Als littst Du nichts, indem Du Alles littest;
Ein Mann, der Stöss' und Gaben vom Geschick
Mit gleichem Dank genommen und gesegnet,
Wess Blut und Urtheil sich so gut gemischt,
Dass er zur Pfeife nicht Fortunen dient,
Den Ton zu spielen, den ihr Finger greift.
Gebt mir den Mann, den seine Leidenschaft
Nicht macht zum Sklaven, und ich will ihn hegen
Im Herzensgrund, ja in des Herzens Herzen,
Wie ich dich hege."

Ihm hat er auch Alles mitgetheilt, was er von dem Tode seines Vaters erfahren, und bittet ihn, mit auf den König zu achten, um von seiner Schuld oder Unschuld sich überzeugen zu können. Horatio verspricht es, hält also, trotz der Verkündigung des Geistes, diese letzte Prüfung ebensowenig für überflüssig wie Hamlet. Man beachte, dass Hamlet in dieser Unterredung mit Horatio. so ruhig, besonnen und vernünftig spricht, wie er es nur in seinen besten Tagen gethan haben mag. Man muss daher diesen Plan Hamlets nicht aus Thatenscheu, blosser Grübelei erklären, sondern aus der Anschauung der Zeit, dem damaligen Geisterglauben, zu dem, nur als Nebenmotiv, nicht ihm angeborene, sondern aus seiner Gleichgültigkeit gegen die Welt entstandene Thatenscheu hinzukommt. Sein freundschaftliches Verhältniss zu Horatio wirft noch ein Licht auf sein unfreundliches Benehmen gegen Rosenkranz und Güldenstern. Horatio war, eben so wie diese beiden, sein Jugendfreund und Studiengenosse gewesen. In jenen haben sich aber seit ihrer Trennung Eigenschaften entwickelt, wodurch sie ihm gleichgültig, bisweilen sogar zuwider werden; an diesem

bewundert er Eigenschaften, die er mit Schmerzen an sich selber vermissen muss. Er hat Stöss' und Gaben vom Geschick mit gleichem Dank genommen. Ja seiner Gegenwart scheint Hamlet sich selber aus der Verzweiflung, in die ihn des Geschickes Stösse getrieben haben, zu erheben. Ihm gegenüber zeigt er daher keine Spur von jenem seltsamen Benehmen, das er gegen alle Andere annimmt. Die Freundschaft Hamlets zu Horatio erklärt sich auch vollständig aus des Letzteren Benehmen. Er theilt die Liebe Hamlets zu dem verstorbenen König. Um dessen Beerdigung beizuwohnen, ist er von Wittenberg nach Helsingör zurückgereist. Wie er den Geist gesehen, fordert er die Wache auf, nicht dem König, sondern Hamlet selbst Alles zu melden. „Wie Lieb uns nöthigt, und der Pflicht geziemt.“ Er hat sich nicht vorher Hamlet aufgedrängt, und drängt sich ihm nirgends auf: am wenigsten auf den Wunsch des Königs (um den er sich gar nicht kümmert), wie es Rosenkranz und Güldenstern thun; er kommt nur, um ihm einen wirklichen Freundschaftsdienst zu erweisen und die Geistererscheinung zu melden. Hamlets Freundschaft für Horatio und seine Gleichgültigkeit gegen Rosenkranz und Güldenstern zeugen also beide von seinem richtigen Urtheil, und das Benehmen gegen Letztere durchaus nicht vom Wahnsinn, wie der neueste Beurtheiler des Stücks, Flathe, gemeint hat.

Vor Beginn des Schauspiels unterhält sich Hamlet wieder ein wenig, auf seine seltsame, sarkastische, bittre Weise, mit dem König, Polonius und Ophelia, besonders mit letzterer, gegen die er seine Verachtung des weiblichen Geschlechts noch mehr als früher zur Schau trägt. Er scheint ein eigenes Vergnügen daran zu finden seine früheren Ideale, weil ihr Widerspruch mit der Wirklichkeit ihn unglücklich gemacht hat, mit Füssen zu treten. Er spricht seinen guten Gefühlen, weil er sie nicht in sich ausrotten kann, und weil sie ihn unglücklich machen, Hohn.

Der König, durch die Darstellung des Mordes aufgeschreckt, entfernt sich vor Beendigung des Stücks; und Hamlet und Horatio sind beide von seiner Schuld überzeugt.

Rosenkranz und Güldenstern kommen darauf, im Auftrage der Königin, um Hamlet zu einer Unterredung mit ihr auf ihrem Zimmer einzuladen. Er verspricht zu kommen, behandelt

aber die beiden mit Verachtung, und fragt, ob sie noch sonst ein Geschäft mit ihm abzumachen hätten, was sie natürlich als eine Aufforderung sich zu entfernen, auffassen müssen. „Gnädiger Herr, ihr liebtet auch einst,“ erwidert deshalb Rosenkranz; und Hamlet darauf, in seinem bittren Ton: „das thu ich noch, bei diesen beiden Diebeszeugen hier!“ Als sie noch keine Anstalten machen, zu gehen, sondern ihn wieder nach dem Grund seiner Verstimmung fragen, nennt er ihnen mit einem Seitenhieb auf sie selber, Mangel an Beförderung. Zuletzt lässt er sich von den gerade eintretenden Schauspielern eine Flöte geben, fordert Güldenstern auf, darauf zu spielen; und, als dieser erklärt, er könne es nicht, erwidert Hamlet:

„Nun seht ihr, welch ein nichtswürdiges Ding ihr aus mir macht! ihr wollt auf mir spielen, ihr wollt in das Herz meines Geheimnisses dringen, ihr wollt mich von meiner tiefsten Note bis zum Gipfel meiner Stimme hinauf prüfen: und in dem kleinen Instrument hier ist viel Musik, eine vortreffliche Stimme; dennoch könnt ihr es nicht zum Sprechen bringen. Wetter! denkt ihr, dass ich leichter zu spielen bin, als eine Flöte? nennt mich was für ein Instrument ihr wollt, ihr könnt mich zwar verstimmen, aber nicht auf mir spielen.“ Polonius kommt noch dazu, um ihn zur Eile anzutreiben. Ihn macht er als einen unschädlichen alten Narren auf eine mehr harmlose Weise lächerlich.

Der König beauftragt indessen Rosenkranz und Güldenstern, sich zur Abreise zu rüsten, da sie mit Hamlet, den er nicht liebe, und vor dem er nicht sicher sei, nach England sollten. Dann versucht er zu beten: Hamlet, auf dem Wege zu seiner Mutter, findet ihn in dieser Stellung, knieend und meint, jetzt könne er ihn bequem tödten. Er unterlässt es aber, weil er fürchtet, in einem solchen Augenblicke sterben, möchte des Königs Seele in den Himmel kommen, während doch sein Vater im Fegefeuer seufze. „Das wäre Sold und Löhnung, Rache nicht.“

Nach seiner Denkart und Vermuthung gehe es seinem Vater schlimm, weil Claudius denselben „in seiner Wüstheit überfallen, voll Speis' in seiner Sünde Maienblüthe.“ Ebenso wolle er es mit dem Claudius machen. Unsere Kritiker, die

meinen, Hamlet suche nur nach solchen Gründen um seine Unthätigkeit zu beschönigen, vergessen aber gerade diese Denkart und Vermuthung, von der Hamlet spricht, in Anschlag zu bringen. Vom katholischen Standpunkte Hamlets aus, sind seine Bedenken vollständig gerechtfertigt; und von Unentschlossenheit kann auch hier nur in so fern die Rede sein, als, wie wir früher bemerkt, der Mangel an bestimmten, ihn zum Handeln zwingenden Motiven, allen diesen Bedenken Zeit lässt, in ihm auf zu steigen.

Darauf folgt das Gespräch mit seiner Mutter. Diese fühlt sich gleich anfangs von ihm beleidigt, und will sich entfernen. Als er sie zurückhält, fürchtet sie für ihr Leben und ruft um Hülfe. Polonius, der hinter der Tapete lauscht, um Alles dem König zu hinterbringen, wiederholt den Ruf, und Hamlet tödtet den Lauscher, in der Meinung, es wäre der König, das erste Mal, wo er zum entschlossenen Handeln kommt; und zwar eben, weil ein unerwarteter Vorfall und die augenblickliche Aufregung ihm zu weiterm Bedenken keine Zeit lassen. Hamlet hält seiner Mutter darauf ihre Sünde vor. Unterdessen erscheint der Geist dem Hamlet, um ihn an seine Rache zu mahnen und ihm Milde gegen die Mutter zu empfehlen. Hamlet räth ihr Reue und Besserung an; sie solle sich nur erst äusserlich vom König trennen; aus der Gewohnheit werde dann vielleicht eine Tugend werden. Da die Königin unsicher ist, was sie thun soll, räth er ihr ironisch, wie früher fortzuleben, und ihn an den König zu verrathen. Er sagt schliesslich, er solle nach England; er glaube, es sei Schurkerei dabei im Spiele, weil Rosenkranz und Güldenstern, denen er wie Nattern traue, ihn hinführten, und weil sie versiegelte Briefe abzugeben hätten. Da ihm aber sein Leben zu gleichgültig ist, denkt er, seine List mit der der Andern zu messen. Er werde ihre Minen tief untergraben und sie an den Mond sprengen; es sei spasshaft, wenn der Feuerwerker mit seinem eigenen Pulver in die Luft fliege. Gerade das kennzeichnet seine verzweifelte Stimmung.

Der Tod des Polonius ist für den König noch ein Grund mehr, den Hamlet fortzuschicken. Er klagt sich der Nachsicht gegen ihn an; er werde diese faule That vertreten und entschuldigen müssen. Rosenkranz und Güldenstern sollen die Leiche

suchen und in die Capelle tragen; er selbst will seine weisesten Räthe sprechen und ihnen Alles mittheilen, damit ihn keine Verläumdung treffe.

Rosenkranz und Güldenstern fragen den Hamlet, wo die Leiche sei. Er giebt ihnen nur Spott zur Antwort.

Ebenso macht er es vor dem König, dem er aber doch zuletzt mittheilt, wo er die Leiche finden werde. Der König lässt ihn darauf gleich von Rosenkranz und Güldenstern aufs Schiff führen.

Unterwegs stösst Hamlet auf den Prinzen von Norwegen, Fortinbras, der um ein kleines Fleckchen, nicht 5 Ducaten Pacht werth, mit seinem Heere gegen Polen zieht. Dieser Anlass mahnt Hamlet wieder an seine Rache. Er wirft sich von neuem seine Unthätigkeit vor, möge sie nun aus Vergessenheit, Gleichgültigkeit entspringen, oder daraus dass er zu genau die Sache überlege; im letzteren Falle meint er, bestehe diese Gewissenhaftigkeit doch zu drei Vierteln aus Feigheit. Man sieht also, dass wieder ein Anstoss von aussen nöthig ist, in ihn, bei seiner Gemüthsstimmung zum Handeln anzutreiben. Dass er selber hier auch von Feigheit als einem Grund seiner Unthätigkeit redet, müssen wir nicht wörtlich nehmen. Schwankt er doch zwischen Gleichgültigkeit und einer zu genauen Erwägung der Angelegenheit, dies sind wirklich zwei Gründe, die ihn zurückhalten. Die Gleichgültigkeit zeigt sich darin, dass er so oft wieder seine Rachegedanken vergisst; von jener zu genauen Erwägung haben wir schon zwei Beispiele angeführt: erstens, dass er, neben der Aussage des Geistes, noch anderer Beweise bedurfte, um an des Königs Schuld zu glauben; zweitens, dass er sich durch das Bedenken, der König möchte, beim Beten getödtet, in den Himmel kommen, von der Tödtung abhalten liesse. Seine Gleichgültigkeit und die Bedenken haben aber ihren letzten Grund in seinem melancholischen Gemüthszustande überhaupt; in dem Schmerze, der ihn ganz ausschliesslich beschäftigt, ihm die Lust zum Handeln in dieser schaalen Welt benimmt, und so auch jedem andern Bedenken Thür und Thor öffnet. Feigheit wirft er sich dabei wohl nur vor, um sich selber aufzuregen, und zum Handeln an zu treiben. Nur der Unwille über seine Unthätigkeit, gibt ihm diesen Vorwurf

ein. Von jetzt an, meint er, sollen seine Gedanken blutig sein oder verachtet. Da aber sein Gemüthszustand derselbe bleibt, kommt er jetzt ebenso wenig zum Handeln wie früher, sondern lässt sich ruhig aufs Schiff führen. Er sagt selber, er wisse nicht, weshalb er Nichts thue, da er doch Grund und Willen, Kraft und Mittel zur Ausführung habe. Sein Zustand ist ihm selber nicht klar. Was ihm fehlt, ist grade der feste Wille; nur ist es erklärlich, dass er in solchen Augenblicken, wo er, wie jetzt, zu handeln beschliesst, auch wirklich den Willen dazu zu haben glaubt.

Indessen ist Ophelia wahnsinning geworden. Mit dem Augenblick, wo Hamlet sie von sich gewiesen, scheint die Liebe zu ihm erwacht zu sein; da erst beginnt sie für ihn etwas zu fühlen. Verlorene Liebe, des Geliebten Abreise, des Vaters Tod scheinen, ihren Reden nach, der Grund ihres Wahnsinns zu sein. Wenigstens wusste ich das Lied:

> Wie erkenn ich Dein Treu-lieb
> von den andern nun?
> An dem Muschelhut und Stab
> Und den Sandelschuhn.

nicht anders zu deuten, als auf Hamlets Abreise. Ueberhaupt ist aber Alles, was sie spricht, wie Schakspeare selber andeuten lässt, verworren:

> Mit halbem Sinn nur: ihre Red' ist nichts,
> Doch leitet ihre ungestalte Art
> Die Hörenden auf Schlüsse; man erräth,
> Man stückt zusammen ihrer Worte Sinn,
> Die sie mit Nicken giebt, mit Winken, Mienen
> So dass man wahrlich denken muss, man könnte
> Zwar nichts gewiss, jedoch viel Arges denken.

Der König ist sehr besorgt, da das Volk ihm Polonius' Tod Schuld gebe, und der von Frankreich zurückgekehrte Laertes sich finster und verschlossen halte. Da dringt Laertes, vom Pöbel als König ausgerufen, in das Schloss ein und verlangt Rechenschaft von dem Tode seines Vaters. Der König verspricht, ihn von seiner Unschuld zu überzeugen.

Hamlet ist inzwischen, wie er dem Horatio und dem Könige bald darauf melden lässt, wieder an dänischer Küste gelandet. Ihr Schiff war von Seeräubern angegriffen worden; er enterte

während des Gefechts; in dem Augenblick machten sich die Seeräuber von seinem Schiffe los, und so war er Gefangener. Sie haben ihn an Dänemarks Küste ausgesetzt. Bald werde er selber kommen. Dem Horatio verspricht er, noch ganz besonders schreckliche Dinge zu melden.

Der König hat indessen dem Laertes dargethan, dass nur Hamlet am Tode seines Vaters Schuld sei. Wie sie dessen Rückkehr vernehmen, beschliesen sie, dass Laertes ihn in einem scheinbar harmlosen Rapiergefecht mit einem scharfen vergifteten Rapier tödten solle. Zu grösserer Sicherheit aber müsse noch ein Becher mit vergiftetem Getränk für Hamlet bereit stehen, wenn er vielleicht, vom Gefechte erhitzt, zu trinken begehren sollte. Darauf meldet die Königin, dass Ophelia ertrunken sei.

Einige Todtengräber graben das Grab der Ophelia, und suchen sich durch Witze und Lieder die Zeit dabei zu vertreiben. Hamlet, der mit Horatio darüber zukommt, wundert sich über die Gefühllosigkeit des Todtengräbers, der bei seiner Arbeit noch singen könne, und einen Schädel auf den Boden schleudere als wäre es der Kinnbacken Kains, der den ersten Mord beging. Die auf der Erde herumliegenden Schädel regen ihn an zu Betrachtungen über die Vergänglichkeit und Eitelkeit alles irdischen Wesens. Der schlaue Politiker sei jetzt von diesem Esel überlistet; dem glattzungigen Hofmann werde jetzt mit dem Todtengräberspaten um die Kinnbacken geschlagen. Der listige Rechtsgelehrte mit seinen Kniffen müsse sich von diesem groben Flegel mit einer schmutzigen Schaufel um den Hirnkasten schlagen lassen, und könne ihn nicht mehr wegen Thätlichkeiten belangen. Der reiche Gutsbesitzer habe hier vielleicht kaum so viel Raum, dass man die Uebertragungsurkunden seiner Ländereien darein legen könnte. Der Todtengräber zeigt Hamlet den Schädel von Yorik, dem Spassmacher seines Vaters. Er denkt mit Rührung und Schauder daran, dass dieser ihn tausendmal auf dem Rücken getragen, und was nun aus ihm geworden; sein fröhliches Lachen habe sich in Grinsen verwandelt. Ebenso möge der grosse Alexander in der Erde ausgesehen haben. Sein Staub zu Lehm geworden, diene jetzt vielleicht dazu ein Spundloch zu verstopfen. Hamlet ahnt aber nicht, wie nahe ihm diejenige gestanden, deren Grab vor seinen

Augen gegraben wird, und dass ihm gleich noch an einem ganz anderen Beispiele gezeigt werden solle: das ist das Loos des Schönen auf der Erde.

Es wird eine Leiche herbeigetragen; Priester gehen in Procession voran; Laertes, der König und die Königin, und andere im Gefolge. Hamlet zieht sich mit Horatio etwas zurück, um unbeobachtet zusehen zu können. Er sieht, wie, selbst am Rande des Grabes, die Menschen noch ihre kleinlichen Unterscheidungen nicht aufgeben mögen. An den unvollständigen Feierlichkeiten erkennt er, dass die Leiche Hand an sich selbst gelegt haben müsse. Er vernimmt aus dem Munde der Priesters, dass sie, wenn nicht des Königs Machtgebot es verhindert, in ungeweihter Erde hätte ruhen müssen.

> „Statt christlicher Gebete, sollten Scherben
> Und Kieselstein' auf sie geworfen werden.
> Wir würden ja der Todten Dienst entweihn,
> Wenn wir ein requiem und Ruh ihr sängen,
> Wie fromm verschiednen Seelen."

Und das Alles weil sie eines zweifelhaften Todes gestorben. Die Worte des Laertes:

> „Ich sag Dir, harter Priester, ein Engel am
> Thron wird meine Schwester stehn
> Derweil Du heulend liegst."

mögen dem Hamlet aus der Seele gesprochen sein; er hat aber keine Zeit darauf zu achten; er hat vernommen, dass es die Leiche der einst von ihm geliebten, schönen Ophelia sei, die hier zu Grabe getragen werde. Die Königin bestreut sie mit Blumen und ruft ihr ein letztes Lebewohl zu.

> „Der Süssen süsses: Lebe wohl, ich hoffte
> Du solltest meines Hamlets Gattin sein.
> Dein Brautbett dacht ich süsses Kind, zu schmücken,
> Nicht zu bestreun dein Grab."

Laertes ruft ein dreifaches Wehe auf das Haupt des lauschenden Hamlet herab, der sie ihrer sinnigen Vernunft beraubte, springt ins Grab, und befiehlt, ihn mit ihr zu begraben. Hamlet gedenkt seiner alten Liebe, wie er sie nicht weniger geliebt, als der, der jetzt um ihretwillen ein dreifaches Weh' auf ihn herabgerufen, im Angesicht des Grabes vergisst er, dass er

früher einmal an Ophelia gezweifelt; ihr Bild tritt wieder in seiner ursprünglichen Reinheit vor seine Seele; er fühlt, dass sein Schmerz nicht geringer sei, als der Schmerz desjenigen, dess Gram „So voll Emphase tönt,“ und mit den Worten „das bin ich, Hamlet der Däne“ stürtzt er sich zu ihm ins Grab. Laertes ringt mit ihm über der Leiche. Der König lässt sie von einander trennen; doch Hamlet, über des Laertes Prahlerei empört, bleibt dabei: sein Schmerz, seine Liebe werde von der keines Andern übertroffen:

„Ja diese Sache fecht ich aus mit ihm,
So lang bis meine Augenlieder sinken!
Ich liebt' Ophelia; vierzigtausend Brüder
Mit ihrem ganzen Maass von Liebe, hätten
Nicht meine Summ' erreicht — Was willst Du für sie thun?
Beim Element! sag, was Du thun willst!
Willst weinen? fechten? fasten? Dich zerreissen?
Willst Essig trinken? Krokodille essen?
Ich thu's — kommst Du zu winseln her?
Springst um mir Trotz zu bieten, in ihr Grab?
Lass Dich mit ihr begraben, ich wills auch;
Und schwatzest Du von Bergen, lass auf uns
Millionen Hufen werfen, bis der Boden,
Die Scheitel an der glühnden Zone sengend,
Den Ossa macht zur Warze — Prahlst Du gross,
Ich kanns so gut wie Du.“

Auch ihn, den Laertes, erklärt Hamlet, habe er stets geliebt, und er begreife deshalb nicht, warum ihm jener so begegne.

Im Schlosse angelangt, erzählt Hamlet, dem Horatio wie ihn die Vorsehung aus den ihm drohenden Gefahren errettet habe. Er habe sich in der Nacht, auf dem Schiffe, des Schreibens bemächtigt, das Rosenkranz und Güldenstern übergeben worden; darin gefunden, dass man ihn in England tödten solle; und ein anderes Schreiben an dessen Stelle gelegt, des Inhalts, dass die Ueberbringer selbst schnell zum Tode befördert werden sollten. Der Kampf mit den Seeräubern habe am folgenden Tage stattgefunden und sei ihm bereits bekannt, das Schicksal, das Rosenkranz und Güldenstern bevorstehe rühre ihn wenig; ihr Fall entspringt aus ihrer eigenen Einmischung; es sei nur eine verdiente Strafe. Der König, der Mörder seines Vaters,

der Verführer seiner Mutter, der ihm die Krone geraubt und jetzt gar nach dem Leben getrachtet, dürfe nun nicht länger an seinem Fleische nagen. Der Streit mit Laertes, den er schätze, thue ihm leid, aber die Prahlerei seines Schmerzes habe ihn zu wilder Leidenschaft empört. Ein Hofmann theilt dem Hamlet mit, der König sei mit Laertes eine Wette eingegangen, dass dieser in einem Rapiergefecht in zwölf Stössen nicht drei vor Hamlet voraus haben werde. Hamlet macht sich in seiner Weise über den Hofmann lustig, und erklärt sich zu dem Kampfe bereit. Mit Horatio allein, sagt er diesem, es quäle ihn eine Art von schlimmer Ahnung, die vielleicht ein Weib ängstigen würde; er trotze aber allen Vorbedeutungen: „Es waltet eine besondere Vorsehung über den Fall eines Sperlings. Geschieht es jetzt, so geschieht es nicht in Zukunft; geschieht es nicht im Zukunft, so geschieht es jetzt. In Bereitschaft sein ist Alles. Da kein Mensch weiss, was er verlässt, was kommt darauf an, frühzeitig zu verlassen? Mags sein.“ Man kömmt. Hamlet bittet den Laertes um Verzeihung, entschuldigt sich mit seinem Wahnsinn, und nennt Laertes seinen Bruder. Laertes zeigt sich zur Verzeihung bereit. Hierbei hören wir, wie Hamlet, im offenen Widerspruch mit einer dem Horatio gegebenen Erklärung, das, was er gethan, für Wahnsinn erklärt, offenbar nur, um den Laertes, vor dem er Achtung hat, und gegen den er sich schuldig fühlt, desto sicherer zu beruhigen. Die Sprache, in der er es thut, ist auch zu künstlich, als dass man annehmen könnte, er glaube selber an diesen Wahnsinn. Das Fechten beginnt. Laertes scheut sich anfangs, den Hamlet zu verwunden; doch da dieser fürchtet, dass er nur mit ihm tändele, verwundet er ihn. In der Hitze des Gefechts verwechseln sie die Rapiere, und Hamlet trifft auch den Laertes mit der vergifteten Waffe. Die Königin, die aus dem für Hamlet bestimmten Becher getrunken, stirbt; der verwundete Laertes fühlt auch den Tod herannahn und bekennt Alles: „Hamlet, du bist umgebracht. Des Frevels Werkzeug ist in deiner Hand, Unabgestumpft, vergiftet, meine Arglist Hat sich auf mich gewendet: sieh hier lieg ich Nie wieder aufzustehen — vergiftet Deine Mutter — Ich kann nicht mehr — des Königs Schuld! des Königs!“

Hamlet ersticht den König. Dieser ruft um Hülfe: „Noch helft mir, Freunde, ich bin nur verwundet.“

Die Hofleute rufen: Verrath! Aber Hamlet zwingt den König, auch noch den vergifteten Becher auszutrinken. Der König stirbt, Hamlet bittet vor seinem Tode den Horatio, der mit ihm sterben will, den unbefriedigten Zuschauern alles zu offenbaren, damit sein Name nicht verletzt dastehe.

„Wenn Du mich je in Deinem Herzen trugst,
Verbanne noch Dich von der Seligkeit
Und athm' in dieser herben Welt mit Müh',
Um mein Geschick zu melden.“

Er erinnert noch, dass der junge Fortinbras eben siegreich von Polen zurückkehre, und wünscht, dass man ihn zu seinem Nachfolger erwählen möge. Fortinbras erscheint, und beruft die Edelsten des Volkes zu einer Versamlung. Horatio will ihnen berichten, wie sich Alles zugetragen:

„Von Thaten, fleischlich blutig, unnatürlich,
Zufälligen Gerichten, blindem Mord;
Von Todten, durch Gewalt und List bewirkt,
Und Plänen, die verfehlt zurückgefallen
Auf der Erfinder Haupt.“

Fortinbras will zugleich seine Ansprüche auf das Königreich geltend machen, und befiehlt, den Hamlet ehrenhaft zu bestatten:

„Denn er hätte,
Wär' er hinaufgelangt, unfehlbar sich
Höchst königlich bewährt.“

Nicht umsonst hat Shakspeare dieses Urtheil über seinen Helden ans Ende des Stücks gestellt; diese Worte zeigen, welchen Eindruck Hamlet, seinen Absichten gemäss, auf den Zuschauer machen sollte. Nicht weniger bedeutend für die Beurtheilung des Hamlet'schen Characters ist, dass Horatio ihn nicht überleben will:

„Ich bin ein alter Römer, nicht ein Däne,
Hier ist noch Trank zurück.“

Derjenige, der im Stande sein konnte, sich in solchem Masse die Freundschaft eines Horatio zu erwerben, musste ein sittlich und geistig bedeutender Mann sein, und nicht ein

philosophischer Träumer, der keiner entschlossenen Handlung fähig gewesen wäre.

So viel steht fest. Sobald Hamlet Herr über seinen eigenen Schmerz geworden, sobald er die daraus entstandene Zerrissenheit überwunden hätte, würde er sich unfehlbar höchst königlich bewährt haben.

Und es fehlt nicht an Andeutungen in dem Stück selbst, dass er, kurz vor seinem Ende, diesem Ziele viel näher gekommen war. Um den einheitlichen Eindruck des Stücks, der grade den Schmerz Hamlets zum Gegenstande hat, nicht zu stören, durfte der Dichter aber dies nicht zu sehr hervorheben. An Andeutungen fehlt es nicht. Hamlets Verzweiflung, die in dem Gespräch mit Ophelia den höchsten Ausdruck gewonnen, und sich, bis zu seiner Einschiffung nach England, noch in den bittersten Worten Luft macht, scheint schon gleich nach seiner Rückkehr einer ruhigeren Stimmung Platz gemacht zu haben. Freilich zeigt er nicht das geringste Gefühl für das dem Rosenkranz und Güldenstern bevorstehende Schicksal; freilich zeigen seine Betrachtungen auf dem Kirchhofe, dass ihn noch fortwährend dieselben Gedanken beschäftigen; freilich macht er sich auch später noch, ganz wie früher, über den Höfling, der ihn zum Kampfspiel einladen soll, lustig; aber sein Schmerz hat doch viel von seiner persönlichen Bitterkeit verloren; und gerade auf dem Kirchhofe, im Angesichte des Todes, mischt sich in das bittre Gefühl der Menschenverachtung ein Gefühl des Mitleids, der Rührung über das Loos des Menschen auf der Erde; beim Anblicke all der Gräber verliert sich der Gedanke an seine eigenen persönlichen Leiden, geht auf in das allgemeine Gefühl der Vergänglichkeit alles Irdischen. Beim Anblick der Leiche Ophelias scheint er seine früheren Zweifel zu vergessen; der Tod ist ein grosser Versöhner. Das Bild seiner einstigen reinen Liebe scheint wieder in seiner Seele lebendig zu werden. Von dem Augenblick an, scheint er auf das Urtheil der Menschen über seine eigenen Handlungen wieder Gewicht zu legen, auf das Urtheil derselben Menschen, die er früher so sehr verachtet. Er erzählt dem Horatio alles, was sich auf seiner Reise nach England zugetragen, mit der grössten Genauigkeit; und nicht bloss, wie man einem Freunde

etwas gelegentlich mittheilt, sondern er will, dass Horatio alles genau behalten solle, und fragt ihn ausdrücklich: „Erinnert ihr euch jedes Umstands noch?“ Scheint es nicht, als denke er schon daran, dass, wie er später vor seinem Tode wünscht, Horatio seine Handlungen vor den Menschen rechtfertigen solle, damit, wie er selber sagt, nicht ein verletzter Name nach ihm lebe? Das Urtheil der Menschen ist ihm nicht mehr gleichgültig. Ist er es ferner nicht, der dem Laertes zuerst die Hand zur Versöhnung reicht, und ihn seinen Bruder nennt? Seine wunderbare Rettung scheint ihm auch den Glauben an die Vorsehung, die über den Menschen wache, wiedergegeben zu haben; „dass eine Gottheit unsre Zwecke formt, wie wir sie auch entworfen“, oder wie er sich später ausdrückt: „Es waltet eine besondere Vorsehung über den Fall eines Sperlings. Geschieht es jetzt, so geschieht es nicht in Zukunft. In Bereitschaft sein ist Alles.“ Während ihm früher das irdische Leben keine Nadel werth war, wünscht er sich jetzt den Tod nicht mehr, obgleich er auch nicht gerade am Leben hängt. — „Da kein Mensch wisse, was er verlasse, komme es nicht darauf an, frühzeitig zu verlassen.“ Während er früher sich fragte, was es wohl nach dem Tode geben würde, sagt er jetzt dem Horatio:

„Verbanne noch Dich von der Seligkeit
Und athm' in dieser herben Welt mit Müh',
Um mein Geschick zu melden.“

Seiner bittren Verzweiflung ist also ein Gefühl der Ergebung, der Unterordnung unter die Vorsehung, seiner Menschen- und Lebensverachtung eine ruhigere, richtigere Betrachtung der menschlichen Dinge gefolgt.

Und diese Sinnesänderung ist besonders in Folge des Todes der Ophelia, seiner eigenen Todesgefahr und seiner Rettung eingetreten.

Es ist eine allgemein bekannte Erfahrung, dass man den Werth der Dinge erst in dem Augenblick recht erkennt, wo man sie entbehren soll. Daher schon die erwähnte versöhnende Kraft des Todes.

So bei Hamlet. Er, der früher das Leben verachtete, mag durch die Todesgefahr, in der er geschwebt, zu einer richtigeren Würdigung des Lebens gebracht worden sein. Auch jetzt hängt er nicht so daran, dass er den Tod fürchten sollte. Er ver-

achtet das Leben aber nicht mehr, wie früher, wenn er auch noch von dieser herben Welt redet.

Als letzter Grund zur Erklärung dieser Sinnesänderung kommt nun noch hinzu, dass ihm, im Lauf des Stücks, Gelegenheit genug gegeben worden ist, seinem bittren Schmerze Luft zu machen. Es erleichtert das Herz, wenn es sich in Thränen oder Worten Luft macht. Und damit kommen wir auf die eine der beiden Hauptschwierigkeiten bei der Erklärung des Hamlet'schen Characters, seinen scheinbaren Wahnsinn. Wir haben den Grund desselben schon früher angedeutet. Hamlet nimmt nur diese Maske vor, um von der Maskenfreiheit Gebrauch zu machen. Er stellt sich als einen Narren, um von der üblichen Narrenfreiheit Gebrauch zu machen. Spricht er irgendwo wie ein wirklich wahnsinniger? oder sind nicht vielmehr alle seine Worte so voll von tiefer Wahrheit, dass man seine Rolle mit der des Narren im Lear vergleichen könnte? Möchte man nicht versucht sein, ihn einen Lear'schen Narren zu nennen in vergrössertem Massstab? zum Helden einer Tragödie erhohen? Und ebenso wie der Narr in Lear, hat Hamlet das Bedürfniss, seinen Schmerz auszusprechen; dazu bedarf er aber gerade der Narrenfreiheit. Sagte er den Menschen, dem Könige und Andern, auf eine logisch klare, deutliche und nicht räthselhafte Weise die Wahrheit, so würden sie ihn gar nicht anhören wollen, oder bald auf eine andere Weise seinem Spiel ein Ende machen. So erreicht er aber den Zweck, dass sie ihn anhören, und sich mit ihm in ein Gespräch einlassen. Er hat dabei noch das eigenthümliche Gefühl, dass er diejenigen, die ihn für einen Narren halten, selber am Narrenseile herumführt. Und nicht bloss dadurch wird er darauf geführt, diese Rolle zu spielen. Seine Stimmung ist so zerrissen, dass er sie nur auf diese bittere, sarkastische Weise aussprechen kann. Sie zwingt ihn dazu. So sehen wir ihn ja gleich anfangs, nachdem er im ersten Acte die Entdeckung von der Schuld seines Oheims und seiner Mutter gemacht, da, wo gar keine Zeugen in der Nähe sind, die ihn zwingen könnten, sich zu verstellen, auf dieselbe bittere wahnwitzige Weise seinen Gefühlen Luft machen. Will er sich da nicht in sein Notizbuch schreiben:

„Dass einer lächeln kann und immer lächeln
Und doch ein Schurke sein?“

Gleich im Anfang hatten wir ihn finster und traurig gesehen. Er sprach aber seinen Schmerz nicht frei vor Anderen aus, und sagte:

„Doch brich mein Herz! denn schweigen muss mein Mund.“

Damals war sein Schmerz noch so gross nicht. Die Schuld seiner Mutter lässt ihn erst überfluten und alle Schranken niederreissen; und wie der gewöhnliche Schmerz schwacher Naturen sich in Thränen ergiesst, so macht sich der Hamlets Luft in jenen gewaltigen wahnwitzigen Reden. Und so bildet denn der Schmerz, die Seelenstimmung Hamlets, die Einheit, den einheitlichen Eindruck des Gedichts. Sie ist der Grund seines scheinbaren Wahnsinns und seiner Unentschlossenheit.

Diese Unentschlossenheit und diese Furcht vor energischem Handeln, scheint am Schluss ebenfalls mehr zurückgetreten zu sein und dies wird wohl durch die doppelte Lebensgefahr erklärlich in der er auf seiner Reise geschwebt hat. Ein unerwarteter Angriff von aussen mag selbst im Stande sein, einen Mann in dem Augenblick, wo er sich tödten will, so zu erschüttern, dass er sich zur Wehr setzt und dadurch von seinen Selbstmordgedanken geheilt wird. Seine Gedanken werden dadurch von seinem Innern abgelenkt, und er wird gezwungen, Andern gegenüber handelnd aufzutreten, wobei denn auch eine etwaige Scheu vor energischem Handeln zurückgedrängt wird. So hatten wir ja gesehen, wie Hamlet Rosenkranz und Güldenstern zum Tode schickt; und dann, wie er, in der Hitze des Gefechts, zuerst auf dem Corsarenschiff entert. Scheint er doch an der Stelle, wo er des Horatio Ansicht über die Ermordung des Königs erforscht und ihm Alles genau mittheilt, gleichsam mit den Acten in der Hand, über den Köuig zu Gericht zu sitzen. Sein ganzes späteres Auftreten gegen den König zeigt Nichts mehr von seinem früheren Benehmen. Freilich lässt er sich noch erst durch das Gefecht mit Laertes hinhalten, dessen Verrätherei er natürlich nicht ahnen kann. Wie er aber erfährt, dass der König an seiner Mutter Tod und an seinen Tode Schuld ist, rafft er sich zu entschlossenem Handeln auf, und tödtet

ihn gleichfalls. Man könnte allerdings auch annehmen, dass er bei seiner jetztigen resignirten Stimmung und den Ahnungen von seinem baldigen Ende, nicht zum Handeln gekommen wäre, wenn er nicht auch hier von neuem wieder durch einen Angriff von aussen gezwungen worden, aus seiner Stimmung herauszutreten. Denn Nichts hinderte ihn ja, schon vorher den König zu tödten. Der Dichter hat sich hier jedenfalls nicht deutlich genug ausgesprochen.

So viel indessen ist gewiss, dass Hamlet durch die auf ihn selber gerichteten Angriffe aus seiner trübsinningen Stimmung herausgetrieben wird, und in Folge dessen sich zuletzt auch zu energischen Thaten aufrafft.

Die Klage Hamlets über den verlorenen Glauben an die Menschheit, und die daraus hervorgehende Thatlosigkeit ist also der Inhalt des Gedichts.

Jene Klage steht überall im Vordergrund. Sie macht auf unsere Phantasie den mächtigsten, gewaltigsten Eindruck. Und diese Klage verliert sich in der grossartigen Kirchhofscene in eine Klage über das Elend und die Nichtigkeit des menschlichen Lebens im Allgemeinen. Diese Nichtigkeit des menschlichen Lebens zeigt sich denn auch dramatisch in dem Untergang aller Hauptpersonen des Stücks:

„O stolzer Tod (sagt Fortinbras),
Welch Fest geht vor in Deiner ew'gen Zelle,
Dass Du auf einen Schlag so viele Fürsten
So blutig trafst?"

Das erste Gespräch Hamlets mit Rosenkranz und Güldenstern: „Welch ein Meisterwerk ist der Mensch!" — sein Gespräch mit Ophelia: „Geh in ein Kloster!" die Kirchhofscene, und endlich diese Schlussscene führen uns am gewaltigsten die Eitelkeit und Nichtigkeit alles Irdischen vor die Seele. Aber nicht dies allein; denn dann würde der Eindruck des Stücks nur niederdrückend sein, während es doch wie kein anderes erhebend auf uns wirkt. In der geistigen Kraft, mit welcher der Mensch hier dem Gefühl von seiner Nichtigkeit Ausdruck giebt, liegt zugleich das klarste Zeugniss von der menschlichen Grösse. Dies ganze Bild des menschlichen Elends trägt so sehr den Stempel geistiger Grösse an der Stirn, die Tiefe der

Gedanken, die Kraft der Gefühle, der sittliche Ernst, die uns hier, wie in keinem anderen Werke der Kunst entgegen strahlen, zeigen uns zugleich in dem Menschen das Meisterwerk der Schöpfung. Nur der Gedanke ist es ja, wie Hamlet selbst sagt, was den Menschen elend macht, und der Gedanke ist zugleich des Menschen Grösse. Und welcher Gedanke ist es, der dem Hamlet das menschliche Leben elend erscheinen lässt? Es ist der Gedanke an die höhere Bestimmung des Menschen. Nur von einem hohen geistigen und sittlichen Standpunkte kann man sich auf eine solche Weise elend fühlen. Der bloss sinnliche Mensch hat von solchem Gefühle gar keine Ahnung. Dadurch, dass der Dichter diesem Gedanken des Schmerzes den gewaltigsten Ausdruck giebt, bietet er zugleich den Trost uns dar: „Mir gab ein Gott zu sagen, was ich leide.“ Wir schwachen Seelen fühlen uns von diesem Riesengeiste gehoben, und zwar auf seinen hohen geistigen, sittlichen Standpunkt; wir nehmen einen Augenblick Theil an dem Leben, das in diesem Geiste wirkte, und erfreuen uns, in demselben Augenblick, wo uns der Dichter das ergreifende Bild von dem Elend des Menschenlebens abrollt, des erhebenden Genusses der gesteigerten Thätigkeit aller unserer Geisteskräfte. Und so dient all das Elend dazu, uns zugleich unsere wahre menschliche Grösse und unsere höhere Bestimmung recht fühlbar zu machen.

Elberfeld. Dr. Humbert.

Fragments de Marie Stuart.

Tragédie de Schiller,

traduite dans le mètre de l'original.

Pour ceux de mes lecteurs qui ne sont pas au fait de cette matière, je dirai en peu de mots ce qui constitue la possibilitéde former, sans trop de difficultés, des vers ïambiques en français.

D'abord la langue française n'est pas entièrement dépourvue de quantité. Il y a des syllabes évidemment longues, comme il y en a d'autres, surtout l'e muet, qui sont tout aussi évidemment brèves. Mais effacée comme elle l'est en français, la quantité seule ne suffirait pas, comme dans les langues anciennes, pour former des rhythmes réguliers, tels qu'on les trouve dans la poésie des Grecs et des Romains. La langue allemande les imite avec facilité, en combinant avec la quantité assez prononcée de ses mots l'accent tonique et quelquefois l'accent oratoire. Ces mêmes ressources se retrouvent en français. Tous les mots de désinence masculine ont l'accent tonique sur la dernière syllabe (enfànt, projèt), ceux de désinence féminine sur la penultième (avàre, retroùve); par conséquent tous les mots dissyllabes à désinence masculine formeront un ïambe, ceux de trois syllabes à désinence féminine un ïambe et la moitié d'un autre. Cependant comme chaque mot n'a qu'un seul accent tonique, il pourrait y avoir des difficultés à préciser la valeur rhythmique des mots contenant un plus grand nombre de syllabes; mais alors la quantité naturelle ou celle de position pourra servir à remplacer l'accent (l'entrâînemènt, le mòntagnàrd, la sèrvitùde). D'ailleurs on s'apercevra bientôt en scandant quelques vers de cet ouvrage, qu'une fois l'impulsion du rhythme ïambique donnée, la nature douteuse de telle syllabe n'entrave pas la régularité du rhythme.

Supposé donc que l'on ne se montre pas trop sévère sur quelques licences de quantité, que l'on ne se formalise pas trop de rencontrer par ci par là quelques trochées mêlés aux ïambes, licence dont les

poètes allemands d'ailleurs ne se font pas faute, il sera possible d'imiter le mètre des drames allemands et par conséquent de reproduire avec la pensée la forme des chefs-d'oeuvre de cette langue. Profitant de toutes les libertés qu'offre le mètre ïambique et dégagé surtout des entraves sans nombre de la versification française (la rime, la césure, la défense de l'hiatus et de l'enjambement,) l'impossibilité de placer dans la contexture du vers des mots terminant par une voyelle suivie d'un e muet à moins qu'il ny ait élision, la nécessité absolue de rejeter ces mêmes syllabes à la fin du vers, quand l'élision est impossible (prairies, revêtues), dégagé, dis-je, de toutes ces entraves, le traducteur consciencieux se verra à même de rendre avec une fidélité presque littérale la pensée de l'original; il n'aura plus à vaincre que les difficultés que présente la langue française même, toujours un peu revêche au traducteur, même en prose, à cause de la régularité de sa construction, du petit nombre d'inversions permises, de l'impossibilité de former des mots composés par la réunion de deux ou de plusieurs radicaux, enfin de son manque de souplesse.*)

Après ces données générales, il suffira d'indiquer le but que je me suis proposé et la manière dont je me suis acquitté de ma tâche.

La première loi que je me suis imposée, c'est de rendre toute la pensée et rien que la pensée de mon auteur; j'ai voulu offrir au lecteur une traduction telle qu'on l'entend en Allemagne, une reproduction de l'original aussi exacte et aussi littérale que le permet la différence du génie des deux langues, et non pas une de ces pâles imitations telles que la littérature française en a tant produites et qui ne rappellent l'original que de loin en loin. A l'exception de quelques passages lyriques, où Schiller se sert très-heureusement de la rime et où par conséquent l'obligation de l'imiter m'opposait de plus grands obstacles, je crois m'être acquitté scrupuleusement de ma tâche. J'avouerai cependant qu'il ne m'a pas toujours été possible de restreindre les paroles de l'original dans un même nombre de vers, et que, placé dans l'alternative ou de tronquer l'original ou d'employer des constructions étranges et barbares, j'ai préféré me tirer d'embarras en ajoutant à de rares

*) Je renvoie les personnes qui s'intéresseraient plus particulièrement à ce sujet, à la lettre adressée par M. François Sabatier-Ungher à M. Adolphe Stahr et servant de préface à sa traduction du Wilhelm Tell (Koenigsberg 1859. Bon, libraire-éditeur). Ouvrage qui m'a donné la première idée de celui-ci.

intervalles un vers de plus: La même alternative m'a réduit quelquefois dans les passages rimés à faire des vers de six pieds.

Je n'ai pas besoin de dire qu'il ne m'est pas venu à l'idée de faire des vers français. Tout ce que j'ai voulu, c'était de reproduire le vers allemand en langue française. Aussi me suis-je dégagé de toutes les entraves de la versification ci-dessus mentionnées. Point de rime à moins que l'original ne la prescrive, et dans ce cas encore je ne m'astreins pas aux lois sévères prescrites par le Parnasse français; je me contente souvent de rimer pour l'oreille seulement, sans satisfaire en même temps aux exigences des yeux (nacelle — fidèles, tyran — aimant). Je me permets l'hiatus, sans en abuser toutefois: Je fais entrer dans la contexture du vers les mots prairies, nuées et autres de cette nature. Ce que j'ai conservé de la versification française, c'est l'élision de l'e muet devant une voyelle et la valeur syllabique, assignée à chaque mot par l'usage de la poésie française. *) Ainsi je conserve la diérèse (consolati - on), je conserve les liaisons consacrées dans le style soutenu (tu tombes à mes pieds, et non pas tomb'à). —

C'est d'après cet aperçu que je prie de vouloir juger le spécimen suivant d'un ouvrage qui, malgré la liberté apparente de ses allures, est encore hérissé de difficultés.

Acte I. Scène VI.

Mortimer. Marie.

Marie.

Bon Dieu! de France!
Du cardinal, mon oncle de Lorraine! (Lisant)
„Fiez-vous à Sir Mortimer; porteur
„De ce billet; vous ne sauriez trouver
„De plus fidèle ami en Angleterre."
(Regardant Mortimer avec étonnement.)
Il se pourrait! Je ne m'abuse point?
Moi qui du monde entier m'imaginais
Abandonnée, je trouve près de moi
Un vrai ami — et je le trouve en vous,
Neveu de mon geôlier, que je croyais
Mon ennemi le plus —

Mortimer (se jetant à ses pieds).

Veuillez, Madame,
Me pardonner ce masque abominable —

---

*) Les exceptions (p. ex. lien, que j'ai fait plusieurs fois monosyllabe, sont si rares qu'elles passeront, je l'espère, inaperçues.

Ah, qu'il m'en a coûté de le porter! —
Mais grâce à lui je peux vous approcher
Et travailler à votre délivrance.

Marie.

Levez-vous, Sir — vous m'étonnez — comment
Passer de cet abîme de misère
Si vite à l'espérance — Sir, parlez —
Que je comprenne ce bonheur afin d'y croire.

Mortimer (se levant.)

Le temps s'enfuit. Mon oncle va venir,
Accompagné d'un homme que je hais.
Avant que leur horrible mission
Surprenne vos esprits, sachez du moins
Les vues du ciel pour votre délivrance.

Marie.

De sa bonté suprême quel miracle!

Mortimer.

Pardon, si je commence à vous parler
De moi.

Marie.

Parlez!

Mortimer.

J'avais vingt ans, Madame,
Une éducation sévère avait
Nourri en moi la haine du papisme,
Lorsqu'un désir plus fort que ma raison
M'entraîna vers le continent. Je quitte
Les sombres prêches de nos puritains
Et mon pays, parcours la France en hâte,
Brûlant de voir le but de mes désirs,
Cette Italie si belle, si vantée.
C'était le temps du jubilé; des troupes
De pèlerins couvraient partout les routes,
Les crucifix partout étaient ornés
De fleurs; on eût cru voir le genre humain
Faire un pèlerinage au ciel — moi-même,
La foule des fidèles me saisit
Et m'entraîna dans la cité de Rome.
Ah, que devins-je, Mylady,
Quand les arcs triomphaux, les péristyles,
L'immense Colysée, par leur splendeur,
Vinrent frapper d'étonnement mes yeux,
Que le noble génie de la sculpture
M'ouvrit ses mondes merveilleux. Jamais

Les arts n'avaient agi sur moi. L'église
Qui m'a nourri déteste ce qui charme
Les sens et ne permet aucune image,
Ne révérant que la parole seule.
Et que devins-je, quand plus tard j'entrai
Dans les parvis sacrés, que la musique
Des cieux vibra dans l'air, que murs, plafonds,
Couverts d'une abondance de figures,
Montrèrent à mes sens ravis, charmés
Ce que nous révérons de plus auguste,
Présent devant mes yeux et plein de vie,
Quand je les reconnus, les Immortels,
La salutation de l'ange, la naissance
Du Christ, la Sainte Trinité, la Vierge,
L'éclat de la Transfiguration;
Puis quand je vis dans toute sa splendeur
Le pape officiant bénir les peuples,
Qu'est-ce que l'or, que les joyaux dont s'ornent
Les rois de cette terre! Lui, lui seul
Est entouré de tout l'éclat des cieux.
Le ciel — un vrai royaume — est son palais,
Rien de ce qui s'y fait n'est de ce monde.

Marie.

Epargnez-moi! Cessez de dérouler
Devant mes yeux ce trop riant tableau
De l'existence — Hélas! je suis captive.

Mortimer.

J'étais captif aussi, et ma prison
S'ouvrit, mon esprit affranchi soudain
Vint saluer le beau jour de la vie.
Dès lors j'eus en horreur le sombre livre,
Pour me parer le front de fleurs nouvelles,
Pour vivre heureux avec des gens heureux.
Des Ecossais et de joyeux Français
En foule s'empressaient autour de moi,
Et c'est par eux que je fus présenté
Au noble cardinal, votre parent.
Quel homme, Mylady! Quelle assurance,
Que de clarté, que de mâle grandeur!
Il semble né pour commander aux âmes!
Prêtre modèle et prince de l'église,
Comme il n'en fut jamais!

Marie.

Vous avez vu
Les traits chéris de l'homme vénérable

Qui fut le guide de mes jeunes ans!
Parlez-moi donc de lui! Se souvient-il
De moi? Est-il aimé de la fortune?
Et le voit-on toujours, plein de vigueur,
Un éclatant pilier de notre église?

Mortimer.

Cet homme sans pareil daigna lui-même
M'initier aux dogmes de la foi
Et dissiper les doutes de mon coeur.
Il me montra que le raffinement
D'esprit induit les hommes en erreur,
Que l'oeil doit voir ce que le coeur doit croire,
Qu'il faut à notre église un chef visible,
Et que l'esprit de vérité toujours
Plana sur les conciles de nos pères.
Les folles visions de mon enfance
Durent s'évanouir devant la force
De sa raison, devant son éloquence.
Puis je revins au giron de l'Eglise
Et j'abjurai l'erreur entre ses mains.

Marie.

Ainsi vous êtes l'un de ces milliers
Qu'il a, comme le saint prédicateur
De la montagne, émus par sa parole.
Qu'il a conduits à l'éternel salut.

Mortimer.

Mais rappelé bientôt par ses devoirs
En France, il m'ordonna d'aller à Rheims,
Où, pleins d'un zèle pieux, les Jésuites
Font l'éducation de jeunes prêtres
Pour desservir l'église d'Angleterre.
J'y rencontrai Morgan, noble Ecossais,
Lessley, votre affidé, le docte évêque
De Rosse, tous passant les tristes jours
D'exil en France. Etroitement lié
Avec ces dignes gens, je m'affermis
Dans la croyance. Un jour que chez l'évêque
Je promenais mes yeux autour de moi,
Je fus frappé du portrait d'une femme
D'un charme merveilleux, touchant; mon âme
En fut saisie dans ses derniers replis.
Je restais éperdu, n'étant plus maître
De mon émotion. L'évêque alors:
C'est à bon droit, dit-il, que ce portrait
Vous trouble tant; c'est la plus belle femme,

La plus infortunée aussi de toutes.
C'est pour sa foi qu'elle est persécutée,
Et c'est votre pays où elle souffre.

Marie.

O coeur loyal! Je n'ai pas tout perdu,
Puisqu'un pareil ami me reste encore.

Mortimer.

Puis il peignit avec une éloquence
Qui m'ébranla le coeur, votre martyre
Et de vos ennemis la haine atroce.
M'ayant montré la généalogie
De l'illustre maison dont vous sortez,
Les Tudor, il me convainquit que seule
Vous aviez droit au trône anglais, et non
La fausse reine, fruit de l'adultère,
Que repoussa son propre père Henri,
Comme un enfant bâtard. Mais ne voulant
Pas me fier à son seul témoignage,
Je consultai tous les jurisconsultes,
Je feuilletai d'anciens armoriaux.
Tous les experts auxquels je m'adressai
Me confirmèrent vos prétentions.
Dès lors je sus que c'est votre bon droit
Qui seul fait tous vos torts en Angleterre,
Qu'il est à vous, Madame, ce royaume
Où l'on vous tient captive, l'innocente.

Marie.

Oh! ce funeste droit à la couronne,
C'est là l'unique source de mes maux!

Mortimer.

J'appris alors qu'on vous avait tirée
Du château de Talbot, que Sir Paulet,
Mon oncle, était chargé de votre garde.
Je crus voir dans ces incidents la main
Du Ciel, vous secourant par un miracle.
J'y reconnus le cri d'appel du sort,
Qui choisissait mon bras pour vous sauver.
Tous les amis partagent mon avis,
Le cardinal me donne ses conseils,
Il me bénit, puis il m'enseigne l'art
Si difficile de dissimuler.
Bientôt mon plan fut fait; je prends la route
De mon pays, où je suis abordé,
Vous le savez, depuis dix jour déjà.

(Il s'arrête un moment.)

Ce fut alors que je vous vis — vous-même!
Non votre image! — O quel trésor caché
Dans ce château! Ce n'est point un cachot,
Non, c'est un temple plus resplendissant
Que cette cour royale d'Angleterre.
Que je me sens heureux de respirer
L'air que vous respirez! — Elle a raison,
Celle qui vous ensevelit ainsi!
Tout jeune Anglais s'élèverait contre elle,
Aucune épée ne resterait oisive,
Et la révolte à tête gigantesque
Traverserait cette île pacifique
Si le Breton voyait sa reine!

Marie.

Heureuse,
Si chaque Anglais par vos yeux la voyait!

Mortimer.

Si comme moi, témoin de vos souffrances,
Il vous voyait subir avec douceur
Et fermeté ces traitements indignes.
Car ne sortez-vous pas de toute épreuve
En reine? L'infamie de ce cachot
Vous ôte-t-il l'éclat de la beauté?
Privée de toute espèce d'ornements,
Vous répandez une splendeur céleste.
Je ne dépasse point ce seuil, sans être
Navré d'affection, sans éprouver
Un doux ravissement à votre aspect! —
Mais l'heure affreuse et décisive approche,
Et le danger augmente à tout moment.
Je ne puis plus tarder à vous apprendre
L'affreux secret —

Marie.

Mon jugement est-il
Rendu? Parlez sans peur. Je puis l'entendre.

Mortimer.

Il est rendu. Tous les quarante-deux
Ont déclaré que vous étiez coupable.
Les chambres des Communes et des Lords,
La ville, tous demandent à grands cris
Qu'on exécute leur arrêt; la reine
Hésite seule encor, non par clémence,
Mais par astuce, afin qu'on l'y contraigne.

Marie (avec fermeté).

Sir Mortimer, je ne suis ni surprise
Ni effrayée. J'attendais ce message
Depuis longtemps. Je les connais, mes juges.
Après les traitements que j'ai subis,
Je sens fort bien que l'on ne peutme rendre
La liberté — je sais ce qu'ils méditent.
On veut, en m'enfermant jusqu'à ma mort,
Ensevelir mes droits et ma vengeance
Dans les ténèbres d'un cachot.

Mortimer.

Oh, non,
Madame — on ne s'arrêtera pas là.
La tyrannie ne se contente point
D'une demi-mesure. Et tant que vous vivrez,
La peur d'Elisabeth vivra. Il n'est
Point de cachot qui soit assez profond;
C'est votre mort qui seule la rassure.

Marie.

Elle oserait poser sur le billot
Honteusement ma tête couronnée?

Mortimer.

Elle osera. N'en doutez pas, Madame.

Marie.

Elle oserait rouler dans la poussière
Ainsi la majesté de tous les rois,
La sienne propre? Et ne craint-elle pas
Le bras vengeur du roi de France?

Mortimer.

Elle offre
Au duc d'Anjou sa main, son trône et fait
Avec la France une éternelle paix.

Marie.

Le roi d'Espagne n'armera-t-il pas?

Mortimer.

Un monde armé ne l'épouvante point,
Tant qu'elle aura la paix avec son peuple.

Marie.

Elle offrirait ce spectacle aux Anglais?

Mortimer.

Oh, ce pays, Madame, a vu naguère
Plus d'une femme à tête couronnée

Passer du trône à l'échafaud. Ce sort
Ne vint-il pas frapper la propre mère
D'Elisabeth et Catherine Howard?
Mylady Gray aussi portait couronne.

Marie (après une pause).

Non, Mortimer! La crainte vous aveugle.
C'est votre coeur loyal qui vous inspire
Un vain effroi dans sa sollicitude.
Ce n'est pas l'échafaud, Sir, que je crains.
Il est d'autres moyens, plus détournés,
Qui peuvent dissiper l'inquiétude
D'Elisabeth sur mes prétentions.
Un assassin requis à force d'or
Se trouvera plus vite qu'un bourreau.
C'est là ce dont je tremble, Sir. Jamais
Je ne saurais porter la coupe aux lèvres,
Sans frissonner de peur qu'il ne s'y trouve
Un gage de tendresse de ma soeur.

Mortimer.

Ni public, ni caché, l'assassinat
N'attentera, Madame, à votre vie,
Soyez sans crainte! Tout est préparé.
Douze hommes du pays, tous jeunes, nobles,
Sont mes confédérés, et ce matin
Ils ont juré sur le saint sacrement
De vous tirer d'ici à main armée.
Le comte d'Aubespine, ambassadeur
De France, en est instruit, il nous seconde,
Et c'est chez lui que nous nous rassemblons.

Marie.

Je tremble, Sir — mais ce n'est pas de joie.
D'un noir pressentiment mon coeur s'émeut.
Qu'osez-vous entreprendre? Y pensez-vous?
Les chefs sanglants de Babington, Tishburn,
Plantés comme un avis au pont de Londres,
Le sort de tant d'infortunés, trouvant
Dans des projets pareils la mort — la mort,
Et ne faisant que mieux river mes chaînes —
Ne vous a-t-il rempli d'effroi? — Fuyez,
O malheureux, vous êtes égaré —
Fuyez, s'il en est temps encore — si
Burleigh, instruit de vos projets, n'a point
Déjà jeté le traître parmi vous.
Fuyez au loin! Tous ceux qui protégèrent
Marie Stuart, hélas! ont succombé.

Mortimer.

Les chefs sanglants de Babington, Tishburn,
Plantés comme un avis au pont de Londres,
Le sort infortuné de tous les autres,
Trouvant la mort dans des projets pareils,
Rien ne m'effraie; ils ont trouvé la gloire;
Mourir pour vous est un bonheur déjà.

Marie.

Vous ne me sauverez ni par la force
Ni par la ruse. L'ennemi est fort
Et vigilant. Ce n'est pas Paulet seul
Ni ses gardiens, c'est l'Angleterre entière
Qui veille aux portes de ce noir cachot.
Le bon plaisir d'Elisabeth peut seul
Me les ouvrir.

Mortimer.

Ne l'espérez jamais!

Marie.

Un homme seul pourrait me les ouvrir.

Mortimer.

Nommez-le-moi.

Marie.

Le comte Lestre.

Mortimer (réculant étonné.)

Lestre!

Le plus cruel de vos persécuteurs,
Le favori d'Elisabeth —

Marie.

Lui seul

Peut me sauver, si c'est possible. Allez
Le voir, ouvrez-vous franchement à lui.
Pour preuve que c'est moi qui vous envoie,
Portez-lui cet écrit et mon portrait.

(Elle tire un papier de son sein, Mortimer recule et hésite à le prendre.)

Prenez. Longtemps je l'ai porté sur moi,
L'austère vigilance de votre oncle
Empêchant tout commerce avec le comte —
Vous m'êtes envoyé par mon bon ange —

Mortimer.

Expliquez-moi, Madame, cette énigme —

Marie.

Le comte vous en donnera le mot.
Croyez en lui, il vous croira — on vient.

Hanna Kennedy (entrant précipitamment.)

Un grand seigneur conduit par Sir Paulet.

Mortimer.

C'est Lord Burleigh. Courage, Mylady!
Que son message affreux vous trouve calme.

(Il sort par une porte latérale, Hanna Kennedy le suit.)

Acte troisième.

Le théâtre représente un parc. Au premier plan des arbres. Au fond une vue très-étendue.

Scène I.

Marie s'avance en courant à travers les arbres. Hanna Kennedy la suit lentement.

Kennedy.

Dirait-on pas que vous avez des ailes!
Je ne saurais vous suivre, attendez donc!

Marie.*)

Ah, laisse-moi la jouissance
De ma nouvelle liberté!
Que je retrouve mon enfance,
Dans les prairies mon pas ailé.
Permets que librement je coure,
Sortie enfin du noir tombeau,
Et qu'à longs traits je le savoure,
Cet air si pur, ce ciel si beau!

Kennedy.

Pauvre Lady, vous ne voyez donc pas
Qu'on n'a fait qu'élargir votre cachot.
C'est que l'épais feuillage de ces arbres
Dérobe la muraille à notre vue.

Marie.

Soyez bénis, doux arbres verdissants,
Qui me cachez les murs de ma prison.
Mon rêve me rendait heureuse et libre;
Pourquoi troubler ma douce illusion?
L'immense voûte du ciel azuré
M'entoure, et mon regard illimité
Embrasse des espaces infinis.
A l'horison là bas ces monts brumeux et gris
Sont les confins où mon pays commence,
Et ces nuages bleus, chassés vers le midi,
Recherchent l'océan lointain de France.

---

*) J'ai dû renoncer à reproduire le mêtre dactylique, la tâche étant au dessus de mes forces.

Couriers des airs, légers nuages,
Puissé-je vous accompagner!
Portez mes voeux aux douces plages
Où je devais un jour régner!
Pour les porter je n'ai personne,
Etant captive et dans les fers.
Vous que nul tyran n'emprisonne,
Libres vous traversez les airs.

Kennedy.

Ah, Mylady, vous êtes hors de vous,
La liberté nouvelle vous égare.

Marie.

Vois cette barque de pêcheur!
Tu suffirais, faible nacelle,
Pour me conduire à mes fidèles.
Ton maître est chargé de labeur.
Je puis le combler de richesses,
Jamais coup de filet n'aurait
Valu tant d'or que mes largesses,
Si dans sa barque il m'enlevait.

Kennedy.

Voeux superflus! Vous ne voyez donc pas
Qu'en nous suivant de loin on nous surveille.
De nos chemins on chasse atrocement
Tout être que pourraient toucher vos larmes.

Marie.

Non, bonne Hanna! non, ce n'est pas en vain
Qu'on m'a ouvert les portes du cachot.
Quoique chétif, ce signe de clémence
M'annonce le bonheur plus étendu.
Oui, oui; c'est à l'amour que je le dois;
J'y reconnais le bras puissant de Lestre.
C'est insensiblement qu'on veut étendre
Les murs de ma prison, m'accoutumer
Par de petits à de plus grands bonheurs,
Jusqu'au moment où je verrai paraître
Celui qui pour toujours rompra mes fers.

Kennedy.

Ah, c'est un labyrinthe où je me perds.
Hier on vous annonce votre mort,
Et aujourd'hui surcroît de liberté.
On dit que l'on relâche aussi les chaînes
De ceux qu'attend la liberté des cieux.

Marie.

Les entends-tu, ces cors de chasse
Remplir les bois de sons joyeux?
Que j'aimerais suivre leur trace,
Montée sur un cheval fougueux!
Encore, encore! O voix connues
D'un doux et triste souvenir!
Souvent au bruit de nos battues
Je vous entendis retentir
Sur les plateaux de nos bruyères.

Acte III. Scène IV.

Les précédents (Marie, Shrewsbury, Paulet, Hanna Kennedy.)
Elisabeth. Le comte de Leicester. Suite.

Elisabeth (à Leicester.)

Quel est ce bourg?

Leicester.

C'est Tothringhay, Madame.

Elisabeth (à Shrewsbury.)

Que notre suite à Londres nous devance.
Le peuple est trop ardent à nous poursuivre,
Retirons-nous dans ce parc isolé.

(Talbot renvoie la suite. Elle fixe ses yeux sur Marie en continuant de parler à Paulet.)

Mon peuple m'aime trop. Ses temoignages
De joie sont presque de l'idolâtrie;
Dieu se révère ainsi, et non les hommes.

Marie (qui pendant ce temps s'était appuyée, à moitié évanouie, sur sa nourrice, se redresse maintenant, et son oeil rencontre le regard fixe d'Elisabeth. Elle tressaille avec effroi et se rejette sur le sein de sa nourrice.)

Mon Dieu, ces traits glacés ne me révèlent
Qu'un coeur de bronze!

Elisabeth.

Quelle est cette femme?

(Silence général.)

Leicester

Vous êtes au château de Tothringhay.

Elisabeth (affectant d'être surprise et étonnée, jette un regard sombre sur Leicester.)

On a osé? Quel est l'audacieux —

Leicester.

C'est fait, Madame — et puisque en cet endroit
Le Ciel lui-même a porté votre pas;
Que la clémence et la pitié l'emportent.

Shrewsbury.

Laissez fléchir votre âme, ô grande reine!
Portez les yeux sur cette infortunée
Qui tombe en défaillance à votre aspect.

(Marie rassemble ses forces et veut s'avancer vers Elisabeth, mais elle s'arrête en frémissant à moitié chemin; ses gestes expriment la plus vive agitation.)

Elisabeth.

Qui donc,
Mylords, parlait d'affliction profonde!
C'est une femme altière que je trouve,
Et nullement domptée par le malheur.

Marie.

Subissons donc encore cet outrage!
Fuis, impuissant et généreux orgueil!
J'oublie ma royauté et mes souffrances;
Je vais me prosterner aux pieds de celle
Qui m'a plongée dans cet excès d'opprobre.

(Elle se tourne vers la reine.)

Le Ciel s'est prononcé pour vous, ma soeur,
Et la victoire vous a couronnée,
J'adore l'Eternel qui vous élève.

(Elle se prosterne devant la reine.)

A votre tour, ma soeur, soyez clémente,
Mettez un terme à mon ignominie!
Tendez-moi votre main, la main royale,
Pour me tirer de cet abaissement.

Elisabeth (reculant)

Le sort vous mit, Madame, à votre place,
Et je rends grâce à la bonté du Ciel,
Qui ne voulut pas qu'à vos pieds je fusse
Telle qu'aux miens vous êtes à présent.

Marie (s'échauffant par degrés).

Songez aux changements de la fortune!
Il est des dieux qui vengent l'insolence.
Appréhendez ces forces redoutables
Qui m'ont précipitée à vos genoux —
Ah, pour ces étrangers qui nous regardent,
En m'honorant honorez-vous vous-même!
Cessez de profaner et de flétrir
Le sang Tudor qui roule dans vos veines
Tout comme dans les miennes! — Dieu du Ciel!
Ne restez pas inaccessible et dure
Comme un écueil qu'en vain le naufragé
Dans d'impuissants efforts voudrait saisir.

Mon sort, ma vie dépendent de la force
Qu'auront ici mes larmes, mes paroles.
Dégagez-moi le coeur pour que je puisse
Vous émouvoir; sous ce regard de glace
Je sens mon coeur se resserrer tremblant,
Mes pleurs sont refoulés, et la terreur
Enchaîne les prières dans mon sein.

Elisabeth (d'un ton froid et sévèrs).

Lady Stuart, qu'avez-vous à me dire?
Vous désiriez me voir. J'oublie la reine,
Que vous avez grièvement blessée,
Pour accomplir les pieux devoirs de soeur,
Et vous accorde de me voir. Je suis
Mes généreux instincts et je m'expose
Au juste blâme d'être descendue
Si bas — car vous avez voulu me faire
Assassiner, vous le savez, Madame.

Marie.

Par où pourrai-je commencer? Comment
Choisir avec prudence mes paroles,
Pour vous toucher le coeur sans l'offenser!
Prêtez, mon Dieu, la force à mes discours,
Mais ôtez-en le dard qui peut blesser!
Comment me défendrai-je sans me plaindre
De vous pourtant, et je ne le veux point.
Vos procédés pour moi n'ont pas été
Ce qu'ils devaient, car je suis reine aussi,
Et vous m'avez tenue en prisonnière.
Je vins en suppliante vous trouver,
Et vous, foulant aux pieds les saints devoirs
De l'hospitalité, le droit des gens,
Me fîtes enfermer dans un cachot;
Je fus cruellement privée d'amis,
De serviteurs, réduite au dénûment,
Traînée devant un tribunal indigne.
Assez! Qu'un éternel oubli recouvre
Tout ce que j'ai souffert de cruautés.
Tenez, je veux que tout ne soit qu'un sort:
Vous êtes innocente et moi aussi;
Un vil démon sortit du noir abîme,
Pour allumer dans notre coeur la haine
Qui divisa déjà nos premiers ans
Et qui grandit en même temps que nous.
Par des méchants la flamme est attisée,
Le zèle joint à la démence s'arme

D'épées et de poignards non réclamés.
Tel est, hélas! le sort fatal des rois
Que, divisés, leur haine, embrasant tout,
Déchaîne les furies de la discorde —
Il n'est plus d'étranger qui nous sépare
En ce moment.
(Elle s'approche avec confiance et dit d'un ton caressant.)
Nous sommes en présence.
Parlez, ma soeur, et dites-moi mes torts,
Je veux vous satisfaire pleinement.
Que ne m'avez-vous exaucée alors
Qu'avec ardeur je désirais vous voir.
Nous n'en serions pas là; dans ce moment
Une entrevue si triste et déplorable
N'aurait pas lieu dans un si triste endroit.

Elisabeth.

C'est mon étoile qui m'a préservée
De réchauffer un serpent dans mon sein.
Accusez, non le sort, mais vos noirceurs,
La folle ambition de votre race.
Rien jusqu'alors ne nous rendait hostiles,
Quand Guise, ce pontife impérieux
Et fier, dont l'insolente main s'allonge
Vers les couronnes de tous les pays,
Me vint jeter le gant, vous séduisit
A usurper mes armes et mon titre,
A me livrer un combat à outrance.
Quels ennemis ne m'a-t-il suscités!
Les prêtres vénimeux, l'épée des peuples;
Du fanatisme l'arme redoutable,
Et dans ce siége même de la paix
Il sut souffler le feu de la révolte.
Mais Dieu est avec moi; le prêtre altier
Succombera, le coup qui menaçait
Ma tête à moi, fera tomber la vôtre.

Marie.

Je m'en remets à Dieu. Vous n'oserez
Par un sanglant abus de la puissance —

Elisabeth.

Qui m'en empêchera? Votre oncle sut
Donner l'exemple à tous les rois, comment
Avec ses ennemis on fait la paix.
La Saint-Barthélemy va me guider.
Eh, que m'importe à moi le droit des gens?
La parenté? L'église rompt les liens

De tout devoir, l'église sanctifie
La foi manquée, le régicide même.
Je fais ce que vos prêtres vous enseignent.
Quelle est la garantie que vous m'offrez,
Si mes bontés brisaient vos chaînes? Dites!
Pour m'assurer de votre foi, est-il
Aucun serment dont Rome ne dégage?
La force seule fait ma sûreté;
Point d'alliance avecque les vipères!

Marie.

O déplorable et sombre défiance!
Toujours je fus pour vous une ennemie,
Une étrangère; si selon mon droit
Vous m'eussiez reconnue votre héritière,
L'amour, le souvenir de vos bienfaits
Vous eussent conservé en moi la soeur,
L'amie fidèle.

Elisabeth.

Ailleurs, Lady Stuart,
Sont vos amis, le pape est votre idole,
Le moine votre frère — Vous nommer
Mon héritière; O piége insidieux!
Pour que vous séduisiez mon peuple encore
De mon vivant, et que, nouvelle Armide,
Vous attiriez dans vos filets trompeurs
Tout ce que mon royaume a de jeunesse,
Pour que tout vienne saluer l'aurore
Du nouveau règne, et moi —

Marie.

Régnez en paix!
J'abdique tous mes droits à ce royaume.
L'essor de mon esprit est abattu.
J'ai renoncé à la grandeur — c'est fait,
Je ne suis plus que l'ombre de Marie.
Mon généreux courage s'est brisé
Dans les opprobres du cachot — je suis,
Grâce à vos soins, flétrie dès mon bel âge;
C'en est assez, ma soeur! Prononcez-le,
Ce mot qui vous a fait venir ici.
Je ne croirai jamais que vous soyez
Venue pour insulter votre victime.
Prononcez-le, ce mot: „Vous êtes libre,
„Marie! Si vous avez senti ma force,
„Rendez hommage à mon coeur généreux.“
Parlez, et comme un don de votre main

Je recevrai ma liberté, ma vie.
— Un mot me fait tout oublier. J'attends
Ce mot. Mettez un terme à mon attente!
Malheur, si vous ne finissez par là!
Si dans ce jour vous me quittiez, sans être
Et grande et magnifique comme Dieu —
Ma soeur, au prix de ce puissant royaume,
De tous les bords qu'embrasse l'océan,
Je ne voudrais être telle à vos yeux
Que vous seriez aux miens!

Elisabeth.

Vous êtes donc
Vaincue? Vous l'avouez? Plus de cabales?
Plus d'assassins en route? Plus
D'aventurier qui veuille se soumettre
Au triste emploi de votre chevalier?
— Oui, c'est fini, Lady Stuart. Vous n'en
Séduirez plus. Le monde a d'autres soins.
Il n'est personne qui veuille aspirer
A devenir un — quatrième époux,
Car vos amants, vous leur donnez la mort
Tout comme à vos maris!

Marie (tressaillant).

Ma soeur! ma soeur!
Mon Dieu! Calmez mes esprits irrités!

Elisabeth (la regardant longtemps avec un regard d'orgueilleux mépris).

Voilà donc les attraits, Mylord de Lestre,
Qu'impunément nul homme ne peut voir,
Qu'aucune femme ne peut égaler! —
C'est une gloire acquise à bon marché;
Pour être belle aux yeux de tous les hommes,
Certe, il suffit d'appartenir à tous!

Marie.

Ah, c'en est trop!

Elisabeth (riant dédaigneusement).

Voilà son vrai visage;
Car ce n'était qu'un masque jusqu'alors.

Marie (exaspérée, mais avec une noble dignité).

Qui, j'ai failli, cédant aux lois humaines
Et à mes jeunes ans; je fus séduite
Par le pouvoir; je ne l'ai point caché,
J'ai dédaigné, royalement sincère,
De la vertu les fausses apparences.

Le monde sait ce que j'ai fait de pis,
Et je vaux mieux que mon renom, je peux le dire.
Malheur à vous, s'il arrachait un jour
A vos excès cachés l'austère voile
Dont hypocritement vous les couvrez.
Ce n'est pas la sagesse qui vous fut
Laissée par votre mère; on sait trop bien
Pour quelles qualités Anna Bouleyn
Monta sur l'échafaud.

Shrewsbury (s'avançant entre les deux reines).

Oh, juste Ciel!
Devait-on en venir à cet excès!
(A Marie).
Est ce donc là la modération,
L'esprit soumis?

Marie.

Eh, quoi! J'ai supporté
Plus qu'aucun homme au monde ne supporte.
Fuis loin de moi, douceur du faible agneau!
Remonte au ciel, passive patience!
Courroux que trop longtemps j'ai concentré,
Brise tes fers et sors de ta retraite!
Et toi qui as armé le basilic
De son regard mortel, donne à mes lèvres
Le trait envénimé —

Shrewsbury.

Elle est hors d'elle;
Ah, pardonnez à son emportement,
Elle est blessée au vif.
(Elisabeth, muette de colère, lance des regards furieux sur Marie.)

Leicester (dans la plus vive agitation, tâche d'emmener Elisabeth).

N'écoutez pas
Cette insensée! Quittons ce lieu fatal!

Marie.

Le fruit de l'adultère a profané
Le trône anglais; la fraude et l'artifice
Ont abusé ce peuple généreux.
— Ah, si le droit régnait, on vous verrait
Couchée devant mes pieds dans la poussière,
Car je suis votre roi!
(Elisabeth sort précipitamment, les Lords la suivent dans la plus grande consternation.)

Neustrélitz, le 18 Avril 1865. C. Villatte.

Handschriftliches.

Die folgenden altfranzösischen Verse, auf die ich durch die Freundlichkeit des Herrn Paul Meyer aufmerksam gemacht worden bin, befinden sich in der Handschrift der Bibl. Imp. fonds latin 1077. Es ist ein lateinisches Psalterium aus der Mitte des 13. Jahrhunderts; die ersten Blätter enthalten einen Kalender, die folgenden 7 auf der rechten Seite je eins jener Gedichte oder Gebete, die gegenüberliegende linke ist mit ein oder zwei entsprechenden, colorirten Darstellungen aus der heiligen Geschichte angefüllt, deren ähnliche sich noch weiter mitten im Bande finden.

Nicht ihr poetischer Gehalt oder ihre poetische Form machen sie beachtenswerth; in beiden Beziehungen zeigt der Verfasser oder vielleicht die Verfasserin eine grosse Unbeholfenheit; wohl aber verdienen sie wegen einiger sprachlichen und orthographischen Eigenthümlichkeiten Aufmerksamkeit. Sie stehen in ihrer Sprache dem burgundischen Dialekt sehr nahe, wie er uns in der Uebersetzung der Predigten des heiligen Bernhard vorliegt. (Auch die Handschrift derselben Bibl. Imp. fonds des Feuillans 9 ist ungefähr aus derselben Zeit.) Eigenthümlich ist diesen Versen die Vorsetzung von „en“ für das gemeinfranzösische „e“ vor dem anlautenden unreinen s in enspirs, enscriture, enstoile, enscrist, enspran; neben denen sich jedoch wieder die Formen finden sternirent, das auch in den Predigten vorkommt, und li spirs und le spir, die corrigirt werden können in li enspirs und l'enspir. Das eingeschobene „n“ bezeichnet offenbar eine Trübung des „s“, die dem späteren Ausfall desselben in Aussprache und Schrift voranging. Beispiele von dem Ausfall dieses s sind schon angegeben von G. Paris und

P. Meyer (Jahrbuch für romanische und englische Literatur IV, p. 313. V, 938).

Die Verwendung des h als Zeichen der Erweichung in defalhe, conselh, orguelh, filhe, vielhece, cilh, icilh und selbst in ilh, wo sie nicht mehr stattfindet und vielleicht nie stattgefunden hat, ist nicht ohne Beispiel im Altfranzösischen; sie findet sich nach l in den Moralités sur Job und li IV livre des dialogues Gregoire. Neu ist sie nur für gn in ensenhir (enseigner), anheal (agneau), senhor (seigneur). Sie fehlt in voilaissent (veillassent).

Ein dritter Punkt, den ich hervorhebe, ist der Ausfall in- und besonders auslautender Consonanten in ai(s)ne, mei(s)me, don(t), gen(t und s), ha(lt), lon(g), to(t), ver(s), mor(t), can(t) u. s. w. Die Fälle sind zu zahlreich, um sie lediglich als Fehler des wenig gelehrten Schreibers zu erklären. Einzelne Beispiele der Art finden sich auch in guten Handschriften des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts. Wenn man aus der Schreibung dieser Consonanten nur mit Vorsicht und höchstens im Reim mit einiger Sicherheit auf ihre wirkliche Aussprache oder ihr Verstummen wird schliessen können, da den Schreibern die lateinische Form immer als Regel vorschwebte, so wird man aus ihrem ziemlich constanten Ausfall in der Schrift ohne fehlzugehen auch ein Verstummen in der Aussprache abnehmen können (vrgl. darüber Diez Gramm. I, 433 und 443). Dies ist um so mehr zu beachten, als das flexive s wenigstens bei Substantiven nur in wenigen Fällen vermisst wird.

Der plötzliche Uebergang aus der zweiten Person Singularis in die zweite Person Pluralis ist in den chansons de geste, besonders den älteren, nicht ungewöhnlich.

Chanson de Roland ed. Th. Müller

1906 Païen escrient: Aïe nos, Mahum!
Li nostre deu, vengez nos de Carlun.

1983 Sire cumpains, mar fut vostre barnage!
Jamais n'iert hume kitun cors cuntrevaillet.

Und die berühmte Stelle

2344 E Durendal, cumes bele e seintisme!

2349 Il nen est dreiz, que païens te baillissent
De chrestiens devez estre servie.
Ne vos ait hume ki facet cuardie!
Mult largesteres de vus avrai cunquises
Que Carles tent, ki la barbe ad flurie.

Einige andere Beispiele aus demselben Epos v. 648 ff., 2027 ff., 2252 ff., Aye d'Avignon v. 63 ff., 286 ff., 4(3, 1031, 1270, 1721, La Prise de Pampelune v. 30, 372. Wohl schwerlich wird sich aber eine Stelle finden und noch schwerer rechtfertigen lassen wie in dem Gedicht VI, 16

Et apres ce vo mostras à Marie.

Das Versmass ist der zwölfsilbige epische Vers, in IV und VI der zehnsilbige, unterbrochen in IV, 3 und 4, VI, 11, 12, 24 durch den zwölfsilbigen. Die Verse sind paarweise durch den Reim gebunden, der nur I (1, 2), 15, 16, IV, 1, 2 durch die Assonanz ersetzt wird. In V ist derselbe Reim in den 18 ersten und ein anderer in den 6 folgenden beibehalten. Dass der Verfasser richtige Verse liefern wollte, dafür sprechen die häufigen Füllwörter; jedoch finden sich eine Anzahl Verse, die zu lang, andere, die zu kurz sind; besonders häufig ist das zweite Hemistich um eine Silbe zu kurz.

Es konnte nicht meine Aufgabe sein, den Versen eine Correctheit zu geben, auf die der Verfasser dieser im Volkston gehaltenen frommen poetischen Ergüsse keinen Anspruch zu haben scheint. Meine Zusätze habe ich durch die Klammer angegeben, die wenigen andern Abweichungen von der Handschrift in der Anmerkung angezeigt.

I.

Oi verge de droiture ki de Jessé eissis,
Ki la flur engendras sor cui li sains enspirs
Reposat plainemen, si com dist Ysaies,
Et en toi senspandi par don de set parties!
5 Racine de Jessé, ensprendemen d'amur,
Flurs et lis de casté, dame digne d'amur!

---

v. 5. Sermons de St. Bern. f. 6. v. de ces montagnes issert et vint li racine Jessé selonc ceu ke li prophete dist: Une verge isseit fors et de cele verge isseit une flors sors cui les set donnes del saint esperit se reposerent.

Otroi a tiue ancelle savorer le savur
De cel saintime fruit don tu portas la flur.
Le cur de tun ancelle enspren de la chalur
10 Ki descent par set grasces et de par sue ardur;
Ke la flur de casté ne puist en moi marchir,
Ne la flame d'amur caritaule alentir.
Mon estre et mon penser, mon vivre et mon parler
Puist li spirs de science ensenhir et donteir,
15 Et cilh de pieté raemplisse mon cuer
Par membreir le vertus et de jor et de nuit.
Sains enspirs consily, ne moi defalhe mie,
C'al conselh d'enscriture puisse aturner ma vie
Force en apres m'otroi, d'ester al detemen,
20 Ke dire et lire orai prestes et sage gen.
El palais de mon cur par le spir de savoir
Fai sentir, cum est dues, li savoir toi savoir.
Si moi garde par tot li enspir[s] mon senhor
Ke mi arme et me cors ne chaï en error.
25 La cremor alsimen si loial ferme en moi,
Ki en chace l'orguelh et depechi la loi.
Flors de totes vertus, maison del sent entspir!
Del arbre de te grasces moi denges repartir,
K'en cest sicle presen si florisse ma vie
30 Ke tes fis moi conoisse à filhe et à amie.

II.

Pius Deus omnipotens ki ha sies et lon vois,
Ki jusk' à fin de terre apparustes à rois!
Can cel[e] enstoile virent en orient to droit
Ki la vostre naiscence finemen demostroit,
5 Et neis astoit en terre, ki tos no saveroit
De son precios sanc, sen nos ne remanoit:
En Jherusalem vinrent à Herode le roi
Ki de vostre venue astoit en grant effroi.
Ilh manda tos le sages, et si lor demandoit,
10 Ke disoit l'enscriture u Jhesu naisteroit.
Et cilh li respondirent: en Bethleem to droit:
Ce dient li prophete, ke ilh la naisteroit.
[Si] atan li troi roi d'Erode soi turnarent
Et droit ver Betleem lor chemin arotarent,

v. 7. Hdsch. tine. v. 9. tun ancelle auffallend neben tiue ancelle, mi arme, la moie arme. v. 11. S. St. B. f. 8. v. (la virgine) cui beateiz ne vairat jai corruption et cui glore ne marcerat jai en permenant. v. 17. Hsch. Spc.

15 Et vos et vostre mere bonement aorarent.
Offrande de ha pris arvec eas aportarent
Or et encens et myrre bonemen vo donaren[t],
Le roi, la déité la mor signefiarent,
De celle mor ke Giu inoïe donarent,
20 Cant en la sainte crois vo[stre] cors aficharent.
Si voiremen, bea Deus! ke c'est voirs et jel croi,
Mon corset la moi[e] arme gardeis en bone foi
K'enapres ceste vie puisse venir à toi.

III.

Deus Sires! kien Jherusalem venis a passion
Et chevachastes l'aine [si] ke nos aprent-on!
Vos i venistes, Sires, c'est voirs [mult] humlemen
Et si fuistes loéz de trestote le gen
5 Osanna li no rois bin soi[es] tu venans.
Ensi[ques] fu parfaite la loenge as enfans
Li un jetaren[t] flur, li atre vestimens,
Et li acan sternirent tresto le parvemen,
Là u denjes venir, fors rois omnipotens.
10 Joamen vo rechurent can venistes laens,
Et li vostre desciple vos i vinren[t] sivrant.
Sor la beste u sesistes misent lor vestimens,
Et li atre alvent et derire et devant;
Ozanna fis David li alvent criant.
15 Du Deus! si con c'est voirs, ke nos ici désons,
Sain Daniel jetastes delle fosse à lions
Sainte Susanne ostastes de la perdition
Et si getas Jonas del ventre del peisson,
Et ceste vostre ymagene ke nos ici véons
20 Ramembre le vos fais, si ke nos le créons

---

v. 18. cf. S. St. B. fol. 62 et fol. 84. v. 19. Hdsch. de celle mor ke giu moi donarent. Mit meiner Verbesserung ist die Schwierigkeit der Construction noch nicht gehoben; wessen der Verfasser aber fähig ist wird man an VII. sehen.

v. 1. Hdsch. cherlm wie v. 6. Hdsch. la loenges. Wenn man das ungrammatische s liesse, würde das Hemistich um eine Silbe zu lang sein. II. 7. cherl'm. Dieselbe Abkürzung findet sich auch in S. St. B. neben der vollen Form cherusalem. Ich habe sie beide mal in die volle Form aufgelöst. II. 7. bietet es keine Schwierigkeit. Hier muss man den Hiatus ki en gelten lassen wie II. 12 und IV. 4 und Deus sires als eine ausserhalb des Verses stehende Anrede betrachten, wenn man nicht lesen will: Deus sires k'en Jherlem. v. 2. Hdsch. Et chevachastes lame ce nos aprenton. v. 19. imagene nur dreisilbig wie VI. 11. angele zweisilbig zu lesen wie image und ange.

Doneis moi vostre ancelle pieve confession,
Et de tos nos pechiés vrai[e] remission,
Ki sain Pire l'apostle donastes le pardon;
Cant ilh vos renoat por paiir de felons.

IV.

Bea Sire Deus! ki apres ta naiscence
Quarante jors fustes offers à temple
El main de Syméon, le prodome chenu,
Ki en vielhece main jour t'out atendu;
5 Car le respon de toe part avoit,
Ke ilh la mort à nul jor ne veroit,
Jusk' à cele hoire, ke ilh t'aroit tenut
Et en se bras acoleit et sentut.
Anne meïme la prophete i astoit
10 K'en continence en main jor t'atendoit.
Offrande, Sire, vostre mere i porta
Ke vos del temple, car c'ert droit, rachata,
Dois turterelles u de dois colembeas.
Don fut de povre, car n'avoit nul anheal.
15 Là chanta, Sire, Syméon la chanchon
Ki mut ert belle, et si avoit bel son.
Ilh le chanta, li prodom si l'enscrist;
Si le savons parmi lui, car ilh dist:
„Or lais-tu, Sire! ton serf [morir] en pais,
20 „Je t'ai veü, vivre ne quier ja mais."
Or te proi-ge par ta misericorde
Ke enver toi n'ai[e] nule descorde
A icel jor, can deverai finer.
Ce nos otroi, ki sen fin deis regneir.

V.

Aïve deus, bea sire! ke le monde formas,
Adan le promir pere de la terre creas.
Can sesis à la cene tes apostles apelas,
Kert avenir de toi bonemen lor nunchaz,
5 Et ke tuit voilaissent sovent lor chastias,
Et sen Johan l'apostle sor ton pis reposas.
Ce fut voirs, bea du sire, plus des atres l'amas.
Don si presis le pain, et le saintefias,

---

v. 3 das e in apelas muss elidirt werden, damit das Hemistish nicht um eine Silbe zu lang sei. wogegen wieder in v. 23 der sehr harte Hiatus honte et zu beachten ist. v. 8. 9. In der Hdsch. sind die beiden zweiten Hemistiche versetzt.

Puis le brisas en pieces, et si lor devisas,
10 Judas le traïtur meïmes en donas.
Ke ch'astoit li tien cor tre bin lor demostras,
Ki por nos fu vendus à la gens Cayphas.
Puis presis la tuale, entur toi le fermas,
Presis l'aivre el bacin, to lor pius lor lavas.
15 Signe fu d'umlité, ke tu là demostras.
Apres à l'ahemot formen le contristas
Can tu desis, bea sire, li uns moi traïrat
De vos, por crucefyr à felons moi donrat.
De ce furent dolant, si prist chascun à dire:
20 „Sui-ge donkes icelh?“ dite-le moi, bea sire!
Si com ice fut voirs et l'avons oï dire,
Ke por nos, pecheors, soffristes gran martyre,
Defende me en cest sicle et de honte et dire,
C'apres iceste vie regne o toi bea du sire!

VI.

Dues Jhesu Crist! ki por no savemen
Venisen terre morire destroitemen;
Puis vos a mis Joseph el monument
K'illh avoit fait à simies proprement
5 Envolepeit [at] mut onestement
D'on blan sydone, ki fut fais subtiement.
Le trois Maries à point de la jornée
Vos i requisent sen nulle demorée,
Et ungemen portoen pretios
10 Por en uindre vostre cors glorios.
L'angele ont trové séant, ki lor at demostreit
Le liu u poseis fuistes et asties releveis.
Et silor dist c' à desciple[s] alaissent
Et à Piron et à eas denunchaisent
15 Ke relevez asties de mort à vie.
Et apres ce vo mostras à Marie
Le Magdalene ki tan for vos amat
Et à vo piés si tenremen plorat,
Ke ce pechiés trestoz li pardonastes,
20 Por ce promir à lui demostraste[s].
Dues Jhesu Crist, si k'est voirs et jel croi
Mon deseir[sire] et mi amor trai à toi

---

v. 4. simies für si meisme? v. 11. vergl. III. 19. v. 16. Der Vers wird vielleicht zu verbessern sein: Et vos apres ce mostrates à Marie. v. 19. ce für ses: eine Vertauschung zwischen c und s, die ziemlich häufig vorkommt. v. 21. Hsch. si ke cest voirs et iel croj.

Si purement et si entieremen,
Ke ge veoir te puisse seüre al jugement.

VII.

Das folgende Stück ist in der Handschrift das fünfte der Reihenfolge nach. Ich gebe es so wie es sich dort befindet. Mit einzelnen Verbesserungen ist der Verworrenheit der Anschauungen und des Gedankenganges nicht abzuhelfen.

En faiseles de myre est mes amis amoi (Hdsch. est = ē)
Cui semblence en dolur traitier en presen voi (Hdsch. p̄sē voi)
Done moi du sauere teil mirre en moiconprendre (Hdsch. mo cōp̄ndre)
Ke puisse diguement et ploreir et conplaindre (Hdsch. cōplaindre)
5 Sor tes aigres batures ke toi sens okoison
Flaelerent astache menteor et felon.
Mes amis done moi teil mirre conkelhir
Camertume a to jors en puis[se] mais sentir
Amere fut ta mors mais mut de bon odur
10 Car le honte soffris don nos portons lonur
Oi com duce mirre ki metroi son penseir
Den gardeir icel home kil ome avoit formeit
Le creatur del monde et del ciel le sanhor
Traitier et demeneir a tecle deshonur.
15 En bras de mon desir fai moi sire asembler
Cest faiselet de mire ke ge puisse porteir
Legieremen le fais de tribulation
Ke moi sunt anemi et lichars et li mons.
Et totes ma grevance en ta subjection
20 Furner par la vertu de ta compassion
Si en siure ta vie, si curre apres t'odur
Et amendeir ma vie et servir a tonur
Et de la pureture de la mortalite
Ke venins de pechiet at en nos ameneit
25 La mire de ta mort ki le monde a saueit
Garir en puist mi arme al fin de mon cet
Par la confession de ta grande piete
Et si l'atrai à toi à ta bineurteit
U la vie serat et la sante durable
Encui li amis Deu joi aront parmanable.

Paris. Fr. J. Schirmer.

---

v. 24. Hdsch. ke ge te veoir te puisse.

Zusätze zu

Wagners Grammatik der englischen Sprache

neu bearbeitet von Herrig (2. Theil).

In dem ersten Hefte des 37. Bandes dieser Zeitschrift sind von mir eine Anzahl Ergänzungen zu der für deutsche Schulen wegen ihrer Gründlichkeit besonders zu empfehlenden englischen Grammatik von Wagner gegeben worden, welche Zusätze sich auf den analytischen Theil der Grammatik und den Theil der Syntax bis zur Lehre von dem Verbum erstreckt haben.*) Ich begleite jetzt den Rest der Syntax, also die Lehre vom Verbum, den Adverbien, Präpositionen, Conjunctionen mit den Bemerkungen, die mir aufgestossen sind.

Zu § 728. Da hier kein Beispiel einer Verbindung des Infinitivs des Perfects mit to be gegeben ist, so möge eines aus Ferguson hier angeführt werden: he was to have joined his colleage Hist. V. p. 167.

§ 730 wird gesagt, bei I could have, I should, would oder might have werde, komme im Deutschen noch ein Infinitiv hinzu,

---

*) In dieser Abhandlung hätte ich S. 61, für metus, das nur in einigen Dichterstellen im Plural vorkommt, lieber timores schreiben sollen. Kurz vorher bitte ich den Druckfehler *δρότοι* statt *δρόσοι* zu berichtigen, so wie S. 62, Z. 9 v. u. wretchist statt wretchedest und S. 82, Z. 2 v. u. sas statt has. Mit dem was S. 66 über dared gesagt ist, vergleiche man das, was in der jetzigen Abhandlung zu § 766 der Grammatik beigebracht werden wird. Bei dem S. 67 erwähnten Fluss Jordan ist die Auslassung des Artikels im alten Testamente, z. B. Josh. Cap. 3 — 5 so häufig, dass ich sogar vermuthe, er sei dort nie bei diesem Worte zu finden. Das S. 82, zu Anm. 1 § 706 Bemerkte erledigt sich durch eine Verweisung auf § 906.

dieser im Englischen durch das Particip des Passivs ausgedrückt. Dieses ist der äussern Erscheinung nach ganz richtig, aber dem Wesen nach war unstreitig besser gesagt, I could, should, would, might würden in diesem Falle mit dem Infinitiv des Perfects (ich konnte dieses gethan haben u. dergl.) verbunden, wie gleich § 731 von ought und must gelehrt ist, und wie die ganze Sache § 780 dargestellt wird.

§ 733 wird must nur für Präsens (nicht zugleich für Imperfect) erklärt. Zu bemerken ist jedoch, dass es in der oratio obliqua unbedenklich mitten unter Imperfecten gebraucht werden kann. So fängt Hume Hist c. LXII, 14 eine Periode an He told the house that the services, which he had been enabled to perform, were no more than his duty and merited not such praises, und nachdem er so eine halbe Seite lang Imperfecta und Plusquamperfecta mit that verbunden hat, fährt er fort: that, though he expressed himself in this manner to the people, he must now freely inform the house cet.; worauf wieder Imperfecta folgen: and that it was sufficient etc. Ebenso Thackeray Henr. Esm. II, p. 55. Mons. de Boufflers said that he could undertake to hold the place till October, and that, if one of the convoys could be intercepted, they must raise the siege. Desgleichen nach Auslassung von that in Eleanor's Victory S. 179. Aber auch ausserhalb der oratio obliqua findet man must bei Neueren so, dass es, auch ohne einen Infinitiv des Perfects bei sich zu haben, als Imperfect verstanden werden muss. So heisst es in M. Brandon's Eleanor's Victory I, p. 115: Before they could well leave Paris, there was something that ought to be told to Eleanor, something that she must know sooner or later. So auch Chambers in Hist. ser. II. p. 31. Sweden must be compelled.

Was § 732 und 734 gesagt ist, dass might, could, should und would, wenn sie bloss Gedachtes ausdrücken, und in Verbindung mit dem Infinitiv des Perfects, auch auf die Zukunft hindeuten, würde klarer sein, wenn daran erinnert wäre, dass should und would nach dem analytischen Theile der Grammatik das conditionnel und mit dem Infinitiv des Perfects das conditionnel passé bilden, might und could aber auf ähnliche Weise gebraucht werden und von den conditionalen Zeiten sich nur dadurch unterscheiden, dass sie eine Handlung nur wegen einer

Bedingung für wahrscheinlich erklären, (Ἀπώλετο ἄν he would have perished, ἀπόλοιτο ἄν, he might perish oder he might have perished).

In einer Bemerkung zu § 735 würde nicht übel angedeutet werden, dass der im Text angegebene Unterschied von to have, wenn es zur Bildung des Perfects und Plusquamperfects dient, und von to have, wenn es sich an das Particip anschliesst, in relativen Sätzen nothwendig verloren geht, da hier das Object in beiden Fällen dem Verbum vorausgehen oder ausgelassen werden muss.

In der 1. Anm. zu § 738 wird behauptet, in der Anwendung des Singulars des Verbums mit dem Substantiv oder Pronomen im Plural werde besonders im Betreff des Imperfects oder Past. von to be gefehlt. Hier wünscht man hinzugesetzt zu sehen, dass dieses meist deshalb geschehe, weil there is wie il y a als impersonelle Redensart betrachtet werde. Dann kann auch nicht eingeräumt werden, dass dieses im Imperfect häufiger als im Präsens vorkomme. So heisst es in der schon zu § 620 von mir angeführten Stelle des Shakspeare there is two of you und there is places.*)

§ 739, wo schon in frühern Ausgaben reichliche Beispiele von Collectiven mit dem Plurale angeführt waren, sind diese in der neuesten Ausgabe noch vermehrt worden. Aber unter diesen Beispielen ist noch eins von mob, das schon im Frühern sich findet. Zweckmässiger konnten Ausdrücke wie all Europe have, the populace were allured, the senate were greatly elated, Caesars army were much discouraged, the English nation have beigebracht werden, die zum Theil interessanten Vergleichungen

*) Dass, wenn von derselben Sache in zwei oder drei Stellen der Grammatik gehandelt wird, in der einen nicht auf die andere verwiesen wird, was ich schon im ersten Beitrage bedauert habe, kommt auch in diesem Theile der Grammatik vor. So fehlt in Anm. 2 von § 736, wo vom Infinitiv als Nominativ die Rede ist, die Verweisung auf § 762. Ueber pains, news und dergl. Wörter ist Anm. 3 zu § 738 zum vierten Male gesprochen, ohne Verweisung auf § 299 Anm., § 514, § 688. Dass beim Accusativ mit dem Infinitiv der Accusativ vor dem regierenden Verbum wie im Lateinischen und Griechischen vorhergehen kann, wird § 766 Anm. 7 und § 812 Anm. 3 gelehrt.

mit den Pluralen nach δῆμος, πλῆθος, στρατός und ähnlichen griechischen Wörtern darbieten. Dass sogar the enemy bisweilen (z. B. Ferg. Hist. IV, 6. p. 286 fg. und p. 409) als Collectiv behandelt wird, ist schon zum ersten Theile erinnert worden.

Wenn es dann in Anm. 1 heisst, vorzüglich stehe das Verbum dann bei einem Collectiv im Plural, wenn die Benennung der Einzelwesen, von denen die Rede ist, zu dem Sammelworte ausdrücklich hinzugefügt sei, so erhellt schon aus Anm. 2 und 3, dass dieses nicht ohne Ausnahme gilt. Denn unter Anm. 2 werden die Worte a company of troops was detached gebilligt, und unter Anm. 3 wird die Stelle the house of commons were of a small weight getadelt. Und so heisst es ferner bei Grote: the number of assailants was far greater, und so anderwärts. Es scheint daher die ganze Regel zu sehr nach dem Französischen abstrahirt, wo sie jedoch nicht einmal ohne Ausnahme gilt.

Unter § 741, Anm. 2 wird berichtet, dass Murray und andere Grammatiker es für sprachwidrig erklären, wenn bei mehrern Substantiven von nahe verwandter Bedeutung im Singular das Verbum im Plural stehe. Da aber für diesen Sprachgebrauch theils sehr vollgültige Autoritäten angeführt sind, theils derselbe durch die lateinische und griechische Sprache bestätigt wird, so ist diese Ausdrucksweise nicht zu tadeln. Nicht wohl einzusehen ist es dagegen, wie einige, auch wenn Nomina von sehr verschiedener und entgegengesetzter Bedeutung im Singular das Subject bilden, den Plural haben zulassen wollen. Auch was § 742 zu lesen ist, wenn mehrere Substantiva durch with verbunden werden, so müsse, wenn das Wort, an das die übrigen geknüpft seien, im Singular stehe, das Verbum in diesen Numerus gesetzt werden, wird durch die nach Murray in der Anm. beigebrachten Beispiele und durch den lateinischen und griechischen ausgesuchtern Sprachgebrauch (s. zu Thuc. III, 109) widerlegt. Nicht zweifelhaft kann es dabei nach der Natur der Sache sein, dass der von Cobbet in Anm. 2 angegebene Unterschied zu beobachten ist; nur durfte Cobbet nicht sagen, wenn with so viel als together with, in company with sei, so müsse das Verbum in den Plural gesetzt werden, sondern so könne dieses geschehen.

Was unter § 743 Anm. 1 aus Crombie beigebracht ist, gehört vielmehr zu Anm. 3, da das Beispiel neither you nor I are in fault ein solches ist, in dem ausser dem Numerus die Verschiedenheit der Persönlichkeit in Betracht kömmt, und dasselbe ganz ähnlich den Worten neither you nor I are of that opinion der dritten Anm. ist.

Was in der Anm. zu § 744 gesagt ist, da das Präsens in Sätzen gebraucht werde, die allgemein wahr seien, so sage man richtig, the bishop declared, that virtue is always advantageous, wird erst ordentlich verständlich, wenn man die unter § 749 Anm. 2 über die oratio obliqua folgende Regel sich eingeprägt hat, von der unsere Anmerkung eine Ausnahme ist.

Unter § 749 sind von dem Past (Praeteritum) bloss 2 Beispiele angeführt, ohne dass angegeben ist, wie diese sich von dem unter § 748 erläuterten Gebrauche unterschieden. Ehemals war richtig bemerkt, das Past diene namentlich auch zur Bezeichnung eines vergangenen Ereignisses, während dessen ein anderes stattfand (das eigentliche Imperfect der Lateiner und Griechen).

In der Lehre vom Indicativ und Conjunctiv vermisse ich vor allem die Bemerkung, dass in der indirecten Rede und indirecten Frage nicht, wie im Lateinischen und oft auch im Deutschen, der Conjunctiv (im Griechischen der Optativ), sondern, wie im Französischen, der Indicativ stehe. Einige zerstreute Bemerkungen finden sich hierüber freilich, wie wir gesehen haben, § 744 Anm. und § 749 Anm. 2, aber sie reichen nicht aus, da sie nicht lehren, dass auch die dort nicht erwähnten Zeiten in der oratio obliqua, von der überhaupt namentlich nicht gesprochen wird, im Indicativ stehen müssen, und hierbei ausser dem deutschen Präsens des Conjunctivs auch das Perfect und Futurum des Conjunctivs in andere Zeiten übergehen. Aus Mangel an einer solchen Regel über die consecutio temporum entsinne ich mich in Schülerexercitien e r e r z ä h l t e, d a s s e r d i e s e s g e t h a n h a b e, d a s s e r a n g e k o m m e n s e i und dergl. öfter that he has done it, has arrived statt had übersetzt zu sehen.

Zu kurz ist auch von dem Conjunctiv nach if die Rede. Es wird § 759 nur gelehrt, der Conjunctiv bedeute künftig sich vielleicht Ereignendes. Der Fall, dass eine Bedingung erwähnt wird,

deren Dasein geleugnet wird, wurde in frühern Ausgaben unter Anm. 4 durch die Beispiele angedeutet, if the book were in my library und if I had the book. Wiewohl man, da had seiner Form nach sowohl Indicativ als Conjunctiv sein kann, aus diesen Beispielen nicht ersehen kann, ob die Engländer, wie die Deutschen und Lateiner, si esset mihi liber in bibliotheca, wenn das Buch in meiner Bibliothek vorhanden wäre, wie man nach dem were vermuthen sollte, sagen müssten, oder wie die Griechen und Franzosen, *εἰ εἶχον τὴν βίβλον ἐν τῇ βιβλιοθήκῃ μου*, si j'avais le livre dans ma bibliothèque, sprechen könnten, und demnach beides sagten. Jetzt aber ist sogar diese Anmerkung durch eine andere ersetzt, und somit die Sache ganz übergangen. Eine Berücksichtigung in dieser Redeweise verdient auch der Nachsatz, namentlich die Anwendung des Conditionels und des Conjunctivs des Imperfects und Plusquamperfects were und had been. S. § 724 Anm. Hierdurch erhalten wir zugleich einen zweiten Fall des Conjunctivs in unabhängigen Sätzen ausser dem unter Anm. zu § 757 berührten und dort für den allein vorkommenden erklärten. In Ansehung der conditionalen Tempora aber ist überhaupt zu bemerken, dass, obgleich sie in der Formenlehre aufgezeichnet sind, in der Syntax ihr Gebrauch gar nicht erläutert ist. Vergl. das zu § 732 und 734 Gesagte.

In den Regeln über den Accusativ mit dem Infinitiv sollte unter § 766 Anm. 7, wo bemerkt ist, dass der Subjectsaccusativ zuweilen des Nachdruckes wegen dem regierenden Verbum vorausgeht, hinzugefügt sein, in der Regel stehe dieser Subjectsaccusativ, wie die angeführten Beispiele zeigten, zwar vor dem Infinitiv, doch fänden sich einzelne Beispiele der Nachstellung, zunächst in der Bibel. Z. B. I caused to cleave unto me the whole house of Israel and the whole house of Juda, Jerem. XIII, 11. Vergl. XVI, 9. Aber auch Grote sagt wegen des langen relativen Beisatzes: she caused to be slain with horrible torture all those who —. Dann wünschte man, weil die Verba, die mit dem Accusativ c. inf. verbunden werden können, nicht vollständig aufgeführt sind, sondern § 766 nach Nennung einer Anzahl durch ein u. s. w. dem Benutzer der Grammatik ein beliebiger Spielraum zur Vervollständigung derselben gelassen

ist, in einer Anmerkung angeführt zu sehen, dass die einfachen Verba des Sagens, die nach dem Lateinischen und Griechischen mit am häufigsten mit dieser Construction vorkommen, (dico eum venisse, λέγω αὐτὸν ἐλθεῖν u. dergl.) im Englischen nicht so gebraucht werden, ob man gleich to affirm und ähnliche Worte des Versicherns so zulässt. Auch bei einigem, was sonst hier erwähnt wird, würde für solche, die der Hauptregeln der lateinischen Grammatik kundig sind — und das werden gewiss die meisten Benutzer dieser nicht für Kaufleute oder junge Damen berechneten Grammatik sein — eine ganz kurze Hinweisung auf das Latein zur Verdeutlichung wesentlich beitragen. So namentlich in Anmerkung 5 die Andeutung der Anwendung des Accusativs des Relativs in Wendungen wie senex quem existimo patrem eius esse (ὁ γέρων ὃν νομίζω — εἶναι). Dass man aber, wie unter Anm. 6 folgt, bei dieser Wortfügung im Englischen auch as statt des Relativs findet, ist, wenn, wie in der angeführten Stelle, such vorangeht, natürlich, worüber § 709 Anm. 3 verglichen werden kann.

Unter § 767, 1 erfahren wir unerwartet, dass von der unregelmässigen Form des Past von to dare wagen, durst, bloss bei einer Verneinung und in einem conjunctivischen Satze (was unter letzterm verstanden wird, ist mir unklar) Gebrauch gemacht werde, obgleich in der Formenlehre § 404 diese Form als alleinige des Past unsers Verbums aufgeführt ist, weshalb ich in der ersten Abtheilung dieser Bemerkungen S. 66 für nöthig erachtet hatte, eine Anzahl Beispiele des regelmässigen Past dared (wagte) beizubringen. In einer Anm. würde es übrigens zweckmässig gewesen sein ausdrücklich zu bemerken, dass I ought abweichend von allen übrigen Hülfsverben mit to construirt werde, wenn auch hiervon Shakspeare im Anfange des Jul. Caes. abzuweichen sich erlaubt hat. So heisst es auch umgekehrt einmal bei Pope zu Il. XXIV, 92. neben will wegen veränderter Wortstellung: however by stealth to snatch the corpse away we will. Diese Umstellung des Infinitivs vor das ihn regierende Verbum finde ich übrigens weder hier noch § 812, wo in den Anm. dazu Gelegenheit war, bemerkt. So heisst es bei Mrs. Wood Lord Oakb. daught. I. p. 171 have it I must und p. 234 strive as she would (vergl. auch daselbst

S. 259), also ohne Hinzufügung des von Pope bei der Umstellung gebrauchten to.

To cause ist sowohl § 766 unter den Verben, die mit dem Accusativ und Infinitiv mit to, als auch § 767, 3 unter denjenigen aufgeführt, welche mit dem Infinitiv ohne to verbunden werden. Ob nun gleich dieses, wie aus der ersten Anm. erhellt, an sich richtig ist, so wird doch entweder durch Obiges die Anführung desselben in der Anm. oder durch letztere die Nennung desselben unter § 766, wo es wirklich in frühern Ausgaben fehlte, überflüssig. Den über den Unterschied von to dare mit dem blossen Infinitiv oder dem Infinitiv mit to gegebenen Regeln widerspricht schon das in der Anm. aus Byron angeführte Beispiel: Ah, dared I speak my fealings, und so finden sich noch andere der Art, wo das Past auch in der regelmässigen Form dared mit dem Infinitiv ohne to verbunden ist, z. B. how dared they talk? M Bradd, Elean. Vict. I, p. 211. I dared not speak of it, daselbst II, p. 183. he dared not trust, daselbst p. 203. I dared not come, Mrs. Wood Lord Oakb. daught. I, p. 208. und in mehreren der schon in der ersten Abhandlung angeführten Beispiele, z. B. in Walt. Scott's Count Rob. S. 89 no nation dared claim. Umgekehrt steht in einzelnen Stellen to auch bei der umschreibenden Form I did not dare. Nach to make ist die Weglassung des to bei Shakspeare besonders im zweiten Gliede üblich. S. die Ausl. zu Hamlet I, 5.

Die unter Anm. 2 angedeutete Freiheit der Dichter, to vor dem Infinitiv gegen die Regeln auszulassen, findet sich besonders bei Shakspeare noch nach mehreren nicht erwähnten Verbis. So nach to enforce und to force Two gentlem. IV, 3, und V, 4, nach to persuade Henr. VI. P. 1. Vergl. VIII. p. 567 und das oben über ought gesagte.

Wo § 780 von dem Gebrauche des Infinitivs der Vergangenheit statt des deutschen Infinitivs der Gegenwart die Rede ist, wird als erster Fall aufgestellt, wenn ein defectives Verbum (shall, may, can) im Deutschen im Plusquamperfect stehe. Hier sollte es statt Plusquamperfect heissen Plusquamperfect des Conjunctivs. Zu vergleichen übrigens ist § 730, wo die Sache ausführlicher entwickelt ist.

§ 781. Statt des Infinitivs nach Relativen in dem angegebenen

Falle finden sich doch bisweilen auch die Hilfsverba. So heisst es: (he) remained undetermined what part he should take. Fergus. Hist. I. p. 283.

§ 782 wird gelehrt, der Infinitiv könne im Englischen, so wie im Deutschen, als Subject eines Satzes gebraucht werden. Dieses ist zwar unzweifelhaft, aber gleich zu Anfange der Lehre vom Infinitiv § 762 gezeigt worden. Hier aber ist, wie die Beispiele To confess a truth, this man's mind seems fitted to his station, To be sincere, I had strong suspicions, To be plain, I much question u. s. w. lehren, die Rede von dem Infinitiv, der im Deutschen, Griechischen, Französichen, welche Sprachen sämmtlich ihn kennen, (die Wahrheit zu sagen, *ξυνελόντι εἰπεῖν*, *ὀλίγου δεῖν* u. s. w.), bald absoluter, bald parenthetischer Infinitiv und mit ähnlichen Namen genannt wird.

Was in der Lehre vom Particip unter § 785 Anm. 2. gesagt ist, bei einem intransitiven Verbo müsse das sich anschliessende Participium zuweilen durch und aufgelöst werden, konnte wohl wegbleiben, da es durch das, was § 792 über die Verwandlung von Nebensätzen in Participien im Allgemeinen entwickelt ist, überflüssig wird.

Unter § 786 wird gelehrt, wenn to have durch das Object des Satzes von dem Particip getrennt wäre, so müsse es durch lassen übersetzt werden. Aber einige der angeführten Beispiele sind von der Art, dass das deutsche lassen keine Anwendung findet. So schon die in ältern Ausgaben vorhandenen Worte We had our thoughts too happily engaged (unpassend wir liessen unsere Gedanken zu angenehm beschäftigen), noch mehr das neue Beispiel, He said he had no idea of having his secrets overheard. Auch diese Sache ist vollständiger bereits § 725 besprochen, nur dass dort die Uebersetzung durch lassen ganz unerwähnt geblieben ist.

In § 787 wird gezeigt, dass das Particip des Activs in Wendungen wie the house is building passivisch gebraucht werde. Hier ist aber die dritte Anm., in welcher es heisst: „Auch in folgenden Sätzen hat das Particip des Activs passivische Bedeutung, Your worship was wont to tell me I could do nothing without bidding, The fire wanted mending,“ jetzt nicht an ihrer Stelle, da in der neuesten Ausgabe das eigentliche

Particip als Verbaladjectiv von dem Gerundium mit Recht geschieden ist, in diesen Beispielen aber das Particip offenbar Gerundium ist. Sie sind von derselben Art wie diejenigen, bei den sich die lateinischen Grammatiker zu streiten pflegen, wie weit das Gerundium auch passivische Bedeutung haben könne. (S. z. B. Zumpt § 658.) Die zunächst folgende 4. Anm. aber, in der gesagt ist: „Zuweilen hat obige Wortfügung eine reflexivische Bedeutung, als These thoughts passed through his mind, while he was dressing," ist deshalb ungehörig, weil der reflexive Sinn nicht in dem Particip, sondern in dem Verbum liegt, das theils active, theils reflexive Bedeutung hat.

Nachdem § 788 dargethan ist, dass das Particip des Activs gleich dem Infinitiv, zuweilen absolut gebraucht werde, wird in einer Anmerkung hinzugesetzt, zuweilen werde jedoch auch das Particip des Passivs so angewandt. Diese Anmerkung konnte jedoch mit Recht ausgelassen, oder sie musste noch mit einem Zusatze versehen sein, da das als Beleg angeführte provided, vorausgesetzt, in den Begriff einer Conjunction übergegangen und unter diesen § 467 genannt ist.

Die Lehre vom Particip in den verkürzten Nebensätzen lässt, ausserdem dass sie für Kenner des Lateinischen in mehreren Beziehungen kürzer sein könnte, meines Erachtens noch folgendes zu wünschen übrig. Unter § 793, wo davon die Rede ist, dass, auch wenn der Hauptsatz und der Nebensatz verschiedene Subjecte haben, dieser in ein Particip verwandelt werden kann, und so, wie im Französischen, nominativi oder accusativi absoluti statt der lateinischen ablativi absoluti oder griechischen genitivi absoluti eintreten, war die Frage nicht ganz zu übergehen, ob in diesem Falle das Subject des Particips ausgelassen werden kann. So heisst es bei Leake: Having returned into the high road and proceeded forwards, there occur the ruins of Sellasia Mor. II. p. 523. Es scheint, dass besonders das Pronomen der ersten Person, I und we, fast regelmässig ausgelassen wird. Doch steht I being ... they shall Gen. I, 35. Vgl. Shaksp. K. Rich. IV, 2. Dagegen das Pronomen der dritten Person wird in der Regel gesetzt, Believe not that any evil can arrive, he having read this. — Was unter § 793 Anm. 2 bemerkt ist, schliesse sich im Deutschen ein Satz einem

andern durch das auf die Zeit hindeutende wenn an, so werde dieses im Englischen durch on oder upon mit dem Gerundium verknüpft, sollte gleich mit der Anm. zu § 793 verbunden sein, in der von diesem upon oder on mit dem Gerundium überhaupt die Rede ist. Dass auch hier verschiedene Subjecte in den beiden Sätzen eintreten können, wird niemanden in Verwunderung setzen. So on the demand of the Sybarites being refused, Telys marched Grot. Hist. IV. p. 558.

Zu den Conjunctionen, welche, wie *καίπερ*, *ὡς*, quamvis, etsi, nach § 796 mit dem Particip statt mit dem bestimmten Tempus verbunden werden können, scheint auch because zu rechnen zu sein. Wenigstens steht es so bei W. Scott Tails of my Landl. p. 62. Vergl. § 820 Anm. 1. Von as mit dem Particip wird jetzt in Anm. 3, nachdem as being sowohl durch weil er wäre, als durch da es ist, übersetzt ist, gesagt, es deute folglich auf Ursache hin. Aber bei der Ursache pflegt man in den alten Sprachen wenigstens die subjective, *ὡς* (oder *ὥςπερ*) *ὤν*, quod sit, von der objectiven *ἅτε ὤν*, quod est, (vergl. Buttm. Gr. Grammatik § 144 Anm. 14.) sorgsam zu unterscheiden. In den frühern Ausgaben von dieser Grammatik wurde nur der subjective Grund als Gegenstand dieses Ausdrucks bezeichnet, indem es hiess, er bezeichne etwas bloss Gedachtes. Und die angeführten Beispiele wenigstens für da — ist beweisen nicht nothwendig für den Gebrauch des as als objective Causalpartikel, da in den scheinbarsten aus Milton Ever to do ill (will be) our sole delight, as being the contrary to his high will, as being the contrary richtig durch *ὡς τοὐναντίον ὄν*, d. i. *ὅτι νομίζομεν αὐτὸ ἐναντίον εἶναι* erklärt werden kann.

In dem Kapitel über das Gerundium haben § 798, wo gezeigt wird, dass dieses auch nach than und but stehe (was eigentlich einer Entwickelung nicht bedurfte, da than und but keinen Einfluss auf die Construction der nach ihnen folgenden Worte haben,) die drei letzten Beispiele, Our going thither is uncertain u. s. w. einen unrechten Platz statt § 797 gefunden. Unter § 800 Anm. 1, nachdem, wenn Verba transitiva mit einer Präposition verbunden werden, die Beibehaltung derselben vor dem Gerundium eingeschärft worden ist, wird als Ausnahme der Fall genannt, wenn die Präposition mit dem Verbum eine

Zusammensetzung bilde, in welchem Falle sich an dieselbe noch of anschliessen könne. Dieses wird durch ein Beispiel von the breaking up of aus Bulwer erläutert. Bei Grote fehlt in diesem Falle einmal of in the laborious cutting through Athos, steht aber in den ganz ähnlichen Worten the cutting through of the isthmos. — Wenn dann in Anm. 4. in den Worten the marrying of such a lady in dem Sinne wenn man eine solche Dame heirathet zur Vermeidung der Zweideutigkeit the marrying such a lady zu sagen empfohlen wird, so sieht der Verfasser dieser Zeilen nicht ein, warum man nicht lieber ganz regelmässig marrying such a lady sagen soll. Auch bei den in der vorhergehenden Anm. angeführten Worten the seeing her married would be a trifle ist mir nicht klar, warum man den Artikel nicht ohne Anstoss sollte weglassen können.

In den Regeln über die Stellung des Verbums wurde ehemals schlechthin gelehrt, wenn cried, returned, replied und ähnliche Ausdrücke in die Worte oder Gedanken jemandes eingeschoben würden, so werde das Subject nach dem Verbum gesetzt. Jetzt ist zwar § 867, 1. hinzugesetzt: „Doch finden sich auch Stellen wie What, he cries etc." Aber aus Anführung dieser einzigen Bulwer'schen Stelle wird man nicht schliessen, dass diese andere Ausdrucksweise so häufig ist, wie sie ist. So findet sich he says und he said bei Ferguson allein in Hist. III. 3 und 5 einige Male eingeschoben, he said und she said eben so Ivanhoe S. 227 und sonst bei W. Scott, he continued ebendaselbst S. 229. Und während in frühern Ausgaben bestimmter gesagt war, wenn das Verbum in einer zusammengesetzten Zeitbestimmung stehe, so werde es in dem eben berührten und ähnlichen Fällen zwischen das Hilfsverbum und das Particip gesetzt, heisst es jetzt bloss, das Verbum stehe in diesen Fällen vor dem Subject, durch welche Unbestimmtheit des Ausdrucks Schüler bei zusammengesetzten Verbalzeiten über die richtige Stellung in Verlegenheit kommen. Wenn dann unter 3 gesagt ist, auch wenn ein Wunsch ausgedrückt werde, stehe das Subject dem Verbum nach, so gilt dieses von einem durch may bezeichneten Wunsch. Dagegen sagt man bekanntlich God save the king, God bless you und ähnliches. Vergl. die bekannte Segensformel Num. VI, 24—26.

Unter § 808 werden dann eine Anzahl von Partikeln, die in den neuesten Ausgabe aus Webster etwas vermehrt worden sind, aufgeführt, nach welchen das Verbum vor seinem Subject hergehen könne. Ist hier unter Verbum zunächst das intransitive und passive gemeint, so haben wir ja unter § 805 schon im Allgemeinen gehört, dass dieses vor dem Subject hergehen kann. Also die meisten der hier angeführten Beispiele, wie gleich die ersten, thus were the Asiatic Greeks conquered, here are our treasures, und später hence arose en error, then come the scribes und andere sind nicht im mindesten verschieden von § 805 on the confines of Messenia and Lacedaemon stood an ancient temple, on each side of the gate was a small window und ähnlichen Stellen, welche lehren, dass nach jeder den Satz anfangenden localen, temporalen und sonst adverbialen Bestimmung das intransitive oder passive Verbum dem Subject vorgesetzt werden kann, was offenbar besonders dann zweckmässig ist, wenn ein einsylbiges oder sonst kurzes Verbum und dagegen ein zusammengesetztes Subject vorhanden ist. Soll aber gemeint sein, dass nach den angeführten Partikeln auch transitive Verba dem Subject vorangestellt werden können, so müssen 1) mit do gebildete, wie yet do I not remember one, von den übrigen geschieden werden, da wir in der Anm. hören, dass, wenn von dem umschreibenden Verbo mit do Gebrauch gemacht werde, das Subject regelmässig seinen Platz hinter dem Hülfsverbum nehme (was freilich zum Theil durch Beispiele erläutert ist, in den, auch wenn kein do stände, das Verbum vorangehen könnte, als in vain did I retreat und die folgenden Worte, bei welcher Gelegenheit bemerkt sein möge, dass unter § 807, 4 neben den Verneinungen, die an die Spitze des Satzes tretend das Subjest hinter das Verbum, wenn auch nicht immer, doch oft schieben, dieses in vain, en vain genannt sein konnte). Aber wenn auch, was, von dem mit to do umschriebenen Ausdruck abgesehen, nur in einem der angeführten Beispiele der Fall ist, ein transitives Verbum in einer zusammengesetzten Zeit nach einer der genannten Partikeln vorkommt, wie in still shall thou alone have possession, so ist die Nachstellung des Subjects nach dem Hülfsverbum nicht zunächst durch diese Partikeln zu entschuldigen, wie, ausser den Nach-

stellungen nach noch andern Partikeln, z. B. therefore und then (Deut. XI, 18. 23.), for no temporel advantage would he offer injury (Hum. Hist. LXIII, 1.), on no occasion had he cut them (das. 68.), by peace alone not by war could they hope to maintain it (Prescott Hist.), every week have I said (Mrs. Wood.) und zahlreiche ähnliche Beispiele zumal der Bibel, z. B. Num. XII, 8. XLV, 34. XVIII, 8. 10. Deut. I, 36. auch nach ganzen Sätzen, z. B. Deut. VII, 8. lehren. Merkwürdiger scheint es und eine besondere Bemerkung zu verdienen, dass in Vergleichungssätzen mit the fewer, the more, as — so und ähnlichen intransitive Verba im zweiten Gliede, selbst wenn es von that abhängig ist, wiederholt mit Nachschiebung des Subjects vorkommen. So Hum. Hist. LXII, 14. He must — inform the house, that, the fewer engagements were exacted, the more comprehensive would their plan prove and the mere satisfaction would it give to the nation (wo das zweite Glied zugleich ein Beispiel für die unter § 812, 2. Anm. bloss durch ein Beispiel erläuterte nicht seltene Erscheinung ist). Vergl. das. LXIII, 11. that, the more insignificant the objects of dispute appeared, with the more certainty might it be inferred, und LXVII, 6. Eben so that, as she had —, so should they XXXIX, 7. Auch sonst übrigens braucht ein vortretendes that nicht wie im Deutschen zu bewirken, dass ein wegen nachdrücklich vorgesetzter Adverbialbestimmung dem intransitiven Verbum nachgesetztes Subject vorgesetzt werde. So heisst es in Bulwer's England S. 238. that by revelation alone can we be certain, und bei Prescott (Hist. of Phil.) he answered that not only would he devote his plate but his person. Nachdem § 810 gelehrt ist, dass, wenn das Object ein Relativ sei, es immer voranstehe, sollte § 812 nicht gesagt sein, wenn durch die besondere Form des Relativs (statt, wie es in frühern Ausgaben hiess, des Subjects oder des Objects) jede Zweideutigkeit unmöglich gemacht werde, so könne das Object vor seinem Verbum hergehen. Die daselbst unter Anm. 2 erwähnte Sprachweise ist namentlich in der Bibel häufig. S. z. B. Gen. LX, 4. 5. Diese Nachschiebung des Subjects des regierenden Verbums kommt übrigens wie nach andern Accusativen, so natürlich auch nach dem Subjectsaccusativ vor,

z. B. Ev. Luc. XXI, 16. and some of you shall they cause to be put to death.

In den „nachträglichen Bemerkungen über das Verb“ steht vieles, was man an einer andern Stelle suchen sollte oder schon da gewesen ist. So ist, was § 817 von der Auslassung von to be nebst dem Relativ gesagt ist, überflüssig, wenn unter den Substantiven gelehrt wird, dass sie attributiv nicht nur mit dem Adjectiv, sondern auch mit dem Genitiv und Präpositionen (Lycurgus of the line of Procles *Λυκοῦργος τοῦ γένους τοῦ Προκλέους*, the scheme in agitation, *τὸ ἔργον τὸ ἐπινοούμενον*, those of heaven, *οἱ ἀπὸ τοῦ οὐρανοῦ*) stehen. Und gar in einem Beispiele wie an inclination strangest in liberal minds ist die vom Deutschen abweichende Wortstellung eine in edlen Geistern stärkste Neigung nur durch den zum Adjectiv zugetretenen Beisatz nach § 600 erforderlich geworden. Was dann von dem auch ohne being in abgekürzten Vordersätzen § 815 gesetzten Adjectiv erwähnt ist, wissen wir schon aus § 795 hinlänglich. Dass das Präsens des Infinitivs to be nach den Verbis, die ein Denken, Glauben u. s. w. ausdrücken, weggelassen werden könne, hören wir § 819 nach § 766 und § 790 zum dritten Male; streng genommen ist es aber in they thought themselves secure und ähnlichen Sätzen (§ 567) nicht nothwendiger als ein se tutos existimabant, *ἐνόμιζον ἑαυτοὺς ἀσφαλεῖς*, il se croyaient heureux.

§ 820 heisst es: „Das Verb to be kann, wenn sein Subject durch ein persönliches Fürwort bezeichnet wird, mit diesem zugleich weggelassen werden, als —“. Es werden nun zuerst eine Anzahl Conjunctionen aufgezählt, welches ganz dieselben sind, die schon § 796 als mit dem Particip construirte genannt sind, nur dass oben ere und das hier in Anm. 1 nachgetragene because fehlt, die eben so gut schon oben genannt werden konnten. Wenn nun auf diese Conjunctionen ein Adjectiv folgt, wie in mehrern der hier angeführten Beispielen, als The ridicule to which women are exposed, though ever so virtuous, if long unmarried, oder He carried benevolence to an excess, when young, so ist der Sprachgebrauch, da being, von dessen Ergänzung anderwärts die Rede ist, verstanden werden kann, von dem in § 796 entwickelten durchaus nicht verschieden, was der

Verfasser der Grammatik indirect dadurch selbst anerkannt hat, dass das erste der hier angeführten Beispiele, the potential mode as distinguished from the subjunctive, ein reines Particip enthält. Es war also nur das § 796 vom Particip Gelehrte auf Adjective und durch Präpositionen gebildete Prädicatsbestimmungen (z. B. this good man, whilst in the country, happened to —) überzutragen. Wenn aber in demselben Paragraph gelehrt wird, auch nach Relativen, als how, however, why, bisweilen nach who, which, what, komme diese Verkürzung der Rede vor, so sind unter einander sehr verschiedene Fälle zusammengestellt. In den Worten I knew he would act a good part whether vanquished or victorious, sive victus sive victor, *εἴτε νικηθεὶς εἴτε* (oder *ἤ*) *νικήσας*, und in den nächsten whether — or enthaltenden, stehen diese Partikeln, wie oft, ganz in dem Sinne und der Construction von either — or. Ganz ungehörig ist das Beispiel, he knew not by what name to call them, wo das Relativ mit dem Infinitiv ganz gesetzmässig (s. § 781) construirt ist. Endlich in den beiden Beispielen, I know not why, but there is a feeling, und I do not know why, but he seemed to become more amiable, nescio quomodo, *οὐκ οἶδ᾽ ὅπως*, non so come, fehlt nicht to be mit einem persönlichen Pronomen, wenn jenes to be nicht, wie im ersten Beispiele, im zweiten Gliede enthalten ist, also nicht im zweiten Beispiele, I do not know how, but he every day seemed to become more amiable. Es ist die unter dem Namen *σχῆμα ἀπὸ κοινοῦ* in den alten Sprachen sehr bekannte Construction.

Zu dem unter Anm. 4 erwähnten Falle der Auslassung von there is gehört besonders die bekannte adverbiale Redensart no doubt. Unter der an sich löblichen Entwickelung über die Verwandelung intransitiver Verba in das Passivum § 821 und 822 habe ich nur vermisst, dass nicht ausdrücklich bemerkt ist: 1) der Accusativ des Activs bleibe bei Veränderung des Dativs der Person in den Nominativ unverändert, wie he was offered the liberty, ganz wie im Griechischen *ἐπιτρέπομαι τὴν φυλακὴν τῆς πόλεως, πιστεύομαι τὴν τροφὴν τῶν παίδων*, 2) die dem Deutschen entsprechende Construction sei, wenn auch selten, doch nicht ganz ungewöhnlich, wie Hume Hist. LXVIII, 8 sagt, it would never be permitted him to —.

Gehen wir zu dem Adverbium fort, so sind fast alle Beispiele, durch welche man die Verwechselung von Adverbien und Adjectiven nach § 824. Anm. 1, vermeiden lernen soll, in so fern überflüssig, als es Verbindungen entweder von to be und to seem, oder von to render und to make sind, von diesen Verben aber wir unter dem Adjectiv (§ 566 und § 567), auf welche Stelle verwiesen werden konnte, gelernt haben, dass sie mit dem Adjectiv verbunden werden müssen.

In den Anmerkungen zu § 826, in welchen von den Adverbien der Zeit die Rede ist, welche zwischen das Verbum und sein Subject gesetzt werden, wünscht man entweder die gewöhnlichsten und aus den paar Beispielen nicht zu entnehmenden aufgeführt oder wenigstens bemerkt zu sehen, dass bei daily, weekly, hourly und ähnlichen Adverbien diese Stellung nicht einzutreten pflege. Auf der andern Seite werden auch andere als Zeitadverbia bisweilen zwischen Subject und intransitives oder mit keinem Object verbundenes actives Verbum gesetzt. So heisst es while they thus spoke in einer Stelle des Ivanhoe, he was put in prison and there died Grot. Hist. IV, p. 497, he peremptorily refused Macaul. Hist. II, p. 356. und Sir Edward publicly apostatized p. 317.

Dass aber, wenn das Verbum ein mit einem Object verbundenes Activ in einfacher Form ist, wie § 827 gelehrt wird, das Adverbium zwischen dasselbe und sein Subject gesetzt werden müsse, oder, wie sich andere Grammatiker ausdrücken, nicht zwischen dem Verbum und seinem geraden Object stehen könne, wird durch viele Stellen der besten Schriftsteller widerlegt. So heisst es bei Hume Hist. I, S. 343. he gained entirely the confidence of the primate, desgl. he facilitated extremely the execution, bei Middleton Lif. of Cic. apprehending always the worst und explaining afterwards the nature (also sogar in 2 der zu § 826 Anm. 1 gehörenden Zeitadverbia), bei Grote Hist. I, p. 146. which exhibit too frequently a hopeless diversity. Vergl. das. S. 287, 311, 325, III, S. 421, 425 und oft, und so auch wenn (nach Anm. 1) statt des Objects ein ganzer Satz folgt, z. B. they admit generally that u. s. w. Grot. Hist. II, p. 193. vergl. III, S. 79. Und wenn in § 828 gesagt ist, stehe das Verbum in einer zusammengesetzten Zeit, so werde das

Adverbium in der Regel zwischen Hilfsverbum und Particip eingeschoben, so hat auch diese Angabe nicht wenige Ausnahmen, z. B. Ferguson IV, S. 151. what is called now Gascony und S. 222. she would have employed again the same method, oder Grote Hist. I. S. 146. our information is derived chiefly from the logographers und S. 121 fg. they had treated scornfully the wooden statue, also bei den zusammengesetzten Zeiten sowohl des Activs als des Passivs.

Mit Recht heisst es § 829: „Nach dem Verbo stehen, wenn sie nicht des Nachdrucks wegen an die Spitze des Satzes gesetzt werden, die adverbialisch gesetzten Präpositionen etc.“ Hier möchte ich aber den Zwischensatz w e n n s i e . . . w e r d e n durch ein paar Beispiele erläutert sehen, wie and then out comes the oath Morier bei Ideler III, S. 461, oder in came the thanum S. 462, in walked Lady Temple anderw.

Nach Anm. 2. zu § 837 soll nach Webster thus much so viel sein als this much. Warum dieses aber der Fall sein und thus much nicht s o v i e l bedeuten soll, ist nicht abzusehen.

Die unter Anm. 2. zu § 838 getadelte, bei den Griechen ganz gewöhnliche und auch im alten Deutsch übliche Verstärkung der Verneinung durch zwei Verneinungswörter ist bei Shakspeare auch ausser den angeführten Stellen mehrmals zu finden. So Macb. II, 3 und öfter, Caes. III, 1. So oft auch in Evelina. Aber auch der mehr klassische Thackeray schreibt in H. Esm. II, p. 71, 75 und sonst nor no.

Wenn § 842 gesagt ist, dass Adverbia auch adjectivisch gebraucht werden, so war hinzuzusetzen, dieses könne nicht in adverbiis qualitatis auf ly, sondern nur in primitiven Zeit- und Ortspartikeln nach dem Artikel oder demonstrativen Fürwörtern geschehen. Also the then ministry, the above discourse und ähnliches ganz wie *οἱ τότε ἄνδρες, ὁ ἄνω λόγος*. Getadelt, was einige, wie bemerkt ist, haben, darf nicht werden was bei Macaulay und sonstigen neuen Klassikern nicht selten ist.

Gehen wir zu den Präpositionen fort, die in der neuesten Ausgabe mit Recht ihren Platz vor den Conjunctionen erhalten haben. so war, was § 847. Anm. 2. gelehrt wird, dass bei Passiven von mit Präpositionen verbundenen Verben der von der Präposition abhängige Casus in das Subject des Satzes

verwandelt werden kann, durch Verweisung auf § 822 näher zu begründen.

Unter § 849, wo bemerkt ist, dass einige Präpositionen auch die Natur von Adverbien (abgesehen von dem § 847 schon angeführten Gebrauche in zusammengesetzten Verbis nach Art der Homerischen Tmesis) und Conjunctionen annehmen, kommen Beispiele vor, die vielmehr zeigen, dass einige Präpositionen und Adverbia oder Conjunctionen gleiche Form haben, wie above und before. Hierher gehört auch noch § 901 Anm. 2.

In einer Anm. zu § 878 ist jetzt mit Recht auf die Ungenauigkeiten aufmerksam gemacht, die in Unterscheidung von in und into stattfinden. Dass dieses bei to put, to set, to lay, to place, stattfindet, ist dem Kenner der alten Sprachen nach dem, was er von ponere, collocare, *τιθέναι, ἱδρύειν* und ähnlichen Wörtern weiss, kein Wunder. Sonst findet sich in statt into besonders oft nach Verbis des Werfens, Stürzens, Fallens, als to cast in, to throw oder fling in, to prostrate one's self in, to plunge in, to rush in, zu vergleichen mit *βάλλειν ἐν κονίῃσιν, πίπτειν ἐν κονίῃσιν* u. drgl., ferner to involve in, *κρύπτειν ἐν* statt des gewöhnlichern *εἰς*, aber auch to take refuge in Krete (Grot) wie *καταφεύγειν* oder vielmehr *καταπεφευγέναι ἐν*. Aber wie hier auf die Vernachlässigung des Unterschiedes von in und into aufmerksam gemacht ist, so sollte auch § 861 bei at, das, wie wir dort hören, den Ort bezeichnet, wo etwas sich befindet, und also auf die Frage wo? steht, in einer Anm. angegeben sein, es komme doch bisweilen auch auf die Frage wohin? vor. Bei to arrive at stimmt dieses mit dem Deutschen gegen das Lateinische und Griechische überein. Aber man findet auch to come at, to throw at, to fling at (z. B. the feet), to set at (z. B. at liberty), to lay, to fall at (z. B. the feet), to run at, also bei Verben, die den so eben unter in angeführten ganz ähnlich sind.

Unter der bei for § 873 angegebenen Bedeutung nach zur Bezeichnung des Zieles wäre zu wünschen, dass einestheils auf die Verba, in denen es dem französischen pour entspricht, to depart, to set out und set off, to set sail, to embark, und andererseits auf die Verba des Wünschens und Verlangens, to wish for, thirst, pant, pine, sigh, hope, long, wait, petition, sue, ask und ähnliche besonders aufmerksam gemacht wäre.

§ 878 Anm. 4 ist bemerkt, einige Verba, die im Deutschen den Accusativ nach sich haben, werden im Englischen oft auch mit der Präposition of verbunden. Als solche Verba sind bezeichnet to accept, to admit, to approve, to allow. Die Zahl derselben aber lässt sich sehr vermehren, z. B. to disapprove, to participate, to consider, to enquire, to demand, to savour, to taste, to permit.

Was § 898 von der Auslassung (Ellipse) gewisser Präpositionen gesagt ist, ist schon in dem ersten Beitrage als den neuern grammatischen Ansichten entgegen bekämpft worden. In solchen Beispielen wie provide it a nurse und he bought each of the girls a set of ribbands oder to find him fresh employments ist nicht for ausgelassen, sondern it, each und him sind Dative. Die Verbindung von to withheld, to banish, to exclude und ähnlichen Verben mit dem Accusativ ist zum ersten Theile S. 71. erklärt worden. In ere he arrive the happy island bei Milton ist nicht at zu ergänzen, da auch Shakspeare wiederholt to arrive (the point Jul. Caes. I, 2.) und alle griechischen und im beschränkten Grade die lateinischen Dichter alle Verba des Gehens und Kommens mit dem Accusativ des Ortes verbinden. Endlich in If chance the radiant sun with farewell sweet extend his evening beam bei Milton ist chance, wenn es Substantivum ist, für einen adverbialen Accusativ nach Analogie von manner und wise anzusehen; vielleicht aber ist es vielmehr für den Conjunctiv des Verbums to chance zu halten und extend für den Infinitiv mit Auslassung von to, welches bei Dichtern wie Milton nach § 767. Anm. 2 auch da au gelassen ist, wo diese Auslassung nicht nachzuahmen ist; doch spricht für diese Erklärung nicht die Wortstellung.

Die § 901 entwickelte Verknüpfung von from mit andern Präpositionen, mit ὑπέκ und dergleichen Wörtern zu vergleichen, findet sich in noch mehr Verbindungen als den angeführten, z. B. from of (Shaksp. Haml. I, 3.) oder from off. Zu den unter Anm. 1 angeführten Redensarten, in welchen Präpositionen mit Adverbien verknüpft werden, möchte ich besonders for ever, ἐς ἀεί, à toujours, zugefügt sehen.

Dem § 909. Anm. 2. getadelten Gebrauch von so soon as in affirmativen Sätzen (der sich auch bei Hume schon findet,

Hist. II, S. 193,) entspricht der ähnliche von so long as Bulw. Ath. II, S. 140. Engl. S. 204.

Unter den einander correspondirenden Conjunctionen, die § 910 aufgeführt sind, war however in frühern Ausgaben dem Nachsatz zugetheilt, als gleichbedeutend mit yet; jetzt ist es zum Vordersatz gezogen, als gleichbedeutend mit though; in der That aber kann es an beiden Stellen, nur natürlich nicht gleichzeitig, vorkommen. Das gleich folgende whether — or würde durch Vergleichung von sive — sive dem des Lateinischen Kundigen sogleich seinem Gebrauche nach klar geworden sein. Wenn in der Anm. zu § 913 die Verbindung von neither — nor mit einer Negation für fehlerhaft erklärt wird, so ist doch an die zweite Anm. zu § 838 zu erinnern. Shakspeare hat auch zu dem einer vorhergehenden Negation nach § 916 entsprechenden nor (neque, οὐδέ) noch einmal not hinzugefügt in der merkwürdigen Stelle It needs not, nor it boots thee not Henr. VI. Th. 3. Act 1, Sc. 4. Vergl. Act. 3, Sc. 1.

In der Anm. zu § 928 ist aus Fielding die Wendung scarce — when angeführt. Bulwer sagt dafür sogar scarce . . . than Ath. II, S. 144, was ich freilich für ebenso wenig correct erachten kann, als wenn man Lateinisch vix . . . quam statt vix . . . quum sagen wollte.

Zu § 929, wo der Unterschied von like und as gezeigt werden soll, möchte ich in einer Anm. hinzusetzen, dass like as sogar verbunden stehen Deuteron. XVII, 14.

Der § 930 ziemlich unbestimmt angegebene Unterschied von as (since) und because würde durch Vergleichung der entsprechenden zwei Reihen von Causalpartikeln anderer Sprachen (ὅτι oder διότι, quia und parceque, im Gagensatze von ἐπεί, quum und quoniam, puisque) deutlicher geworden sein.

Unter § 934 wird gesagt, but scheine zuweilen auch die Stelle einer causalen Conjunction einzunehmen, was nicht füglich möglich ist. Wie aus den vier Beispielen zu ersehen ist, handelt es sich von der Wendung not . . . but that, z. B. in den Worten contempt had not so kept down my anger, but that hatred rose again. Hier bedeuten diese Partikeln eigentlich nicht ohne dass (non quin), d. i. nicht so, dass nicht.

Dass, wie § 936 Anm. 2 gelehrt wird, nach no other so-

wohl than als but vorkommt (wie non alius quam und non alius nisi), ist unzweifelhaft. Kann aber doch in den zwei angeführten Stellen von Goldsmith, wie behauptet ist, but nicht mit than vertauscht werden, so sehe ich nicht füglich ein, warum es bei Bulwer richtig, wie versichert ist, heisse upon a promise that he would never call me by any other name than that which I had assumed, da wir ja auch in diesen Worten im Deutschen ausgenommen für als gebrauchen können.

In Anm. 3 ist jetzt der Gebrauch von but what getadelt. Wiederholt kommt es bei Bulwer vor, desgleichen bei neuern Romanschreibern, und auch but which findet sich einmal Macaul. Hist. IX, p. 15.

In Anm. 6 wird but that (ausser dass, d. i. wofern nicht) nicht bloss mit unless, sondern auch mit without verglichen, dieses also nach einer Stelle von Sidney, wo der Indicativ folgt, auch als Conjunction angesehen. Im ersten Theile der Grammatik aber ist es weder § 467 noch § 470 unter den Conjunctionen angeführt.

Unter § 941 ist bemerkt, dass that mit mehrern andern Conjunctionen in Verbindung träte. Die Zahl dieser Conjunctionen lässt sich namentlich aus Shakspeare und der Bibel vermehren. So sagt Shakspeare since that im Coriolan, bei demselben und Ev. Joh. XII steht because that, bei demselben und Exod. X und XI, 7. Deut. I how that, Deut. LX, 4. after that.

In der Anm. zu § 941, wo von der seltenen causalen Bedeutung von that die Rede ist, sollte der Gebrauch desselben nach temporalen Partikeln (wie im Franz. dès que) nicht verschwiegen sein. So steht wiederholt now that z. B. bei Prescott, Miss Braddon und sonst. Vergl. die Anm. zu § 958.

In § 942 wird gelehrt, das deutsche dass und wenn würden im Englischen zuweilen auch durch for ausgedrückt, worauf der Accusativ und das Verbum im Infinitiv folge. Für die zu empfehlende freiere deutsche Uebersetzung (denn die wörtliche, z. B. he gave orders for his family to be summoned round, er gab Befehl für seine Familie herbeigerufen zu werden, klingt steif und fremdartig) mag dieses genügen, aber es ist doch zu ungenau gesagt und bringt den Schein her-

vor, als ob nicht bloss der Accusativ, sondern auch der Infinitiv von der Präposition statt von dem vorhergehenden Verbum abhängig wäre. Es sollte, wie es in einer ähnlichen Wendung nach too, zu . . . als dass, § 931 richtig geschehen ist, bemerkt sein, dass das Subject des Nebensatzes mit diesem for zum Verbum des Hauptsatzes, der ein verschiedenes Subject hat, gezogen (oder von ihm attrahirt) ist. Wunderbar hierbei ist nur, dass Partikeln der Vergleichung noch vor for stehen, wie in den zwei angeführten Beispielen, there is not a more dangerous thing in the world than for a beauty to be a deist, und there is nothing so rare as for a man to ride his hobby without molestation. Diese Stellen möchten auf die Meinung bringen, dass man it is nach than und as aus dem Vorhergehenden noch einmal ergänzt.

In der Anm. 1 zu § 943, in der von whether ohne nachfolgendes or die Rede ist, möchte ich noch bemerken, dass sich bisweilen auch whether mehrmals hinter einander findet, z. B. bei Dickens Hist. of Engl. I. S. 254.

Unter § 953, wo von der Auslassung von as gesprochen wird, wird diese Auslassung auch in der Apposition, wo im Deutschen als steht, als gebräuchlich angenommen. Nun mag es sein, dass bisweilen die Zufügung und Auslassung von as verwechselt worden ist (wiewohl dieses in Beziehung auf die Scottschen Worte, How could you again acknowledge me as a pure and chaste matron, when I had strolled the country the acknowledged wife of such a profligate fellow, nicht zugegeben zu werden braucht, da der Sinn im ersten Gliede sein kann als wäre ich, *ὡς οὖσαν* im zweiten als die anerkannte Frau, *ὡμολογημένη γυνή*). Aber in der Regel findet zwischen Auslassung und Setzung des as (*ὡς*, ut, tanquam, quasi) in der Apposition der von Wahlert Gramm. § 167 entwickelte Unterschied statt.

Unter den Bestimmungen über die mögliche und nicht mögliche Auslassung von that sollte § 954 Anm. 1 nicht bloss gesagt sein, das causale that, das überhaupt selten ist (vergl. die Anm. zu § 941), werde nicht ausgelassen, sondern auch das consecutive (*ὥςτε*) und finale (*ἵνα*, *ὅπως*). Der letztern Behauptung scheinen zwar die im Texte des Paragraphen angezogenen Worte zu widersprechen, this final resolution, which upon his knees he besought him might be in favour of the girl. Aber abgesehen davon, dass hier that wenigstens nicht durch damit (*ἵνα*) ausgedrückt werden kann, und auch im Deutschen und Italienischen (z. B. lo pregò montasse a cavallo Machiav.) zwar das dass nach dem Verbis des Bittens und Ermahnens, aber nicht das mit damit zu verwechselnde dass ausgelassen

werden kann, so sind die Worte auch in unserer Grammatik ungenau übersetzt. Sie bedeuten eigentlich: welcher (Entschluss), er bat es auf seinen Knien, zu Gunsten des Mädchens sein möchte. Might hängt also mit which zusammen und bei he besought fehlt as nach § 953. Dem consecutiven dass gehören die meisten der unter Anm. 1 als fehlerhaft bezeichneten Beispiele an. Wenn aber unter diesen auch die Worte Bacon's It is reason the memory of their virtues remain to their posterity getadelt, hingegen im Paragraph selbst der Fieldingsche Satz It is impossible we should know etc. gebilligt wird, so ist der Grund hiervon schwer einzusehen, da in beiden Stellen der Satz, in dem that fehlt, das Subject einer impersonellen Redensart ist, bei der namentlich die Italiener bisweilen ihr che auslassen.

Nach § 957 soll auch but ausgelassen werden können; aber da wir in § 935 Anm. 1 gehört haben, dass nach I donot doubt auch that stehen könne, so ist es nicht nöthig, gerade but ausgelassen zu erachten. (Man vergleiche übrigens wieder das Italienische dubitare non diventasse bei Macchiav. und ähnliches.) Uebrigens musste bei den vielen Bedeutungen von but bestimmt gesagt werden, in welcher Bedeutung es scheinbar fehlen könne, wenn man überhaupt eine Ellipse desselben gestatten will.

In § 959 wird es unentschieden gelassen, ob nach to come und to go, wenn ein anderes Verbum folge, welches den Zweck des Kommens und Gehens andeute, dieses Verbum im Infinitiv stehe oder and ausgelassen sei. In der Anm. ist jedoch schon bemerkt, dass die analogen deutschen Ausdrücke die erste Erklärung empfehlen, und offenbar wird man einen logisch untergeordneten Satz nicht zweckmässig durch einen grammatisch beigeordneten und asyndetisch verbundenen ausdrücken. Ausser dem Deutschen spricht für die Erklärung durch den Infinitiv auch das Französische und in sofern auch das Lateinische und Griechische, als im letztern der Infinitiv, im erstern im poetischen Sprachgebrauche derselbe, in der Prosa das dessen Objectscasus ausdrückende Supinum gebraucht werden kann, und auch wenn das noch häufigere Particip des Futurums gesetzt wird, dieses lehrt, dass das zweite Verbum dem ersten untergeordnet, nicht durch Copulativpartikeln beigeordnet werden muss. Ich halte also die angeführte Stelle von Sterne, in der die andere Ansicht über diese Ausdrucksweise nach to come und to go herrscht, für wenig correct.

Frankfurt a. O. Dr. E. F. Poppo.

Zwei

Vorlesungen Schmellers über deutsche Grammatik.

Von Dr. A. Birlinger.

Anmerk. Herr Reichsarchivsecretär und Privatdozent Dr. Rockinger in München, naher Anverwandter des seligen Schmeller, theilte mir diese Vorlesungen aus seinem (stenographischen) Collegheft mit.

Historische grammatik der deutschen sprache

in ihrer grössten ausdehnung, deutsch gleichgenommen dem sonstigen ausdruck: germanisch. Germanisch ist leider kein deutsches wort, wie alle forschungen nachweisen. Den einen ist es ein keltisches, den andern ein lateinisches und wieder andern wieder irgend ein anderes wort der herkunft nach; und da hat unser aller meister, mit dem wir nächst gott mit recht anfangen, Jacob Grimm, diesen ausdruck deutsch anstatt jenes fremden germanisch in dem sinn adoptirt, dass alle nationen, die dieselben sprachwurzeln und grösstentheils dieselbe grammatik haben, darunter begriffen seien, also nicht bloss die deutschen des festlandes, sowohl die der obern lande (Oberdeutschland) als die der niedern lande (Niederdeutschland), wozu natürlich auch das politisch getrennte Belgien und Holland gehört, darunter verstanden werden, sondern auch die überseeischen, im norden die Dänen, Schweden, Norweger und Isländer, sowie die auf der grossen britannischen insel, die bewohner von England.

In vielen dingen herrscht so eine art von nationaler eitelkeit. So streuben sich die nordländer, die Dänen, Schweden, Norweger gegen diesen ausdruck deutsch; nicht einmal den ausdruck germanisch wollen sie für sich selbst gelten lassen: sie wollen Gothen sein. Es gibt nun wohl in Schweden eine provinz die Jötland heisst; aber der zusammen-

hang dieser Jöter mit den alten Gothen, die am schwarzen meere gewohnt haben, liegt noch sehr im dunkel. Der von Grimm gebrauchte ausdruck ist also nicht von allen den nationen, die er selbst darunter begreift, angenommen. Die Engländer lassen sich wohl teutonic als auch auf sie anwendbar gefallen, aber unter german meinen sie nur die deutschen des festlandes, nicht einmal die in den niederlanden. Hier im holländischen und belgischen heisst deutsch auch dütsch, und von diesem deutsch der Holländer haben die Engländer eine benennung desselben klanges und ebenso geschrieben genommen, welches sie nur auf die Holländer anwenden.

Deutsch heisst — um auf seinen innern grund zu kommen, denn jedes wort bezieht sich auf etwas, das den hintersten grund seiner bedeutung abgiebt — in der ältesten sprache thiudisk. Noch jetzt wird auf dem festlande, oder wenigstens noch auf einer zum festlande gehörigen Insel bei Oldenburg, auf Vangerow so gesprochen. Þinda heisst in den ältesten urkunden, die uns erhalten sind. das volk, und ist später in diet abgeschwunden, was noch jetzt in ortsnamen vorkommt. Thiudisk hat demnach die bedeutung von nationalis, popularis, vulgaris, was zu unserm volk gehört, und zwar in der ausdehnung wie sie erörtert ist.

Die sprache und ihre laute, sie verhallen. Lebendig, hörbar ist ein zurückgehen in die vergangenheit nicht möglich. Die sprache selbst hätte nicht die ganze gewalt, die sie jetzt hat, ohne das wirklich grosse mittel, das der mensch erfunden hat, das was nur dem ohr vernehmbar ist, auch für das auge zu fixiren: die schrift. — Es scheint, dass von den lauten, die wir jetzt kennen, nur die entschiedensten so zu sagen aufgefasst worden sind: der vocal a, der lippenlaut b, dann g und d scheinen die ersten zu sein, die man herausgehorcht hat, und erst später hat man von a zum a das ā, ä u. s. w. unterschieden: es ist das e gekommen, dann i und so die übrigen vocale. Bei den lippenlauten hat sich bald gefunden, dass bei einigen aspirirt wird z. b. ba — pha, dass einige härter sind, ba — pa; ähnliches zeigte sich bei den kehllauten: ga, ka, cha und ebenso bei den dlauten. Früher als a b c d, oder nach diesen ursprünglichen lauten mögen am nächsten die bemerkt und unterschieden worden sein, die selbst eine art vocale sind, die sogenannten liquiden l m n r; diese können noch in mehreren sprachen anstatt eines förmlichen vocales selbstständig stehen. Sodann kamen die zischenden laute.

Wenn nun das historische durch die schrift vermittelt wird, und diese vorausgesetzt werden muss, fragt, sich vor allem: haben auch unsere vorfahren eine schrift gehabt? Im norden kommen wir auf die älteste, die mit der lateinischen nur eine zufällige ähnlichkeit hat, die runenschrift.*) Der norden ist länger als unser festländischer süden nicht christlich geworden, er hat in der religion seiner väter bis ins 10. und 11. jahrh. verharrt, also am sichersten die alten mittel zu schreiben erhalten, u. wenn wir die runen auch erst später dort finden, so will das nicht heissen, dass sie erst damals dort im Gebrauche waren, sondern dass sie dort so lange erhalten worden sind. — Im festländischen Deutschland aber hat das christenthum schon früh mit allem gewissermassen aufgeräumt, was aus alter zeit in solchen geistigen dingen übrig war, also mit der altererbten religion und allem, was nothwendig mit dieser znsammenhing, mit der schrift, die eine sache der gelehrten, also damals der priester war. Die runenschrift also ging zu grunde; nur als Erinnerungen daran finden wir noch in handschriften des 9. jahrh. federproben von schreibern. Die runen der alten, der Skandinavier des nordens waren in der hauptsache die des festlandes. — In nächstem zusammenhang mit dem festlande stand immer Britannien, denn in diese insel waren schon im 6. jahrh. mehrere kleine völkerschaften, die früher im jetzigen Schleswig und Holstein und in Jütland zu Hause waren, und überhaupt die Friesen von Flandern bis Jütland, und Niedersachsen hinübergezogen, zuerst um bei dortigen streitigkeiten zwischen den eigentlich keltischen eingebornen der einen partei zu helfen; dann aber sind sie geblieben und haben ihrerseits die Kelten unterjocht. Diese Angelsachsen haben auch die runen gehabt, aber wiederum mit kleinen abänderungen.

Im allgemeinen gilt von ihnen, dass sie verschieden sind: entweder isländisch (altnordisch) oder angelsächsisch oder deutsch (altsächsisch). Die isländischen gehen nicht in der aufeinanderfolge unseres alphabetes, sondern fangen mit f oder fê (pecunia, res) an; dann folgt ur (bogen oder auerochs) als vocal geltend, hierauf þurs (isl. riese), ferner þopn (dorn) u. s. w. Auch als zahlzeichen wurden sie gebraucht, bis zu

---

*) Liljegren. Run — Laera. Stockh. 1832. 8.
Die nordischen runen von Liljegren. Mit ergänzungen bearbeitet von K. Oberleitner. Wien 1848. gr. 4.
Die runendenkmäler des nordens von Liljegren. Bearbeitet von K. Oberleitner. Wien 1849. gr. 4.

anfang des 12. jahrh. mit den kreuzzügen die viel bequemern des orients mit zu uns herübergekommen sind.

Dass die christlich gewordenen nationen, obschon sie diese runenschrift nicht mehr hatten, eben weil sie mit den Griechen und Römern in verbindung getreten waren, entweder die griechische und römische schrift ganz angenommen oder modificirt gebraucht haben, ist klar. Während also für den norden die ältesten denkmäler zum theil und fast allein in stein in dieser runenschrift liegen, ist für die festländischen eine solche nicht mehr zu erwarten. Diese liegen in unserer gewöhnlichen lateinischen, in welcher bis ins 7. jahrh. alles geschrieben ist, oder in einer der lateinischen und griechischen nachgemodelten schrift. Nehmen wir von den südländischen völkern die Sachsen, die damals den ganzen norden von Deutschland eigentlich inne hatten (das heutige Niedersachsen oder das plattdeutsche), den stamm von oben, nämlich der Schwaben, Baiern, Franken (in früherer zeit der Thüringer), der Burgundionen, die zum theil noch in der Schweiz sitzen, theils in romanischen Völkern sich verloren haben, so finden wir dabei die von den römischen missionären mitgebrachten lateinischen zeichen.

Seit 2 jahrh. aber hat man von einem andern volke, das nicht im heutigen Deutschland gewohnt hat und doch ein kerndeutsches war, und von seiner sprache kenntniss erhalten: von den Gothen, die an der untern Donau am schwarzen meere bis in die heutige Moldau und Wallachei herauf sesshaft waren. Ueber das im Kloster Werden aufgefundene älteste denkmal ihrer und unserer sprache, die bibelübersetzung Ulphilas, und andre in Bobbio ans licht gekommene bruchstücke auf das hinauszugehen, was etwa Griechen und Römer von deutschen orts- und personennamen sagen, ist etwas sehr undankbares.

Die buchstaben in Ulphilas bibelübersetzung sehen fast den griechischen gleich; doch bestehen einige verschiedenheiten.

Von den vocalen.

Die urvocale, nämlich a, dann i als der zu höchst oben gebildete, und u als der zu tiefst unten mit hilfe der lippen gebildete zeigen sich wie im Sanskrit gleichsam als die säulen des ganzen vocalsystems, und sie sind kurze vocale, die sich zuerst entwickelt haben müssen.

Die langen vocale sind im gothischen: ein laut, der in allen nachfolgenden dialecten ein langes a ist, welchen er — warum, ist nicht mehr zu erniren — durch das griechische ε bezeichnet, und wovon wir

nicht wissen, ob er e oder ae gesprochen wurde; dann o; ob ein langes u vorgekommen sei ist nur sehr zweifelhaft, indem es vielleicht mit dem kurzen u bezeichnet wurde, vielleicht gar nicht vorhanden war, wie Grimm vermuthet, weil es in der starken conjugation mangelt.

Ein kurzes e und o kommt nicht vor, und sie müssen sich erst nach und nach entwickelt haben.

Dass die zeichen e und o bei den Gothen lang sind, wissen wir aus den wörtern die in den übrigen deutschen sprachen den gothischen entsprechen, wo diese vocale so vorkommen.

I selbst ist im gothischen vor h oder r in ai übergegangen. Es fragt sich hierbei, ob die Gothen vor h und r kein reines i sprechen konnten, wie es in den dialecten häufig erscheinungen der art gibt, dass sie etwa e ausgesprochen haben, wie wir z. B. fild in feld sinken liessen oder das ursprüngliche birg in berg, und es wieder, wenn etwas dazu kommt, aufsteigen lassen in gefild und gebirg.

Ebenso ist u vor h und r nicht mehr rein, sondern ist au geworden und wurde wahrscheinlich o gesprochen, wie auch die übrigen dialekte das u in o sinken lassen. — Folgt in der zweiten silbe i darauf, so wird das u umlaut, gerade wie im isländischen y (= ü genommen) und im mittelhochdeutschen.

Die gothischen diphthongen sind: ai (welches ganz genau von dem bloss gebrochenen ai, das vor h und r als i steht, während unseres vor allen übrigen consonanten wie vor h und r steht, unterschieden werden muss); au (welches wiederum von dem bloss abgeschwächten au vor h und r als u verschieden ist); ei; endlich iu.

Ein eigenes zeichen besteht für die gothische reduplication noch besonders.

Unter den consonanten

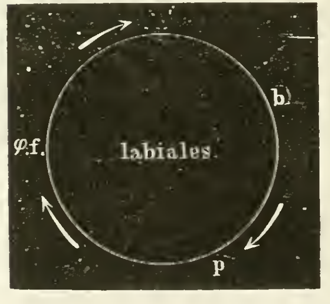
kommen zuerst die zur sprache, welche eigentlich nur ein ganz kurzer vocal sind: consonant mit dem vocalischen i ist das j; ebenso ist das zum consonant gewordene u zum v geworden. — Auf diese folgen die halbvocale l, m, n, r; dann die sausenden s und f; die sogenannten schlaglaute oder mutae b, d und g; ψ soll der Gothe dem griechischen υ nachgebildet haben.

Von s geht die (nach Grimm sogenannte)

lautverschiebung
an. Ob sie durch klimatische verhältnisse oder wie immer veranlasst sei, ist noch sub judice lis. Sie betrifft die sogenannten mutae, oder wie andere sie nennen schlaglaute, bei welchen kein stamm gehört wird, die also nicht vollkommen und nicht einmal unvollkommen vocaisch sind wie l, m, n und r, und bei denen auch kein zischen vernehmbar ist wie bei s und f.

Diese mutae sind entweder labiales oder dentales oder gutturales, und überall gibt es hier drei abstufungen, die media, tenuis und aspirata: bei den labialen ist die media b, die tenuis p, die aspirata f; bei den dentalen ist die media d, die tenuis t und die aspirata þ (das im gothischen, angelsächsischen und isländischen noch lebendig, im hochdeutschen aber im d aufgegangen ist); bei den gutturalen ist die media g, die tenuis k und die aspirata ch oder h.

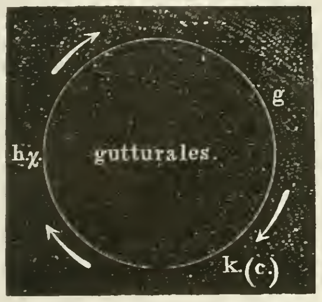
In diesen lauten zeigt sich die erscheinung, dass diejenigen sprachen, die in Asien noch übrig sind und mit welchen unsere deutsche zusammenhängt, wie die nach Europa als griechisch und römisch wie auch slavisch herübergekommenen immer um einen grad rückwärts, und die deutschen um einen grad vorwärts geschoben sind.



Am anfange der worte ist die regel dieser lautverschiebung strenge festgehalten: πατήρ, pater: goth. fadar. Im gebiet der deutschen sprachen selbst ging wieder ein solcher ruck vor sich, wovon später die rede sein wird. (πέντε) πεμπε goth. fimf. piscis: fisk. (ποῦς) ποδός: goth. fetus. pecu: goth faihu (wahrscheinlich als e gesprochen.) pellis: goth. fill, und weil das i später gesunken ist: fell, während, sobald noch eine silbe dazutritt, noch gesagt wird: gefill πολὺ: goth: filu.

Anders ist es wenn die tenuis in der mitte ist, wo sie gewöhnlich in die media übergeht, nicht nothwendig in die aspirata: λείπω: goth. leiban. caper: ags. hafer, wobei Grimm vermuthet, dass auch unser „haber“ welches in mehreren anwendungen besonders in der naturgeschichte vorkommt, wo gewisse thiere oder pflanzen damit zusammengesetzt sind, nicht das getreide sondern dieses haber = caper bedeute, was vielleicht auch von haberfeldtreiben gilt. aper: ahd. ebur, nhd. eber

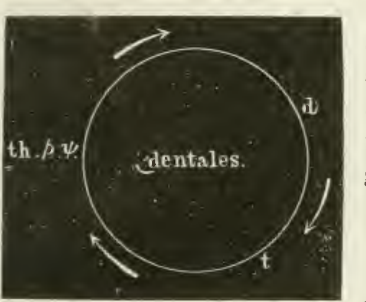
῾πὸ, ahd. uf. ὑπὲρ: ahd. ufar, nhd. über. φηγός, fagus: goth. boka. φέρειν, ferre. goth. bairan (wahrscheinlich als e gesprochen, wie es im ahd. vorhanden ist.) forare: goth. boran. fulica: jetzt noch belche, ein wasservogel. frater: brothar.



Im anlaut sind diese übergänge am constantesten: calamus: goth. halm. celare: goth. helan. cord: goth. hairto, nach der deutschen lautverschiebung herta, herze, herz. cornu: goth haurn. cutis: goth. hud. caput: goth. haubiþ.

χολύ: goth. galla. χόρτος, hortus: goth. gardo.

ἀγρὸς, ager: akr-s. augere; aukan. μέγας: mikil. ἐγὼ: ik.



(Ζεὺς) θεός, deus: goth. wenigstens zu vermuthen tius; isl. tyr; ahd. nach der deutschen lautverschiebung zio. (lingua) dingua: goth. tuggo. δοντ, dent: goth. tunþus. δύο: goth. tva.

tu: goth þu u. s. w.

Den Blick über das deutsche hinaus, was bisher geschehen ist, wenden wir nun weg auf das innere der deutschen sprache selbst. Hier, innerhalb ihrer hauptdialecte ist es interessant, die verhältnisse der vocale zu einander, und dann der consonanten zu untersuchen. Es ist dieses das fundament des ganzen, obwohl die laute ungeheuer flüchtig sind.

Das verhältniss der gothischen vocale zu den übrigen deutschen sprachen im weitern sinn, einerseits nach dem norden zum altsächsischen, angelsächsischen und isländischen, andrerseits nach dem süden zum alt- und mittelhochdeutschen wird nach tabelle A klar, wo die abgeschwächten (nach Grimm gebrochenen) vocale blau bezeichnet sind, während die rothen den umlaut bedeuten.

Bei den verhältnissen der consonanten auf tabelle B. bedeuten die gewöhnlichen buchstaben den consonanten, wenn er am anfang des wortes, die rothen ihn, wenn er in der mitte, und die blauen ihn, wenn

er am ende des wortes steht, denn überall haben gewisse andere verhältnisse statt.

VOCALE.

1) die kurzen: a. i. u.

A.

Das kurze gothische a bleibt sowohl im ahd. als im mhd. ein kurzes a; sodann geht es in beiden in den umlaut e über.

akr-s; ahd. achar (wahrscheinlich ac-har); mhd. und nhd acker. Im Sanskrit ist zu jeder silbe, wo kein anderer vocal angedeutet ist, a verstanden; wahrscheinlich war es im goth. ebenso, dass nach k und vor r ein a zu supponiren ist, was bei einigen andern von bedeutung ist, z. b. arm-s; ahd. aram, später arm; wo auch das ahd. einen vocal wirklich hineingesetzt hat, während er im goth. vermuthlich nur gedacht worden ist. — Skalkss (servus); ahd. mhd. scalh; nhd. schalk, jedoch mit verschlimmerter bedeutung. ahva; ahd. aha, ist in der neuern sprache verloren und lebt nur noch in einigen namen als ach: Salzach, Rottach, Weissach. — Papa; ahd. phafo (weltpriester gegenüber dem munich, noch ohne schlimme nebenbedeutung); nhd. pfaffe. — Magaþ-s (noch jungfrau im edelsten sinn) ahd. magad; mhd. maged; nhd. magd.

Badi; ahd. beti (gewöhnlich peti bezeichnet, weil b ganz hart gesprochen wurde; während im goth. noch a vor dem i stehen bleiben konnte, musste es hier, weil das i bleibt, in e übergehen); mhd. bette. — Nati; ahd. nezi; mhd. neze; nhd. netz. — Basi; ahd. peri; mhd. bere; jetzt die beere als fem. und gleichsam als ob es ein plural wäre, auch mit ee geschrieben, als ob es ein langer vocal wäre. — Atisk-s; ahd. ezisk; mhd ezesch; jetzt (eigentlich eßsch) esch noch am Lech in Schwaben als flur, seges.

Nasjan (j = kurz i); ahd. nerjan (indem das a nicht bleiben kann, weil j sich in das ganz kurze vocalische i verwandelt); mhd. neren; nhd. nach eigener etymologie, weil es von nahrung kommen sollte, nähren. Der eigentliche stamm ist ganisan, salvum fieri, woraus das factitivum nasjan, salvum facere geworden.

Handus; ahd. und mhd. hant, da u keinen umlaut wirkt. — Hardus; ahd. herti (weil us ausgegangen und i dafür an die stelle getreten ist, während als adverb harto bleibt.

Das altsächsische ist eigentlich die frühere sprache des niedern Deutschland von Holland an bis zur Elbe und über diese hinaus, soweit

man dort sprach, in den ostseeprovinzen bis gegen Petersburg. In der ältern sprache heisst es sächsisch, nicht so gemeint wie man jetzt diesen ausdruck versteht, was in älterer zeit Thüringen war, indem man nur, weil eigentlich sächsische fürsten, wie es durch erbverbrüderungen und heirathen geschehen konnte, diese thüringischen länder an sich brachten, sie auch Sachsen nannte: also das altniederdeutsche ist unser sächsisch, worin wir noch ein gedicht aus dem 9. jahrh. haben, das in seiner art nicht ohne poetischen werth ist. Es ist die quelle für die Holländer, Belgen und Niederdeutschen, um zu wissen, wie ihre sprache in früheren zuständen gelautet hat.

Das goth. a bleibt hier theils a, theils lautet es in e um wie im ahd., welcher dialect überhaupt beinahe dem alts. gleich ist, indem die abweichungen bloss in den consonanten liegen, z. B. akr-s; as. accar. — Skalks; as. scalc. — Ahva; as. aha u. s. w.

Die alten Angelsachsen oder Iren, eigentlich Schotten (Irland hiess Scotia, und indem dessen bewohner nach Hochschottland zogen, brachten sie den namen Schottland dahin) hatten in gewissen figuren ihrer schrift einige eigenheiten. Im ags. lautet das goth a auch wie a, wird dann in æ, ea, i und o geschwächt und lautet endlich in e um:

man; camp; bana, φονεύς, todtschläger.

γmæl, klein noch in allen dimensionen, während es bei uns nur mehr in einer bedeutung vorhanden ist; γræp; pærep; œcep.

Vorzüglich vor l und r tritt ea statt des einfachen gothischen und überhaupt allgemeinen a ein: eal, omnis; heal; reap (goth. tag-r; nhd. zähre, in den dialecten noch der zagr und engl. noch tear.)

(Ahd. scara, die abtheilung); γcipe, im jetzigen engl. shire. — Scap; ags. scipe; engl. ship, unser deutsches schaft in zusammensetzungen. — (goth. naht) niht.

As. gamal; ags. ȝomel. — As. hano; ags. hona. Goth. vagg-s; as. wang; ags. ponȝ, kommt nur mehr in ortsnamen vor.

Goth. badi, nati; ags. bed, ner.

Das isländische oder altnordische wie es vor 800 — 900 jahren nicht bloss in Island sondern auch in Norwegen, Schweden und Dänemark üblich war, ist darum so wichtig, weil im 9. jahrh. von dem norwegischen adel, der von einem könig sich beleidigt glaubte, die gebildetsten und reichsten familien aus Norwegen nach Island auswanderten, obwohl dasselbe kaum bewohnbar schien, und eine art von kultur hinbrachten, die sich bis auf unsere tage erhalten hat. Jetzt erscheinen

diese edlen Noraenen als isländische bauern, welche noch eine liebe zur bildung haben wie sonst nicht leicht wo. Auch hat sich die alte sprache, die sich in Norwegen, Schweden und Dänemark so sehr verändert hat, in Island beinahe ein jahrtausend lang im munde des volkes fast unverändert erhalten.

Das kurze goth. a ist hier auch als solches vorhanden; nur bekommen manche worte ein langes a (von Rask und andern á geschrieben, wie auch überhaupt die längen in den nordischen handschriften und drucken statt des circumflexes der neuern deutschen schule bezeichnet werden), welches wie o lautet, beinahe wie in unsern süddeutschen dialecten: sowie ein a lang wird, wenn nämlich nachher die consonanten verweichlicht werden, fällt es ins o. Kommt das kurze a ans ende des wortes, so wird es lang, was einfach ist, da meistens etwas abgehauen ist: goth. ahva; isl. â oder á. Auch vor l und m wird meist das kurze goth. a lang: hâls; goth. lagg-s, isländ. lâng r; skâlk-r, besonders wenn etwas ausgelassen ist, z. B. goth. maht-s, isl. mâtt-r; gâs, weil n ausgefallen ist. Die anses des Jornandes sind im isl. âs.

Auch lautet es in e um: balgs; isl. (wahrscheinlich ist ein i in der nachsilbe hinzugedacht) belg-r; vadi; ahd. weddi? (wahrscheinlich zu widen, band, pfand); ags. ved; isländ. red.

Endlich tritt es als ö auf, und wird durch ein u bewirkt, das in der nachsilbe entweder noch da ist oder wenigstens gedacht werden kann und muss; welcher umlaut gewöhnlich nur im nom. und acc. steht, im gen. und dat. aber sonst nicht statthat: goth. bark; isl. börk-r (eigentlich börkur, welches u im vocal a die assimilation wirkt.) malo; isl. möl-r. man; isl. mön. rast; isl. röst; höfn. tunþus; isl. tönn (gen. en tannar, dat. tenni). handus; isl. hönd. mark (vermuthlich ursprünglich mit der endung us, also) isl. mörk. val-höll, halle der wahl, nämlich des Odin.

I.

Das kurze goth. i kommt rein vor z. B. in qviman, brikan, viko, hilm-s, svibl-s, silubr.

Es erleidet im goth. selbst schon eine abschwächung in ai vor h und r in solchen wörtern, denen nachher im ahd. und mhd. wie in den nordischen dialecten etymologisch ein i gebührt, z. B. vair (aber wahrscheinlich wie e gesprochen; welches der gothe nicht schreiben konnte; Grimm nennt es gebrochen, als ob gleichsam das i in zwei häiften a

und i gebrochen, und nur der mittelweg genommen worden wäre wie auch bei u.) bairan; quairrus, jetzt kirre, zahm; quairnas, später quirn und kirn, mühle, noch in mehrerern thälern erhalten die so heissen; vairdus, paterfamilias, hospes, wirth. — Faihu, taihun (indem aus dem früheren i durch h das e wurde, während indessen doch in einigen fällen ai vor dem h auch in andrer bedeutung, nämlich als diphthong steht.); saihvan; vaiht-s, im norden für mädchen, dann auch für gespenst: die wichte.

Im ahd. bleibt das goth i in einigen fällen; es findet sich aber auch in e gebrochen. In beziehung darauf wo das eine und das andere stattfindet hat Grimm herausgefunden dass in den bei weitem meisten fällen wenn ein wort mehr als eine silbe hat und in der zweiten (flexions- oder was immer für einer) silbe ein a erscheint, das i der hauptsilbe (das eigentlich goth. i) im ahd. in e sinkt. Das ist auch der fall wenn a nicht wirklich erscheint sondern nur nach allen analogien als früher vorhanden angenommen werden muss: hilan, stilan; ahd. helan, stelan. qviman; ahd. queman; mhd. komen; nhd. kommen. In vig-s ist wahrscheinlich a hinten gewesen, oder muss wie im Sanskrit bei jeder silbe, wo nicht ein andrer vocal steht, dazu verstanden werden; ahd. weg. In viko steht o eigentlich für a; daher ahd. wecha; mhd. woche, indem das o nachwirkung des w oder u ist wie vorhin bei gviman. — In allen den fällen, wo bei solchen mehr als einsilbigen goth. wörtern in der zweiten silbe kein a angenommen werden darf (weil z. B. die stammsilbe überhaupt abgehackt ist, dass man keine zuthat vermuthen darf) oder wirklich i oder u steht, bleibt das i auch im ahd.: filu; ahd. fil, jetzt viel, weil man vor den liquiden gern den vocal verlängert. himin-s; ahd. himil; mhd. himel; nhd. himmel. miluk, sigi-s; ahd. miluh, sigu. — Noch gibt es ausser dem unterschiede der festgehalten wird je nachdem a oder i und u in der nachsilbe folgt, noch andere fälle wo der nachfolgende consonant hilft und das i rettet, besonders wenn n und m darauffolgen.

Da die rede von dem einfluss ist, den die vorsilbe auf die nachsilbe und umgekehrt hat, kann hinsichtlich dieser gegenseitigen assimilation etwas bemerkt werden, was bei weitem nicht in das germanische gebiet allein gehört, auch nicht in die grundverwandtschaft, sondern in eine grosse asiatische sprache, die der nationalungarn, der magyaren, die keine verwandtschaft mit irgend einer europäischen, selbst nicht mit der finnischen hat, wo die Berührung nur sehr oberflächlich ist:

sie gehört zu den tartarischen, mongolischen sprachen, die wieder von den semitischen verschieden sind, und von den indoeuropäischen von selbst schon. In ihnen ist ein gewisses gesetz durchgeführt, wonach die vocale der hauptsilbe und der hintersilbe mit einander gleichsam eine gewisse wäge halten, sich einander assimiliren; und zwar ist es, während in den germanischen sprachen sich die hauptsilbe nach der folgenden richtet, dort umgekehrt: die nachsilben richten sich nach der vorausgegangenen z. B. im ungarischen. In dieser sprache werden die laute a, o, u für harte angesehen wie auch im französischen und lateinischen; und weich sind e, i, ö, ü, wie auch wir im lateinischen sprechen. Regel ist nun: wenn in der stammsilbe ein harter vocal ist, muss die nachsilbe (auch die präposition kann so erscheinen, die im ungarischen eine postposition ist), die flexion u. s. w. diese vocale annehmen; erscheint sie dagegen hinter einer mit e, i, ö, u bekleideten stammsilbe, so muss sie einen von diesen vocalen annehmen: á fá, der baum: gen. fanak; dat. faknak. a' hal, der fisch. gen. halnak; dat. halaknak. szem, das auge: gen. szemnek; dat. szemknek. In husz-szor, 20mal bleibt o, weil u vorausgeht; ezer-szer, 1000mal verwandelt es in szer. Die comparativendung ist abb oder ebb, je nachdem der eine oder andere vocal vorausgeht. haz-am haz-ad, haz-a: mein, dein, sein haus; dagegen wenn ein weicher laut in der stammsilbe ist: kés-em, kés-ed, kés-e; mein, dein, sein messer. Wie hier bei den pronominen ist es auch bei den verben.

Auf das mhd. nun einzugehen ist unnöthig, weil dieselben verhältnisse wie im ahd. auch hier obwalten.

Auch das alts. ist wieder dem ahd. analog: goth. stilan; as. stelan u. s. f. (goth. wahrscheinlich ihvus); as. ehu, equus. Dagegen ganz regelmässig himil, mikil; goth. liþus, das sich bewegende; as. lid. — Was die dialecte betrifft, soll von den gemeinen nicht die rede sein, sondern nur von den noch lebenden hauptdialecten. Das niedersächsische hat keine schriftsprache. Im holländischen oder niederländischen, das eine schriftsprache und bedeutende literatur hat, ist das kurze i beinahe ausgegangen und fast in e gesunken; wo es noch als i steht, wird es in einer senkung gegen e gesprochen. Was die schreibart anlangt, ist jeder vocal lang der an das ende einer silbe kommt, kurz dagegen jeder vor einem oder zwei consonanten: nur das silbenschliessen kommt in betracht, z. B. stı̆l, stı̆lle; mı̆n, mı̆nnen. Smid, plur smeden. Schip, schepen; brengen; Nederland oder Neerland.

Im ags. tritt das goth. i als i auf, und wird in e und eo geschwächt. Hinsichtlich des e verhält es sich wie beim ahd. und as., und zwar nicht bloss vor r und h, sondern allgemein. Sehr häufig ist noch die andere nicht regelmässige brechung: wo i in e sinkt geht es auch oft in das indifferente über: filu; ags. feola und fela. meoloc oder meolc; beorke. ahd. hiruz; mhd. hirz; ags. heopor oder heopr. γeopon, sieben; γeolp selbst. Im isländischen erscheint das ursprünglich gothische i als i, z. B. lifur, midr, sidur; dann wird es in e und ia geschwächt, und lautet in iö um. filhan (tegere); isl. fel oder fela = unserm befehlen, nur in anderer bedeutung als jetzt, nämlich condere, einem etwas übertragen. stilan; isl. stela. vig-s; isl. veg-r. ïm, ïs; isl. em, er. ik, mis, sis; isl. ek, mer, ser. — Gildus; isl. giald. (goth. tild); isl. tiald. (Goth, irl); isl. iarl; ags. eorl; as. erl. Bairg; isl. biarg, saxum. Hairto; isl. hiarta. — Filu; isl. fiöl; siö = 7. (Goth. vielleicht it [ans]); isl. iötun, etun; ahd. und as. ezzun, woraus sich vielleicht auch das zürichergeschlecht maneze, manesse als menschenesser erklärt; isl. fiödur. Skildus; isl. skiöldr; biörk; hiörtr.

U.

Das kurze u wird schon im gothischen vor h und r gebrochen und wird ein unreiner laut, den der gothe durch au ausdrückt und den er wahrscheinlich als volles oder gegen u schwebendes o gesprochen hat. Dass dieses au statt u steht, geht daraus hervor, dass in den andern sprachen wirklich u steht.

Für das ahd. ist also auch nichts anderes zu erwarten; nur tritt die schwächung in o noch ein.

Dasselbe ist der Fall im mhd., wo der umlaut (wenn nämlich in der hintersilbe i steht), der im ahd. noch fehlt, dazu kommt.

Im as. ist wieder das reine u und die brechung in o vorhanden, aber kein umlaut.

Dasselbe gilt vom ags., nur dass auch der umlaut, nämlich in y eintritt, wenn in der hintersilbe ein i steht.

Im isl. bleibt das goth kurze u, sinkt aber auch in o, und zwar nicht bloss in das kurze, sondern auch ein langes o, und verwandelt sich durch umlaut in y.

auhn-s; engl. oven; isl. ofn, schwed. ugn wo der verwandte gaumenlaut statt h wieder hervortritt, dän ovn. Während die neuern sprachen aus focus, fuoco, fuego, feu welche ursprünglich nur den

ofen bedeuteten, für das feuer selbst genommen haben, ist der umgekehrte fall bei ignis, sanskr. agni, russ. ogon, böhm. oheň und den oben angegebenen beispielen eingetreten. Auhsa; ahd. u. as. ohso; holl. os; ags. oxa, engl. ox; isl. oxe. ψaurp; ahd., mhd., und nhd. dorf; as. ags. und isl. þorp. — Baurg-s; ahd burg, wo sich u vielleicht desswegen so fest gehalten hat, weil im gen. und andern endungen i aber nicht a steht, indem dieses i und u in den nachlauten das vorgehende i und u festhalten und nicht in e oder o sinken lassen; bei den holländern sinkt das kurze u in der regel zu dem laut des gestürzten e (ə bezeichnet), was eigentlich der ansatz, der indifferente vocal ist; ags. burg und burh, auch byrig, woraus im engl. borough und als endung bury geworden ist; isl. dän. schwed. borg. Daur; ahd. tor und turi, wo i später in e sinkt, während die wirkung, die es auf den vocal hat, bleibt: tür; mhd. wäre türe, wird aber, weil daselbst, wenn ein kurzer vocal vor r ist und e folgt, dieses e wegbleiben muss, tür; as. dor, holl. deur; ags. duru und dyr, engl. door; isl. dyr, schwed. dör, dän. dor.

Das ahd. braucht eigentlich nicht mehr besonders berücksichtigt zu werden: nauh; noh; noch. ψauh; doh; doch. Bei fugl-s ist zwischen g und l der vocal a zu denken; ahd. fogal; as. fugal, was holl. in vogel sinkt; ags. puʒel, engl. fowl; isl. fugl, schwed. fogel, dän. fugl. Guψ; ahd. cot, weil die ersten missionäre, die nach Deutschland kamen, keine Oberdeutschen, sondern Angelsachsen oder andere waren, welche die worte, die sie vernahmen, nach der bezeichnung ihrer sprache schrieben, sie also dieses goth. g, das ein mittellaut zwischen g und dem harten k ist, als c schrieben; das mhd. hat schon wieder einfluss vom norden her erhalten, daher der alte laut und buchstabe dafür wiederhergestellt worden ist; nhd. um die kürze des u oder o auszudrücken, gott; ags. ʒoð; isl. schwed. dän. gud. Das wort ist so einfach, dass sein ursprung noch nicht gefunden wurde; schon im persischen ist choda in derselben bedeutung vorhanden, daher manche es auf ein ipse suus, ipse sibi sufficiens hinauszubringen suchten. Ubil-s; ahd. und as. ubil; ags. yfel, engl. evill und jetzt mit auswerfung des v ill; isl. ill-r, schwed. illa, dän. ille.

Wie im mhd. aus u ü wird, oder wo überhaupt der umlaut eintritt, ist hier nicht nochmals zu besprechen nöthig.

Im ags. lautet u in y um: kuni: ahd. kunne; ags. cyn, indem c vor allen vocalen als k gesprochen wird. ahd. cuning; ags. cyning.

baugs; ags. byrig. ahd. wunnia, wo wieder u wahrscheinlich durch das i der endung gerettet ist; ags. pyn. ahd. und as. hugi; ags. hyge. kyss.

Das u und o im isl. ist bereits bisher nachgewiesen. Folgt auf l noch ein consonant, so wird das o lang: (goth, fulk); isl. fôlk; stôlpi; hôlmi. Goth. dauhtar; isl. mit ausfall des h, wodurch o verlängert wird, dôtter; sauht-s; isl. sôtt. Statt des u erscheint y im isl. besonders in der declination und conjugation: hrygga; bryggia; dyr.

2) die langen: e. o. u.

E.

Das goth. lange e, welches aber wie das griechische ε bezeichnet wird, tritt ahd. als langes a, mhd. als langes a und durch den umlaut als langes œ, as. als langes a, ags. als langes œ, isl. als langes á und durch den umlaut als æ auf:

mel; ahd. mhd. nhd. (wo aber unnöthigerweise früher mahl geschrieben wurde, während man jetzt mal zu schreiben anfängt) mâl; meljan, ahd. mâlon; as. mâl, holl. maal; ags. mæl, welches zeichen für die länge genommen wird, während ä als kurz gilt; engl. meal; isl. mâl, schwed. mål, dän. maal. Die bedeutung ist bezeichnen im weitesten sinn, durch worte, buchstaben und schrift, auch für die zeit als bestimmter punct u. s. w. — Meg-s; ahd. mhd. mâg; as. mâg, holl. maag; ags. mæȝ; isl. mâg-r. — Jer; ahd. mhd. jâr; as. jâr und gẹ́r, holl. jaar; ags. gêr und gear, engl. year; isl. âr, schwed. ar, dän. aar. — Vens; ahd. und as. wân, holl. waan; ags. wên, noch im engl. weening; isl. ôn (welches sinken in o auch in unserm argwohn stattfindet), während im schwed. noch wån lebt. Mena; ahd. mâno; mhd. mânc; nhd. mond, aber dennoch lang gesprochen, obwohl nd darauf folgt, während die dialecte noch man und mon ohne d am ende haben; as. mâno, holl. maan; ags. môna, engl. moon; isl. mâni, schwed. måne, dän. maane. — veg-s; ahd. mhd. wâg; as. wâg; ags. pæȝ, woraus vielleicht das engl. wave geworden ist; isl. wâg-r und wog-r, schwed. wåg, dän. vove. — slepan; ahd. slâfan; as. slâpan, holl. slapen (bedarf keiner aa, weil das a die silbe schliesst); ags. slæpan; isl. tritt ein anderes wort ein, das im ahd. swefan oder swepan wäre: sofa, indem aus dem ausfall des w und e das o entstanden ist, wie es analoge fälle gibt und es z. B. im praeter. auch svaf heisst;

schwed. sofva, dän. sove. — letan; ahd. lâzan; mhd. lazzen; as. lâtan, holl. laten; ags. lætan, engl. to let; isl. lâta, schwed. låta, dän. lade. — Vepna; ahd. wâfan; as. wâpan, holl. wapen; ags. pæpn, engl. weapon; isl. vopn, schwed. vapn, dän. waaben. — Lekei-s; ahd. lâhhi; ags. læce, engl. leech; isl. lækni-r, dän. læge.

Eine eigene gattung von adjectiven ist noch zu berühren, die in den dialecten nach dem gothischen hinten ein i annahmen, wodurch der umlaut veranlasst wird: sver-s; ahd. suâri oder suuâri; as. svâri, holl. zwaar; ags. γpæpe. Mer-s; ahd. und as. mâri, im holl. noch in vermaard vorhanden; ags. mæpe; ob das engl. mere zum lateinischen merus oder daher gehört, möchte zweifelhaft sein, doch ist letzteres wahrscheinlich, besonders da es im ags. vorkommt; isl. mær-r Sped-s; ahd. spâti; mhd. spaete; alts. kommt dafür sên vor, während das holl. spade voraussetzen lässt, dass es auch vorhanden war; im isl. ist dafür sein-n, das auch als sain oder sein im ahd. sich vorfindet.

O.

Das gothische lange o bleibt als solches im ahd., as., ags. und isl.; wird gebrochen im ahd. in oa, uo, ua, im mhd. in uo und ebenso im as.; es lautet um im mhd. in ue, im ags. in ê und im isl. in oe.

Bloma; ahd. pluomo; mhd. blůme, indem durch einfluss des niederdeutschen, wo die literatur schon so mächtig geworden war, dass die oberdeutschen sich darnach richten mussten, der alte weiche laut wieder zurückgeholt wurde; as. blômo, holl. bloeme; ags. blôma; isl. blômi, schwed. blomma, dän. blomst. Bloþ; ahd. pluot; mhd. bluot; as. und ags. (eigentlich blôđ) blôd, holl. bloed. isl. blod, schwed. und dän. blod. Boka: ahd. puoh; mhd. bůch; as. bôc, holl. boek; ags. bôc, engl. book; isl. und schwed. bôk, dän. bog.

Nun gibt es auch hier wörter, welche in den spätern dialecten hinten eine Nachsilbe i bekommen, wodurch dann der umlaut des o bewirkt wird, im goth. selbst nur voþ-s, as. wothi. ahd. truobi; mhd. truebe und ebenso nhd.; as. drôbi, im holl. nur noch in zusammensetzungen als droef; ags. dpepe. (ahd. cruoni); as grôni, holl. groen; mdh. grüene; nhd. grün; ags. grêne, engl. green; isl. groen, schwed.

und dän. gron. In motjan bewirkt das kurze i in den spätern sprachen den umlaut; as. môtjan, holl. ont-moeten; ags. mêtan, engl. to meet; isl. moeta, schwed. möta, dän. mode, wahrscheinlich unser meute. As. ôthil (eigenthum an grund und boden); ahd. ôdal und noch früher vor das 7. jahrh. hinauf uodal: ags. durch die beumlautung êdel; isl. ôdal, ôdalthing, schwed. odal, dän. odel. Ags. poden; ahd. wuotan; isl. ôdin, mercurius; ags. wodneydag, engl. wednesday. Ags. brôc, pl. brêc; ahd. pruoh, engl. breeches, isl. broekar, dän. brôg ist das braccae der gallier, hosen; davon prüchler, richtiger brüchler; danebrog, reichsfahne, da brog auch tuch überhaupt bedeutet. As. suôti; ahd. suoti; mhd. sueze; ags. svête, engl. sweet; isl. soet-r, schwed. söt, dän. sod.

U.

Das gothische lange u bleibt als solches in allen übrigen dialecten; es lautet um im mhd. in iu, im ags. und isl. in ŷ.

Im gothischen ist es dem zeichen nach von dem kurzen u nicht verschieden, wohl aber in allen übrigen dialecten, in den nordischen, dem ags. und isl. sogar dadurch, dass das zeichen schon in ältern handschriften einen acutus bekommt, während es in handschriften aus St. Gallen und Fulda circumflectirt wird, wenn es lang ist. Dass ein unterschied zwischen dem langen und kurzen u bestehen muss, ist daraus klar, weil die jetzigen dialecte au daraus machen.

Grimm hat in neuester zeit dieses goth. lange u bekämpft, und glaubt, es habe gar keines gegeben, sondern alle jetzigen au statt u seien in der regel aus einem ältern iu oder au entstanden. Er führt nämlich bei der forderung, die er macht, alles auf die vocale zurück, die bei der conjugation gewisser verben zur sprache kommen, z. B. iu, au, u in biudan, praet. baud, bŭdun; in andern verben kommen andere vocale und diphthonge zum vorschein, aber nirgends ein langes u. Desshalb glaubt er, dieses sei nicht ursprünglich, sondern aus iu oder einem goth. au, wozu wir später kommen werden, entstanden, aus einem diphthongischen au. In manchem muss man ihm recht geben, aber viele wörter fügen sich nicht gut, so dass wir über diesen punkt vor der hand billig hinweggehen und noch immer ein langes goth. u gelten lassen, da es in der hauptsache gleichgiltig ist.

Bruþ-s; ahd. prût; mhd. brut; as. brûd, holl. bruid; ags. bryd, engl., wo der bankerutt des u entstanden ist, und bald i, bald ou oder anderes eintritt, bride; isl. bruð-r, schwed. und dän. brud. þusundi; as. thûsundig, holl. duizend; ags. þusend, engl. thousund; ahd. dûsunt; mhd. dûsend; isl. þúsund, schwed. tusen, dän. tusind. As. tûn, holl. tuin, ags. tûn, engl. town; isl. tun, unser zaun. Ags. dûn, hügel, engl. down, aus dem ags. af dûne entstanden; holl. duin.

Handschriftliche Nachträge Schmellers
zu den „Mundarten Bayerns."

Von Dr. A. Birlinger.

(Fortsetzung.)

P.

§ 616. dob.lt. die MB. XIX, 561 ad 1367 haben Tebich.

§ 619. P-hochə̃ = Pocken, welche also in Pfochen verhochdeutscht sein sollten.

Neuer § *p* als Assonant wechselt mit k

greu*p*en: greu*ck*en
schaup*p*en: schau*ck*en.

Qu.

§ 620. uzar *qu*eon statt *zw*eon; *qu*iro statt *zw*oio.

R.

§ 622. der Böhmerwald (Rank 66. 67. 68.) hat *h*rennə̃ *h*randkopfel; *h*rumpeln; *h*rössə̃; *h*rèdə́ (Reiter) *h*ruiə; *h*rau; *h*réckə̃ u. s. w.

Anmerk. Der selige Josef Kopp bewahrte auch als Erlanger Professor diese Eigenheit.

Hierher setzt Schmeller noch:

hursch. resch = hrasch?
Hors. Ros = Hros?

§ 623. Buhhtl: Bürdel. Taidə̃ gahhten, fichtengerten.

§ 624. Sa*l*wurch f. Sa*r*wurch. — Priobn (Priorin). Augsb. hs. 1447. fie*l*ingsweg f. fierdingswãg. b*l*osentrucken (brôsentrunken).

MB. XX, 395 ad 1450 heisst ein Bäcker in München Leonh. Ha*l*ertaller.

Anmerk. Vergl. das griech. τραυλίζειν, ba*l*butire des Alcibiades (Plutarch.) Θέωλος; κολαξ. Mad. Casayli (née Werzel.) spricht bord,

vard, ord, gård wie bó-l, vá-l; ú-l; gà-l. Der Exerzierplatz Ladugårdsgärdet b. Stockholm lautet Lagålsjällzt.

§ 625 ff. Es scheint sogar in der Endsilbe er schon früh (Augsb. Stdtr.) selbst das ihm in der Stammsilbe vorangehende *l* und *n* verdunkelt zu haben: hůnr, kelr (Hüə̃r, kèə'r); hůnre MB. XXIII, 124, 261, in*r*e acht tagen; sen*r* magen u. s. w.

Auch das *s* und *r*: di*rr*e; diser; e*rr*e: erer; swe̊*rr*e: swe̊rer: von unsè*rr*e frowen misse; der e*rr*en, ande*rr*e freunde; die me*rr* volg; mit der me*rr*en volg; bî der e*rr*en frowen sáligen. MB. XXIII, 163. di*rr* sàch a. a. O. 217. und ande*rr* erbe*rr* lut genug; mit gunst n. n[s] und ander unsè*rr* erben a. a. O. 24, 89. 147. 171. Meǔhelb. II. Fris. II, 1, 128. 165. i*rr*e = irer MB. XXIII, 109. Ferner: 1331: Ze Auhach an dem nehsten E*r*ntag nauch unser frowen tag der e*rr*en. MB. XXII, 274.

Neuer §. Stelzh. 183: ai*ch*, ain*ch* = einer. (aə̃ch) „kann denn ai*ch* vo dá welt sá biriochs sein? (124)" Und kám ain*ch* dá̃ gostá und wolt mi zum mann u. s. w.

§ 629. 630 ff.: lů*r*en, lau*r*en: lo*s*en (?); Moo*r*: Moo*s*. Vergl. got. diu*s* = Thier.

Anmerk. M. Picard in Villemanoche sagte immer à chi*r*y sur oreu*r*e statt à chi*z*y sur oreu*s*e, à la cui*r*ine il y a de l'oreille qui est bien sure.

Vergl. ferner chanteu*r*: chanteu*s*e: dormeu*r*: dormeu*s*e; wie berger: bergère; cousin: cousine; Span. chu*s*ma und chu*z*ma; ital. ciurma frz. chourme: chaise, Romant de la rose: chayere, chaire, cathedra. Hier macht Schmeller auch auf das czechische ř aufmerksam.

§ 632 ff. Oesterreichisch, selbst wienerisch-hochd. gaə̃, Haə̃, Jaə̃, aə̃m, paə̃, faə̃, klaə̃, naə̃ statt gar, Haar, Jahr, arm, par u. s. w.

Westlechisch; Schu'z (Schurz) dő̊tə̃ (dorten).

Anmerk. Schon im Cod. arg. heisst gaunon was im Cottonianus gornon (trauern), gaurs (traurig). Vergl. parere, paio, paiono. sca*p*ino statt sca*rp*ino; fostanisch aio statt -aro; Forn*aio* statt Forn*aro*; — *ai*a statt a*ri*a; st*a*io statt sta*ro*; stu*oi*a statt stu*ora*.

§ 633. Gund statt Grund. Wb. II, 53. f*u*eti' statt f*r*uetig. f*au*di' statt f*r*audi'; Fatze: Fratze u. s. w. f*r*otzeln: fotzeln.

Vergl. das engl. *stu*d und st*r*ude.

§ 634. dass die Bayern dem R feind sind und Heä sagen vor Herr, Jammä vor Jammer bemerkt schon Wackius 1713.

Dagegen steht Ca*r*det, Ca*r*nali, Ca*r*nal, Corporatə̃, Gi*r*bel u. s. w.

die MB. 18, 84 ad 1316 haben: „an chauffringer gazzen. Kauffinger MB. 19, 75, 513, 514. Schon a. 1431: Kâffinger MB. XIX, 124.

Vergl. hierher Wigalois: abe, ode, st. aber, oder.

§ 635. d'Riə̃-r-ə̃ die Rieder, d. i. die von Ried. Ob der Enns: dá Bau st. Baur.: o sodl, sàd dá Bau in dá haostubn om gschirn,| han ma denkt u. schau, da gábs nuſʒa und Birn' Stelzh. 71. 72. go (gar) mo (mar, mürb) he (her) hoi (heuer).

dər kindərlin — die kinderlè-ré,
Döderlin — die Döderlẽ-ré.

Ferner: Kirchə̃-*r*-ur. ruə*r*i für ruə-i. die Bü*r* st. Bü̃ = Bühne. Ober-Isar. ə kchlâ*r*, eine Klâue (Rotthal) aənə̃laə*r*; Quêich ênərlêr. Selbst im Schriftdeutschen e*r* st. ə̂ d. h. ach in Laube*r*hütte statt Laubə̂ — Laubach — Hütte.

ra*r*us, ital. ra*d*o; span. ra*l*o.

Anmerk. Geradeso wie n und r in unsern Dialekten findet sich z. B. nach Vadé's oeuvres poissardes den Wörtern, die mit einem vocal anfangen, obschon kein mit s oder t auslautendes vorangeht, ein z und t vorgesetzt *z*a la santé! *z*en pleurant, *z*au guet! *t*en prison. *t*un peu. *z*all (elle). mille *z*écus. buvons *t*un coup!

S.

§ 639. In einer Anweisung zur Orthographie (Münchener hs) vom Schulmeister Hueber zu Eggenfelden de 1476 wird noch geschrieben *s*wach, g*e*smach; weil man, wie es scheint, von Langem her das *s* vor Consonanten wie *sch* auszusprechen gewohnt war, und vor w, m, l, n, sogut wie vor p und t das ausdrücklich *sch* ersparen konnte.

Zu der Anmerk. S. 144: Vergl. Grimm 497 und 166. Ferner holl. zuster, zoel (schwül), zoet (sweet) u. s. w.

§ 640 — 47: rei*s*en, rei*ss*en, Nebel reissen. Hochd. ausgesprochen der rei*ss*ende Teufel st. rai*s*ende. Münchener Ztschr. 1828 — 1829. geri*ss*en st. geri*s*en sich Greis, Wb. — nei*ss*en.

Ferner niət wäiss-i; oberpfälz. nicht wa*iz* ich.

Zu § 649 stelle: das oberitalische s.

Soll sie viel vom Lobe sagen?
Nein die Augen reden dir,
die sie nieder hat geschlagen
Und verhei*sch*en eine Lust
So die mehr als Ihr bewusst.
Opitzisches Hochzeit-Carmen.

Blies: hè*sch*ə̃ = haißen; „dər vaddər hat uns hè*sch*ə̃ fortgen.“ „da hats gəhè*sch*t, ər sey vərrèss.“

Vergl. schü͂*sch*t, schi͂*sch*t (schönst); S*ch*erschant. Erz pau*sch*en v. bößen. Hir*sch* st. Hirz u. s. w. Ar*sch* st. Ars. Kür*sch*ner st. Kürsner. per*sch*ō̃.

Hier citirt Schmeller das Marryatsche

va*sh* (was) *sh*ent (cent) *sh*ervice; ye*sh*; I va*sh*, gou mu*sh*, he i*sh* u. s. w.

Schweizerisch: ii*sch* (Eis), is. — Gei*sch*el, (Geisel).

§ 655. Am Königshof im Grabfeld: hau*sch*; gewa*sch*t aber ist.

§ 657. Nach n wie z: dun*z*eln statt dunseln. fau*z*en st. fausten.

Hier hat Schmeller noch angemerkt: Dama*sk* st. Damast.

*Sh*achtel;
*sk*attel
*st*attel
*sp*attel.

§ 658: *Z*ellə̃-zopf — oder Weckng (Sêlen).

§ 659: â mə*z*en (Pegnitz) statt Amaißen. alt: ambei*z*; skandinav. embete: emte, engl. emet. Vergl. ferner:

Gro*pp*en: Großen.
Grö*z*ling: Größling.
Ba*z*l: Beßl.

§ 660 S. 148: westlech. da'*s*t (dascht) st. das ist. Zu der Anmerk. *: der Holländer sezt zwischen einem Substantiv, das auf g, k endet und die Diminutivsilbe -ken ein *s* ein: jong*s*ken, boek*s*ken: roksken (Ceivel 27).

§ 662 ff. Algau: n'aimə. ni waiß wô. — Am Tegernsee. Si sand nà' und nà' Häu'r, das t fragng kà͂st. L*ô* (Lost.) b*i* fein frumm = bis.

Neuer § zw. 665 ff. s wird einigen Wörtern vorangefügt: *sch*lecken*; *s*pechen; *s*praiten; *s*chwelken; *s*chmätzen und mätzen; brächten und *s*prächten; nullen und *s*chnullen; mollen und *s*chmollen u. s. w. Vergl. Gram. II, 701.

§ 666: dait s c h s c h (oberpfälz.).

T.

§ 668 cfr. ad pag. 81. Zu Anmerk.** *T*it.l sagt man in Sachsen nicht T-hit.l.

Auch die Dänen und Schweden haben dieses t-h.

The Brogue (oder der eigenthümliche Accent, mit welchem Iren

das Englische sprechen) besteht unter anderem darin, dass sie den englischen Wörtern, die mit T anfangen, einen eigenthümlichen Anfang geben, als wenn hinter dem T noch ein h folgte; z. B. *t-h*-able statt *t*able; es ist nicht das engl. *th*, sondern t mit einem nachfolgenden Hauch. Skizz. aus Irland; Morgenbl. 1841. 603.

§ 670. Timpm st. Tint.n; z'frib*m*, z'fri*m*m = zufrieden (Baur).

Neuer § S. 152. *t* lautet wie *k*. Pegniz: Pàtac*k*ng, spat. patatas. Polic*k*ng (Poletten) in Lori's Bergk. 145. Landtg. v. 1543 p. 214. Flin*k*ng: (Flinten); Tin*k*ng (Tinten), Ilm. Grán*k*ng: Grant.n. Bilg*k*l st. Bildtl. Ober-Isar. Fäl*k*eln statt Fälteln. aə́*g*ələ st. aə́*d*ələ = ordelich.

Schmeller merkte noch *ran*k*ng* und fan*k*ng an?

§ 673. Noptsch. årwə*r*ə́ = Arbeiter.

§ 677 ist hueschn st. hu*r*eschn zu lesen.

§ 678: rosi' = rostig. Rednitz.

§ 680. *st*rodeln: *st*ranzen.

ack*st* st. Aechse (axis) ax*t* (securis) Obſ*t* (Owez) ain*st*: bür*st*en (Börse.)

Zu S. 154 oben: Söck Traid dö vä Greſt schier z'sam.efalln. Lindermayr 168.

Nach der zu 'ə verschrumpften Endsilbe her; nebm'ə́t = nebenher; am'ə́t = obenher; nach'ə́t, nachher. nálet = neulich. So auch éppət st. eppə = etwa. beikə́t, gastə́t. Ferner Buchtl, Licht, hübscht (lezt. um Blies).

Anmerk. zu 681: Holländisch nach l, m, n, r vor dem dimin. -je: kool-*t*-je; boom-*t*-je; oor-*t*-je; lepol-*t*-je; zoon-*t*-je; horn-*t*-je.

— schaff*t* statt schaff, scaf, skip. Hufe: unte dero hufe sub femore. Gloss. Mons. Saf*t* von daz saf.

Mit Formen wie meine*t*, deine*t*-wegen, villeicht besser meine*nt* (meinə̃t) u. s. w. vergleiche man im dänischen die Formen frami*t*, til di*t*; til si*t* (von mir, zu dir, zu sich;) eigentlich de chez moi, chez toi.

Im Holländischen to*t* mynen*t*, onzen*t*, uwent, zynen*t*, chez moi, chez nous, eigentlich bei den Meinigen, in meinem Haus. (Lewel pag. 263). om mynen*t* wil. — selber*t*. Ingolstadt. Reime 1562.

Vergl. wöchen*t*lich, dazu unläſe*n*lich MB. 23, 396. unverzoge*n*-lich, offe*n*lich a. a. O. 276. 277. küſe*n*lich u. s. w.

W.

Vergl. span. usted st. *V*usted d. h. vuestra merced; usia st. Vusia d. h. vuestra sen. usencia st. *v*usencia d. h. vuestra exceleni. Ferner barlontear st. barloventear. Lat. nolo, malo st. ne volo, mavolo.

§ 682. n·an, n·är = niwan, niwäre.

n·'ai'mər = ni waiss wer.

Anmerk. *gu*alte, *gu*eltig, *gu*izzene st. gw. gew. Psalt. Windsb.

Ueber den Einfluss des *uu* sieh die folgenden Beispiele: witu = w*u*du (?); wecha = Woche; uuela = wol; wellan = wollen; garwida: garoda; quedan: koden; queman: komen; quena: kone; suet: sot; q*u*elan: choln; dnal: toll v. tuelan, torquere. Suefa: sofva.

§ 683. Manchmal lautet u. s. w. er*b*irf mir. cgm. 73 f. 5b. Grabfeld: *b*i, wir, *b*u, wo; *b*as, was; Firmen. II. 405. Rhön: *b*er, *b*e, *b*às, *b*ewel = wer, wie, was, wieviel. *b*enn, wenn; brömm, warum. Ferner: *b*urzen (Wurzen) edler *b*urtzen, riechen; *b*ol; *b*unde; *b*irchèn. Bei Suchenwirt steht sehr oft v̄ für w.

§ 684 ff. máñl st. wáñl; moltən st. woltan. mo st. wo bei Weitzmann; morum = warum. a. a. O. West-Iller: mo, maə st. wô.

Nach Gramm. III, 245 soll *m*aar aus ne*w*ar; *w*an aus *m*an entstanden sein.

§ 685. n'ai mər. n·'ai'mə. n'aiməs = ni waiß wer; wâ, waß.

Auf dieser Seite merkte Schmeller noch aus dem Englischen an: *v*ine, *w*ine. Der Londoner Pöbel: *v*hy, st. *w*hy; *v*ich st. *w*hich; *w*eri st. *v*ery.

Zu S. 157 Anmerk. t*és* st. *és* um. Laibach. pfui Sch'amts enk t*es* Deutsch.n· er hat mi' glei' gfragt, wiə t*es* schaũts und ob t*és* den liəbm gsund nõ hàbts. Radlofs Mustersaal p. 76.

§ 686. Lauingen. Laugingen. Lau-$\genfrac{}{}{0pt}{}{b}{w}$-ingen. Gmeiner, Regensb. Chr. III, 226.

Zu S. 158 oben: s' Fräu-w-ə'l', Fraiw*aj*. — „der smak der bliе*w*enden winreb, wenn sy blie*w*et. (schwb.) hs. 1447. Jesu-*w*-iter; Edə*w*ard; Podigra*w* u. s. w.

Anmerk. So im Madyarischen: von hó (Schnee), ló (Pferd), Tó (Teich), kö (Stein), Lé (Suppe), fü (Gras) im Accus. havat, lovat, tavat; követ, levet, füvet u. s. w. Plur. lovak, tavak, kövek u. s. w.

Vergl. ferner garw, begarwe, gar. — rue̒-w-ig. an par*b*engeld. MB. 17. 262. ad 1525.

Z.

Stratburc, Eccard, Franc. Orient. II, 93. Greg. Tur. IX, 36. X, 19. „actum Stratburgo civitate a° 721. 727 (Grandidier).

§ 688. Vrgl. das noch lebende *geiti'* = geizig. Mit ? führt Schmeller hier an: lezt: lest, liz: List; lez: Laster. Nürnb. *sängerlich* st. *zänkerlich*. Am Mittelrhein *sə* st. zu.

Beigefügt ist das schon erwähnte pfrim = zufriden.

§ 690. Der kizl; das kitzl. St für z: List für Litz; inz st. iz: Prim*inz*.

Vergl. Fisch*enz* st. fisgiß; Pfalinza st. Palas.

Zu S. 161: pi*ss*en st. büssen. Z. § 399. 389. 647.

Zu S. 162 oben: Grimm Gramm. 3. Ausgb. I. Bd. S. 213 — 214; im jetzigen Hochdeutsch ist kurze Aussprache bewahrt vor einfachen Consonanten: man (frz. on), an, in, hin, von, um u. s. w. Landschaftlich Lob, grob, wol, Glas, Gras u. s. w.

In einzelnen Compos.: V*o*rtheil, H*e*rberge, Herzog, W*e*rmut, H*e*rmann, barfuss, wollust; dagegen falsche Kürze in H*o*chzeit, N*a*chbar, Lorbeer, Geh*o*rsam u. s. w.

Kurz ist fl*u*g-s.

Lange Aussprache vor doppelter, ungleicher Consonanz: erde, herd, herde, pferd, werth, art, bart, zart, mond u. s. w.

II. Capitel.

Aussprache der eigenen Namen. Accentuirung.

Zu S. 164: cfr. Westenrieder, Beiträge IX, p. 348 ff. Kerchem Bolandə̃. Hann Arəm (Johann Adam), Nes.l (Agnes), Lex f. Alexander, Alexius; Andrêəs. — Diəs. Nab; nach Streber 'Andál. Angel. Bårbel. Wá'bm. Walthauser. Landtg. 1514 p. 616.

Anmerk. Die Russen nennen der Klangähnlichkeit wegen jeden Heinrich Andreg (Andreas), Soltau.

S. 165: Briid, Breid, Brigitta, schon MB. XVIII, 24. 75. 345. 353. Kasimir lautet Kás.l. Gaspərl, Gapper; Rieß: Kapper. Rhön Keß. Christina: Tinl und Triən.l. Traə̃sgl. Klàr. Kou͂l (Nab). Radl. Sensəle: Crescenzia. (Lech) Zenzl. Jaugst: Cyriacus. Zipəl: Cyriacus. Danlé: Daniel (Nördlingen) Eduard: Darl, Dari (Nab.). — Evaristus: Vrist.l. Fintanus: Fint.l. (v. Lang.) Franziska: Fränz. (Nptsch.) Friderich: Frider. (Lech).

S. 166. Gabəhəl. Helə'l. Gori. Gertraid (Kirchboland.). Gottfrid: Friedl. (Lech) Denuweni: Januarius. Jobst. Gust (Pegnitz.) Josepp: Goisl. Gust.l: Justina. (Pegnitz) Laz.l: Ladislaus. Linz: Valens.

Leist: Caelestinus. Lohmann: Colomanus. Lehmus: Wilhelmus. (V. Lang) Laux: Lucas. Wikəl: Ludwig. Juli, Ul, Lui. Margaretha: Maigh.l (Nab), Ret.l (Nab), Greit, (Nptsch.) Miə́day, Medaj, Mizaj, Maidəlē (Oberloisach) Maərgal. Teiß (Augsb.) Mizi (Maurizius). Tome (Nepomuck), neb. Poməl, Pumezeni. Zenə'l. Ousl: Oswald. Pancratius: Grátzl. Lini, Liməl: Philippina. St. Quirin heisst MB. XIX. 3 ad 1425: St. Kurein. Sabeī: Sabina. Ob. Loisach. Sálə'l (Salome). Sebastian: Bäschan, Bäsche. Allgäu. Sigismund: Sigl, Sigəl. Stanəs: Stanislaus. Lau'l; Stanəl, Stanisl, schles. Stenzel. Sifreī: Severin. Tobias: Tobəhiəsl. Iller. Bies, Biesle. Vanzi, Vanzl: Venantius. Veronica: Roni, Roné l. Zense'l. Linl, Lindl; Lī l, Li'l. Zacharias: Zach, Zaches, Zacheriəs, Zachəreis, Zachə'l.

§ 693. Bafedl: Bavette. Pastet.n: Apostem. Bangeret. Cáənáli. Schapot (Jabots). Mopəl-Soldat, von der mobilen Legion. Engəlott: Reine Claude. Mollibusch: Mouille bouese. Paskinat: Pastiat. Walltrapp: Cavalldrappe. Jergmi: Oekonomie. Karfiol: Coliflor. Bifflə-mott etc. Carmənádl: Carbonade. Karsedl: Corset. trapsirn: atraper.

S. 169. „Von dem Bedürfnisse" an, die ganze Seite herab, war von Schmeller blos als Anmerkung bestimmt; er bemerkt am Rande: „Vom Setzer gegen meinen Willen in den Text gebracht wie manches Andere."

Dabei steht als Nachtrag: Sauce — Brüe; Tschäckl — Haubm. Insubordinationswidrig. Unanstössig. Mitcompetenz. un wirs. Geheimer Sekretar; die 4 Quatemberzeit etc. Heilige Weihnacht. Am heiligen weihen Pfinztag. Offenbar, offenbaren. Lorberber. Shwigbogen (?) Gockelhā. huß aus! Augen — aben! Stainfrelzen. Von Lang: Spilraz, böhm. hrác = Spieler; Kracherbse = böhm. hrach = Erbse. schlecht und recht. Wind und weh.

Die Offizierer. Perser v. Persa.

Nach Wackernagel ist Tautologie: Karleman, Irmindiot; Magencraft; Volcher u. s. w. (Wb.)

S. 171. § 694: Der Johanser Tisch. Der Benedikterstab. Der Bernharter Sack. (Joh. Pauli.)

Hispanr, Catalanr. Arabr. Inder, Perser. Chinesr. Die Persen; die Thraken. V. Plinniger's Jugurtha. cp. 18. cp. 38.

Figatter, Vergatherung.

Zu § 184 S. 172 als Anmerkung. Vergl. Gegrüesset seist dus

st. du uns; wol einige Dutzend mal im cgm. 858 z.B. f. 131. 133. 139. 141. 147. 153. 217.

Vergl. Gramm. III, 422. 423 ff.

Ferner: trähh = (an der) Auch Lexic. v. Franken I, 714. Trá = (an der) Aub. ibid. I, 191.

§ 695.

Ougistburch, Augsburg. Deutsche Tradit. Urkde v. c. 1050.

Hembaur, Hemmau. Gmeiner, Regensb. cfr. III, 550. MB. XIII, 279. 255. 220. 212.

Amelbrehtesmunster, Engelbrechtsmünster. Freiberg Sammlung II, 274.

Siegeboldesdorf, Seiboldsdorf. Spiess, Archiv. Nebenstund. 70.

Eipilingen, Aibling.

Vohendreß, Vohenstrauss. Kr. Ldtgsvrhdlg. III, 332. 327. VII, 81. 170. XII, 45.

Uf die Sinchalt, Sinkel, b. Augsb. MB. XXIII, 259 ad 1348.

Bertholdus comes de Graifispach, Graiphispach (Graispach). MB. XXII, 203. 201.

Hartmannus comes de Wirtilberch (Wirtemberg ?) a. a. O. 204 ad 1204.

Mantichinga (Schwab.) Memhingen. Manching b. Vohburg. Nagel, Notit. MB. XXIII, 20 ad 1130.

Hurneloch, Hurenloch, Hurlach. MB. XXII, 148. XXIII, 18 ad 1286.

Swankendorf und Swaynkendorf. MB. XXIV, 48 ad 1263. Schwandorf.

Entisdorf, Endisdorf. MB. XXIV, 11 ad 1123. S. 13. 28. 32. 38. Ensdorf.

Babenhofen, Baumhof. MB. XXIV, 27.

Oudescalchesberg, Uschlberg, Uschberg. MB. XXIV, 29.

Jacobesrout, Kotzersricht. MB. XXIV, 21.

Brandeneshelda (saec. IX, Geöffn. Archive 1823 VI. Heft p. 97). Alt - prozelden.

De Agilulfi - lapide, Egloffstein. MB. XXV, 104 ad 1184, De Egeloffstein, 107.

Der Arwo, Berg im Bair. Wald; urkdl. Arber, Erba, Hazzi, Stat. V, 102. 152. 293.

Hatwich MB. XI, 115 ad 1029. Adweig ibid. S. 151.

Haduig, n. propr. fem. Ecc. Franc. Orient. II, 609.

Oetwöch, Lori, Bergr. 186 ad 1522.

Hädweg, Avent. Chron. Aettwa, Appian Fink.

Edlmünster, Elmünster.

Leitersbach früher Leichtersbach, urspr. Lihtolfesbach. Pistorius I, 28. (Cella Lihtolfes) I, 145. (Dr. K. Roth.)

Eichsfeld, Eigisfelt.

Beinseggeswang, Alt-Bessingen (Arnstadt), sieh Heliand Gloss. Segg.

Wolmuotesaha spr. Wolzə.

Hadmaringe (Harməting). MB. XVIII, 21 ad 1296.

Hatmaring MB. XX, 211 ad 1423.

Ze Phrimede, Pfrimt. MB. XXIV, 33.

Feochtkircha, Tiechkiricha, Viechkirch, Vierkirch. Hist. Fris. I, 105. II, 454. MB. XX, 220. 221.

Müspach MB. XX, 28 ad 1385. (Miespach.)

Liubisaha. Loisach. unb. Leubsa. MB. VII, 1. 18. Meichelb. chr. II, 42.

Ingoltstat MB. XXVII, 139. Ingoldstadt, S. Frank, Weltbch. 16[a].

Indersdorf urkdl. Undeosdorf.

Eurospurg urkdl. Euringesburg.

Gebharteshofen, Gebershofen b. Castell. MB. XXV, 25.

Petem (Petmes) Lori, Lechr. 44.

Petersdorf in der Nähe von Mödling (Wien) st. Bertholdsdorf.

Duringesriut b. Freiberg Samml. II, 285. MB. XX, 13. 16.

Prannersgaß, Prangersgass MB. XIV, 57. 67. 455 urkdl. Prandasgass.

Gritscinesteine, Griesstetn b. Alten-Johenau. MB. XVII, 16 ad 1235.

Manachfalt, Mangfall. Hist. Fris. I, II, 525.

Machsminrein, Maxlrain. Hist. Fris. I, 104. 112. II, 158.

Pubenhûsen, Bogenhausen a. a. O. I, II, 534. 543. 549.

St. Marienkirchen, Semerskirchen. MB. XVI, 141.

Herschbruck v. Hadrichsbrucca. Lori, Münzr. I, 7. Heideriches prucce. MB. XXV, 114 ad 1270.

Vergl. ferner: Falterbach, und Affalterbach. Loipeding: Leoprechting. Lusch, Ludwigsstadt. Nptsch.

Nandoltstadt vulg. Aegelstadt. Nagel, not. errata.

Aurə, Auernheim. Audnsaus: ôdensôs. Künsfəl, Königsfeld; Künswisen u. s. w. Wilspə (Wijspə) u. s. w.

Ferner: Machsenhusen, Massenhausen. Lori, Lechr. 9, 10.

Pairreut MB. XXV, ad 1302. Peyerreut a. a. O. 164 ad 1383. Fluvius qui dicitur Begence et ejusdem nominis villa. MB. XXV, 103 ad 1140.

Halabingestat, Helmstadt. Ecc. Fris. Or. II, 121.

Munrichesstat, Münnerstadt a. a. O. 687.

Bauə́ngriəs st. Beilengriess urkdl. Bilingriez, Lex. von Franken I, 328. Kūəfstaə̄ ; Kufstein.

Vergl. Holtseten, Hol'sten, Holstên, Holstein. Grimm R. A. 316.

Sollte Waa-Kirchen (Wolfratshausen) „ad Zweinchirichen“ Meichelb. H. Fris. I, (II) 481 Nro. 1137 sein? (Zwa-Kirchen ?)

Zu Nabburg steht angemerkt „wol z. Unterschiede von Nabdorf.“

Zu Anmerk. * Rehau (⏑ –) ; Bernau (⏑ –).

S. 175: danhin: dā̃hi. dā̃i. dàni.

vonhin: vō̃hĩ, vō̃i, voni.

Zu § 700: Manches Wort hat die Volkssprache erst in neuerer Zeit unmittelbar aus der Schriftsprache genommen. Solcher hat sich die gemeine Aussprache noch wenig oder gar nicht bemächtigen können, z. B. Abtritt: Niemand sagt à'trid.

Eine ganz ähnliche Erscheinung sind in der englischen oder in den romanischen Sprachen die erst später für die Kunst- und Wissenschaftssprache aus dem Latein geholten Ausdrücke, die viel reiner dastehen als die alten in die Volkssprache verwobenen.

frêle: fragilité,
don: dominar, span.
aimer: amateur,
oeil: oculaire,
oevre: opération,
chef: capital,
serment: sacramentaire,
naif: natif,

confiance: confidence,
chose: cause,
façon: faction,
quête: question,
caillou: calcul,
rançon: redemption,
chance: cadence,
malotru: désastreux,
Charles: Carlist (1831),
hôtel: hôpital,
H. cinque: Henri quinquist (1832).

Zweiter Abschnitt.

Formen.

I. Capitel.

Declination. Pron.

§ 717. (Schwäbisch-Riessisch) *ǒs* hant = nos habemus. Nördlingen. (ans.) ir loffət də́ kirwə dərvǒ ond ons loffət nauff. So machǝ̃s us Nörlinger à'. Bauernzeitg. 1821 p. 436. MB. XVIII, 187 ad 1366: daz uns (wir) verkauft haben unsern aigen man.

§ 718. Höchstet, obere Donau: eur, uir = ihr: wo gand uir hẽ? Bairisch: mà' leicht, daz éz trinkts, ez hats gəld gnue. (Waldmünchen.)

(Westl.) Bei Seb. Sailer: ir só tənə schamə = ihr sollt euch schämen. grueß-ənə Gott. Grüss Euch Gott! 's ist ənə grad reacht gschea und i hau᷈ koi᷈ middleida mit anə (ənə) sagt in den 7 Schwaben der Banwart zum Schultheiss.

S. 187 (med.) lis st. ts (suffigirt) 3mal *z*.

§ 719. Jachua: zaən-în; beyn-în; von-în; i ha᷈s în g'ebm. Unterkärnten sener, sen (seǝ̃). Vaters Proben der Volksmundarten p. 46. 47: kimt záit, kimt ràth und wills Gott, *so* weard sen (den Franzosen) di Lust vergeahn, zan unsern Tisch z' geahn. unsrǒ saldàtn weardnt sen schon die Suppen versalzen. Sö msanen di ganze Welt müeßt glàij sener kehren und lassen nie mit kheit.

§ 720. Sollte dieses adjektivische — in dem in § 1029 zu ver-

gleichen sein? mein, dein u. s. w. Lebtag; unser dreuer lebtag. MB. IX, 206.

Ferner: hintg^e mein; wégng mein; vour mei˜, dei˜, sei˜ u. s. w. Ober-Isar.

§ 722. So schwedisch ni (ihr) aus — eni und das n der Verbalendung hat sich an das Pronomen gesezt.

dàs.s nō̃ — ə̃n Bruədə' habt
weil.s kaə̃ Gəld habt
wenn's ə̃ Guráschi habt.

Ferner dem*z*: demez; dem*s*: dem eß.

§ 723. Firmenich I, 404[181]: wats*te* wess: was Du weisst.
405[231]: wenn*s*tet wesst: wenn du's willst.
335[9] — 498[37]: wannsde, wan*s*d, wenn du.
Slavisch aby*ch*: abi*s*
aby*ch* öm: aby*ch*me
aby*s* me: aby*ste*.
da, dat: tiens! tenez. Grimm III, 249.
wola, age; uuolet, agite. Gloss.

Hier fügt Schm. bei:

Si sprach: ist *ez* dann ymmer me
wißend dan ew zwain?
nayn ez, sprach Herre Iwain.
wißet ir . . . . .?
er sprach: nayn ich.

§ 728: es prob haben, machen; es ist kain (ain) Gefahr; es tuet mir zorn; es irr gen u. s. w.

Vergl. es als Versfüllsel (?): wir — sich:

wie fallen es die Helden
und haben wunden weit? . . . .

Da schossen ez die schützen
wol von der maur geschwindt u. s. w.

Da sprachen es die Haiden
Der Krieg ist noch nit aus u. s. w.

Da ruckten es die Haiden
Gen Bethlehem fürs Thor u. s. w.

Da rannten es die Haiden
An die drei Gesellen u. s. w. Ingolstadter Reime 1562.

§ 729: sagt an, was wöllt jr mein? a. a. O.
Vergl. Der Adler sprach zu der Sunn, was pistu?
Die Sunn antwort: ich weiß sein nicht.
cgm. 583 f. 1. cgm. 584 f. 3.

§ 730: In Fratris Ebrardi modus latinitatis:
ich vorchte dich: timeo te
ich vorchte dein: timeo tibi.

§ 732 — 35. Hier hat Schmeller aus Weitzmann Stellen notiert:

Und wie si hat as (das) Schiffle pfanga
Hat sui der Hansel brav verdätscht.

Und wär i iaz a Füschtasohn
So möcht i halt nu sui (eam).
Drum ha͂-n-i sui halt nimma lau͂
Denn got sie nu verbei
So moi-n-i scho, i müess vergau͂;
Und wenn i iez inn Himmel sott
Und sui im Feegfuir sei͂ u. s. w.

§ 735: Sái (sie) in Unterkärnten: Sái hàt mər gságt u. s. w. Vaters Proben der Mund. S. 45. Sey = sie in den MB. XXII, 416 ad 1417: die vier selde mit allen gülten, die sey geltend, als sey mein vordern sälig nigehebt — — wem seys hinanfür gebent. Ebenso MB. XXIV, 102. 103 ad 1355. sei st. sie.

Zu S. 195 Anmerk. Nach Baur im U. L. ir zu Verheirateten, ês zu Ledigen. Schmeller fügt bei:

Die Magd: Ich hab den Katharr.

Die Frau: Was, du Bauerntrumpf, du willst gar den Katarrh haben! Dass etwa d' Husten und d' Strauchen nicht gut genug ist für dich, schau! Spazieren Sie herein!

§ 738. Er (Josef) ilt in die chemenaten, unz. er ime gnůch geweinote. Diutisc. III, 107. (bis ər eəm gnuə gwaə̃t hàt.)

§ 739. Ich gê, du gêst, er gêt hintersich, fürsich etc. „Setzen wir sich" rügt Wenzel in seinem Mann der Welt.

§ 740. MB. XXII, 266 (XXIV, 387): 25 ches, daz ieder ches treier dn. wert sei. — ieder man.

Zu der Anmerk. * führt Schmeller aus unserm Archive v. 1849 V. 464 an, was Rapp aus dem Slavischen mittheilt.

§ 743. Franz. leur*s* ami*s* flektirt wie neudeutsch ihr*n* Freund*n*.

Zu S. 200 oben: de Katələr, de Uschələr — — Der Katharina, der Ursula Sohn, Man u. s. w.

§ 745. „aus ainer seiner that.“ Beichtbch. v. 1579. S. 721.

§ 746. Weitzmann: Ohne dui Bagasch. — dui alloi˜. — heft mir dui wuckel und knüpf mier dui mascha.

Mittelschwab. immer dui = die; alt diu.

Schmeller fügt bei: Vergl. ainsen, kainsen.

S. 202. dui schwär bin der helle betrachten dui ewig fraud. — disu finf stuck.

Maria diu ewig magt was gar ein schöne magt.

cgm. 480. f. 40. 42. 43 (a. 1446).

dei guote*n* (bona); dei upigen (inania) dei chresente*n* (reptilia) Psalt. Windsb. II, c. III, 25 hat ausser dem noch folgende Beispile: wande dei du uoltaeti, si zestoerten, quoniam que perfecisti destruxerunt. — ougen diniu sehen dei reht, oculi tui videant aequitates. — dei suert, frameae; dei vaz, vasa. — die maninne unde die sternen, dei du hast gruntfestet. — diu ubile, nequicia. ob ich vergalt ubiliu, mala. — wer zeiget uns dei gůte*n* (bona). — dei tusent (millia) u. s. w.

In Wolffs hist. Volksl. 516. 520 steht mit aller ir*o*, hab. (Diebold Schilling p. 149. 185).

§ 747 dits briefes. MB. XXV (passim).

§ 748. cfr. Mathiä, griech. Gramm. § 88 Ende.

Ferner merkt Schm. an: gottsig; hundsig; kindsim.

In Zweibrücken: ə˜ rechtse, linkse Maschen im Strumpf.

Anmerk. Aufrechter, —e; es. Hier steht noch folgendes nicht strenge Hergehörendes: obhanden, vorhanden. — ellend — enelend, entwicht, enwicht, niwicht. Subst. zu machend (?).

Der Vórt.l; die Vörtl.

§ 749 S. 205. Aus Weitzmann:

Mo (wo) 's bourabüeble deaner (dieser) Frau u. s. w. Mit deana Dürka. — Bei deaner wolfla koarazeit. — Des ist a kreuz mit deana Griacha u. s. w.

§ 751 Anmerk. **, der ritter was aller naß mit Blůt. cgm. 690. f. 34[b]. der ist halber tod. — die kandel ist halbe f. 25[a].

ainen napf vollen mets. Augsb. Stdtb.

einen hůt vollen pfenning geben. MB. XXIV, 265 ad 1387.

S. 260 (oben) füge ein d.s (Riess) und als u. s. w.

lis 'is, 's st. 'is, 's. də (die) Blins.

aß bei Weitzmann für dâs und dês; as Stierle; as fülle. as Imavölkle; as Schöpfers Hand u. s. w.

Vergl. ferner: d.s untər übersi'; d.s Feyrtə's (Baur) des Feiertags Ilm: ei'n vàde'n. ei de' muədə. ə̃ de' Frau.

Zu Anmerk. ** S. 205 ff. Voller, voll und volleß sind wol nach. 880 dem Subst. nachgesezte Adjektiva — die in der spätern Sprache die Nominativendung behalten haben, wenn auch ihr Substantiv in einer andern erschien. Schm. merkt noch an:

zwelf chörbe voller brosem cgm. 64 f. 54. Hier ist chörbe mit seinem Adjektiv der vom Zahlwort regierte Genitiv und so wird sich das seltsame voller wol überall auf diesem Wege entstanden deuten.

S. 207: Die Kager, dass der Kager; auf der Kager; an den Thonaw bei Regensburg. MB. XXIV, 394. 450. 707.

Zum Spainshart. MB. XXV.

S. 208. Oberhalb Schäfler gassen. Riedl. cfr. f. 23. an Sentlinger gassen. an Kaeffinger gassen; — aber an der Diener gassen. f. 12. Zwischen Sentlinger und Newnhauser tor. Ist wol genit. plur.: Sentlingensium, im Deutschen ohne Artikel. Sieh S. 406.

Dor Nuinhausertor. MB. XIX, 13.

An Chauffringer Gazzen a. a. O. 513.

Bei Chauffringer tor — S. 514 ad 1335.

Auf — oder in — W^er Markung. Rezat. Kreisbl. In Würzburger Markung. Wirzb. Verord. 1761.

Schm. fügt noch bei

Və' drát wiə Áchs
Schaut drei˜ wiə Toifl
stark wiə mauə'.
Gêt də's maul wie Gäns·arsch
Weil dei˜ Kopf wie Pudl is agschert
Du hockst r'omm wie fauler Bear
Der tuət wiə Hechlamacher passə.

Zu S. 209 führt Schmeller nicht strenge hergehörend folgende Notiz an:

Es ist mir Leid, Not, Ernst, Angst.
— wird — Leid, Not, Ernst, Angst.
— thut — Leid, Not, Ernst, Angst.

§ 758: instrum. sing. neutr.

§ 759: es ist aus „war — mit.“
diu gelich si beidui taten. Ulr. Tristan, 3095.
von alliu diu und da ist. Augsb. Stdtbch.
mit aelliu und darzů gehoret. MB. VIII, 239.
elliu priuet. Westenr. Beiträge VII, 165.
Mit alle diu und davon gevellet. MB. XX, 22 (1384).
auz allev dew und dazu gehort. MB. XXI, 19.
Heretici sint mir des de leider, daz u. s. w.
Willeram hs. Vatic.

§ 760: noch an ihtiu — nimmer nichtz ze spraechen.
MB. XXIII, 275 (1391).

§ 762: was pfaffen ververt. MB. X, 365: was mans magst du gesein. Ingoldstdt. Reime 1562.

cfr. ə̃ wés.ns; ə̃ ding.s, ə dingəs; klöpferlein's; klöpfels nacht. — bə dən is kā̃ áfkammə̃ds. — mit deən mach i net vil kappmruckə̃ds.

Ferner: Swenne ir niht enist = wann sie stirbt. MB. XXIV, 423.
Wolt ihr nicht haben, gab für, sie wäre unbärhaft. Avent. Chr.
Wir haben dieser Zeit des Holzs auch zur Geigen. a. a. O.
Ich wil im menies protes geben — —
wan ich noch einer salben han — — Iwain V, 330. 450.
der musse haben. Krenner, L. V, 265. Sich der Weil nehmen, sich der W. laßen. Avent. Chr.

Ich will dem bösewicht David
Nemmen Leib und Leben;
Ich will jin mit meim Schwerte
Der zwagen Weiber gebn.
Ingoldstädt. Reime 1562.

Hàb i də́ kéi' nit
Hàb i də́ méi nit. Noptsch. Vergl. cgm. 837 f. 13 ff.
uf nichtiu des daz zů der kirchen hǒret. Augsb. Stdtr.
faule und zu nichtem nützig Männer. A. Albertini.

Gers man von Alfarachi S. 476.

Auf nichten guts. Ldtg. v. 1516.

§ 763. Ich hab jin nicht zu geben
Soll ich jin dann nicht schenken
So ist es jin nicht eben. Ingoldst. Reime 1562.

§ 764 S. 217: sott ond sott ond sott à'. Riess.

Zahlwörter.

§ 766. kainsen, ainsen wie des(s)en.
àĩ, aə = einige Eyer. Rotthal.

§ 767 S. 218 oben: ain Frau. Laur. Albert.

§ 769 S. 219: cfr. zu S. 259: ied — ainer. ə̃ne = einre? eim, Laur. Albert. əmə st. eime.

§ 771: Man soll ieglichem menschen, daz des almusens·ger, ain prot und ain fleisch geben. MB. XXIV, 343 (1308). Einen zu einem Erben einsetzen. Ldtg. 1616 f. 339. Einen für einen Narren haben.

§ 772: Neutr. zwêi. Vergl. S. 202 (dei).

Zu der Anmerk. S. 222: nit mer wan zwen Fleischheckel unde nicht viere oder sechse; nit mer wan zwen Fleischheckel unde nicht viere oder sechse. Augsb. Stdtr.

N. N. u. s. w. aelliu saehsiu. MB. XXII, 285 (1337) ellui unserui recht. a. a. O. 429 (1419).

§ 775: Ueber voller S. 206 u. 291. drey ganzer stunden. — zehen alter Rinischer guldin guter an golde umb vierdhalben und zwamzig guter a. r. g. MB. XXII, 389. 397. Daraus ist vermutlich zu erklären das Neutr. ainß in aə̃se — aə̃se' zwaonzg äpfl, Birn u. s. w. vierthalbs pfunt. — hundert und sechsthalbs und vierzig pfunt. MB. XX, 278. 216. 261. umb drithalben guldin. S. 282. a. a. O. Doch pag. 226: mer drithalber gulden. Genit. plur. (st. d — s, g — s) derselben phenning solen achthalber und zwainzig an ein Lot gen. Lori Mzk. I, 38. driuzehenhundert jar und darnach in den ainen und niunzigosten iar. MB. XXIII, 282. umb ainen und vierzig guldin. a. a. O. 294.

Consequentere Stellung der Zahlwörter: Arion was besessen mit sehs und sehszig und sechshundert und sechstausent tivel. cgm. 637 f. 1363/4.

S. 224 Anmerkung. der fur etwan uſʒ und bleib ein jar oder drü ûſʒ. Frat. Joh. Pauli, Schimpf u. E. 1522. 43. ə'r könnte also das englische or oder o'r sein.

Ai cinque Gennaro } den 5. Januar um fünf
a cinco de Enero } Uhr.

Nomina Adjectiva.

§ 778 ff.

S. 225 bemerkt Schmeller noch nachträglich Folgendes:

zertiu mûter, cgm. 107 f. 12. ein ermu witwe f. 13.

tusent iar zwai hundert iar aechtiu unde achzek iar. MB. 23. 21.

ächtiu (echt westlech.). bis daz es ächtte schlecht. Christenl. 1447.

aendriu huser. MB. XXIII, 278 ad 1391. mit älliu. MB. VIII, 239.

ellev tei dinch. MB. XVIII, 25, 47, 85. elliu jar. elliu unseriu recht. MB. XXIII, 86. heuser diu helbiu unser eigen sint. a. a. O. 85.

zehen genziu jar. Augsb. Stdtr.

Nomina Substantiva.

§ 784: di volk, populi. Altes Brevier: die Holz; tausend Holz. —

§ 785: Vergl. die plurales fracti der Araben.

§ 793: die muettern fleissen sich, daz ire tochtern — seien. Graphaeus 1532.

die Swester, der Swester, den Swestern. MB. XIX, 248. 24.

all Swester, die nun in des Ridlers Selhaus sint u. s. w.

§ 795: Z. Zillerthal. Bergknappencolonie aus dem Harz?

Darhaim hun ich ä schwänzigs Weib
Und Kinderlär bain Frista
Opes auf den Tischa
Ä duzet Schofr.

Zillerthaler Lied. Tirol. Nat. Kal. 1821. S. 74.

§ 796: Füge bei wölfələ = wolfeiler. die vört.l (Vortheile).

Zu S. 234: Aber doch sein nit drey Got, sunder es ist ein Got, ein heilig Geist, nit drey heilig Geist. Graseggers Brevier hs.

§ 798: Vergl. selbst das oberpfälz. dêiə (die'—er?).

S. 235: um d' feldə gē am Schaurfreitag.

die buech. ewige liecht. zwey dorff. Lori, Lechrain 80. 124.

die amt. — mancher verwist zway ambt. Ldtg. 1514. 1515, 93. 95.

sechzig namhafter Schloß; etlich Schloss. Ldtg. 1514, 22. 1515, 172.

öffnete die Schloss und Land. All. Ötting. Histor.

die Holz zainen. Salzb. Wldb. diu oftgenannten Gut. MB. VIII, 239.

freye, ledige, aygne und unvogtpere gut. MB. XXII, 383.

§ 799. Wie im Deutschen die Zungenvocale e, i der Nachsilben auf die Vocale der Stammsilben beumlautend wirken, so hängen im Madyarischen die Vocale der Nachsilben von denen der Stammsilben ab. (Martón 32). Und so wirken in Slavischen Dialekten die e, i der Endsilben auf die Assonanten der Stammsilbe, dieselben in Zischer umwandelnd. Bandkr. 32. 33. Tham p. 15. 26.

Oestlich der Ober-Isar: lüstig st. lustig. ünser: unsir; üns unsich; üm: umbi. äwirkin: ä'gibiz. Ebtey, abatia. MB. XXV, 432. 501. 540.

§ 800 Anmerk. Munichaer pfenning. MB. XVIII, 56 ad 1309. Noch in den Ingolstädt. Reimen v. 1562 reimt:

kramer : hêr
söldner: schwêr.

§ 802: Ich wil dir nüwe märlach sagen. cgm. 270 f. 146[a] etc. zwei nüwe schiechlach muß ich haun f. 206[b].

wir sullen unser Zöpflach clenken f. 207[a].

In den Ingolstädt. Reimen:

Si namen schaff und Rinder
Und kemlich also viel —
Si knat und machet küchlach.

die enklach. MB. 23 ad 1386 (S. 261). die bey ackerlach a. a. O. 598 ad 1479.

Lori, Lechrain f. 139. 140 ad 1435 hat die Pallach (die Pallen).

Schmeller fügt ferner bei: um Scheffelt-ing, Schwifting; in Greifenberg:

ə̃ Lachə̃	plur.	Lachəch
ə̃ kappə̃	—	kappəch
ə̃n ochs	—	ochsəch
diə dirə	—	Dirnəch.

drey, vier Parteyech (halten sich mit dem Baron Perfall im Schlosse zu Greifenberg auf). Also immer —əch st. plur. —en.

Ferner merkt Schm. an: Rüeb; die Hüft, die Hüfte.

Zwiträcht. Krenner, Ldtvrhdlg. V, 163.

die trübseligkeit engste und not diser welt. Guevara. es seind finsternuss worden; gehaimnuss des hl. rosenkränzleins. die acht Seli'kei*t*. alle arbei*t* sind mir leicht gewesen. Graphaeus. dass im so vil free*d* (tot gaudia) zugestanden seind. a. a. O. die siben zei*t*: preces horariae. Joann. Pinicianus 1532. zwo malzei*t*. Ldtvrhdlg. 1616 f. 562. die zauberei (plur.) ibid. die Fähr*t* (Fahrten) ibid. 1515. 220. Rent und Gült, alle ir Gült. MB. II, 153. die gever*d*, die geber*d*. pl. hs. 1447. die scattel, darinn die Freiheit liegen; wider die erclärter Freyhaitten; daz ein Landtschaft jr selbs hat jr Freihaitten erclärt und macht gross Schuld. Ldtvrhdlg. 1514 p. 7. 213. 313. 493. Ewig mess; Spen*d* u. s. w. alle die gnade, Freiheitte, Gewohnheitte. MB. XXII, 407 ad 1415. Schul*d* machen. Lori, Lechr. 80. 168. 293. pede partey. MB. XXIV, 252 ad 1464. Hienach volgent dye Freyhait und gerechtigkait. MB. XXIV, 231 ad 1450. Kersc*h*. — drey warm rich*i*. Ldtvrhdlg. 1616 S. 667. 2, 3, 4 Mei*l* Würzb. Verordg.

Die Jähneri*n* (?), Bsehneri*n*, plur. Tirol. Poliz. O. 1603 f. 24. 25. etwevil gena*dt* und Freiheit; dieselben gena*dt* und Freiheit. MB. XVIII, 376 ad 1426.

Ain Gott und drey perso*n*. — Es seindt zweierlei Ar*t* des Gebetes; zwo Gestal*t* des Gebettes; der Schächer war nur drey Stun*dt* am Kreuz. Guevara 1607. — Schlêh. — Tugend. — Spann. — zwo Spann*e* (Augsb. Stdtr.). all ander sün*d* und untugen*t*. hs. 1447.

Vergl. zwu, drey perschõ. aə̃ God und drey perschõ. O du Lamm Gottes, welches du hinnimmst die Sün*d* der Welt (peccata mundi). Die gehaimen Sün*d*; mein sehr vil und grosse Sün*d*. Eisengrein, Beichtbch. 96. 99. 588. Vergib uns unser Schul*d*, als auch wir vergeben unsern Schuldigern. Vergib uns unser Schul*d*. Christl. Unterricht hs. v. 1447. ain, zwai, drei u*r* (horae). söl ich hofmarc*h* söllen sein. 1508. aə̃ ma*ss*, zwaə ma*ss*, drey ma*ss* u. s. w. aə̃, zwaə, drey garb u. s. w. aller unserer nachkommen Sêl*e* halben. MB. XX, 697 ad 1490. aller gelaubigen Seletag. ibid. XXIII, 391 ad 1431. (àllə̃ sêletà').

§ 807. Ȇrfurcht. Ȇr-eifer. Ȇrgeiz. Ȇrtanz. Ȇrmuetter. Ȇrtrunk.

Anmerk. soll. driemal 's weeks (Sewel p. 53). 's moeders; haar zusters; syns vrouws (S. 56). heels huyts, mit heiler Haut.

§ 808. sluht jezt Schlucht, Ort b. Amberg. Geöffn. Archive (Fink) I, 10. die maus', der meus' im Buch der Wahen. Augsb. 1485 f. 86. 87. mit pabst oder kaisers pan oder ehte. MB. XIV, 674. der rainen maegde St. Margareten. MB. XIX, 509 ad 1321. in àinə́ nôt. Oberpf. der grafscheft. MB. XX, 2 (1358). Maister Martein der vreie der stet schreiber ze Munichen. MB. XIX, 9 ad 1309. XXIII, 25. in aller irer nottürft. MB. XXI, 88 ad 1425. krefftlos. MB. XXII, 437. 440. 459. in Stille, in Ru, und in Rest. MB. XXIV, 101 ad 1355.

In den Ingoldstädt. Reimen:

Sie schnitten jm ab sein Haupte
Auch auf der Stet zu Hand.

S. 243: J*eu*ch v. Jauch. Br*ü*nst. Vergl. im Engl. bench, brenst, bride, fist, flight, hide; clift, might, night, stead u. s. w.

Ferner: nât. umb. chirchw*ä*t MB. XIX, 22 ad 1350. G*ü*lt von Gult. *a*̊chse (áchs) st. Achse. „ûf sîn sèlbs ehse füren.“ Augsb. Stdtr. ûf der ehs. MB. XXIII, 229 (1378). ûchse und *ü*chsen. Ante und änte, änten (anas), augbrêaw, Bra, und nach der 2. Declinationsart Brawen, Bráwm, Brám. Rübe st. Rueb westlech. „bringet ein ûzman r*ü*be her, r*ü*be und obez. Augsb. Stdtr. Hurd: Hürde. Huf: Hüfte. Schlêh: Schlâh. Näs: Nas. mit sonder guott*ä*t. MB. XVIII, 77 ad 1315 (die guəttət) die Kueschl*ä*cht, Schweinschl*ä*cht.

(§ 809:) der heiligen dreyer chunigen. MB. XIX, 84 ad 1407. Der Jar*n* jung. Ldtg. 1514 (472). Mittels Stricken, Nägel*n* u. s. w. Vergl. Diutisca II, 154:

in tragent vil schiere
siner frunden viere
mit jamer zů dem grabe.

§ 815: ain jedwelcher. iedweler. iə'ler.

Zu S. 250: ain besonder*n* mainung; — Da St. Jacob die erste*n* Mess zu Jerusalem gehalten; — bis in die finster*n* Nacht. Dr. Eck. 1542.

Anthoni shaw die junge*n* Braut. Hans Sachs 1612. I, 259.
band an ein pfal die zarte*n* junge*n*,
und schneid ir morderisch ab die zungen. a. a. O. I, 315.

§ 825. ein halb*e* pfunt. MB. XIX, 10 ad 1310. MB. XXIV. 339.

§ 826: grasleich*e* grün.
du muəst di’ àbə́ stijllə hàbm
süst tât di’ ja də küəbuə gwà́n.

die guet muetter hat also todn*e* gesorgt. (Putherbeg 67.)

§ 827: Setze hinzu: attributiv, praedicativ. Vergl. Pauli p. 74. Grimm II, 543. IV, 575.

Darauf läuft auch hinaus, was Graff in einer etwas (gegen Grimm-Bopp) polemisierenden Vorlesung über deutsche schwache Declin. als neu vorträgt. V. d. Hagen, Germ. II, Hft I, S. 1 — 58. Dankeswert sind seine Belege aus dem Gothischen, woraus hervorgeht, dass die Vorsetzung des Artikels mehr eine Folge und Verstärkung als ein Grund der prädikaten Form ist (schwache) dauthans urreisand = die Todten; dauthai. Todte.

§ 828: der ainspänniger; unsern schuldigern im Vaterunser.

Vergl. Ein grosses Ganze*s*. ein praten*s* oder bachen*s*. MB. XVII, 504. das Inwerts-aigen st. inwertezaigen. Gewaltiger. der Guldiner. Ainspenniger. der Fälwer (Bauer). der Wissender. Av. Chr. der Oberalter, Pers. Name. Holländ. de Duytscher.

§ 829: lieb*iu* kind cgm. 379 f. 56. lieben kind cgm. 1270 f. 96. Der Tütscher Herren. J. Pauli. Der Dreyer. Stendt. Ldtg. 1514 p. 45. 89.

§ 830. Vergl. schwedisch: folkets, frihet, nicht friheten. Eersamen, gelerten, lieben, andechtigen; Anfg. eines Schreibens an die Landschaft. Ldtg. 1514.

(S. 258:) mit den die unseligen sint, muos ich sein unfro. Iwain VI, 93.

Bei Hartm. (Iwain X, 309) sagen die Frauen gar: der (speise und klaider) sein wir baider recht dürftiginne.

Alle Hailige und Hailiginnen Gottes!
bittet für uns!

Fünfte halb phunt. centum et quinquaginta libras et quintam dimidiam libram. MB. XXIV, 560 (1412).

Zu der Anmerkg. **: Vergl. sambander, samdritt; sech*st* halb: sextus dimidius; secht*r* halb u. s. w.

§ 831 oben (S. 259) wol:

ain ander—ainer
ain jed—ainer
ain sölch—ainer
ain welch—ainer
ain manch—ainer.

ən jedwelchener; iedwelener, ielener.

§ 832: zu treuen*s* hant. — Das Maximus eines gar niedern, geringen*s* und schlechten*s* Herkommen*s* was. Avent. Chr.

ein*s*en = unius. prompt. Germ. lat.

Aus: des, dem, den, — vorzügl. bei, ze dem roten Mann, endlich selbst der Nominativ der roten Mann, nämlich der jedesmalige Besitzer meiner väterlichen Hütte zu Rimberg, die ein Roter, Rothaariger zuerst gebaut haben mag.

Substantiva.

§ 834. Mülbeck, Salzb. Replic. II, 16. Der Mistelbeck, Eschenbeck. MB. XXIV, 109 ad 1359.

Ulrich Stark*e* zu Niereinberg. 1438.

der genannt Lamprecht Groß selige und Selige*r*; — des Lamprecht Groß*en* selige*n*; — Sittich und Hans die großen; Sittich Groß. MB. XXV, 211. 212. 213. 242. 243.

§ 835. S. 262: Ldtg. v. 1543 p. 126. Herzog*en*tum. MB. XX, 1.

§ 836: einen Brueder*n*. Hund, Stamb. I, 299. Opitz: auf seines liebste*n* Vatter*n* Hochzt. Ehrentag. Poet. Wälder II.

Vergl. ferner MB. XX, 1. 2. accus. mînen vetter*n*. MB. XXIII, 129 ad 1344.

§ 839: des boges. hs. 1447. Schwamme*n*. — der Brey*n*. —

§ 840. S. 265: cfr. zu S. 259: slio: Schlein; prio: Brein. habero gen. haberi*n*.

tutiro: Dottern.
plezzo: Pfletzen.
Bonze: Bonzen.
cataro: Gattern.

der stumme*n*d, der Stumme*n*.

Wenn nicht lengizin in Lengizen manoth des Rhab. M. dem anges. lencten (als Nominativ) entspricht: innan lenctene (in quadragesima).

§ 841: Hingegen Augsb. Stdtr. uff dem rugge; er sol vride haben. nâm ist zu tilgen.

S. 266: Wezzi*n*brunn, lat. Wezzi*nes*brunn; Wessə̃brunn. (Wesobrunn.) später Wesselsbrunn. — Altenmünster Lori, Lechr 207. MB. XXII, 242 ad 1315. Alt*o*münster.

Sole*n*hofen von Solo ags. sol*a*. Otte*n*beuren. Atte*n*peuren. MB. XXIII, 95 (1334).

Türsenrent. Turso de Gunzeburch. MB. XXII, 48.

Hiltiboldus u. s. w.

S. 267: MB. XXIV, 155. 470. 524. 617. 624. 687. 739. 699. 700. ibid. XXV, 90. 142. 178. 179. 241. 329. 411. di Grävingerinn (Wise). MB. XXI, 266 ad 1339. mein eigen Guot, genannt die Talhaimerin. MB. XX, 28. Die Enzenbergerinn (Au). Salzb. Replic. v. 1761 I, f. 22—24. Die Schosserin. Hazzi Stat. III^b, 619. In Loris Lechr. Die Hellerin. (Wise) 525 f. 19 u. 20 aber: widmanninnen lehen; de feodo Muslinne; Huba Ammanninne; feudum Rinnerinne. Genitive v. weibl. Pers. Namen: Ammanninna pro persona sua. Rinnerinna solvit u. s. w.

Vergl. auch MB. XXIII, 36: pratum Halbinne.

S. 268: „Vielleicht sind selbst Adject. u. s. w.“ Ja wenn auch die Masculina und Neutra: Gold, Holz u. s. w. nicht abhängig declinirt worden wären (cfr. Ulfila: mans und mannin) und wenn die abhängigen Feminina nicht un hätten statt — *in*.

§ 843: des lichname*ns* cgm. 101 f. 18^b. 20^a. 40. 82. „Hier starb in den Armen eines Baurens den 11. Okt. 1347 Ludwig der Baier.“ Denkmal bei Fürstenfeldbruck.

S. 271: Hochd. „auf Erden“ noch der ältere Dat. Sing.

§ 849: ein arme wit*wen*. J. Pauli, Schimpf u. Ernst 1519 f. 27. Vergl. der Lall*i*, die Lall*en*; Latsch*i*, die Latsch*en*.

§. 851: dass auch die an der Rhön u. s. w. auf ə ausgehenden Feminina eigentlich auf *en* zu nehmen, zeigen Dr. Roth's de Troann, s'Chloann: die Tragen, Schlagen.

S. 273 Anmerk. waganso, wagansin. Masc. Grimm II, 345.

Vergl. pag. 261:

	Masc.	Femin.
Nom.	o (Ano, Got)	a
Genit.	in (Enin, Götin)	un
Dat.	in (Enin, Götin)	un

Vielleicht vom i der obliquen Casus
der En·l — der ánl
der Göd — die God.l. cfr. pag. 243.

§ 855: Ein Feuerbuch v. 1591 hat sogar: die waage, der waa*gen*. — Die Analogie der —*en* Substantive war zu verführend. Selbst das hochd. End-e scheint auf ihre Rechnung zu kommen. Aventin hat in seinem 64. Jahr mit einer Schwäbinnen, die er zur Frau genommen, 2 Kinder erzeugt. Vorrede z. Chr. 1566. Ehebruch einer Störchinnen a. a. O. ə̃ Schlêh um ə̃ Schlêhə̃, daher Schläne (Duderstadt).

Näs und Nasen; Rueb u. Rueben.

§ 856. So eine die andern in ernstsweis ein hur*n* schilt. MB. XXIII, 666 (1499). vier seld*e*. dri seld*e*; drei seld*en*; die sel*d*. MB. XXII, 416. mit sampt der seld. MB. XXII, 473 ad 1439. sampt der söld*en* a. a. O. 669 ad 1531. S. 275: hantvest*in*. Augsb. Stdtr. S. 276: die trübsäl*y*; fraͤfl*y*; gehorsam*y*; lieb*y*; gemeinsäm*y*; muͤglich*y*; ân menschlich*y*, gewiss*ny*; (sein böse gewiß*ne*). Christenl. hs. 1447.

§ 857: Theuri; Theuring, Theurung. Wolfling. Wolflung. — (gloss.)

§ 858: Küssin.

die angermül, diu Taranzmül und diu zwo schelmü*l* u. s. w. dass dieselben mü*l* u. s. w. MB. XIX, 511 ad 1331.

§ 859: Ldtg. v. 1514: unser gnedigste*n* frawe*n*. Dabei handhaben.

§ 861: Augenbraune: brawen.

§ 864: Die Grieben und Grimpen. Meichelb. chr. 275.

§ 870: Nach § 832 u. 843 auch des Rechten*s*; der weg Rechte*ns*. Ingolst. Reime 1562:

Der Kampf gewaltiglichen
Gegen Himmel aufbrach
Und das ei*n* Mensch das ander
Neben jm kaum ersach.

§ 871: Kestigung des Herze*n* — in des Herzens Küch*y*. Augsb. hs. 1447.

III. Capitel.

§ 873. von iəm sei*nə̃* Schwéstə́; bulgarisch: o suojej jemu sestré. Safarik. Nar. 34.

§ 874: Ires Gefallen*s* und Verluste*ns*. Ldtg. 1612 (233). tägli's Tags. S. 285 oben: dem pfleeger in der Stdthaus. MB. XVIII, 701. Verdeckt*er*, reduciert*er*, ungesäumt*er*, quittiert*er*, wiederholt*er*, unbewohnt*er*, gschlossn*er* u. s. w. Sammlg. Würzb. Verordgen. II, 469. 817. 58. 70. 336. III, 446. 450.

So jungə́ wie heu͂t stémə́ nimmə͂ bei nand. Seidl. nét də́ réd wert.

§ 876 S. 278: Sollten die Substantive bei Zahlen z. B. drei, vier Fuss, Schuh, Mass, Zoll u. s. w. als urspr. Genitive plur. anzusetzen sein? Neuhaus*er* — Sendling*er*thor = der Neuhauser Thor u. s. w. „zwischen Sentlinger und Newnhauser tor“ sieh S. 406. er forchte Suntône. Diutisca III, 102. (i tát mi' Sünd*en* fercht.n.)

§ 877 S. 288: an richter*n* und an scherge*n*. MB. XX, 29 ad 1385. β) zwischen des Mühlrad*s* und Kam*ps*. Altötting. Histor. affter des. MB. XXIV, 144 ad 1394. Vergleiche: unterdessen, vordessen, indessen.

§ 878: Ortsnamen: Eringer*s*. MB. XXV, 110. 555 ad 1196.

N. N. von Hopphen*s* — 134. Katzman*s* — 219. zum Putzmann*s* — 218. 227. 336. 521. 536. 110. 555. ad 1196; Sigharts — 210. Oberpfälz. O. N. Helmbrechts, Männels, Rotmanns. von dem Tagmann*s* — 132 ad 1334. Wolfram*s* — 218. 569. zum Gnenlein*s*, Höflein*s* — 219. 220. 139. 141. 156. Nach Essen*s* Ldtg. 1515 p. 274. Für Essen'*s* bin ich faul. 'zum Grienlein*s*, Lori Begr. 73. Nach Essen'*s* henge ich das Maul. Henisch s. v. faul.

S. 289: ze der Newnstat.

N. N. de Oberemo Werede. N. N. de Nederemo Werde. Nagel Notit. Nro. 77. 84. Alten Beuren, Neuen Beuren. Krenner. Ldtgsv. IV, 26. Zu dem neuen Markt. MB. V, 268. Windischen Bach, Hof, Gehaig u. s. w. Lex. v. Franken VI, 259. Reichenhall. Ostern, Western Aitingen. MB. XXIII, 20. 87. Niunhausen, Nuinhausen. MB. XIX, 13. (Neuhausen b. München.) Neumarkt. Lori, Münzrecht I, 63. Uber das lang velt, zem lengen velt. (Lengenfeld) Gmeiner, R. Chr. II, 158. Vergl. Nekar-Elz; Necar-Sulm. Langenzenn: gen langen Zennen. MB. XXIV, 62. Windopolis wie noch jetzt beim gemeinen Volke d' Wienstadt. MB. XXIV, 319 (1162).

§ 879: de rot Mann. Zum, beim roten Mann; daraus: der R o t e n m a n n.

§ 880: Auch das Adj. v o l l nach Subst., denen die Zahlwörter

2, 3 u. s. w. vorstehen, die auf alte Weise den Genitiv regieren. 2, 3, 4, 100 Körb voller Obst. Dass man dieses nicht mehr verstandene voller auch auf das Zahlwort „eins“ bezogen ist erklärlich.

Der ist halb*er* tod = semimortuus. Die Kandel ist halb*e* voll. Ebrardi voc. 33 f. 25.

Zu S. 291: cfr. ad pag. 206, 223 wegen voller, Genit. plur. vom Zalwort regiert. Zwölf chörbe voller brosem cgm. 64 f. 54. „Damit die Pauern das mass, wie ez ine dann rogl*s* oder gestossen*s* andingt wirdet, treulich geben. Lori Bergr. 134 ad 1509. umb X guldin all ungarisch*er* und beheimisch*er* guter an Gold. MB. XXIII, 231. 244. umb funf und vierzig guldin reinisch*er*. — a. a. O. umb zwen und sibenzig guldin gut*er* rheinisch*er*. MB. XXII, 436. 438. 442. umb neunzehen gut*er* rheinisch*er* Guldein. a. a. O. ainen hut voll*en* phenning. MB. XXIII, 265. den zehenden zu N. klein*en* und groß*er*; der zehend klein*er* und groß*er*.“ MB. XXIV, 423. 441. 467 ad 1378. H. Daum selig*er*. MB. XXV, 13. der alt Part selig*er*; die Part Selig. MB. XIX, 84 ad 1407. des Krugs selig*en* S. 74. a. a. O. des H. Daumen selig*en* kinder. MB. XXV, 63, 13, 71. Conrads selig*en*; der benannt Conrad sälg*er*; von Conrad Sälig*en* wegen. MB. XXIII, 493. Der L. Groß selig*er*; des L. Grossen selig*en*; obgenannter sälig*er*. MB. XXV, 213. 29. 57. Els Streberin selig*e*, der genannt Gross selig*e*. S. 212.

Ferner: umb drey guld*in* guter rheinisch*er* guld*in*. MB. XXII, 499. Cunrad Paumgartner selig*er* kinder. MB. XXV, 72.

Endlich: umb vierzig gulden rheinis*ch*. (16. Jhd.) MB. XXII, 674. 652. 678. umb fünfhundert guldein reinisch*er* werunge. MB. XXV, 170 ad 1401.

Ferner: ich gelaub in Got, vater almachtigen schöpfer des himels und der Er*d*. XV saec. clm. 4757 f. 228.

Nach St. Jacobestage an dem Donnerstage dem naehesten. MB. XXIII, 16 ad 1270. am dem nabhesten Donnerstage nach der pfingistwoch. a. a. O. 21.

(S. 292.) Ein Mädlein fein.

§ 881: Mhd. die bach. Auch Opitz: Hier kann er, wie er will, so lang er ist, sich strecken bei eyne kühl*e* Bach, die sanfte rauscht vorbei. Bei Aschaffenb. Rhein: die Bach. pl. die Bäch.

Zu der Anmerk. * wár mə̃ nichs liebə̃s!

Z' Landsət und z' Erw.lding
Hàbm si s· r̃n kerwəld·in.

D' Menschə̃, maən i, maən i
Kində́ kaəné.

Zu § 881. In eines Mannes trewe*s* hand befeehen.

Zu Anmerk. **: Solcher verdorrten und leichenhaft gebliebenen Casus mehrer z. B. Mutt*er*fasten; Mitt*er*nacht; drey säck voll*er* geld u. s. w.

Vergl. Der Fluss, Strom, Bach: Lech, Ziller, Regen, Mayn, Rhein. Die Aa, Ach, Ar: Paar, Ilm, Rot, Glân; Vils, Mangfall; Altmühl, Isen Ättel Abends, Pfreumt, Lauter, Sulz. Perse. Salzach, Wertach, Kolbach, Donau, Isar, Iller, Laber, Lofer, Amber, Eger. Ach, Ach, Achen.

Der Eigentum, der Verlasstum. Wirzb. Verordg. I, 169.

Laich. — der Eis. Aschaffenb.

O du unmenschlich*s* Mensch! redet Opitz einen Meuchelmörder an.

Dass er vor Hauptwehe wie ein unsinnig*s* Mensch gewüttet und getobt. Altötting. Histor. 1718.

Auf der Verhör; in der Verhör. Hazzi Stat. II, 528.

§ 882: Die Zeit von das zît (hora), schon bei Otfrid Fem. die märe: daz maere; die Eke: daz egcke, eche; die wang: daz wang; die Jeich; die Ber; daz beri.

Vergl. Körbe, Kürm u. Korb; Truhe: Trog.

Der Tantos, der Carbonari; der Salami.

Die Sitte: der site, dher sidu. Die Spreu: von diu spriuwir sing. daz spriu(w).

Anmerk. Der Ulema, welches doch der plur. v. Aalim ist (Sciens).

Zu Anmerk. ***: pecora, Schaf. — Engl. a news, a means.

Vergl. span. camerada, la camerada frz. —e.

Stût: Droß; hrind = armentum Gloss. St. Gall. holl. Eund = Herde.

ə folk, ə Leut. Imbi (examen) u. Biene.

§ 883. Aschaffenb. Hünk*el*: Hünchen; Birk*el* u. s. w.

Hofmann v. Sont. Thüring. Chron. cgm. 1012: ein sauberlich Weibichen f. 95. Klostrichen f. 143. Hornichen, Stedichen f. 159.

Opitz sagt: chinn: Häussichinn.

MB. XXV, 445 ad 1486: lîn und lein promiscue. das Leuinchelin (Löwlein). (Reda umbe diu tier. hs. Vienn. v. d. Hagen, Anecdot.)

Der v. Stauf hat gesagt Herzog Wilhelms Räth seien guet from

Mandlen. Ldtg. 1516 S. 334. Ain Mad*l*. MB. II, 25 ad 1363. Greimolt der Sächerl und Sächerlein. MB. XVII, 1389.

das änger*ll*. MB. XVIII, 193. 196 ad 1370 u. S. 685 (1363). Als Zeugen in d. MB. XVIII, 305. 309. 332. 425. 439. v. 1411 an Hert*l*, Ander*l*, Hense*l*, Steffe*l*, Markse*l*, Chunz*l*; Hainzl, Eber*l*, Hammer*l*, Verth*l*, Gläs*l*, Zächer*l*. Weiber: And*l*, Gret*l*.

Dass du das, sin armes Gütel pettest zu deinem Gute. Brud. Berchtold.

Suchenwirt: Töchterl, das Schaffel (Schäflein), Treubel u. s. w. dez pinel, tropfel. cgm. 89 f. 29. Gebetel, chindel. cgm. 101 13/14 saec. f. 91, f. 107.

P. Procopius Capazinus im Catechismale im Grobstteil p. 283, 307: der künig.l; dazwischen aber öfters das künigl ein, regulus im Evangel.

Zu der Anmerk. *: oder vielmehr mit dem griech. Nominativ-Character s: *Οὐλφίλας*, *Ἀττίλας* , *Οὐσθίλας*.

S. 297 oben: Im bayr. Wald soll Engál im Dat. Sing. haben: Engá*lá*. — Das Ådl Guevara) das Godl (Baur).

§ 885: Nadler gibt den Pfälz. Plural.

Von chi˜(e˜) auf cher
von el — le, lîn
von ele — lîn.

z. B. Mädche˜ — Mädcher
Mad.l — Mädle, Mädlin (wol le˜)
Madele — Mädlin.

Anmerk. So wird im Wangeroogschen (Ehrentraut, Archiv I, 48. 56 ff.) die Endsilbe

tet, det,
thet, test

der Verba durch tert ausgedrückt; (ritət) wir, ihr, sie reisen: durch ritərt, ridərt. Auch dulhaudert (tollhäuptig) blôtfôtert (blossfusset).

Anmerk. zu S. 298: bergere. bergeronne. bergeronette. loup. louvat. louv-et-eau. oiseau, oiselet. Lat. oculus: ocellus. cista, cistella, cistellula.

§ 891: ná˜ liəbəl, firchtə'l du-l di nett.
ə˜ Gschàch ə-l. ə˜ gscheidəl.
dickelet. dümelet. läwelet.

Zu Anmerk. *: oculus. uccello. oiseau.

§ 893: Auch die Silbe iß alt iz kommt zuweilen in der Diminutiv-Bedeutung vor. Lambizen. In Kalb-iz-*l*; küəß*l* scheint sie mit der gewöhnlichen Diminutiv-Silbe l cumulirt. Vergl. Kubisi gloss. Pez. Tugur. Die Verbal-Endsilbe izen stimmt also auch in dieser Hinsicht zu elen (pag. 420).

Vergl. Stalder (Dial. 255): Chälbschi; Füllschi; Lammschi. s nach Conson. wie sch, tsch u. s. w.

Augmentativ-Endung —schen.

Pfuetschen v. Pfoten,
Fruetschen v. Frât, Frâz (?).

§ 894 S. 301: oberigster amptmann. MB. XXIV, 128 ad 1374.

S. 302 oben: der wie vil*te* oder vils*te*? die me*r*ten st. meisten (men*st* S. 303 oben).

S. 303 § 897. 898. 899:

Sán' unsəᶜ drey Brüedər
ə̃ mensch hát ən ieder.
Und i bĩ də̃ kleənər
Und hà do de scheanə.

Ferner: eĩwendi', wal s· r'aus wachs·nt.

Zu Anmerk. S. 303: zu ainer meroraeren zing nuzze. MB. XXIII, 282 ff. (1391).

Vergl. der erstere. leztere. In den Wirzb. Verordg. v. 1786, 18. Dez. gegen den drittern, das Recht des drittern u. s. w.

Verbum. Conjugation.

§ 706 S. 309: Nach füglichst aller macht Notker blos bei nicht umlautenden Verben die 1. Pers. sing. praes. Indic. auf on.

Im Augsb. Sdtr. Also verkund ich in in des hailigen rîchs und in diser stat aucht und sez in ûßer dem frid in den unfrid und verpieten in allen frewnden und erloben in allen seinen vijenden. Zusätze.

Iwain V, 246:

Fraw, nu geen ich hin.

S. 310 Anmerk. XX: den verdamnoten. hs. 1447.

§ 908: verzait. Ingolstdt. Reime.

§ 909: wie isländ. ek áak; ek sák; ec viliac; ec varc; ec munc; ek hefk u. s. w.

§ 910: ir versteen. ir wollen. ir sullen; ir schieben; ir erkhennen u. s. w. MB. XXIII, 672 ad 1499.

S. 313: tiz haut. tiz sát.

S. 314: S. Grimm I, 1050.

wennts dàhi˜ 'gangə˜ wáchht (Ditramszell.)
es hát, és habt. sát.s? habt.s?
es mocht schul'n, wál's kaə˜ gejld habt
wenn s zu miər kemt, künnts bɔ miə˜ bleibm
mégts ə˜ Bród? Vilshofen.

mé hàbts eəms denn gsaə't dèn ma˜
dàss 's no˜ ə˜n Bruədəˁ hàbt? (Weiss.)
'en Bruədə˜ dèn bringt es mit àhə!

was wejlt s, habt.s, tüət.s?
Was wollt ihr? habt ihr? thut ihr?
Wenntz màint. Opflg.

Für den alten Daal enker führt Schmell. aus Christoffen Erhards Historia der Wiedertaufer, Ingolstadt 1588 au:

Da habt es enker gewiss essen; enker gewise Kleider; enker gewise Lig erstatt; enkere Kinder ihre Zucht und Schulmaisterinnen. Es dörft enk umb nichte nichts bekümmern u. s. w.

§ 913: si solti, si laugeneti, handelti, si mochtin, schuffin u. s. w. MB. XXIII, 100 ad 1335.

§ 915 S. 317: er het gewainet beynamen
wann daz er sich mueßet schamen. Iwain IV, 521.

§ 917: dâ is ka˜ af kummə˜ds; kaə˜ Drâdenkə˜ds (denkennes?) mach i nett vil kappmruckə˜ds u. s. w.

Rhön = Infinitiv ganz ohne en, aber das Subst. mit en (ə˜) z. B. des Schlorke (—en). Dr. K. Roth.

§ 918: verzait, schweiz. getrait.

Z. d. Anmerk. pleibendig, remanens, Scherz, Gloss. (blūtedig st. blutend. Ingolst. Reime.

§ 921: Jenaer Lit. Ztg. 1825 S. ů18. Wackernagel über Ablautg. Seebode's neue Jahrbücher v. 1832. I. Suppl. Heft.

Erwäge indessen die Lautspile: piff, paff; Sing, sang; kling, klang; bim, bam, bum. Alt. Wälder I, 109.

β) Sie finden sich in dem oberitalischen Patois; dagegen sagt man in d. Langued'oc um Castres i st. u.

§ 922: Das a in I, II, III, IV, V ist urspr̃gl. gleich kurz, nur durch die falsche neuere Aussprache ist es zum gedehnten worden.

Im cgm. 99 das â des Plur. (neben ă des Sing.) bestimmt durch *o* (= â) gegeben f. 131. 868. si *sô*hen, *tô*ten, n*ô*men, spr*ô*chen u. s. w.

Z. S. 324 und 325 bemerkt Schm. Folgendes:

Nach der Meinung Füglistallers bezeichnet in der ältern Sprache das Präsens mit vorgesetztem g, manchmal wie das griech. Perfekt die Fortdauer das durch die Aktion des Verbums begründeten Zustandes; *γεγάμηκα* ich bin verheiratet; hingegen *ἐγάμησα* = ich habe geheiratet.

Ich finde, dass auch Bopp gegen Grimm wenigstens die Präterita in *a* für wurzelhaft nimmt.

Welich fragner an dem marchtag vor non icht chauft biz dy burger all *g*emarchtent. Traunsteiner (sich mit ihrer Notdurft versehen haben). Stadto. 1375. die niht *g*esizent — — qui non consederunt in consilio malorum. Notker. und als dieselben auch vierzehen tag *g*elaistent. MB. VII, 403 u. s. w. *g*eligent deu holz an der prugk = sind die Hölzer auf der Brücke ligen gebliben. Westenr. Beitr. VII, 103. *g*evellet ein ritter mit einer frauwen. MB. VII, 238. so si *g*estirbet, so soll den hof swester N. niezzen und swenn si beide *g*esterbent, so ist er des klosters. MB. XVIII, 44. swen diu zwai kint *g*esterbent und von tod abgegangen sinnd. MB. XXIII, 248 ad 1382. Wer nit do ist alsbald es XII geschlecht. MB. XXIV, 23 ad 1450. Als ein fronpot naon menschen den leiss *g*enimpt, so ist der zehent menschen sein. hs. 1453.

Zu S. 326: Die Unterscheidung Grimm's zwischen Umlaut und Ablaut kann praktisch von Nutzen sein; indessen dem Ursprung nach werden sie auf eines hinauslaufen. — Beide werden entweder Assimilation des Wurzelvocals mit dem der Flexionssilbe oder Gegengewicht der Endsilbe sein. Gewichtige Endsilbe, leichter Wurzelvocal, ungewichtige Endsilbe, schwerer Wurzelvocal. Wirkung einer Endsilbe wird denn auch, obschon voranstehend, die Reduplicationssilbe haben.

S. 327: g*w*ob, gew*o*ben wie groff, gegroffen v. greif, grieffen von weiben, wiefen. ad p. 353.

S. 328 (unter): da sch*a*r jin der scherer den bart nur halber. J. Pauli, Schimpf und Ernst.

S. 329 (unten): geschw*a*llen jm die Gemacht. Àvent. (Dem Pfalzgrafen Ludwig.)

S. 331: ich han geschr*ü*wen und gerüffet. hs. 1447. schrê. Iwain.

S. 332: geschmiden; Inf. schmeiden; „aus hartem Eisen geschm*i*den.“ J. Balde, de van. mundi.

raih, gerihen, reihen

spraiss, gespriſʒen, spreissen. Alt. Oett. Histor.

und verzêh sich des, that darauf Verzicht. MB. XX, 216 ad 1424.

S. 333: loch, louch, luche, gelochen, liechen (claudere) Grimm 428 und 42.

S. 384: Coſʒ, loz; luzze; gelozzen, liezzen.

S. 335: brau, gebrauen = brauen.

blâu, geblâuen = bläuen.

S. 337: gewalken, Iwain I, 434. Gefalzen, Hemisch, Ostlech. Um Anhalt: f*u*l, fiel; schluf: schlief; wenn wir mit b*u*dent (badeten) Geiler v. K.

S. 338: ich, er gan; wir, si gunnen.

wer dem andern bös will oder g*a*n. hs. 1447.

Ob man im dient mit trewen
oder man im guets g*a*n. Ingolstdt. Reime.

Das gebräuen Bier. Ldtg. 1543. S. 128.

S. 339: ich, er taug; in den Ingolstdt. Reimen:

Ammon du můst ja eſʒen
on eſʒen niemand taug
und wann du nit wilt eſʒen
so stirbst du in dein aug.

Zu Anmerk. **** „den sag ich niemant (wisse christ)
wann dem er doch gewiſʒen ist. Iwain.

§ 936: Auch der Däne sagt im gewöhnlichen Verkehr:
i fandt, i trak st. i funde, i trucke (ihr fundet, zuget). Lang 458.

§ 937: Der Indicativ praeteriti singul. war in der alten Sprache durch seinen Vocal vom Plural verschieden.

ich, er bat	— wir, sie bâten
sach	sâhen
brach	brâchen
half	hulfen
brann	brunnen

ich, er blaib	wir, sie bliben
goz	guzen.

Der Vocal des Plurals war, der Endung zu lieb, noch dazu beumlautet, auch der des Conjunctiv's beider Zahlen. Die gutdeutsche Sprache hat wie die Dialekte den alten Sing. praet. indic. wie schon die ältere Sprache, dessen 2. Person veralten lassen und dafür die Formen des Indikativs plur. oder vielmehr die des Conjunctivs surrogiert.

ich bât	holf (aus hulf)
sâch	ronn (runn)
brâch	blib
	goß (aus guss).

§ 938: So noch jezt: ich dung, habe gedungen, dingen. Noch Häslein in seinem Idiotikon hs. sezt seinem praeter. irreg. 1. 3. Pers. sing. fleissig das e bei.

Zu § 939: wann du mich baet (batest) cgm. 64 f. 59.

herr, ich mane dich, dass du spraecht (spraeche).

— wurt (würde) — saech (saehe), enphulhe u. s. w. cgm. 80 f. 98. Vom Conjunctiv praet. st. Indicativ, wie jezt im Dialekt, schon ältere Spur.

daz er bî mir gelaege wezz ez iemen
(nû enwelle Got!) so schamt ich mich
wes er mit mir pflaege niemer niemen.
(Walther v. d. V. 40.)

§ 943. In der Tabulatur der Meistersinger (Wagenseil 527) ist beim XI. Fehler der Differenz er treib st. trieb aufgeführt.

Auch noch Luther schreibt: schreib, bleib, schleich, schneit. Ingolst. Reime schweig, schrei, greiff, treib, gleiss.

Rhön:	ich bli'	bin gəblêibə̃
	ri'	hàn gərêibə̃
	schri'	gəschrêibə̃
	tri'	gətrêibə̃
	schlêich	gəschlêchə̃
	strêch	gəstrêchə̃
	wêch	gəwêchə̃
	lêiə̃	gəlêidə̃
	grêiff	gəgrêffə̃
	pfêiff	gəpfêffə̃

ich stêg han gəstêghe
bêiß gəbêßə̃.

vevielen steht nur statt vervielen, wie im nämlichen codex *e*welt; ve-wandilet.

§ 944: lueff. Inschrift b. Stein des Herzogs Christoph im k. Schloss zu München.

§ 945: rier v. reren und diess v. rôs?
miech ihn sy Buuch nid z'fuul. Häffliger, Luzern 1813 p. 156.
han ich gemachen: machen. Cod. pal. 329 f. 39.
Görres, Volksl. Vorrede XVIII.

§ 947: er zwaeget das haupt. Agricola Ambergensis 1617.

§ 948: f*ä*ngen; also gä̂en, stä̂en. bä̂en, blä̂en; drä̂en, krä̂en, mä̂en, nä̂en; sä̂en, wä̂en, fä̂en u. s. w.

Zu S. 353: kriegen: kreigen; Notker: tiehen, deihen; wob, gewoben z. weiben praet. waib u. wieben praet. wob. Frisius hat geweben.

Hier führt Schm. aus Grimm I, 897, 899 die Albeug. v. angels. þîhan, vrîhan u. s. w. an.

Hat anheben zu — Altött. Hist. öfters.
grewffen. MB. XXIV, 647 ad 1442.

§ 950. g. hinə̃, westlech. st. ghainet (ghönet)
gegeten (Henisch) gejätet? —
Es ist die Gruft vielmehr, wo er verschorren ligt. Opitz.
Scheuchen: geschichen, geschochen. gesprissen: gespreisset.
gria (gerien) st. gereuen, gereut. Weitzmann.

S. 356 Anmerk. 3: wir aue birn ufgestanden unde uferrihtet birn: nos autem surreximus et erecti sumus. Psalt. Windsb.

§ 952: Ober-Isar: *és* gent*s*.

§ 956. Vergl. Consonanten-Umlaut:

bro*ck*en	—	bre*ch*en, gebro*ch*en
schlei*ck*en	—	schlai*ch*en, sclei*ch*en (isl. sleika)
blai*ck*en	—	blai*ch*en, blei*ch*en
wai*k*en	—	wai*ch*en, wei*ch*en
za*ck*en	—	zie*h*en
schmu*ck*en	—	schmie*g*en
schu*pf*en	—	schie*b*en

schu*tz*en — schie*ss*en
schle*pp*en — schlai*pf*en.

Formeln aus Gotfrid's Tristan:

ziehen unde zogen
blichen unde blaichen
strichen unde streichen.

IV: zu schmalzen: davon zunächt auch: il smalto, smaltare, émailler.

VI: aichen, geaichet, aichte v. aich.
haien, heien?
baiten, gebaitet. baitte v. bait.
weben (sich oben) st. waiben zu e Infin.-Form weiben.
lainen v. lain, leinen, hlinen.
laiten v. lait, leiten, lithan.
zu schmaissen: gschmafft. Ob. Altmühl.

VII: tauhen, getauht (v. ulf. tauh), zog.
flôhen (v. Brettern) = weichen, schwinden.
lâugen, lâugnen: log.
bisaufen (mergere), sauf (trank) v. sûfan.
saugen (lactare), saug (suxit), sûgan.

§ 957. I: trat, trètt.n. getrètt.t (Notk. tretota).
IV: barst, bärzen (bárzen).
VII: zogen, er zögte, ältere Spr. v. ziehen.

S. 366 (oben) sott. sutt; sötten, gesütten.
notzogen v. gezogen; ratschlagen v. geschlagen.
willfahren v. gefahren.

§ 958: den Hirsch eine newe oder hoch irrige fart.
gengen oder abgengen (?). Jägerb. 1590.
bächeln = über warmem Dampf halten (bähen).

§ 959: da empfuor dem priester ein plost, dass es knall. J. Pauli.
Vergl. tôt (that). — ich kregte = ich würde kriegen, (Rhein) ist ein altes Präteritum krêic. Grimm Gram. 937.
er trant (trennte), sy knât und machet küchlach. Ingolst. Reime.
daz sie erarbten. ob ez von siner mûter icht arbte. Augsb. Stdt.
klakte. MB. XXIII, 278.
Vergl. sât, mâd, nât, siehe Note ad p. 338.
ich fôrcht, die fôrcht u. s. w.

§ 962: verbiutet gut st. verboten gut. Augsb. Stdtr. gedingt und gedungen.

Zu Anmerk. XX: ich gebete für die Historie nicht unnütze Sachen heraus. Einauers Vorrede zu s. Biblioth.

Der, das Getraid. — Schweiz. i ho trait' = getraget. Gehen*kt* und gehen*ken*. „Soll vergleicht werden."

Kr. Landtgsvhdlg. XVI, 227. „Dagegen ich vergnüegt und vergleicht bin. MB. XXII, 648 ad 1512. Gegrin*et* und gegrin*en*, und beides vereint grint.

Ingolstädt. Reime: Dir ist gar lesterlichen
Worden gesig*en* an.

Gehorchten. Verwes*et* und verwes*en*, angewen*gt*. MB. 17, 147. (?)

Zu Anmerk. X: trétt, vətrét.t. Dieses trett.t und trètten ist eigentlich nach § 957 v. trat wie gebettet, bettenv. bat.

S. 371. zu § 963: i wustat: wüste; kunt*at*, wolt*at* (Kartsch.).

§ 965 cfr. Sanskrit — vat (habend, begabt) tata - vat = der getödtet hat; nom. vân. tandrsta - vân asmi = eum visum habes.

Bopp, Jahrb. für die Kritik 1827, 297.

Zu . 373 oben citiert Schm. aus Rask. anvisning S. 135 und 162 und fährt fort: Wie schön unterscheidet der Schwede

han *är* stelna*d* und

han har stelna*t* (er ist [ein] erstarrt[er] er hat erstarrt (unbest. was; erstarrtes).

hon var bortgången und

hon hade gådtbort.

Vergl. griech. *καλόν ἡ σοφία.* Ferner

ho scritt*o* (etwas, was) una letteree

j'ai écri*t* (id) une lettre, und

io *l*'ho scritt*a*

je l'ai écrit*e*.

Das dänisch - schwedische sog. partic. praeterit. activ. (vulg. Supinum) ist also im Grunde nichts anderes als das partic. praeterit. pass. neutr.

Ferner vergl. eß sich, nichtz sich st. man, man nicht.

Da lebt sich'*s* gut, aqui se vive bien. Da raucht sich nichts, span. aqui no se puede fumar.

Heunt tanzt sich nichts. Då kreuzert sich nichts.

Als blosses Versfüllsel in den Ingolstädter Reimen: er sprach sich; da starb sich auch die Frauwe; da anwort sich Jonathan; da eilet sich der König; kam sich der König Hadar u. s. w.

§ 968 S. 375: „Gelehrte, die Bayern dem Auslande gab.“ Clemens v. Baaders, Akadém. Vorlesung.

§ 272 Im Schwedischen ist die alte Infinitiv-Endung den Verbis da geblieben, wo sie bestimmt als Nomina fungieren: begåͤ*ran*. båͤfw*an*. befördr*an*, beifr*an*. slenterj*an*. werk*an*. o̊ͤmkan, låͤngtan.

Vergl. im Portugiesischen die Substantiv-Infinitive auf rem statt der gewöhnlich auf ein nacktes *r*. Lusiada: matarem, robarem; cattivarem; serem; strarem; chegarem. armos st. aremnos; levantarmos, magoarmos; mudarmos; embarcarmos. (nach Präposition). tomarem, tere*m*, macerem u. s. w. Da es in der Lus. VII. 72, heisst Fulgares, de veres; X, 72: te arrea*s* de seres; X, 119 irdes u. s. w. und da sich obgenannte Formen levantarmos, mudarmos; embarcarmos auf die erste Pers. Plur. beziehen, so ist klar, dass die Formen auf rem dritte Personen Plur. sind und also in allen diesen Formen dem eigentlichen Infinitiv noch eine Person-Endung angefügt ist.

S. 378 Anmerk. lle varmeían st. me llevarían. parécer meía st. me pareceria. Cervantes.

§ 975: Die ward ein kindlein tragen u. s. w.
Darnach schicket Batscheba
Und liess dem Kunig sagen
O weh, meiner frumb Ehren
Ich bin worden tragen. —
Die Erd die ward erbidmen. Ingolst. R.

In Gmeiner's Regensb. Chron. IV, 376 ad 1519:

Der Blind wurd gesehen
Zu der schönen Maria frei
des Got gelobet sei.

S. 380 oben: geə̃ mə̃ gẽə. Ob. Inn.

§ 980 S. 382: daz ez die leut alle gar verzweifeln tette. Iwain.

§ 982: wer *ge*torste, *ge*wuchern, *ge*fürkaufen, *ge*rauben, *ge*stehn oder ei gebrechen u. s. w. Berthold. i kã's nit *g*laũ. Memmnig; i möchts *g*feim (Würzb.) Wie das genannt ist und Namen *ge*haben mag. Wagenseil, Mönd. 328. 341.

§ 983. i kã mós nét dədenggə̃, wer's nã gradzwé u. s. w.
Emphase: hàts in ãfang gn*uə* dətàdlt,
abə̃ der hat s'də́ tadelt!

Ha͂s nimə͂ dədauə́, u kunnə́; d'Predi
is àlls z'lang gwen.
I bi͂ mə͂ gnuə dəfroún.

§ 984. Ingolstdt. Reime:

Wan wir's nur künten *g*schicken u. s. w.
Er kunt uns nit *ge*helfen u. s. w.
Das soll nimmer *ge*sein u. s. w.
Das will ich selbs *ge*nehen u. s. w.

In einer Chron. der Freyberg. Sammlg. I, 150;

Das kundt der Markgraf nit *ge*wendten: er macht die Statt auch nicht *ge*retten.

§ 985: Ingolst. Reime:

Der Kunig wolt das Wasser
Von ihm gelassen han.

§ 986: Ilm: sei͂ = sein; aber z'sei͂n zu sein; als zi nuesenne. taə͂; thun; aber *z*'taə͂n; alt „zi tuonne.“ cgm. 99 hat —n*de*s für das alte —nnes: zefind*e*, ze hörend*e*, zu sehend*e*; in tund*e* und in lassend*e* vil strittend*es* und kriegend*es* cgm. 291 f. 368b : Michael Behaim: do begundain hunger sich za heben*d*. Vergl. des ischt net z'glaubn.

§ 987: Er is nemə͂ gaugkng: er ist wackelnd worden.

§ 988 S. 386: Ober-Isar:

Er schaut drei͂ àls wenn ə͂ nét gscheid is.
Si hàt mi' a͂gfán als wenn's mi fréssn will.
mi dunkt des Bier béssə́ sei͂.

§ 991: du bist recht verso*ff*; dà kumt êner 'gan*g*.

Zu § 338. Gülten zu gelten; gallen zu gellen; zogen zu ziehen. (Parzifal) kosten von gekosen. bläuen (to blow) v. geblowen. bâen, blâen, drâen, fâen, flâen, krâen, mâen, nâen, sâen, wâen scheinen auf ältere Präterita: blâ, drâ, mâ, nâ, sâ, wâ — gegründet. Vergl. dazu die Substantiva Drât, mât, hât, sât, Unflât; engl. blown, vrown, mown, sown, part. praet.

Vergl. auch strâen, strâ, strô, drôen, drô.

§ 994 umbgewexleter (indem sie umwechseln) Weixer 524. ə͂ff dəfroúnə͂. — sa bien hablado. — ə͂ betrogener mensch. —

Hebammen heissen diejenige, welche die gebährende Kinder mit ihren Händen empfangen. Ertel, prax. I, 156. gefeyeret sein,

feiernd, unbenutzt. a gweiste oder a gschenkte Hochzeit. — Ein verdienter Staatsmann. Ein Gelehrter (der gelernt hat).

Vergl. a learned bien hablado (beredt); — leido = belesen; cansado; el que cansa sufrido. — Lat. et parta nutricii consociata minus laborat in educationem fœtus sui. Colum.

Vergl. griech. θεοφιλὴς = Gottlieb und Gott lobend.
θεόφορος = v. Gott getragen
θεοφόρος, Gotttragend. Thiersch, kl. Gramm. 114.

Vergl. ferner: das Gesötte — was gesöttet werden kann oder worden ist. — falsus (v. fallo) = ein Betrogener; Quitus (Terenz) qui quit; chr. braune Mass Bier, wasserdichter Hutfabricant.

we were given to understand
He was shewn her picture.
I am not permitted to stay
these things are much talked of.

§ 998: sterbende Lauff (Ldtg. v. 1605) Pestzeit. Beywohnende Gemahelschaft. Ldtg. v. 1515 p. 112. Eine ahndende Handlung begehen. Meidinger's Landshut. 231.

Sy sprach: ist ez dann ymmer me
wissend dann ew zwain?
nain ez, sprach herre Iwain.

cfr. haissen d. h. gehaissen werden, genannt werden, ein Amt beklaiden: officio investitum esse. schauen, sehen: ausschauen, aussehen (videri gesehen werden, z. schauen sein) vapulare (male) audire. Blinde, sehende Hämorrhoiden d. h. nicht sichtbar.

§ 999: dieses tobindigen meres cgm. 60 f. 73b.

Zu Anmerk. *) estas dado garrote — erwürgt sein.

§ 1004: schlechts. alls. vil schnelles (Iban) zwerchs.

Vast spöttlichen und liederlichen. Ldtg. 1514. 93. heusling sitzen. MB. XXIV, 624. zeitlebens. — dass er Friedenszeit diese Stüfftung gethan. Alt-Oett. Hist. Aller ding; aller dingen. Härter Müh.

§ 1006 nach 972: gâgên; zegagenne. Augsb. Stdtb. ône.

§ 1007: d. h. eigentlich postpositional z. B. daraft, darauß; vòr; vor und ê.

1009: Vergl. Bopp in den Wiener Jahrbüchern 42. (1825) S. 242 ff. innene, wenduim; uzzenewendium L. Hluduuici Aug. et Hlotarii Caesaris.

§ 1013: Mayn: 'nein di Stad d. h. hin ein.

§ 1015: Sagten zu den Römern Fried und Geleit. Avent. chron.

§ 1017: des sullen daz Gotshaus (zwai drittail.) angehören und mich daz drittail — — —; swaz der amman niht gerihten mag, daz sol er mich anpringen. MB. III, 362.

Vergl. Formen: dich falle ich an. dir biete ich an sind zu vergleichen im dänischen ham kam jeg hilse dig fra st. fra ham. Einen angeerbt sein. MB. XXIV, 425. da sol ich ez umb haben. MB. X, 499. der hof da si auirrt XXII, 259.

Ein garte, do gie er ein; ein Grab, do leiten sie in ein cgm. 64. 30. 32.

An etwas denken: es andenken. An einen etwas frümen. Um das Leben bringen; umbringen. Hinter Gericht legen; hinterlegen. Steixner's Gastrecht 42.

Ob dem Bettel ligen. Lv. v. 1616. f. 584. Gestên, bestên; an laugen gesten; an einen sterben; einen anersterben. daz guet ist mich anerstorben. MB. XXIII, 272 ad 1391 Etwas umbgelten.

§ 1023: das ist ding — da da —; das ding das da da; feindlich ainoegk = luscus. I. Pinicianus 1530. barfuss, barschenkel, barhaupt. Grimm II, 666 [a].

Zue-n-er, mehr herzu, näher.

His now protector; the then emperor, my above remarks. this here fellow. them there women; den här Fruen. — zufriden — z'nicht. elend, frou.

Vergl. aus Kindsfrau, Kindsmagt und die Kinds-inn, aus hundskarg. hunds-elend; hundsig; allen- dissfalls adfallsig.

§ 1025: besunder, begarwe.

§ 1027: der Ingehause.

Dês is ə̃ schwaəzé Gwilkng (Passau); die Gstéckng, Steilheit, steiler Ort. Gestick, Steckenzaun. Vergl. ? das Häus — Gehäus; Hos; Ghös.

§ 1028: Ġfüdə. — Tämich, fichtich.

Auf ainem hundenen Braten gehört ain wulfen salse. Gmeiner Regensb. Chr. Scheffens, gaisses, schweines (fleisch.) MB. IV, 411 ad 1521. XXIV, 236. rinderîn, kelberîn u. s. w. Augb. Stdtr. rüebin; bücken, gaißin Leder. Feuerb. 110.

§ 1030. Ueber- Rheiner. Di Enəts-Innə́, Entəhàl'-Roadə́ ən Ent-Isərə. Ent-Isəraim. — die, dass, der untere, obere, in ere; herentere, hervontere.

S. 406: Vergl. Grimm Gram. II, 128, âri an Ortsnamen für die Ortsbewohner und das Ungereimte, das neue er auch mit flektierten Substantiven zu verbinden: Münchner statt Müncher. Würtemberger etc.

Zwischen Sentlinger und Newehausertor (Riedler). Es sind überhaupt „Sentlinger“ gemeint, nicht gerade die etc. Vestnerthor in Nürnberg, gegen die Veste.

Bernaere cfr. p. 237 Ingolstetaer pfenninge. MB. XVIII, 87.

Dommer Pfarrei, Wirzb. Verordg. MB. 1792. In der Dommer Hangen, Pleichacher Pfarrei.

Der Ingehäuser (Ldtg. 1605) der Ingehäuse siebben.

§ 1032 cfr. das Mansen. Weibsen u. s. w.

§ 1033 diu chetz erîe. Augsb. Stdtr.

§ 1034: trüebig, Schwarzach. 2, 3 fächig, fächtig st. Fach. selbstig „sich der Gefahr einer selbstigen Ansteckung aussetzen.“ Wirzb. Verordg. 1772.

ən untriger, obriger, e. v. unten, oben. hervontige. mit Wintrigen oder mit sumrigen Kören. MBX. XIII, 444 ad 1443. zu widerumiger Belegung. Lori, Lechr. f. 621. sumerische, winterische Himmelszeichen. Calend. 1475. cgm. 75 f. 20.

§ 1037. VI: die Lait; der Traib, das Getraib, Haye, Gehag.

VII: Loch, liechen, entliechen (claudere) Loden, Lieden (frondere) Loss, liessen: sortiri.

Zu Anmerk. müeß und müeßen.

Anmerk.* cfr. bemorken (Halberstadt).

§ 1038, VII: verlur. VIII, IX: gedingede (Bedingung) Augsb. Stdtb. die Gehäbde (hait, kait?)

§ 1039: Galst. zu Anmerk.*: daher sind im Holländischen mehrere Wörter auf shap neutra. (Lewel 120). — el-echt (lecht?)

Vergl. MB. XXI, 133 ad 1447: mit ainer aristatzen (Arrestation.)

§ 1040: Die Baxier, Linier, Prugier, Visier, Spalier, Glasier, Probier.

Die Betring (Lori, Bergk. No. CXV) der Verlies, die Prozhezey (Selhammer.)

§ 1041: Vorfar, Nachfahr, Nachkom. — die Läuff, die Lung, die Lump, die Fang, die Plankk.

abschätz werden. Salzb. Replic. v. 17

§ 1047: Nach Bopp (Wiener Jhrb. d. Lit. 42. Bd. 242 ff) ist der germanische, wie der Sanskrit-Infinitiv ein versteinter Accusativ.

§ 1049: der Tailer (Thal) Lori, Bergr. 274. s = r: der Fegks Fuchs, Lapps, Tapps, fem. die Hegkin, die Höchin, Lappin, Täppin.

§ 1052. Der Siechtung der Bäum cgm. 289 f. 115. 116.

Vergl. Liebum, vaddrumb, u. Ansprach. MB. 24, 84, 98. ad 1339.

§ 1053 verdientnuß (verdienst) Gmeiner R. Chr. III, 285. Irrsalung MB. 22, 372. armsälig, reichsâlig. Av. Chr. mit allero reinnussedo; mit allen den bewollen nussedon. cod. Vindeb XI Ihr. Ladschaft, Gasterei. Bräutschaft. Hund, Stamb. 271 u. s. w. Genoßschaft u. s. w.

§ 1055 Einen Handel beligen lassen. Ldtg. v. 1543. p. 53.

§ 1057: i g. iß. Oberdorf. Iller. Gemanen.

§ 1059: derlauben, underlauben; Lori, Lechr. 140. 141. ad 1435. Noch Opitz sagt z. B. poet. Wlder IV. Buch XXXII der Schnee zu geht durch Kraft der Himmelkerzen. *der*stechen. MB. XXIV, 98 ad 1352. da wart im *der*tailt *be*habet und *der*langet mit dem rechten MB. XXIV, 482. 499. das er dan wol *der*weisen mag. 24, 234. ad 1450.

S. 422: verpfinda, vertwischa.

§ 1062: ze arfellan, Gloss. Mons. zeirgan, perire. Notk. 78, 11.

§ 1063: empfor st. in bevor. empfor nemen.

§ 1064: bluətn, blättn; beglätten. pfrengen: be-ver-engen?

§ 1067: reng-ln, schneiwln. Anmerk.*: bugsen.

§ 1068 flöhnen. lernen, einen. Iwain.

§ 1069: ich seuffte oft. Iwain. fiəzln (fetzln) fienzln. rib.anzn. künzln. kunemzen. kunei~zeln. fächsen.

Schmeller hat noch ein 2. Exemplar mit Papier durchschossen hinterlassen, einst Dedicationsexemplar an einen Beamten und Vetter von ihm, beim Apellgerichte, gleichen Namens, das aber nur äusserst wenige Nachträge enthält. Vornehinein auf das Falzblatt und die innere Seite des Deckels schrieb Sch. einige Notizen, die ich denn doch auch mittheile.

1) (Rt) in den bayerischen Annalen v. 1832 N. 22 — 26: die Dialekte der deutschen Sprache. Skizze einer Abgränzung derselben und der Volksstämme Mitteldeutschlands.

2) Geistreiche Anzeige von Franz v. Kobell's Gedichten im hochd. pfälzischer und oberbayerischer Mundart durch Guido Görres

im 13. Bd. (1844) S. 270 — 288 der histor. polit. Blätter — wo man derartiges nicht hätte erwartet.

3) Dem Ladislaus Sunthemius (c. 1500) wird eine Abhandlung de lingua vulgari per Germaniam superiorem zugeschrieben. Kaltenb. Oester. Ztsch. 1837. 27. 106.

S. 3 vergl. J. Brodie, the alphabet explained or the science of articulate sounds in connexion with the origin and history of nations 1839 od. 40.

§ 38: Noch Johannes Hochreiter schreibt in seinen Weihnachtsliedern v. 1557 fast immer dz für das. Der Cod. Ind. 377 (14/15 Jahrd.) hat Vorsetzbl. statt des weichen *s* immer *z* wie w st. v. *w*on dem zilber, al*z*o *w*il u. s. w.

§ 63: Singůt man ze merztůn — daz bedůtůt ruftůn. clm. 4623 f. 75. XII/XIII Jhd.

§ 104: Oberpfälz. brâv. Attel alt Ètle —. Skláv, in einigen fränk. Gegenden Sklâv.

Man müsste auch schreiben Sabel, nicht Säbel. Man sagt in Bayern und Oesterreich auch Básel st. Basel: Máx, Wástel, bayer. Mâx, wâst.l. Auch Personennamen Herr v. Hámmer st. Hammer.

Zu Gratz, dem Städtenamen. Um den in diesem Eigennamen nicht gehörig festgehaltenen Unterschied zwischen a und á dreht sich der a. 1843 (Wiener Ztg. No. 338 — 342 v. Dr. G. Schreiner Prof. der Staatenk. an der Univers. Grätz) geführte Streit über die von Hammer-Purgstall bei der Naturforscherversammlung daselbst, ohne alle Kenntniss der dialektischen Verhältnisse vorgeschlagenen Schreibung Gratz statt Grätz. — Sogar in seiner Gallerie (Austr. 8, 105 S. 95 — 98 hämmert der edle Freiherr auch auf á loss. — Grätz urkdl. datum in oppid. nstro. Gr*e*tz 1462. A Silvii epist. ex Gr*e*tz v. 1449 clm. 531, f. 10 b.

§ 111. Schw*à*z in Tirol. (Sebatium)

§ 113: XIV Saec. clm. 4370. Hinterdeckel: la*u*s dass dich la*u*t unde heb dich an, laz daz nůmer mer zerga*u*t | wan wilt du die welt ha*u*n | so muost du Jesum la*u*n.

clm. 5635 ad 1365: ha*u*n, sta*u*nd, ga*n*nd, haben, stehen, gehen.

§ 146 und 147: du pist ain mensch von luem und kot cgm. 4597 f. 93 ad 1455. wie im bayer. Dialekt ao (oa) zu ê, niederd. ê got. ai z. i. So im heutig. französ. oa (oi) zum lang. lat. è

Petrus Blesensis: de Blois.
Trecensis: de Troyes.
Rex: roi.
me, te, se: moi, toi, soi.

Zu S. 40 oben bemerkt Schm. das unten zu erwähnende fuldaische amber, Antwort. (Dr. Roth.)

§ 156: yen*a*, nien*a*, irgendwo, nirgend. Teufels Segi. (1445).

§ 171: Schon im clm. 12372 ad 1478 interrogationes de virginibus in confessione: habuistine sompnia? hat dir nit getrampt von den mannen in der nacht in dem schlaff und widervert dir nichts davon?

§ 200: Im cgm. 4570 (16. Jhd.) schon r*ö*den, kh*ö*lte, n*ö*tzen, l*ö*gen u. s. w. Erdb*ö*r, unger*ö*dt ligen. b*ö*sser, melior; dagegen b*e*s, malus

§ 211: der Passeirer kennt nicht den gemeinen Fehler den Hauptwörtern den Endbuchstaben *e* zu entziehen und an den Zeitwörtern die Ausgangssilben *en* und die Vorsilbe *ge-* zu verstümmeln. Er sagt durchaus die Stier*e*, die Schaf*e*, die Böck*e*, die Ritz*e*, gewes*en* u. s. w. Staffler I, 107.

Der Pusterthaler hebt das End-*e* meist hervor, bringt es wol sogar am unrechten Orte an, der Weg*e*, das Mehl*e*. Er sagt auch schiech*a*, Schien*a*, roath*a*, bloach*a* st. schiech, schön, rot, blaich. a.a.O. 115. 117.

§ 225: cgm. 379 f. 95:

ain Ay ist ain munt vol: des ist ains,
ain prüestlin ist ain hant vol: des sind zwai
ain weib ist ain arm vol: des sind drew
ain A. ist ain schoß vol: des sind vierw
ain F. ist ain eimer vol: des sind fünfew.

§ 238: Sonderbar ist, dass n. cgm. v. 1338 (v. Augsb. St. Ulrich) ai = î, ei setzt: aisnaen, Isny; huntz dem Entzcheswailer; phaihel, Beil; snaider, sartor; zait, traib, say u. s. w.

§ 237: Bamberg. Wirzb. geschriben: Pfe*u*fer, sche*u*ben d. h. *âi*.

§ 262: ain tuech das dick und subte*y*l sei. cgm. 3724 f. 55. 34. 36.

§ 264: In der Verdeutschung der Regel des Spitals zu Jerus. clm. 4620 f. 73 — 106 wahrsch. v. 1300 in Bayern gemacht wird seltsamerweise ie st. i geschriben, sogar rietter st. ritter; siezen st. sitzen u. s. w.

§ 326: Bei Joh. Schelz (1504) clm. 5037 überall dieses *ö*.

§ 331: Im cod. San-zenon. 115 sind die *o* häufigst durch a gegeben.

§ 333: clm. 5931 schreibt r*a*sen (Rosen) r*a*t (rot) u. s. w.

§ 381: Pusterthal: guit, Bui, muis, kui (gůt, Bůb, Můz, ků Staffler I, 115.

Zu § 386 schreibt Schm.

Es was ain mann pey XXX jaren
dem nie kain unglück aufst ü n d
sein sund er nie beklagt noch bew a i n d

Hier reimt ohne Zweifel st u e nd = st a ɔ nd auf bew a int, be a ə nt. Hans Hochreiter's Dreiköniglied 1557.

Und da sy fir Jerusalem kamen
Ein groſʒer Berg in engegen st a i n d.

Vergl. Monac. Francisc. 158 f. 233 [b]. (1440) v. e. Wiener Bürger.

§ 409: *W*ib.l, *B*ibl. dy da felschent pabstz w u e l l oder ander brieff. San-Zen. 109. velscher der *w*ull dez pabst. XV. Sac. 1461. clm. 11724 f. 37.

*web*eisen schreibt Martin Reitmayr 1526 clm. 16488. f. 58 [b].

§ 430 ff. Bregenzer Wald: dàs, fas, was, wase u. s. w. Dachs Fachs, Wachs u. s. w.

§ 434: Im cgm. 54 f. 42 [b]. 78 [b].: do er hinzu naech no*ch*t; Domitiams der reich no*ch*t und so oft genug als Präteritums-Endg. für e t e (ət); waz der dritt han bedaelitae*ch*t f. 44 [b]. die waeje*ch*t umb in (weinte) f. 1 [a]. Gorgonius gewalto*ch*t zu Rom f. 2. erznae*ch*t in und macht in gesunt f. 2. turniernae*ch*t f. 3 [a]. ordno*ch*t f. 3 [b]. ruere*ch*t an f. 3 [b].

§ 449: cgm. 929: auf *ch*amer; schluegen in *ch*opf ab; riten auf *p*ruck; prach zoll*p*uchsen auf u. s. w.

§ 461: begri*pf*en, corripere. cgm. 17 f. 138 psalm 93, 10.

§ 502: *h*ietz st. *i*etz. Innviertel, Oberpinzgau. *H*ar = arr, arha.

§ 576: So gen wir und klaub*m*s zusam, imus et colligamus ea. Cod. San-Zen. 115 f. 95. z. d. Anmerk. Wilheme Praelaten in S u m oder S u b e n schreibt Ivo Heinzelmann daselbst. (inferioris Bavariae Austriacae seu Austriae Bavaricae).

§ 585: Hánslə̃, Stofflə̃, de*m* Hans, de*m* Stoffel. Unterinnthal, Ritzbühl.

§ 596: des *pamel* (Bäumlein), das rör*el*, pfeiff*el*, äng*el* u. s. w. clm. 4373 f. 108 [b]. 109 ad 1437.

§ 607. clm. 4373 f. 112. 113 (ad 1437) die nägela*ch*, von den nägela*ch*en, kügella*ch* (globuli) zimerörla*ch* u. s. w.

§ 610: Holländ. aaf, ave, Nabe am Rad.

So im Irisch-Gälischen haftet das n vom bestimmten Artikel gerne am Anfangsvocal des Subst. an: a *n*ajdie, a *n*éagojr, a *n*intrin, a *n*onoir, a *n*uair anstatt an aide u. s. w. (O'Brien. Lex. germ. sept. 8. 107 nach Artikel uulst.)

§ 611: Ueber den Romipeta de *N*antwinus: a. 1288 temporibus ducis Rudolfi de Bavaria, qui tunc residentiam habuit corporalem in castro Wolfratshausen, a judice quodam nomine Gänter injuste condemnatum et ob pecuniam secum inventam craticulo concrematum. clm. 5111 f. 5. (Beurberg. 14. Jhd.) Ein *N*antwin im Nibel. Lied Conradus *N*antwinus. Adtzreiter 666.

§ 621: Auf äusserst ähnliche Weise wird im Mecklenb. Dialekt dem *r* mitgefahren. J. G. C. Ritter, Gram. der meklenb. plattd. Mundart, Rostock und Schwerin 1832 S. 42 ff.

§ 625: ā͂ech- ainer, Wagner, Salzb. Gesänge 84. Za deá*ch* = zu dir; za derə́ = dieser.

§ 632: verlon werdel, pereatis cgm. 17 f. 10 [b]. ps. 2, 12.

§ 654: G*sch*ellschaft. XII Comm. schweiz. bi*sch* (bis.)

§ 664: clm. 4620 f. 76 — 107. (Anfg. ds. 14. Jhds.) schreibt *sh* st. *sch*.

§ 684; clm. 5867 f. 183 (1423) *b*elczen, *b*eltlich, *b*ebarung, ja sogar *w*ebarung u. s. w.

§ 688. Der Lispler sagt: tdit*d*en st. sitzen; t*d*auber st. sauber castilianisch: *z*itzen, t*z*auber.

§ 693: Mons Belligardi vulg. Bumpelgarten; vergl. Mümpelgart.

S. 169: So sagen die Deutschen in Böhmen die k. Waldhwezd für kralowsky Hwozd = königl. Wald. Ein goldenes Halscollier. Landbote 1847 S. 568.

S. 173. § 695: Munderkingen urkdl. Muntarishuntari (marca) a. 792. Munterishuntere 889 — 96. Mundricheshundere 990, Stälin I, 301.

§ 719: daz i n a n wic furnam Hildebr. Lied. daz ich den heiligen Gotes lichenamen nie so dicke genam, so ich sollte. swenne ich n e n ōhi nam, Son biehutt ich i n so nieht — so ich solte. Benediktbeurer Offene Schuld XI saec. clm. 4552 f. 150. ane zu offenten i n e n, inocantibus eum. cgm. 17 f. 207. Windib.

Zu S. 208: dieses *-er* steht statt des alten *-ero*, Genitiv plur. Costmz*ero* sedal. Otfrd.

Die Unzulässigkeit des Artikels noch im XV Jhd. ein Nachgefühl des alten Genitivs.

Zu S. 242: postulationes vordrunge; observationes ermanunge; gratias actiones danksagunge schreibt 1441 der Münchner Otto Ebner. Monac. Franzisc. 193. f. 155.

§ 822: für die lang e n weil H. Sachs 1622. 1560.

§ 876: Machun*g* Biegen Tafeln etc. Besserun*g* Fensterstöck in der Hofbaurechnung. 1613 clm. 2224. In Wilzhunt*er* Zerich und in Ostermunting*er* Pfarre Bischofsdorfer Copialbuch hs.

§ 878 S. 289: 'nid e r n sell, na Nid a n sell, d'Nid e r n seller (Vicaviat Nidersüll) v. kursingers Oberpinzgau 1841: S. 174 — 5. Neu*n*kirchen, jetzt Neukirchen. a a O. 104.

§ 880. S. 291: Windb. 105 f. 274: ich gelaube an ainen Got, vater almechtigen Rot. 108 f. ult^{o}. ich gelaub in Got vatter allmech t i n g e n, der ein schepfer ist des himels und der erden. clm. 11724 (ad 1461) f. 48: ich gelaub in ain Got vatter, almech t i g e n, der ein Scheffer ist himel und erd.

§ 883: var hin brivelin. Cod. Fris. cimel. IV, 6 f. 1476.

§ 917: Zu hab e n de u. viele ähnliche Formen im cod. Ind. 194. Hinterdeckel.

§ 941. Im Zillerthal sei noch das einfache Präteritum Indicativ zu vernehmen. Staffler I, 114.

Zu S. 355 bemerkt Schm. Notkêr accentuirt s*ín*t = sind und s*ín*t im Münchner Fragment.

Zu S. 369: Im tirol. Lechthal: gegan*g*t, gevö*ß*t, gegö*ß*t, gesi*z*t. Staffler Tirol I, 111.

§ 968: Wie fast nirgendwo lässt sich im Zillerthale auch die halbvergangene Zeit vernehmen. (Sieh kurz vorher).

§ 1029: dise salse ist gut zu scheffinen braten zu rindernen. Kochbch. Wirzb. cod.

S. 406: Versteinter Genit. plur. Bern-Biet = Berno. Wirzburgomarcha; der Israhele. Apocalypse (fragm. Roth.)

Anmerk. Meine Bemerkungen zu diesen Nachträgen, sowie mehrere Berichtigungen folgen im nächsten Hefte.

München. Dr. A. Birlinger.

Gegen Herrn von Schmitz-Auerbach
in Heidelberg.

Das dritte Heft des 36. Bandes dieser Zeitschrift enthält eine kleine Abhandlung von S. Auerbach, betitelt: „Widerlegung von J. Grimms angeblicher Verschobenheit eines Präteritums.“ Der Verfasser wendet sich in dieser Abhandlung gegen die Ansicht Grimms, dass in den Verben ich mag, kann, darf, soll, muss etc., für welche die technische Benennung praeterito-praesentia üblich ist, Perfecta mit Präsensbedeutung zu sehen seien.

Bekanntlich hat Grimm diese Ansicht in der Geschichte der deutschen Sprache weitläufiger ausgeführt und hier den Versuch gemacht, die den praeterito-praesentibus zu Grunde liegenden Präsensformen nebst ihrer muthmasslichen Bedeutung zu erschliessen. Ist ihm nun auch bei letztgenanntem Versuche Manches nicht geglückt, so steht doch das Hauptergebniss seiner Forschung unzweifelhaft fest und ist bis jetzt noch niemals angegriffen worden. Der Verfasser obengenannter Abhandlung ist also der Erste, der die Grimmsche Ansicht auch ihrem Principe nach verwirft und wir garantiren ihm, dass er der Letzte bleiben wird, so lange er seine Gegenansicht nicht besser zu begründen weiss.

Von dem Gedanken ausgehend, dass Grimm zu seiner „irrigen“ Ansicht durch eine ausschliessliche Berücksichtigung der Form gelangt sei, geht der Verfasser in seiner Polemik von dem Begriffe der betreffenden Verba aus. Er theilt sie in mehrere Gruppen und bringt die erste Gruppe, die eigentlichen Voluntätszeitwörter, wie er sie nennt, mit dem Begriff des Willens in Verbindung und zwar so, dass er die Verba Mögen

und wollen die Stärke des Willens, können und dürfen, die Freiheit des Willens, sollen und müssen endlich die Beschränkung der Willensfreiheit bezeichnen lässt. Dies führt er dann noch weiter zu einem förmlichen Schema aus, das der ganzen Arbeit zu Grunde liegt. Betrachten wir dasselbe etwas näher, so erkennen wir bald, dass es höchstens vom Standpunkte der heutigen Sprache aus für einigermassen richtig gelten kann, dass es aber grundfalsch ist, wenn wir die Begriffe beachten, welche die betreffenden Verba auf den ältern Stufen unserer Sprache vertreten. Denn unter den sechs genannten Verben sind gerade zwei, denen der von dem Verfasser ihnen zugeschriebene Begriff wenigstens annährend von Alters her innewohnt, es ist dies wollen und sollen, alle übrigen zeigen die von dem Verfasser angeführte Bedeutung erst in der neueren Sprache. Bekanntlich ist mögen in den älteren Dialekten niemals „die blosse Neigung zu einem Thun (oder Unterlassen)“ — dies ist die Bedeutung die ihm der Verfasser zuweist, — sondern es bezeichnet nichts als das physische im Stande Sein, wie können, das der Verfasser das Unverhindertsein von einer das Thun (oder Unterlassen) erschwerenden Drohung nennt, in der älteren Sprache nichts weiter ist, als das im Stande Sein vom Standpunkt des Intellekts.

Dürfen ferner hat in der älteren Sprache ausschliesslich die Bedeutung „ich habe Mangel“ und der Begriff, den ihm der Verfasser im Allgemeinen zuweist, wurde in den älteren Dialekten meist durch das Verbum Müssen vertreten, das wiederum erst im Neuhochdeutschen dasjenige bezeichnet, was ihm von dem Verfasser als Bedeutung zugewiesen wird: „Die gänzliche Aufhebung der Willensfreiheit, oder das Nichtdasein entgegengesetzten Willens.“ Erweist sich so das obengenannte Begriffsschema des Verfassers nur für die jüngere Sprache als einigermassen richtig und zutreffend, so drängt sich die Frage auf, was es denn soll in einer etymologisch-grammatischen Untersuchung, die in ihrem begrifflichen so gut wie in ihrem formalen Theil stets auf die ältere und älteste Sprache zurückzugehen hat. Dem einigermassen kundigen Leser muss es im besten Falle als überflüssig und müssig erscheinen, für den unwissenden ist es aber geradezu gefährlich und irreführend,

wie denn der Verfasser selbst durch dasselbe zu den wunderlichsten und absurdesten Etymologien geführt worden ist

Wir können es uns billig ersparen, diese Etymologien der Reihe nach zu besprechen, denn sie widerlegen sich selbst, einige aber möchten wir doch namhaft machen, um zu zeigen, wohin es führt, wenn man in der Etymologie mit willkürlichen Begriffen operirt. Für das Verbum kann schlägt der Verfasser mehrere Ableitungen vor, die er als gleich gut bezeichnet. Die erste lässt kann von dem ahd. Imperativ kank (= geh) herkommen; ein Wort also, das die zweite Person Singularis eines Imperativs vertritt, wird ohne weiteres vermittelst einer ohnehin sehr bedenklichen Assimilation zur ersten Person Singularis Indicativi eines Verbums mit ganz anderer Bedeutung! In ähnlicher Weise interessant ist die dritte Ableitung, welche kann oder können von dem lat. Partic. praes. Quens herkommen lässt, und die zweite Ableitung steht den andern beiden an Kühnheit nicht nach, indem sie kann aus *μηχανάομαι* entstehen lässt, wobei die griechische Silbe *μη* als unbequem ohne Weiteres gestrichen wird. Vermag ist dem Verfasser andern Ursprungs wie mag. Es kommt von mach und bedeutet kann machen und dürfen scheint ihm von dur (= durch) und heffen (= haben) herzukommen. Durch haben ist soviel wie Thor haben, Durchweg haben, Erlaubniss haben, und so gelangt denn der Verfasser glücklich zu der Bedeutung des Verbums dürfen, die er ihm im obengenannten Schema zugewiesen hat. — Diesen Etymologien deutscher Wörter reihen sich in würdiger Weise einige Etymologien lateinischer Wörter an, die sich am Schlusse der Abhandlung finden. So kommt odi nach der Ansicht des Verfassers von foede, hässlich her, seine Urbedeutung ist daher ich halte für hässlich und memini erklärt der Verfasser aus einer ehemaligen Phrase me minit (= me monet, es gemahnt mich).

Mit diesen und ähnlichen Etymologien bekämpft der Verfasser die etymologischen Deutungen Grimms, mit ihrer Hilfe sucht er die Analogien der urverwandten Sprachen, welche die Grimmsche Ansicht unterstützen, zu beseitigen und gelangt so zu der Ansicht, dass in den praeterito-praesentibus ein perfektischer Sinn nicht zu sehen sei. Freilich würde auch Grimm

einen solchen schwerlich gesucht haben, wenn nicht bei dem innigen Verwachsensein von Form und Bedeutung, das wir überall in der Sprache gewahren, die perfektische Form der praeterito-praesentia, die der Verfasser nicht wegzuleugnen vermag, mit Nothwendigkeit auf eine ursprüngliche perfektische Bedeutung hinwiese. Allein der Verfasser erkennt diese Nothwendigkeit nicht an, so wenig er sie auch zu bestreiten vermag, und um nun doch auch etwas Positives zu geben, spricht er mit beneidenswerther Kühnheit die Behauptung aus, dass in den praeterito-praesentibus, oder wie er sich ausdrückt, in der Voluntätskonjugation, der Rest einer alten Medialbildung zu sehen sei, wofür er uns freilich den Beweis völlig schuldig bleibt. — So viel über die Arbeit selbst. Man wird finden, dass sie einer Beurtheilung eigentlich nicht werth war. Auch wir haben ja nur die Grundlage und die Hauptresultate derselben einer Besprechung unterzogen und würden uns auch diese Mühe gespart haben, wenn uns nicht der Ton, in dem die Arbeit geschrieben, und die Schlussworte des Verfassers zu einer Entgegnung aufgefordert hätten.

Der Verfasser spricht nämlich nicht an einzelnen Stellen bloss, sondern durch die ganze Arbeit hindurch im Tone der grössten Geringschätzung von J. Grimm, dem Meister deutscher Sprachforschung. Er gibt dies selbst indirect zu, indem er in den Schlussworten seiner Abhandlung dem von uns gemachten Vorwurf zuvorzukommen sucht. Hier heisst es nämlich:

„Dieser Abhandlung werfe man nicht vor, sie behandle den berühmten J. Grimm zu geringschätzig! Nennt sie ausdrücklich Irrthum, was entweder Irrthum ist oder doch dem Verfasser in Folge gründlicher Prüfung als Irrthum erscheint, so ist dies eine Pflichterfüllung, welche stets am Platze, nirgends aber nöthiger ist, als gegenüber einer so übermässigen, weil alle freie Forschung lähmenden, so zu sagen vergötterten Autorität.“

Nun wir geben dem Verfasser gerne das Zeugniss, dass er wenigstens von dieser Autorität sich gänzlich emancipirt hat. Er hat sich von ihr emancipirt nicht nur in allen Aeusserlichkeiten, in der Terminologie, in welcher er gänzlich auf eigenen Füssen steht — wir erinnern nur an Ausdrücke, wie teutisch

für deutsch, zeitvokalisch für stark, Entfussung für Entstehung, Enthauptung für Verkürzung, Ausdrücke, die zu dem gewaltthätigen Verfahren des Verfassers vortrefflich passen, — sondern vor allen Dingen hat er sich von Grimm emancipirt in seiner ganzen Art der Forschung, die ebenso unwissenschaftlich, ungründlich und leichtfertig ist, wie die des grossen Meisters wissenschaftlich, gründlich und ernst.

Vielleicht würde der Verfasser in seinem Bestreben, die Wissenschaft von der Autorität Grimms zu befreien, nicht ganz so rücksichtslos gewesen sein, wenn ihm der Gang der deutschen Sprachforschung seit Grimm einigermassen wenigstens bekannt gewesen wäre. Er hätte wissen können, dass die Autorität Grimms nichts weniger ist als eine übermässige, alle freie Forschung lähmende, vergötterte, dass sie im Gegentheil von der Sprachvergleichung, welche seit Grimm die deutsche Grammatik in die Hand genommen hat, viel zu sehr in den Hintergrund gestellt worden ist und dass vortreffliche Winke und Vermuthungen Grimms, ja sogar manche sichere Resultate seiner Forschung unbenutzt geblieben sind. Von Grimm auszugehn, ist noch immer die Pflicht des deutschen Sprachforschers und eine Reaktion gegen die nivellirende Willkür der Sprachvergleichung wäre in der That mehr am Platze als eine Opposition gegen die Autorität Grimms. — Wir empfehlen daher dem Verfasser eine erneute, gründliche Prüfung der Grimmschen Ansicht vom verschobenen Präteritum, wir empfehlen ihm ferner eine hierher gehörige Abhandlung Leo Meyers in Benfeys Orient und Occident (Bd. I., Heft 2) die er noch nicht zu kennen scheint, und er wird uns dann mit der zweiten Abhandlung über denselben Gegenstand, die er in Aussicht stellt, hoffentlich verschonen.

Minden. Dr. Adolf Moller.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Englische Grammatik. Von Eduard Mätzner. 1. Theil. Die Lehre vom Worte. 1860. 2. Theil. Die Lehre von der Wort- und Satzfügung. Erste Hälfte. Berlin. Weidmann'sche Buchhandlung. 1864.

Einem Werke wie diesem gegenüber kann von Kritik natürlich keine Rede sein. Ich für meinen Theil wenigstens kann mich nur als Jünger vor dem Meister beugen und mich von ihm mit aufrichtigem Danke belehren lassen. Dass hier ein Meisterwerk im vollsten Sinne des Wortes vorliegt, welches deutschem Geiste und deutscher Gelehrsamkeit zur höchsten Ehre gereicht, ist im Kurzen mein Urtheil über die ihren Gegenstand erschöpfende Leistung des berühmten Verfassers. Obschon anzunehmen ist, dass das Werk in den Händen Aller, die diese Anzeige lesen, sich befindet, so will ich doch der Ordnung halber die Hauptrubriken des Inhalts angeben und dann mögen einige allgemeine Betrachtungen folgen. „Die Lehre vom Worte" also enthält nach einer als Einleitung vorgeschickten gedrängten Geschichte der englischen Sprache die Lautlehre als ersten und die Formenlehre als zweiten Abschnitt. Selbstverständlich hält dieser Band sich durchweg auf der Höhe der heutigen Sprachwissenschaft, obgleich bei der Etymologie nicht über den engern Kreis des germanischen Elementes einerseits und des romanischen andrerseits hinausgegangen wird. Innerhalb dieses Kreises aber wird die Geschichte jedes der angeführten Wörter mit möglichster Genauigkeit und Vollständigkeit angegeben, und so bietet dieser Theil, soweit die darin vorkommende Wörterzahl reicht, den Vortheil eines zuverlässigen etymologischen Nachschlagebuchs, dem es nur an einem als Anhang beigegebenen alphabetischen Register gebricht, um es zu diesem Zwecke brauchbar zu machen. Hoffen wir, dass der noch zu erwartende dritte Theil diesem Mangel abhelfen werde. Vom darauffolgenden Abschnitte, dem der Formlehre an, haben wir schon Gelegenheit, die zweite Seite, welche dieses Werk auszeichnet und ihm einen Werth verleiht, den die Zeit oder der Fortschritt der Wissenschaft nie schmälern kann, zu bewundern. Denn hier wird nicht bloss die äussere Gestaltung des Wortes und die Entwickelung der Form geschichtlich verfolgt und nachgewiesen, sondern es wird auch diese letztere im echt philosophischem Geiste beleuchtet und ihrem ersten Aufkeime nachgespürt. Diese Behandlungsweise kennzeichnet denn auch durchweg die vorläufig erschienene erste Hälfte des zweiten Theils, welche die Lehre von der Wort- und Satzfügung enthält

und mit den Präpositionen schliesst. Der Sprachbildungsprocess wird hier bis auf seine letzte Quelle — den denkenden Geist — verfolgt, jede Schattirung des Gedankens mit mathematischer Präcision nachgezeichnet und jede Wendung des Ausdrucks mit logischer Schärfe ergründet. Wir sehen das Walten des Sprachgeistes gleichsam vor unseren Augen enthüllt und erkennen auch hier dieselbe Vernunft wieder, die im All herrscht. Sie ist es, die der Sprache Gesetz und Regel giebt, und wie ein rückwärts gekehrter Prophet, also als echter Historiker, weist der Verfasser in dem Gesetz und der Regel, wie solche in den Schriftwerken in die Erscheinung treten, die Vernunft nach, welche das ganze Sprachgebäude durchleuchtet. In doppelter Weise wird uns das Werden der Sprachen vor Augen geführt: einmal nämlich, wie sie oder um es genauer zu fassen, wie die besondere Ausdrucksweise der englischen Sprache im Geiste, dann aber auch, wie sie im Laufe der Zeit, also in den aufeinanderfolgenden Sprachperioden, die bis zum Angelsächsischen hinauf verfolgt werden, geworden ist. Die Belesenheit des Verfassers in den verschiedenen hieher gehörigen Sprachquellen, als da sind die neu-, mittel- und altenglischen und die halb- und angelsächsischen Schriften, grenzt ans Unglaubliche. Den Glanzpunkt dieses zweiten Theils, wenn bei einem so gediegenen Werke, wo überall die Meisterschaft zu erkennen ist, überhaupt etwas besonders hervorgehoben werden darf, bildet meinem Dafürhalten nach jedenfalls die erschöpfende Darstellung der Präpositionen.

Wenn ich nun nach dieser flüchtigen Inhaltsangabe einige allgemeine Bemerkungen hinzufüge, so wird wohl Niemand sie nach dem Vorangegangenen im tadelnden Sinne auslegen. Es sind einfach und lediglich pädagogische Rücksichten, die mich dazu bestimmen dem Werke seine richtige Stelle anzuweisen, damit der, welcher im Archiv Belehrung darüber sucht, wisse, woran er sei. Der anspruchslose Titel englische Grammatik könnte nämlich den weniger Kundigeu glauben machen, das Werk sei gleich anderen englischen Grammatiken für den praktischen Gebrauch geeignet und beim Unterricht zu verwenden. Das wäre freilich ein Irrthum. Aller Faselei und blosser Sprachmeisterei ist mit diesem Werke ein Ende gemacht und es wird fortan jedem Lehrer der englischen Sprache geboten sein, sich an demselben zu schulen und in allen Fällen Belehrung daraus zu schöpfen; ganz abgesehen aber davon, dass es bei der Abwesenheit von Uebungsstücken zum praktischen Gebrauche nicht eingerichtet ist, ist das Werk so angelegt, dass es behufs des Unterrichts in der heutigen Sprache nur von Kundigen benutzt werden kann. Indem Mätzner nämlich, um mich nochmals philosophischer Categorien zu bedienen, das Werden der Sprache entwickelt, hat er nothwendigerweise nicht bloss Alles, was da ist, sondern auch Alles, was da gewesen ist beleuchtet, und es folgt daraus, dass der Lehrer das Veraltete von dem noch Ueblichen, dann aber auch — da ebensowohl Dichter als Prosaisten als Autoritäten herbeigezogen sind, was in der Prosa von dem, was allein in der Poesie zulässig, zu scheiden verstehen müsse. Hierzu kommt noch ein Anderes. Wie in Allem, was dem Geiste entsprungen, so findet sich auch in der Sprache Freiheit und Nothwendigkeit verschmolzen. In der Grammatik machen sich diese Categorien als Regel und Ausnahme geltend, und es gehört eine vollständige Kenntniss des Sprachgebrauchs dazu, zu bestimmen, in wiefern die Ausnahme statthaft sei. Wer mit dieser Kenntniss nicht vorher ausgerüstet ist, den dürfte Mätzner's Grammatik oft in Verlegenheit setzen; denn gerade in Folge ihrer erschöpfenden Behandlung des Gegenstandes wird man so oft auf Abweichungen von der Regel stossen, dass man leicht meinen könne, es herrsche nur Willkür auf diesem Gebiete. Erst kürzlich hat Herr Dr. Poppo im Archiv (Bd. XXXVII 1. Heft) Randglossen zu der vom Herausgeber desselben bearbeiteten Wagner'schen Grammatik veröffentlicht, wobei er bemerkt, dass „manche Angaben der Grammatiker noch nicht die Ge-

nauigkeit und Vollständigkeit erlangt haben, wie sie ein Grammatiker, der im Griechischen und Lateinischen besonders gelebt hat, gewöhnt ist" und dann eine ziemlich lange Reihe von Anomalien aufzählt, die ihm bei der Lektüre der gedachten Grammatik aufgefallen sind. Ob der Vorwurf der Ungenauigkeit gerecht ist, möchte fraglich sein; jedenfalls aber könnte das Verzeichniss der Abweichungen von der Regel noch beliebig vermehrt werden. Je weiter man eben in der Kenntniss der Sprache vorgeschritten ist, desto mehr lernt man die Wahrheit des nulla regula u. s. w. beherzigen. Nichts scheint dann festzustehen, Alles scheint schwankend zu sein. Da gilt es eben, selbst festzustehen, selbst nicht schwankend zu werden. Zu dieser Sicherheit aber kann keine Grammatik verhelfen. Diese erlangt man nur durch die fortwährende und unablässige Lektüre. Man darf aber auch nicht jeden Schriftsteller als massgebend betrachten, wenigstens nicht in allen Fällen. Selbst Mätzner hat vielleicht Dickens z B. zu oft citirt. Seine sprachliche Autorität wird in Deutschland viel zu hoch angeschlagen. In England würde es keinem klassisch Gebildeten einfallen, Dickens als Autorität in grammatischen Punkten anzuführen. Er ist wohl schöpferisch für die Sprache und mehrt ihren lexicalischen Reichthum, dürfte aber schwerlich als ihr grammatikalischer Gesetzgeber gelten. Dasselbe gilt von fast sämmtlichen heutigen Novellisten, nur dass man ihnen Dickens Verdienst um die Sprache nicht in dem Masse wie ihm zuerkennen kann. Oder nehmen wir den bei Mätzner so häufig citirten Dichter Lord Byron. Ich bin fern davon, ihm seine Autorität als testa di lingua abzusprechen; trotzdem frage ich, was soll ein in der Sprache unfertiger beispielsweise mit dem „lay" anfangen, welches eine der schönsten Stellen in seinen ganzen Werken entstellt (childe Harold IV. 180.)? Irre ich nicht, so findet sich auch einmal der in Shakspeare's Zeit noch gewöhnliche doppelte Comparativ more better bei ihm. Beweis genug, dass man weder ihn, noch die das Alterthümliche gern benutzenden Dichter überhaupt in allen Fällen als Norm für den gangbaren Sprachgebrauch gelten lassen kann. Von Shakspeare selbst und seinen Zeitgenossen kann nicht die Rede sein; denn sie zählt Niemand zu den neuenglischen Schriftstellern. Die Grenzlinie, welche das Altenglische (nach Andern das Mittelenglische) vom Neuenglischen scheidet, verlegt auch Mätzner eigentlich erst ins siebzehnte Jahrhundert; doch muss das Neuenglische von dem neueren abermals getrennt werden, so dass die heute mustergiltige Prosa nicht etwa, wie man oft glaubt, von der Essayistenperiode, sondern erst vom letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts her datirt. Das allerneueste Englisch ist freilich noch jünger, indessen kann man die Unterabtheilungen nicht ins Unendliche fortsetzen, was bei einer lebenden Sprachen allerdings nöthig wäre. Denn jeden Tag sprudelt die Quelle neu hervor, wird die Sprache neu geschaffen. Wie sie ihren Wortschatz bereichert, so ändert sie auch ihre Formen oder Ausdrucksweisen, und von Stillstand giebt es hier ebenso wenig wie bei dem unaufhörlich dahinrauschenden Strom. Was das Weltmeer für diesen, das ist die Literatur für die Sprache, nur dass das Verhältniss ein umgekehrtes ist, oder streng genommen auch nicht; denn wenn die Literatur einerseits das Behältniss für den Sprachstrom ist, so erzeugt sie auch wieder andrerseits die Sprache und nährt ihre Quellen, also gerade wie die Ströme ins Meer sich ergiessen, von diesem aber vermittelst der Ausdünstung ihre Nahrung wieder erhalten.

Indem ich dem Herrn Verfasser zum Schluss nochmals meinen Dank für seine hochverdiente Arbeit abstatte, erlaube ich mir noch, ihn darauf aufmerksam zu machen, dass die Zahlen bei den Citaten hier und da einer etwas strengeren Revision bedürfen, obschon ich dem Werke im Uebrigen eine seltene Correctheit nachrühmen muss, die um so mehr anzuerkennen ist, als die Belegstellen so massenhaft und in so kleinem, wie auch scharfem und deutlichem Druck aufgespeichert sind. Selbstverständlich wird Jeder, dem ein gründ-

liches Studium der englischen Sprache am Herzen liegt, der Fortsetzung des Werkes mit Spannung entgegensehen und dem Verfasser Kraft und Ausdauer zu dessen Vollendung wünschen.

Leipzig, 1865. Dr. David Asher.

Geflügelte Worte. Der Citatenschatz des deutschen Volkes. Von Georg Büchmann. Zweite Auflage. Berlin 1865. Haude- und Spener'sche Buchhandlung (F. Weidling).

„Voll weiser Sprüch" das ist das Motto dieses, 1864 in erster und bereits ein halbes Jahr darauf in zweiter Auflage erschienenen und in kurzer Zeit so bekannt gewordenen Büchleins, dass sich Referent entschuldigen muss, mit seiner Besprechung so spät nachzukommen, nachdem ihm bereits fast alle Zeitungen und Zeitschriften des Inlandes, einige sogar des Auslandes (wie Athenaeum, Saturday Review u. a.) vorangegangen sind. Und doch hat, da hier in den Citatenschatz aller neueren Völker gegriffen ist, die vorliegende Zeitschrift ein ganz besonders nahes Interesse an dieser literarischen Erscheinung. Das Citat hat sich in den gebildeten Nationen längst schon Bürgerrecht neben dem Sprichwort erworben: es ist der zugezogene feine Herr unter einer eingebornen, landestüchtigen Bevölkerung; es ist aber heimisch geworden und das Alt- und wie das Neuberechtigte hat sich gegenseitig in der Praxis längst arrangirt. Theoretisch war bisher kaum eine Scheidung vorgenommen, am wenigsten aber war eine Sammlung und Zusammenstellung unserer Citate neben den oft herausgegebenen Sprichwörtern bis jetzt geschehen. Diese Lücke füllt das Buch von Herrn Georg Büchmann aus. — Citat und Sprichwort verhalten sich wie Kunst- und Volkspoesie; und wie in dem grossen Kreise der Literatur diese Beiden sich ergänzen, oft unmerklich ihre Grenzen gegen einander vertauschen, so ist es mit Citat und Sprichwort der Fall; beide gehen oft in einander über. „Der Schriftsteller benutzt ein Sprüchwort, und dieses tritt von da ab im Gewande eines Citats auf; das Citat wird so volksthümlich, dass des Schriftstellers, von dem es ausgeht, nicht ferner gedacht wird, und es bekommt so den Charakter eines Sprichwortes." Und wie das Sprichwort hat es ähnliche Wirkung. Es giebt Sprichwörter wie Citate, die schlecht wirken, an denen eine laxe Sittlichkeit oder ein depravirter Geschmack eine Stütze finden; die, „gleich dem Unkraut wüste Häupter schüttelnd" tausendfältigen schädlichen Samen ausstreuen. Was das Citat anbelangt, so dürfte man vielleicht hierher das parodirte Citat rechnen, und jene, die die Gedankenlosigkeit bemänteln, so dass sie, nach der Vorrede unseres Büchleins, zum „esprit de ceux, qui n'en ont pas" werden. Andererseits sind Sprichwort wie Citat, ohne Missbrauch verwendet, fruchtbare Keime, die manchem unklaren, werdenden Gedanken in der Brust des Volkes oder der Jugend plötzlich die lichte, ausdrucksvolle Form geben, und somit dem Denken wie dem Sprechen einer Nation Prägnanz und Präcision, Geist und Witz verleihen. So wirken auch sie sprachbildend, und insofern klares Sprechen klares Denken ist, sind sie ein wesentliches Glied in der complicirten Werkstätte der geistigen Bildung eines Volkes.

Von solchen Gesichtspunkten geleitet, hat der Verfasser seinen Citatenschatz gesammelt und für den bisher in unserer Sprache fehlenden, dem Citat äquivalenten Ausdruck sein „geflügeltes Wort" eingeführt, nicht im Homerischen Sinne, sondern um die Natur der schnellen Verbreitung desselben zu bezeichnen. Dem Verfasser ist es gelungen, unserer Sprache damit ein neues Sprachbild zu geben, denn der Ausdruck ist bereits adop-

tirt und oft, in Vorträgen, in Parlamentsreden, in Zeitungen seitdem erwähnt und im gleichen Sinne gebraucht worden. Schon das ist ein, nicht gering anzuschlagendes Verdienst. Wer aber weiter das handliche, schön gedruckte Büchlein jetzt bequem durchblättert, der leichten Uebersicht sich erfreut, und von der geistreichen Einkleidung die auch in das Unzusammenhängendste Verknüpfung zu bringen weiss, die sich gleich fern von pedantischer Schwere wie von unwissenschaftlicher Leichtfertigkeit hält, und so in Anmuth sich fortentwickelt, wer sich, wie gesagt, von allen diesen Vorzügen fesseln lässt, — der möge auch zugleich nicht übersehen, welche gründlichen Vorkenntnisse zum ersten Sammeln und welche Fülle von Fleiss zu der Ausführung dieses, nun fast mehr ästhetisch als gelehrt sich darstellenden Werkes gehörten: denn wie oft verbirgt das gebräuchlichste deutsche oder lateinische Citat, das wir Alle arglos benutzen, mit launischem Eigensinn seine Quelle. „Ja Bauer, das ist ganz was Anders“ — „Caeterum censeo“ — „der König rief und Alle, Alle kamen“ — und manches andere Citat gehören zu diesen, deren Auffindung der Leser wahrscheinlich nur auf den ersten Blick noch für leicht halten wird, während unser Buch ihn eines Besseren belehren kann.

Für den Geist einer Nation ist es bezeichnend, wieviel, woher und was er citiert. Der Franzose citirt, wie wir aus Hrn. Büchmann's Vorrede erfahren, das Lateinische und das einzige englische to be or not to be ausgenommen, nur sich selbst; der Engländer nur die antiken Classiker, die Franzosen, seine eignen Schriftsteller und nur in wenigen hochgebildeten Kreisen etwa noch das Deutsche; der Deutsche in seiner universalen Bildung citiert alle Nationen, mit Vorliebe natürlich die eigne. Schiller's ethisches Pathos, Göthe's epigrammatische Lehrsprüche bilden, gerade neben dem Tiefsinnigsten von Shakspeare wieder den Lieblingsschatz, aus dem er schöpft. Wenn man die Gelegenheitstellen, die ihre Berühmtheit z. B. nur dem Umstande verdanken, dass sie im Anfange eines beliebten Stückes oder Gedichtes stehen („die schönen Tage von Aranjuez — Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt“ etc.) hier ausser Acht lässt, so ist es in ethischer wie intellectueller Beziehung höchst interessant, zu sehen, was eine Nation mit Vorliebe citiert. Vielleicht kann man sagen, der Franzose wählt vorzugsweise das epigrammatisch-Geistreiche, der Engländer das juridisch-Practische, der Deutsche das Philosophische, das Ethisch-Sentimale. Aus diesem Gesichtspunkte wird die uns vorliegende Sammlung sowohl für Völkerpsychologie als auch für Culturgeschichte ein dankenswerther Beitrag sein.

Das Buch führt uns mit den Göthischen Worten „Hier sind wir denn vorerst ganz still zu Haus, von Thür zu Thüre sieht es lieblich aus“ zunächst, wie billig, in die deutschen Citate ein. Schillers lyrische Gedichte haben 43 geflügelte Worte, und wenn wir die Distichen einrechnen, 50 geliefert; die meisten darunter (9) sind der Glocke entnommen. Gegen „Trink ihn aus, den Trank der Labe, und vergiss den grossen Schmerz“ möchte, wenigstens in Bezug auf den sehr bestimmt bezogenen zweiten Vers, Referent Bedenken erheben; der Gebrauch ist ohnehin meist nur parodisch. Hinsichtlich der Distichen „Glücklicher Säugling etc. Kannst Du nicht Allen gefallen etc. Weil ein Vers dir gelingt etc.“ müsste sich Referent gleichfalls dem vom Verfasser bei dieser Gelegenheit erwähnten Kritiker der ersten Auflage anschliessen, und ihnen die Volksthümlichkeit bestreiten. Auch „Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen, und siegt Natur, so muss die Kunst entweichen“ möchte mehr in der bizarren Umgestaltung und bei Gelegenheit einer pikanten Geschichte, wie sie uns der Verfasser pag. 19 launig vorträgt, fortleben, als in unveränderter Form uns geläufig sein. Die Schillerschen Dramen sind mit 97 Citaten vertreten; die meisten hat der Wallenstein geliefert. Die drei Jugenddichtungen in ihrem hochgespannten Pathos werden fast nur parodisch citiert. Aus den Räubern finden wir das Citat „Und darum Räuber und Mörder!“, wie uns der Ver-

fasser belehrt, nur in der Mannheimer Theaterbearbeitung, es ist also unmittelbar von der Bühne ins Volk übergegangen; nur möchte der Gebrauch mehr provinziell sein, vielleicht Berlin besonders eigen, wo ja die Räuber ihre erste populäre Würdigung fanden; Referent erinnert sich weder am Rhein noch in Niedersachsen dasselbe gehört zu haben. Wenn das bekannte „Ich bin besser als mein Ruf" (Maria Stuart) von dem Verfasser auf Beaumarchais' Barbier von Sevilla zurückzuführen ist, so dürfte man auch bei dem Citat aus Don Carlos „O wer weiss, was in der Zeiten Hintergrund noch schlummert" wohl an das Shakspare'sche „And, O, what better matter breeds for you, than I have named" denken. — „Der Knabe Don Carlos (oder Carl, wie Referent in seiner Ausgabe liest und wie es auch nur in den Vers passt?) fängt an mir fürchterlich zu werden" erinnert an jene originelle Art, wie der grosse Devrient bei Lutter und Wegener im Weinhause einst diese Worte und sein eigenes Spiel parodirte; das „Sonderbarer Schwärmer" an die naive und unbewusste Parodirung jener amerikanischen Theaterübersetzung in strange firecracker. Sollten nicht in der Rede Octavio Piccolomini's, dessen Schluss das geflügelte Wort ist „Das eben ist der Fluch der bösen That" etc. auch die früher stehenden Worte „Es ist nicht immer möglich im Leben sich so kinderrein zu halten" zu den Citaten zu rechnen sein? — „Nichtswürdig ist die Nation die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre" (aus der Jungfrau von Orleans) ist wohl dadurch besonders geflügeltes Wort geworden, dass es Beitzke als Motto über sein bekanntes Werk von den Freiheitskriegen setzt; am frühesten möchte es von der Königin Louise citiert sein in einem Briefe vom September 1808. — Sollte zu den Citaten aus der Braut von Messina nicht auch „Auf den Bergen ist Freiheit", besonders in unserer reiselustigen Zeit, hinzutreten müssen?

Göthe ist für das geflügelte Wort fast nur in seinen Sprüchen und im Faust, in den übrigen Dramen aber wenig ergiebig. In den Sprüchen besitzt Göthe die grosse Kunst der Aneignung und Umschmelzung, so dass vieles, was älteres Citat oder Sprüchwort ist, durch ihn ein neues, jetzt populäres Gewand angezogen hat. Iphigenie ist nur mit zwei Citaten, dagegen der sentenzenreiche Tasso mit neun vertreten; in wunderbarem Reichthum aber der Faust. Wie manche geflügelte Worte ihre Geschichte, und oft eine höchst interessante Geschichte haben, zeigt der Vorfall, den der Verfasser bei der Anführung des „rothen Fadens" (aus Ottiliens Tagebuche in den Wahlverwandtschaften) erzählt, pag. 47. Lessing hat wenig zum Citatenschatz beigetragen, so epigrammatisch er auch seinem poetischen Charakter nach ist. Der Verfasser aber erlaube, dass wir noch folgende zwei zur Prüfung empfehlen: das eine aus dem einzigen populär gewordenen Trinkliede aus der Jugendepoche Lessings „Lieber Tod, ich möcht auf Erden gern ein Mediciner werden" als ironisches Wort auf den Stand der Aerzte; und dann das Wort des Pirro in Emilie Galotti „Ha, lass Dich den Teufel bei einem Haare fassen und Du bist sein auf ewig". Wieder ist es hier das tiefsinnigste, das philosophischte Stück, der Nathan, der eine reichere Ausbeute gewährt; ob das (nicht aufgenommene) Wort „betrogene Betrüger" aus der Erzählung von den Ringen nicht häufiger citiert wird, als das „Nur muss der Eine nicht den Andern mäkeln, und muss der Knorr den Knubben hübsch vertragen etc." lassen wir dahin gestellt; der Verfasser sagt selbst einmal, es giebt Lieblingscitate, die ein jeder für sich hat, die ihm bei besonderer Gelegenheit lieb geworden sind, die aber gleichwohl nicht allgemeine Anwendung haben: vielleicht, dass dies letztere mehr in dies Gebiet fallen möchte. Noch geringere Ausbeute hat Herder geliefert (3); wir geben anheim, ob nicht parodirend die Anfangsworte des Cid „Trauernd tief sass Don Diego" ebenso häufig gebraucht werden als das (aufgenommene) „Rückwärts, rückwärts stolzer Cid!" Wieland gehört nur durch seinen Oberon hierher, der zwei, vielleicht nicht einmal vor Anfechtung ganz sichere, Citate liefert; Müllner, Grillparzer, unsere

Schicksalsdichter, werden jeder in je einer Stelle ironisirend citiert. Auffallend ist es, dass ein so beliebter Dichter wie H. Heine nur zwei Citate liefert: sollte es in der eleganten Leichtfertigkeit dieses Dichters liegen, das seine Worte mehr am Auge vorüberblitzen als in der Seele haften? Referent wagt einzelne, gleichfalls mehr leichtsinnige als bedeutsame Worte, die ihm im Sinne liegen, nicht zur Prüfung vorzuschlagen, da sie ihm selbst zweifelhaft sind. Seume liefert zwei geflügelte Worte aus dem Gedichte „der Wilde" und dann das bekannte „Wo man singet, lass Dich ruhig nieder." Bei Claudius liesse sich vielleicht ausser dem angeführten Einem Citat (Ach sie haben etc.) noch das „So jemand eine Reise thut, so kann er was erzählen" in Frage ziehn, und doch auch wohl „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsere Reben." Bei Luther drängt sich die, in unserem Buch noch unbeantwortete Frage auf, woher das berühmte, oft citierte „Wein, Weiber und Gesang" stammt? Unter den trivialen Quellen entsprungenen Citaten, die aus Possen, Kotzebue'schen und Langbein'schen Liedern, Operntexten etc. entnommen sind, und die keinen unwesentlichen Beitrag geliefert haben, dürfte vielleicht das sentimental ironisirte „Guter Mond, Du gehst so stille etc." und das „Du, Du liegst mir am Herzen", „Was ist der Mensch, halb Gott, halb Affe" zu erwähnen sein — aber wir möchten dabei in Regionen kommen, die nicht mehr zu den gesunden unseres Volkslebens gehören. Für jenes tief-unsinnige Wort „Des Lebens Unverstand mit Wehmuth zu geniessen" weiss Referent zwar ebenso wenig Rath wie der Verfasser, möchte aber jedenfalls auf einen studentischen oder Docentenkreis von Hegelianern schliessen, oder auch auf sich selbst parodirende Ausläufer der Romantik, denen der ironische Standpunkt ja eben Blüthe des Geistes und der Poesie war.

Die „Citate aus fremden Schriftstellern" sind in unserem Büchlein in solche getheilt, die uns in deutscher Zunge geläufig sind, und in solche, die wir in ihrem fremden Gewande benutzen. Es sei uns erlaubt, einige Bemerkungen hinzuzufügen; die Bezeichnung „Mentor" dürfte gewiss mehr auf den Télémaque des Fénelon als auf Homer zurückzuführen sein. Sollte von Sophokles das „Viel Gewaltiges lebt, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch" gerade in dieser Donner'schen Fassung nicht nahedaran sein, sich deutsches Bürgerrecht zu erwerben? Shakspeare ist bereits im Gewande der Schlegel-Tieckschen Uebersetzung so populär, dass uns die 13 Citate, die er bietet, eher zu knapp gemessen scheinen; Worte wie „Brutus ist ein ehrenwerther Mann" und Falstaffs „Hol die Pest Kummer und Seufzer, sie blasen den Menschen auf wie einen Schlauch" werden gewiss noch mehr deutsch, als in ihrem ursprünglichen Gewande citiert. — In den Citaten aus fremden Sprachen danken wir dem Herrn Büchmann eine Berichtung über das stets falsch angewendete le style c'est l'homme; ferner die Constatirung einiger sehr schwieriger Redensarten, wie das semper aliquid haeret, u. a. m. Auch das Molière'sche (Molière ist überhaupt stark, 10 mal, vertreten) la grammaire qui sait régenter jusqu'aux rois finden wir aufgenommen, obwohl weiland Kaiser Sigismund, der auf dem Conzil von Constanz das Wort schisma als femininum gebraucht hatte, auf seinen Schnitzer aufmerksam gemacht, behaupten wollte, ein römischer Kaiser stehe über der Grammatik (regem romanum esse supra grammaticam). Die Auswahl ist hier so reich und entspringt aus einer so gründlichen und umfassenden Kenntniss der französischen Literatur, dass hier vielleicht der Franzose noch mehr gewinnt als der Deutsche; denn die meisten dieser Citate möchten eben nur die Allergebildetsten unter uns verwenden. — Ungleich reicher aber als der französische ist unser englischer Citatenschatz; und besonders florirt Shakspeare, und wie schon erwähnt, gerade wieder mit seinen gehaltvollsten Stücken; ausserdem gebrauchen wir Citate von Dryden, Southey, Young, Pope, Johnson, Gray, Cowper, Sheridan, Wordsworth, Coleridge, und besonders von Franklin. Dürftig sind die Citate aus dem Italienischen, wenig

zahlreich auch die aus dem Griechischen. — Bei den Lateinern ist besonders Horaz, nächst ihm Virgil ausgiebig; aber der Verfasser hat sich die grosse Mühe gegeben, schwer zu findende Worte auf ihre Urheber zurückzuführen oder den Irrthum zu widerlegen, der oft an sehr gebräuchliche sich anhaftet. Das habent sua fata libelli bekommt im Grammatiker Terentianus Maurus, das oderint, dum metuant im Accius und andere berühmte Worte in anderen, oft sehr entlegenen, Autoren ihren Vater; aber manche Worte wie das bekannte tempora mutantur etc. suchen denselben auch nach des Verfassers gründlichen Forschungen noch immer vergebens.

Einen bedeutenden Abschnitt bilden die biblischen Citate. Geistreich fasst sie der Verfasser in einen grossen Satz, gleichsam in einen fingirten Nekrolog des Menschen an sich zusammen: nur müssen wir entschieden das „Simonie treiben“ als ein nur historisches, nur in einer bestimmten Epoche geltendes daraus zurückweisen, das heute nur noch der geschichtlich Gebildete versteht. Sollten neben dieser Aufzählung nicht auch noch die Biblischen Thiere eine bescheidene Rolle verdienen? Noahs Taube mit dem Oelzweig, Bileams Esel, Daniel in der Löwengrube, Simsons Eselskinnbacken (Simsons Kalb ist erwähnt) u. dergl.? — Wäre der Vers aus Hiob 1, 21 der Herr hat es gegeben etc. nicht vielleicht vom Anfang an „Ich bin nackend“ u. s. w. zu citieren? Sollte ferner „seine Hände in Unschuld waschen“ nicht ebenso sehr auf die Handlung des Pilatus als auf die Worte der angeführten Psalmen zurückgehen?

Mit einer Sammlung historischer geflügelter Worte schliesst das Buch. Unsere politisch bewegte Zeit hat dazu den grössten Beitrag geliefert. Friedrich Wilhelm IV. in seiner geistreichen Weise, Napoleon I. und III. und in unseren parlamentarischen Kämpfen vorzugsweise conservative Autoritäten (vielleicht weil die ernste wie satirische Opposition sich rasch gewisser Ausdrücke als ihrer Zielpunkte bemächtigt) wie Manteuffel, Leo, v. Bismark haben politische geflügelte Worte geschaffen. Ob sie alle dauern werden? das muss die Zeit lehren. Gewisse anekdotenhafte Aussprüche regenerieren sich; so scheint es mit dem „Der Bien muss“ gegangen zu sein, das allerdings in der vom Verfasser pag. 217 mitgetheilten interessanten Geschichte die möglichst drastische Einkleidung und Veranlassung bekommen hat. Referent aber entsinnt sich einer alten, früher in Braunschweig gern erzählten Geschichte, wonach ein Invalide des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges auch stets mit Enthusiasmus von Amerika redete, und in diesem seinen Enthusiasmus die Bienen so gross wie die Hammel machte. Nun kommt dieselbe verfängliche Frage, wie gross denn die Körbe seien, und dieselbe naive Antwort: Nicht grösser als hier; auf die Frage, wie sie denn hineinkommen, giebt es noch nicht die politisch-drastische, russische Lösung: „Der Bien muss“ (der wir nach unserem Geschmack den Vorzug geben), sondern die harmlosere und unschuldigere „da lat sei sylbenst tauseihen“. Auch das „korrekte Verfahren“ („korrekte“ Anschauungen etc.) ist wohl schon ein, im Anfang der fünfziger Jahre aufgekommener conservativ-bureaukratischer Ausdruck, und wohl nicht erst auf des Herrn v. Schleinitz Ausspruch bei Gelegenheit des oestreichisch-französischen Krieges zurückzuführen.

Der geehrte Verfasser verzeihe uns, wenn wir aus Liebe zu seiner Arbeit und gefesselt von seiner Aufgabe, uns zu den Helfern gestellt haben, von denen er am Schluss sagen kann „die ich rief die Geister, werd' ich nun nicht los.“ Jeder möchte zu der fleissigen Arbeit mit Rath und That auch ein Scherflein beifügen, selbst auf die Gefahr, dass es unbrauchbar befunden wird, und dass er dem Autor nur neue Noth macht. Das Werk ist eben national und populär geworden, und er trägt die Ehre wie die Last davon.

Dr. David Müller.

Programmenschau.

Deutsche Satz- und Interpunktionslehre, von Conrector Dr. Metger. Programm des Gymnasiums zu Emden 1864.

Um den Schülern die Regeln der Interpunktion anschaulich zu machen, ist eine Satzlehre vorausgeschickt; diese nimmt den bei weitem grössten Theil der Arbeit ein. Der Verfasser hat es sich besonders angelegen sein lassen, auf die Sammlung der Beispiele den grössten Fleiss zu verwenden, von der Ansicht geleitet, dass gehaltvolle Sätze das Interesse des Lernenden auch für die Regeln anregen werden. Die Ansicht ist gewiss im Grunde richtig, aber es ist zu bezweifeln, dass das Interesse auch für die Sätze ein dauerndes sein könne, wenn sie bald historischen, bald naturhistorischen, bald philosophischen u. s. w. Inhalts sind. Das System der Satzlehre ist gründlich durchdacht und durchgearbeitet, vielleicht aber zu gründlich, dass es nicht den Schüler ermüden sollte. Und wenn für die Grammatik jeder Sprache der Grundsatz gilt, dass sie nicht in das Prokrustesbett der Logik gelegt werden darf, dass die Tyrannei des Sprachgebrauchs genauer darauf angesehen werden muss, ob sie wirklich eine zu vernichtende Usurpation ist, so bleibt es auch bedenklich, Sätze als fehlerhaft zu bezeichnen, wie: „Endlich kam mein Freund, an den ich stets gedacht und seine Ankunft täglich erwartet hatte“ (vor welchem Machtspruch die Analogie so vieler Sprachen warnen muss), oder: „Die Stände erklärten, dass die Krone in dem Hause des Königs erblich wäre“ (was nur = „sein würde“ stehen soll) statt „sei“. Auf diese Satzlehre ist also die deutsche Interpunktionslehre gegründet; dass sie darauf gegründet werden muss, wer wird das behaupten? Sie hat aber den Vorzug der Consequenz.

Beiträge zu einer methodischen Behandlung der deutschen Lectüre und des deutschen Aufsatzes in der Secunda. Von Oberlehrer Klostermann. Programm des Gymnasiums zu Burgsteinfurt. 1865.

Zum Mittelpunkte des Unterrichts sei auch hier eine gehaltvolle und eindringende Lectüre zu machen, die Einführung einer Chrestomathie unerlässlich, wozu am meisten das Lesebuch von Paulsiek empfohlen wird. Es seien zu empfehlen Schiller's Tell, Jungfrau, Maria Stuart, Wallenstein, Balladen von Bürger, Schiller, Uhland, Schwab, Chamisso, Herder's Cid, Hermann und Dorothea, Oden von Klopstock, culturgeschichtliche Gedichte von Schiller; aus der Prosa Schiller's dreissigjähriger Krieg, Abfall der Niederlande, Gesetzgebung des Solon u. ä., Aufsätze von Forster, Ranke,

Schlosser, Raumer, Varnhagen v. Ense, W. v. Humboldt, Herder, Lessing, Garve, Jacobs u. A. Relation, Charakterschilderung, Vergleichung, Entwicklung, Abhandlung bilden den Kreis, der die deutschen Aufsätze in der Secunda umschliesst. Muster seien vorher mitzutheilen.

Zeugnisse aus dem deutschen Unterrichte in der obersten Klasse des Gymnasiums zu Aurich. Vom Rector Reuter. Programm des Gymnasiums zu Aurich. 1864.

Wir haben hier Zeugnisse mitten aus dem Unterrichte heraus, ausführliche Dispositionen von Lesestücken und Thematen, welche schon in der Schule behandelt sind; solche Abhandlungen, sagt der Verfasser, sind für die Schüler weit instructiver, als die sorgfältigste Correctur. Die hier gewählten Prosastücke sind: Griechenlands Tage und Bevölkerung von Herder, und: über Plan und Einheit in Herodots Historie von Creuzer. Die Dispositionen der beiden Stücke sind, nachdem diese mit ihnen übersichtlich durchgegangen, von den Schülern selbst aufgefunden, dazu dann aber Anmerkungen hinzugefügt, Andeutungen enthaltend, wie die allgemeinen Gesichtspunkte für die tiefere Auffassung des Besprochenen genommen worden sind. Hiebei kam es besonders darauf an, den Unterschied der heidnischen und der christlichen Weltanschauung klar zu machen; hierauf geht der Verfasser sehr gründlich ein und regt so zum tiefen Denken an. Denselben Gesichtspunkt halten auch die Dispositionen der gestellten Themata fest, sie sind daher sehr tief eindringend und sehr ausführlich: 1) Der glückliche Mann nach der Unterredung Solons mit Crösus S. 12 — 17, 2) Wer der König Ödipus sei in des Sophocles gleichnamiger Tragödie S. 17 — 24; 3) Cicero's Ansicht von der Ertragung des Uebels und des Christen Heldenthum in Leiden S. 25 — 42. Auf die höchst werthvolle Abhandlung mögen alle Lehrer in den obern Classen aufmerksam sein.

Die Vocalverhältnisse der Mundart im Burggrafenamte. Von A. Maister. Programm des Gymnasiums zu Meran. 1864.

Unter dem Burggrafenamte versteht man Meran und seine Umgegend. Der Verfasser hatte bei seiner Arbeit zunächst die Schüler seiner Heimath im Auge, für welche beim Studium des Mittelhochdeutschen es bequem ist, die älteren Lautverhältnisse mit denen der gemeinen Mundart zu vergleichen, die in vieler Beziehung der ältern Sprache näher steht als die Schriftsprache. Indessen wenn auch die Meraner Mundart an der äussersten Grenze deutscher Zunge vielfach sich vergröbert hat, so ist sie doch, weil sie vieles besser unterscheidet als die Schriftsprahe, für den Forscher überhaupt wichtig genug, sie bietet manchen Aufschluss sogar, wo über die Aussprache des Mittelhochdeutschen Unsicherheit herrscht. Aus diesem Grunde verdient die Abhandlung, welche mit Fleiss und Sorgfalt geschrieben ist, auch in weiteren Kreisen Beachtung.

Beitrag zur Dialect-Forschung in Nord-Böhmen. Von Ignatz Petters. Programm des Gymnasiums zu Leitmeritz. 1864.

Schon im Programm von 1858 hat der Verfasser werthvolle Beiträge aus seiner Gegend zur deutschen Dialektologie niedergelegt, welche im Archiv angezeigt sind. Auch dies Heft (m bis r) bietet des Interessanten viel; die aufgeführten Wörter sind dem Niederdeutschen fast alle fremd. Der Verfasser hat sich auch hier nicht mit Proben begnügt, sondern ist, wohlbekannt mit der betreffenden Literatur, auf die verwandten Dialekte und die mittelhochdeutschen Verwandtschaften zurückgegangen. Möge ihm die Musse zu ferneren Arbeiten auf diesem Gebiete und die Unterstützung seiner Schüler bei den Sammlungen bleiben!

Die Fremdwörter im Deutschen. Von Anton Holzer. Programm des Gymnasiums in Krems. 1864.

Der Aufsatz hat den Zweck, besonders die Schüler auf einen in der Grammatik wenig beachteten Gegenstand aufmerksam zu machen. Er untersucht zuerst die Ursachen des Eindringens der Fremdwörter und bespricht dann die Versuche, welche bis jetzt gemacht worden sind, die deutsche Sprache von den Fremdwörtern zu reinigen, von Karl dem Grossen bis auf die lobenswerthen Bemühungen unserer Turnvereine. Neues bietet die Abhandlung nicht, zeugt aber von Kenntnis der Sache.

Erinnerungen an Wolfram v. Eschenbach. Von Director Dr. C. C. Hense. Programm des Gymnasiums zu Parchim. 1864.

Die Abhandlung ist eine klare und sinnige Charakteristik Wolfram's; es sind Erinnerungen an die Vorzüge des Dichters, welche zum Studium anregen sollen. Der Verfasser hebt zuerst die Gestaltungsfähigkeit Wolfram's hervor, seine Kunst den verworrenen Stoff der bretonischen Sage zu ordnen, seine Tiefe. Dazu geht er kurz den Inhalt des Parzival durch und bespricht das Verhältnis des Helden zum heiligen Gral. Er setzt die vielfache Aehnlichkeit des Gralcultus mit dem Tempelherrnorden und seinen Eigenthümlichkeiten auseinander, die offenbar deistische Richtung desselben, die die Verehrung Christi nicht kennt. In der Gralsage lassen sich die britischen und provençalischen Bestandtheile sondern, zu diesen gehört das Lokal, auf welchen sich die Helden bewegen. Den Quellen gegenüber ist Wolfram selbständiger Dichter, das zeigt sich in der Anordnung der Gruppen. Vergleichen wir mit Parzival den Poredur der wälschen Sage, so sehen wir, dass jener weit innerlicher ist, so wie auch über allen Charakteren immer hervortritt, so dass diese nur als seine Folie erscheinen. Im Parzival erscheint der Dichter subjectiv; das Bewusstsein der Würde der Kunst und seines künstlerischen Werthes spricht sich wiederholt aus. Die Armuth seiner Verhältnisse hatte die Selbständigkeit seines Charakters und seine Neigung zu Spott und Humor genährt. Sein Vertrauen auf Gottes Hülfe und Treue, seinen tief christlichen Ernst wiederum spricht er durch den Mund des Einsiedlers Trevrepent aus. Nach den Angriffen, die er von Gottfried von Strassburg erfuhr, ist seine Sprache klarer und ruhiger im

Willehalm, welches Gedicht mit dem ähnlichen Rolandsliede verglichen wieder die tiefe Begabung Wolfram's beweist; der Unterschied beider Behandlungen der alten Sagen zeigt sich in dem verschiedenen Verhältnisse zu den Sarazenen, dem Motive des Zuges gegen die Araber, der Stellung der Geistlichkeit. Noch mehr als im Willehalm tritt die Persönlichkeit Wolfram's im Titurel zurück, in dem die Tiefe der psychologischen Auffassung mit der Schönheit des Ausdrucks wetteifert.

Ueber den Mönch von Salzburg, von Gymnasiallehrer Jos. Ampferer. Im Programm des Gymnasiums in Salzburg. 1864.

Der Mönch von Salzburg wird in allen grösseren Literaturgeschichten erwähnt. Es ist gewiss, dass er dem Benedictinerstifte St. Peter angehörte und Zeitgenosse des Erzbischofs Pilgrim von Puchheim († 1396) war. Wahrscheinlich macht es der Verfasser, dass er identisch ist mit dem Prior Hermann. Von seinen Liedern existiren viele Handschriften, welche der Verf. aufführt; besondere Beachtung verdienen eine Strassburger, drei Münchner und drei Wiener. Die Lieder sind theils geistliche theils weltliche. Von den Kirchenliedern sind namentlich die Uebersetzungen von Hymnen und Sequenzen hervorzuheben, theils beziehen sich die Lieder vorherrschend auf Gott und göttliche Personen, theils sind sie Marien-, theils Heiligenlieder. Von den erstern, welche der Verfasser theotische nennt, theilt er mit den Hymnus: Christe qui lux est (Urtext, Uebersetzung des Mönchs, Interlinearübersetzung, Uebersetzung Rambach's), a solis ortus cardine (Urtext, Uebersetzung des Mönchs, Uebersetzung Heinrichs von Laufenberg und Schlosser's), Lauda Sion salvatorem (Urtext von Thomas von Aquino, Uebersetzung des Mönchs, Uebers. aus dem 14. Jahrhundert und Schlosser's), Pange lingua gloriosi (Urtext von Thomas, Uebersetzung des Mönchs, von 1422 und von Schlosser), Veni creator, von den Marienliedern: Stabat mater dolorosa (Urtext, Uebersetzung des Mönchs, Uebers. aus Hortulus animae und von Pachtler); Ave Maria; Main Trost, Maria, raine mait. Die Heiligenlieder haben einen weit geringeren poetischen Werth als die vorhergenannten; zu ihnen gehört auch das Weihnachtslied: Joseph, lieber neve mein', hier mitgetheilt. Die weltlichen Lieder sind derb wie jene Zeit; der Verfasser hat es vermieden auf sie einzugehen. Im Anhang ist uns eine Handschrift der Salzburger Studienbibliothek, ein nach Inhalt und Ausdrucksweise an den Mönch von Salzburg erinnerndes Gedicht mitgetheilt.

Mittelniederländische Psalmen, Hymnen und Gebete aus zwei handschriftlichen Breviarien der herzoglichen Bibliothek zu Gotha in Auswahl mitgetheilt und sprachlich beleuchtet von Karl Regel. Programm des Gymnasiums zu Gotha 1864.

Von diesen zwei Handschriften stammt die eine und bessere aus dem Ende des 14. Jahrhunderts, die zweite aus der ersten Hälfte des 15. Es sind daraus mitgetheilt die sieben Busspsalmen, acht Kirchenlieder (mit dem lateinischen Text zur Seite: te deum laudamus, o gloriosa femina, ave Maria stella, rex Christe clementissime, fit porta Christi pervia. veni creator Spiritus, veni sancte Spiritus, salve regina) und eine Versificirung der zehn Gebote. Einen besondees hohen Werth erhält die Abhandlung durch die

den grössern Theil einnehmenden Erläuterungen. Der Verfasser erläutert nämlich sowohl die vielen Eigenthümlichkeiten der Breviarien in der Wortbildung als in den lexicalischen Erscheinungen, und hier wieder die Lehnwörter und das Einheimische scheidend, mit ungewöhnlicher Belesenheit auf das Gründlichste. So ist auf die Abhandlung als einen sehr wichtigen Beitrag zur Kenntniss der germanischen Sprachen in ihrem ganzen Umfange, besonders auch des Niederdeutschen, aufmerksam zu machen.

Lessings dramaturgische Ansichten. Von Dr. Adolph Schröer. Programm der Realschule in Hagen. 1865.

Nur hier und da auf ältere Schriften, wie auf den Briefwechsel mit Nicolai, Rücksicht nehmend, entwickelt der Verfasser aus der Hamburgischen Dramaturgie Lessings dramaturgische Ansichten. Wenn auch Lessing kein System aufgestellt hat, so sind doch seine einzelnen Sätze so bahnbrechend geworden, dass eine systematische Ordnung derselben eine passende Aufgabe war. Einzelne Einwürfe Hettner's gegen Lessing hat der Verfasser gelegentlich widerlegt.

Briefe von H. Voss, Charlotte v. Schiller, F. Passow, K. Reisig, G. Hermann, G. W. Nitzsch, Fr. Thiersch, Ph. Buttmann, J. H. Voss, Lobeck, Schleiermacher. Mitgetheilt von Ch. Pansch. Programm des Gymnasiums zu Eutin. 1864.

Die Eutiner Bibliothek enthält aus dem Vermächtnisse des Prof. Abraham Voss eine Anzahl von Briefen an J. H. Voss und Heinr. Voss. Aus dieser Sammlung theilt Director Pansch einige Briefe hier mit, die besonders in literarhistorischer Beziehung nicht ohne Interesse sind. Die zuerst vorgeführten von Heinrich Voss aus Weimar aus den Jahren 1802 bis 1805 dienen zur Vervollständigung der bekannten „Mittheilungen über Göthe und Schiller in Briefen von H. Voss“, wie diese verbreiten sie sich über des jungen Lehrers Verhältnisse, bestätigen namentlich sein herzliches Verhältniss zu Göthe und Schiller, bezeugen wie sie seinen tiefen Schmerz bei Schillers Tode, welcher bekanntlich in den „Mittheilungen“ so ergreifend geschildert ist, die Innigkeit Schillers („Wie hat der Mann sein Töchterchen unaussprechlich lieb; ich glaube, die zärtlichste Mutter kann nicht liebender sein“). Hervorzuheben möchte dann noch die Mittheilung sein, dass zu Schillers jüngster 1804 geborener Tochter J. H. Voss Gevatter stand und sie nach ihm Louise genannt wurde, sowie über Frau v. Staël am 27. April 1804: „Frau v. Staël ist jetzt in Weimar mit August Wilhelm Schlegel (sage August W. Schlegel). Das ist mehr als man erwarten konnte.“ Das innige Verhältniss von H. Voss zum Schiller'schen Hause bezeugt auch der schöne Trostbrief, den Charlotte v. Schiller nach desselben frühem Tode an die Mutter Ernestine Voss 8. November 1822 richtete. Die darauf folgenden Briefe beziehen sich auf den Voss-Creuzer'schen Streit; die berühmten philologischen Briefschreiber bezeugen darin ihre Verehrung für Voss als den Vorkämpfer für Wahrheit und Geistesfreiheit, welche durch die Romantik so sehr gefährdet waren. Die Erinnerung an diesen Streit ist durchaus nicht unzeitgemäss, da in der Biographie Stolbergs von Menge kürzlich wieder ein einseitiger Standpunkt eingenommen ist. Voss hielt es bekanntlich für nöthig derb dreinzuschlagen; durchaus ihm gleich aber kommt auch sein berühmter Mitkämpfer Lobeck, der in den hier mitgetheilten Briefen

so erscheint wie wir ihn kürzlich aus seinem von Friedländer herausgegebenen Nachlasse kennen gelernt haben.

Der Brief von Passow ist an Abraham Voss gerichtet, aus Berlin 1814, voll Lobes der dortigen philologischen Vorlesungen Wolfs. Karl Reisigs Brief von 1821 an H. Voss handelt über dessen Uebersetzung des Aristophanes, G. Hermann's von 1821 an H. Voss dankt für die Uebersetzungen des Aristophanes, Horaz und Virgil. G. W. Nitzsch 1324 übersendet J. H. Voss den Anfang seiner Homerischen Untersuchungen. F. Thiersch spricht in seinem ersten Briefe 1819 an J. H. Voss über Homerische Arbeiten; besonders interessant ist der zweite von 1820 mit dem er ihm seinen Pindar vorlegt, hinweisend auf die scharf die Zeitverhältnisse berührende Vorrede, ein griechisches Epigramm auf Voss, den Vorkämpfer wissenschaftlicher Wahrheit, welches gedruckt werden solle, mittheilt und erzählt, dass er mit den jungen baierischen Prinzessinnen den Homer, Virgil, Theokrit in der Uebersetzung und Voss Luise gelesen, die Tragiker, Shakspeare, Herodot, Plutarch, Einzelnes von Plato, von den Deutschen nur Klopstock, Voss, Goethe's Hermann und Dorothea, Iphigenie und Tasso lesen wolle, aber nichts von Schiller; „Schiller wird als das Sentimentale zu stark aufregend, ungeachtet seiner Herrlichkeit entfernt gehalten von den Gemüthern, die mehr für das Edle im Starken und zu demselben erhoben, als in den Leidenschaften des eigenen Gemüthes sollen geführt werden.“ Ph. Buttmann dankt im Namen der Akademie 1824, seine Zustimmung zu dem Standpunkte aussprechend, für die Antisymbolik, worauf Vossens Antwort folgt. Entschieden sind besonders Lobecks sieben Briefe 1821 — 23, alle sich auf die symbolishen Kämpfe und Lobecks Vorarbeiten zum Aglaophamus beziehend, voller Siegeslust; die „Lügenhaftigkeit und armselige zusammengestohlene Gelehrsamkeit des Symbolikers“, der unmündige „Lese-Demos, der sich lieber neue Auflagen von Jacob Böhme, Symbolik und Eulenspiegel wünscht und den dienstfertigen Cleonen huldigt, die seine Launen pflegen“, „der seine blauen Märchen nie missen kann und an der laterna magica der jetzigen und künftigen Kreuzer steht und sich bald Atlanten, bald Celten, bald den erschlagenenen Meister und die andern Geheimnisse vorgaukeln lässt“, werden tüchtig durchgehechelt. Die traurigen Verhältnisse der Universität Halle nach der Schlacht von Jena bespricht ein Brief Schleiermacher's, der Schreiber aber ist wie immer voll Hoffnung der Wiedergeburt Deutschlands.

Die mitgetheilten Briefe sind so anziehend, dass der Wunsch berechtigt ist, es möge der Herausgeber bald wieder Aehnliches finden und mittheilen.

Herford. Hölscher.

Miscellen.

Herrn Dr. A. Birlinger.

Geehrter Freund!

Erinnern Sie sich noch des schönen Maitages, den wir im Jahre 1861 bei Gelegenheit einer Sitzung der gemeinnützigen Gesellschaft des Kantons Thurgau in Kreuzlingen an den schönen Ufern des Bodensees mit einander verlebten? Damals liessen Sie mir eine Anzahl Gedichte zurück, die sich auf den Toggenburger Krieg beziehen und die Sie, ich weiss nicht mehr, in welcher Klosterbibliothek des Landes aufgestöbert hatten, mit dem Auftrage, sie in irgend einer Schweizer Zeitschrift zum Abdruck zu bringen. Aber Zeit und Wechsel der Verhältnisse liessen mir die Sache aus dem Sinne kommen, da brachte plötzlich die Lesung ihres Namens unter den handschriftlichen Nachträgen Schmellers zu den Mundarten Bayerns Ihren Auftrag mir wieder in Erinnerung, und ich komme hiermit demselben, wenn auch etwas verspätet, nach. Auf poetischen Werth machen Bärenhold's lustige Feldlieder keinen Anspruch, aber vielleicht sind sie für die Leser des Archivs doch nicht ohne Interesse als schweizerisches Sprachdenkmal des zweiten Decenniums des vorigen Jahrhunderts.

Dr. K. Braunemann.

An den unpartheyischen Leser.

Solt man jetz die lieder lesen
    Wie vor 56 jahr
Machten ein so lautes wesen
    Werd' bald stehen offenbahr
Daß mein dichten und mein singen
    Nicht zu grob unhöfflich fall
Es ist jener alten dingen
Nur ein schwacher wiederhahl.

Finis.

Bärenhold's
Lustige
Feld-Lieder.
Das Dritte.

Doctor Martis T. Emetio und Purgatz für die Gelb-Goldsüchtige Badanella.

Oder

Capitulation

der

Stadt Baden.

Im Thon:

Als der graue Winter gstorben etc.

Gedruckt im Jahr, 1712.

1.

Zarte Jungfrau Badanellen
 Wie seht ihr so kränklich auß,
Will der Magen euch geschwellen,
 Oder was will werden drauß?
 Euer Augen thun mir sagen,
 Daß die Gelbsucht euch thu plagen.

2.

Es ist ja schon gantz verblichen
 Euer Stirnen Helffenbein,
Von den Leffzen ist gewichen
 Der gefärbt Corallen-Schein,
 Euer anvor schöne Wangen
 Jetzt mit Rosen nicht mehr prangen.

3.

Euer Leben ist verstopffet,
 Euer Magen gantz verschleimt,
Merkt, der Puls drum ungleich klopfet,
 Und zu Gesundheit sich nicht reimt.
 Darumb so müßt ihr euch bequemen
 Gute Mittel einzunehmen.

4.

Weil der Leber kleine Rörgen
 Bey euch hart verstopffet seyn,
Weil vielleicht noch von Villmergen
 Alte Grillen stecken drin,
 Soll ein solches altes trutzen
 Jetzt deß Bären Sieg außbutzen.

5.

Weil der Magen auch angfüllet
 Mit zu vielem Gut und Geld,
Ist ein Mittel, das unwillet,
 Von Herrn Marte angestellt,
 Wann dem Bär ohn Widerstreben
 Ihr zum Schatz die Schlüssel geben.

6.

Dises wird gar bald außführen,
Was im obern Magen z'viel,
Hernach müßt ihr auch purgieren
Mit dem Rha zu gleichem Ziel,
Hierbey muß man Wermuth schluckē,
Daß das Ubel thu fortrucken.

7.

Ihr müßt hierauff von euch geben
Sechzig Stucke ohnbeschwerd,
Alle Fahnen auch darneben,
Wie Herr Mars von euch begehrt,
Wann ihr d'Glocken dann auch kauffē,
Werd ihr etwas ringer lauffen.

8.

Neben diesem müßt ihr schwitzen,
So das beste Mittel ist;
Ohne Landvogt niemahl sitzen,
In dem Raht zu keiner frist,
Schwitzen müßt ihr noch darneben,
Schöne Geld-Summ hinzugeben.

9.

Endlich müßt ihr auch benennen,
Was deß Ubels Ursprung sey,
Daß Herr Doctor könn erkennen,
Und wol rahten auch darbey,
Was ins künfftig ihr solt meiden,
Wann ihr nicht wolt Krankheit leiden.

10.

Böser Lufft vor allen Sachen
Schadet eurem Temprament,
Kan im Blut ein Fäulniß machen,
Bsonders die man Südwind*) nennt,
Drumb solt ihr von selben Enden
So viel möglich euch abwenden.

11.

Gsaltzen Speisen müßt ihr lassen,
Kalte Milch ist auch nicht gut,
Sauren Essig müßt ihr hassen
Und durch süsser Liebe Glut
Suchen euer Oberherren
Gunst und Gnade zu vermehren.

12.

Lewen-Tappen für Jungfrauen
Hat gewißlich grossen Ruhm,
Bärsanitkel läßt sich schauen,
Ein wohlriechend schöne Blum,
Diese beyde solt ihr ehren,
Können euren Wolstand mehren.

---

*) Schau die Land-Charten.

13.

Nach Gebrauch der Mittel allen,
Fliehet auch Melancholey;
Laßt euch alles wohlgefallen,
Denkt daß alls von Gott her sey,
Denkt daß er die Mittel geben,
Zu verbessern euer Leben.

Das Vierte.
Badisches
Braut-Lied,
Und
dess Fried-liebenden Bären Unschuld.
Im Thon:
Weisstu nicht wo Breysach ist etc.

1.

Lieber ist dir nicht bewißt
Etwan durch dein reisen,
Wo das berühmte Baden ist?
Ey so thu mirs weisen,
Dort wo man den Berg auffgeht
Gar ein lustig Schlößlin steht.
Courage, Courage.

2.

Baden ist ein schöne Braut,
Herrlich außgezieret
Wird dem grossen Bär vertraut,
Der sie jetzt heimführet,
Ey wie lieblich und wie schön
Wird zum Tanz er mit ihr gehn.
Courage etc.

3.

Es ist ja ein ruhmlich Ding,
Für die Braut zu streiten,
Und die Freud ist nicht gering,
Solche zu erbeuten,
Wann der Neydhans mit Verdruß
Selbst der Sach zusehen muß.
Courage etc.

4.

Es ist auch der Hochzeit Brauch,
Daß man tapffer schiesset,
Der Heroisch Pulver-Rauch
Nur die Feind verdriesset,
Jungfrau, der Carthaunen Blitz
Sind nur tolle Freuden-Schütz.
Courage etc.

5.

Also hab ich dich mein Schatz
Glücklich emportieret,
Ob ich zwar auf deinen Platz
Gar nicht canonieret,
Doch hat solches mein Gespan
Treulich für mich schon gethan.
Courage etc.

6.

Dann der tapfer Zürcher-Lew
Ist da vorgesprungen,
Hat mit fröhlich Feld-Geschrey
Dir ein Liedlein gsungen,
Wie man singet in dem Feld,
Wenn man d' Städt belägert hält.
Courage etc.

7.

Mörsel da die Sänger seyn,
Bomben schwarze Noten,
Welche zu dir fliegen ein
Als gesandte Botten,
Daß du ja fürsichtiglich
Zeitlich jetzt ergebest dich.
Courage etc.

8.

Bomben fliegen dir in d' Schoß,
Welche gfährlich brennen,
Es wird ja dein schönes Schloß
Solches selbst bekennen,
Weil auf dessen hohe Zinn
Auch die Bomben flogen hin.
Courage etc.

9.

Es steht zwar nicht übel an
Einer Braut, sich wehren,
Und nicht allzugschwind eingahn,
Was man thut begehren,
Also hast auch züchtiglich
Anfangs etwas gewehret dich,
Courage etc.

10.

Mit dem Geschütz von hohem Schloß
Woltest uns abweisen,
Doch der Lew vermerkt den Poß,
Thät dirs artlich reisen,
Und durch einen Bumben-Schutz
Legt er nider solchen Trutz.
Courage etc.

11.

Diese Bomb hat deine Stuck
Glücklich demontieret,
Hat noch drüber solchen Druck,
Daß sein Hand verliehret
Deines Schlosses Commendant,
Schultheiß Dorer wohlbekannt.
Courage etc.

12.

Nun auff solches Hochzeit-Feur
Köntest dich besinnen,
Dann hiervon gantz ungeheur
Fingen an zu brinnen,
Nicht ohn deinen Schreck und Grauß,
Ein und ander schönes Hauß.
Courage etc.

13.

Als ich drauf kam vor den Platz
Zu galanesieren,
Thätest mich mein lieber Schatz,
Aus Noth charessieren,
Eh ich einen Schuß gethan,
Namest mich zum Liebsten an.
Courage etc.

14.

Die dich sollten schützen vor,
Thäten von dir fliehen,
Liessen mich durch offen Thor
Zu dir einher ziehen,
Waren froh, daß sie in Ehr
Kamen fort mit liechtem Gwehr.
Courage etc.

15.

Meines Hackbretts süssen Klang
Liessest dir gefallen,
Daß du gleich den ersten Rang
Gabest mir vor allen,
Gabst dich ohn Condition
Nur auf mein Discretion.
Courage etc.

16.

Du hast mir ein HeuratGut-
Bracht von sechzig Stucken,
Solche will mit Helden-Mutt
Ich auf d' Feind loßdrucken,
Wenn sie sich noch etwan mehr
Liessen sehen hin und her.
Courage etc.

17.

Nun ich zu dem Braut-Geschenk
Thu dich auch begaben,
Daß du meiner eingedenk
Sollest Freyheit haben,
Freyheit, doch mit gwisser Maß
Ich auß Gnaden dir zulaß.
Courage etc.

18.

Mehrer Freyheit wär dein Gfahr,
Könntest dich vergehen,
Es ist besser, glaubts fürwahr,
Daß wir auff dich sehen,
Siehet man nicht genau auf Kind,
Können gfährlich fallen gschwind.
Courage etc.

19.

Schultheiß Schnortz der Händel-Mann
Solt mehr Fleiß anwenden,
Daß er ja nicht greiffe an
Gschäfft der Hohen Ständen,
Dann zu solcher hohen Sach
Ist sein Weißheit viel zu schwach.
Courage etc.

20.

Doch solt ja mit billich Reu
Jetzund auch gedenken,
Wie du ehmals ohne Scheu
Thätest mich bekränken,
Da du ein verstellten Bär
Spöttlich führtest hin und her.
Courage etc.

21.

Du wirst ja dein lieben Bär
Jetzund besser ehren,
Denn zumahlen hin und her
Gewißlich nicht mehr wehren,
Der wird jetzund alls das mein
Angenehm und liebwerth seyn.
Courage etc.

22.

Meine Feind als deine Feind
Sollest jetzund achten,
Meine Freund als deine Freund
Sollest auch betrachten,
Sonderlich der Zürcher Lew
Hat verdienet Lieb und Trew.
Courage etc.

23.

Hast du nun mein liebes Herz
Dich mir ganz ergeben,
Ey so thu jetzt ohne Scherz
B'ständig bei mir leben,
Dann die alte Buhler dein
Vor mir all geflüchtet seyn.
Courage etc.

24.

Zu Bremgarten an dem Wald
Ist der Tanz angangen
Da hab ich sie solcher Gstalt
Nach Manier empfangen,
Daß zwey Tausend gleich dahin
In Ohnmacht gesunken seyn.
Courage etc.

25.

Solchen, wanns nicht ruhig seyn,
Will ich besser zwagen,
Wann ihr Schaden noch so klein,
Will ich mehr drauff schlagen,
Wann sie nur im Feld sich mir
Stellen dörffen nach Gebühr.
Courage etc.

26.

Ich weiß daß mit List und Tück
Sie mir zwar nachstellen,
Doch hoff ich von Gott das Glück
Meine Feind zu fällen,
Weil die Sach, für die ich fecht,
Billich ist und gantz gerecht.
Courage etc.

27.

Hät nicht jener schwarze Mann
Unsre Brüder drucket,
Wär das Feur nie gangen an,
Hät mein Schwert nie zucket,
Er ist der schöne Christ,
Der deß Kriegs ein Ursach ist.
Courage etc.

28.

Dann wie offt zuvor der Bär
Frieden heissen machen,
Weiß der Feind von selbst unschwer,
Thät offt drüber lachen,
Ja der Bär darumb insgmein
Müßt der Fridli-Macher seyn.
Courage etc.

29.

Ey was Wunder ist es dann,
Daß dem Bär auffgrochen,
Daß der schwartz unruhig Mann
Frieden so oft brochen!
d'Welt wurd wundern, wann der Bär
Noch nicht drüber zornig wär.
Courage etc.

30.

Ey so kann man ja kein Klag
Auf den Bären legen,
Dann es heiter ligt am Tag,
Wie ihm Krieg entgegen,
Doch wann man ihm macht z'viel Werk,
Weiß er wol wie groß sein Stärk.
Courage etc.

31.

Seine Zeit in stiller Freud
Thät er gern zubringen,
Doch wann mit Unbscheidenheit
Ihn Jemand thut zwingen
Greift er endlich zu dem Schwert,
Und schlagt zimlich grob und härt.
Courage etc.

32.

Drum wird auch sein redlich Hertz
Sieghafft triumphieren,
Und der Feinden Spott und Schertz
Sich wie Rauch verlieren,
Allen Feinden noch zum Trutz.
Bleibet Gott deß Bären Schutz.
Courage etc.

An die Heldenmüthige
Sieger.

WEil man ja sicht daß selbst
Der Himmel für euch streit
So brauchet ohn Verzug
Die schön gelegne Zeit,
O Bern, ist Benhadad
Gefallen dir in d'Hände,*)
Schau daß nicht Ahabs Sünd
Zum Schaden dich verblende.
Krieg fort für GOTTES Ehr,
Thu mit Joas drauff schlagen,**)
Biß daß deß Glaubens Feind
Besieget ganz verzagen.

*) 1. Reg. 20. 42. — **) 2. Reg. 13. 19.

Das stolze Amaleck
So allezeit gesucht
Der Frommen Undergang,
Sey selbsten jetzt verflucht.
Daß es wie Gibeon
Dem Isrel dienen müsse,*)
Und also seinen Stoltz
In schwerem Joch wohl büsse.
Drumb führet weiters fort
Beglückten Waffen-Tantz,
Dann Gott dem Bären gonnt
Ein neuen Ehren-Krantz.

Das Glücke wird hassen
Die, so sich verlassen,**)
Auf die nicht Götter seyn:
Die habens getroffen,
Die auf Gott thun hoffen,***)
Der alles regiert allein.

Das

Fünfte.

Parnaßischer Echo über deß Bären Sieg.

Du schöne und schwetzige
Nympfen im thal
O hertzen erquickender
Lieblicher schall
Kann ich jetz hoffen du werdest mich hören
Echo Ehren

Wiltu mich ehren und gar nicht betrüben
So wirstu mit mir die Kurtzweil jetz üben
Und fügliche Antwort auff fragen mir geben
Echo Eben

Nun eben und wahrhafft hoff ich zu hören
Was meines Hertz freuden jetzt könne vermehren
Sage hat g'sieget nun aber der Bär
Echo Er.

Hat dan Vielmergen nicht brochen sein Muth?
Ist immer noch feurig und kriegisch sein Bluth?
Ist dann gantz stahel und eisen sein Hertz?
Echo Ertz.

Was saget hierzu der tapfere Leuw?
Der allzeit verharret in freundschaft getreuw?
Was saget er zur vergangener schlacht?
Echo lacht.

*) Joh. cap. 10. — **) Ps. 115. V. 4. — ***) Ps. 115 V. 11.

Der leuw recht lachet als b'ständiger freund.
Was aber thun machen die g'schlagene find?
Was sprichet Lucern zu obiger sach!
Echo ach.

Ach billich selbes thut seufzen und klagen,
Weil aber seyn beste Soldaten erschlagen.
Sie haben nun letzlich viel 1000 verlohren
Und glauben den Pfaffen die kindische Thoren
Echo Ohren.

Sie haben lang ohren den Pfaffen zu glauben
Die Ihnen durch ablaß das gelte aussaugen.
Echo Augen.

Blind augen sie haben sonst wurden sie sehen
Wie trieglich die Pfaffen mit Ihn umgehen
Was bringet jezt voriges pochen und treuwen
Echo Reuw.

Das reuwen zu spät nur schmertzen thut bringen
Der Bär voll freuden kan danzen und springen
Die siegel sein nahmen und lobe vermehren
Echo Ehren.

Die Ehre thu mir vor allen Gott geben,
Der stärket und machet uns sieghafft darneben
Den Herscher deß Himmels wir billich drum loben
Echo oben.

Oben im Himmel und unden auff erden
Vor allen er billich gelobet soll werden
Es wird ja der feindlichen Hochmuth jetz schweinen
Echo weinen.

Das weinen und trauren steth Ihnen jetz an
Weil faurius selbt heulet der greuwlich wild man
Den Bären macht selich der glückliche streich
Echo Reich.

Was ihnen villmergen Ehemahlen genommen
Hat alles schon reichlich Er wieder bekommen
Sag Echo wer jeztund mehr Schaden empfinden
Echo finde.

Die finde die ehemals so trutzig sich g'stellet
Sind nun durch unglück in gruben gefellet.
Die finde vor grimmen und neide verschmachten
In dem sie deß Bären groß siege betrachten
Echo achten.

Sie müßten sie achten und selber aus sagen
Daß sie nun zweymahl auffs haubte geschlagen
Echo lagen.

Es lagen viel 1000 aller Orten zerstreuwet
Welche alle zuvor sehr hochmütig gereuwet
Jeder woll'n zehen Berner erlegen insgemein
Echo Mein.

Ich mein es hatt sich das wieder Spiel zutragen
Jeder Berner hat 10 der finde erschlagen
Habens abermahl faltsch Zedel gelernt in d' Falle?
Echo Alle.

Ja alle bethöret sind zogen in kriege
Und hoffen durch Zedel unfehlbaren siege
Sie aber erfahrten die thor recht
Echo Recht.

Sag Echo wer thät doch die zedeli schreiben,
Und solche betriegliche post mit treiben
Sind etwan ung'lerth abergleubsche Pfaffen?
Echo Affen.

Wahnwitzige Affen sinds billig zu nennen
Die auff Gott nit trauwen noch ihne recht kennen
Sie gleichen dem unkraut und brennenden neßeln
Echo Eslen.

Eslen der Propfet sie billich vergleichet*)
Weil dero verstand vom höchsten abweichet
Sie thun ja das volke erbärmlich verwirren
Echo irren.

Der irrenden sich doch erbarmen noch wölle
Und solche zur Christlichen Herde auch stelle,
Der Gnädige Gott zu dem ich mich wende
Echo Ende.

Schön freundliche Nympfe ich thu dir dank sagen
Du redest ganz weißlich auf alles mein fragen
Lebe wohl biß wieder wir kommen zusammen
Echo

Amen.

Kurzer Sonnet

von dem Sanct Gallischen Lycaon Ovid: Metamorph. L. 1. §. 6.

O Greuwlich Abentheur! o wie ist alles verwirrt!
Es solte ja der Hirt, die Zarten Schäfflin retten
Wann sie der grimmig Leuw und wilde Bär betretten**)
Ach selbst der falsche Hirt, zum wolff und Mörder wirdt!
Daß dem nun also sey, gnug Toggenburg erfahret,
Da muß vom zürcher Leuw und auch vom wilden Bären
Wieder deß Hirten grim das Schäfflin hilff begehren
Ja Es war schon dahin, hätts nit der Leuw und Bär bewahrt.

*) Ps. 32. V. 9. — **) 1 Sam. 17. V. 31.

Der selbst besengte Phaëton.

Nor so qui supra L. 2. §. 1.

D. Schweizerland beglückt in welchem lang thät blühen
Der allein wärthe Frid, nun thut Mars auch drein ziehen,
Weil jener schwartze abt den Leü und bär erweckt
So hat er's Vatterland mit Kriegsfeüwer angesteckt
Es gieng halt dieser man, auff gar zu hohen sehnen
Daß er im Fürsten stand, niemahls hat können ruhen
Und ihm nit gnug geweßt, was sein vorgehnden Fürsten:
Sonder noch immerhin thät unersättlich dürsten
Nach unrecht guth und gwalt gleich heidnischen Tyrannen
Das recht drum solchen man, jezt billich thut verbannen
Er soll in d' fliker Zunkt sich laßen Ehst einschreiben
Weil er im fürsten-stand nit fridlich können bleiben
Sonder erwartet hat, daß er von g'ringen holtz
Kombt in den Herren-stand ist mehr dan andre stoltz
Wir laßen ihn nun gehn, dahin nach seinem rath
Das feür das er ang'steckt, ihn selbst besenget hatt
Uns wird die fridens sonn, ehe wiedum bescheinen
Als er sein elend gnug, und fürchtlich wird bewein.

Geminatae Victoriae
duplex chronost VIC.
toria re DDIX
fa DI fragos fer Let f ULMen
et Ira PoLl.

Das Sechste.

Deß Hoch-Löbl: Standes Bern Dreyfach-Ruhm- und Wunderwürdiger undernemmen.

Drey fürstenmäßige sachen
Die Herr, von Bern jetz machen
Deren jedes besunder,
Der Nachwelt bringt wunder
1. Mit fürstlichem Gebeüw der Kornmarkt wird gezieret;
2. Mit fürstlichem unkosten die kandel in see geführet;
3. Mit fürstlichem vermögen gleicher gestalten
Wird ein großes Kriegs-heer im Felde erhalten
Zu diesen 3 werken gantz gnädig wöll geben
Der drey-Einige Gott sein kräfftig Seegen;
Und alles zu neidiger finden verdrießen
Erwünschet mit b'ständigem glüke beschließen
A M E N.

Das Siebende.

Von der Seyser Lection,
darby dem Feind mehrer Schad und Schand zugewachsen.

1.

Saget ist mein Wunsch und bätten
Bißhin in den Lufft verstreuet?
Will man uns noch nicht erretten
Von des Kriegs Ungestümmigkeit?
Herrschet Mars noch ohne scheuen?
Kan kein Fried uns noch erfreuen?

2.

Ceres, welche ihre Gaben
Bringet her in voller Schooß,
Wünscht die Friedens-Sichel z'haben,
Dann die Ernd ist reich und groß,
Wann Mars wäre abgescheiden,
Ey wie frölich wurd man schneiden.

3.

Sensen, Sichel soll man brauchen
Jetzt bey diesem Sommer-Krieg
Wann Taback darbey thut rauchen,
Gibt es ein erwünschten Sieg
Für den Baur der auf der Weite
Machet reiche Ernd und Beute.

4.

Solches beuten, solches siegen
Lobt ein mildes Christenhertz,
Muß es aber blutig kriegen,
Bringt es ihm nicht gringen Schmertz,
Darumb dann auch unsre Herren
All ein guten Fried begehren.

5.

Aber leider! unsere Feinde
Lassen sich noch also an,
Daß sie noch ihr Schad, noch Gründe
Zur Gebühr bewegen kan;
Ja man kan ihr Wort nicht trauen,
Und so schwerlich Frieden bauen.

6.

Dann man thut ihr Irrthumb kennen,
Daß sie durch ganz falschen Wahn
Ehrlich Christen Ketzer nennen,
Und darauff noch fest bestahn,
Daß sie, solt es Gott verdriessen
Kein Eyd solchen halten müssen.*)

7.

O was Irrthumb! O was Greuel!
Wie doch spielen die mit Gott!
Auß der Höllen schwartz Nachtheuel
Haben auffgsetzt diß Gebott:
Aber Ungarn das kann klagen,**)
Was für Frücht es hab getragen.

*) Also lehren sie mit ihrem Concilio zu Costnitz und hats erfahren Huß der treue Zeug dess Heil. Evangelij.

**) Es ist Welt bekannt. dass als A. 1441. Ladislaus König in Ungeren, auß Zumuthung deß Päbstlichen Legats Juliani, gegen dem Türken Eyd- und Fried-brüchig worden, er hierüber bey Varna umb Cron und Leben, auch sein Land in äusserstes Verderben kommen, der Legat aber von den ergrimmeten Bauren erschlagen worden. Hist. Ung. A cit.

8.

Seht doch wie der Feind von Pfaffen,
Und auch von dem schwartzen Mann
Sich noch immer lasset affen,
Und zum Unglück führen an,
Ja zum Meineyd, pfui der Schanden!
Zum Verderben ihrer Landen.

9.

Neulich an der tieffen Aaren*)
Ward ein Frieden neu gestellt,
Lucern, Ury darbey waren,
Haben sich zum Bär gesellt:
Aber ihn nur zu betriegen,
Weil ihr Hertz gedacht zu kriegen.

10.

Dann bald aller Treu vergessen**)
Liessens den Landsturm ergehn
Wolten jene gleich auffressen,
Welche friedlich thäten stehn***)
Bey benanter Seyser Brucken,
Thäten feindlich auf sie rucken.

11.

Ihrer bei sechs tausend waren,
Dieser nur ein kleiner Hauff †)
Welcher doch in diesen Gfahren
Schuß und schlug so tapffer drauff
Daß der Feind, so sie bestritten,
Selbst den grösten Schaden glitten.

12.

Bäum und Wälder, Wieß und Auen,
Und die Schäflein auf der Weid,
Thäten ganz erstaunet schauen
Hier deß Bären Tapferkeit,
Da eine gringe Zahl Soldaten
Mit so viel zu fechten hatten.

13.

Selbst der Reuß gekräußte Wellen
Und das angeblümte Feld
Müßten da das Urthel fällen,
Daß der Bär gleich einem Held
Sich könt von so vielen Finden
Noch mit grossem Ruhm außwinden.

14.

Es wolt zwar auß solchen Sachen
Ihm der Feind durch falsches Gschrey
Selbst ein Sieg und Lorber machen,
Doch daß diß gantz eytel sey
Könt sein eigner Schad ihn lehren,
Wann er sich nur wolt dran kehren.

---

*) Zu Aarau. — **) 19. Juli zu Lucern. — ***) 20. Juli. — †) 1400.

15.

Dann hier könt er klar gnug sehen,
Wie der hoch Allmögend GOtt
Thät der grechten Sach beystehen,
Und wie Untreu komb in Spott,
Weil viel tausend nicht han können
Wenig hundert hier zertrennen.

Das Achte.

In bekanntem Thon.

1. HImmel, deine Wunderthaten
Isrel billich preisen thut,
Weil sie öffters gsehen hatten
Uber ihre Feind dein Ruht,
Senharib der stolz Tyran *)
Uns ein solches lehren kann,
Welchem du in einer Nachte
Hast geschwächet all sein Machte.

2. Was dergleichen nächster Tagen
Durch dess Himmels Wunder-Macht,
Hat sich bei uns zugetragen.
Da der Feinde hat gedacht,
Uns durch falschen Friedens-Schein
Listiglich zu schläffen ein,
Und hernach den Garauss zmachen,
O der falsch-treulosen Sachen!

3. Kurtz zuvor da thätens schreiben **)
Under Gottes höchstem Nam,
Daß sie wollten friedsam bleiben:
Doch bald ohne Treu und Scham ***)
Liessens stürmen in dem Land,
Zu Lucern, wie es bekannt,
Haben Treu und Fried gebrochen,
Aber GOtt hats hart gerochen.

4. Erstlich an den Seisser Gstaden, †)
Als sie mit sehr grosser Macht, ††)
Mit viel trutzen und bravaden
Z'überfallen die getracht,
Die auf ihr falsch̄ Friedens-Wort
Sich gantz sicher hielten dort,
Da ihr Anschlag schlecht angangen,
Und sie selbst gut Stöß empfangen.

5. Selbst die gschärpte Schaar der Keuse,
Selbst das lieblich Feder-Vich,
Alle Nymfen gleicher Weise,
Höchstens da verwunderten sich,
Daß ein so geringe Zahl †††)
In so plötzlich Uberfahl
Sich so tapffer aufgefüeret,
Und ganz weißlich ritterieret.

*) 2. König 19. v. 3. — **) 18. Juli. — ***) 19. Juli. — †) 20 Juli. ††) waren 6000 M. — †††) Berner waren nur 1400.

6. Bald hierauf nach wenig Tagen*)
Zog der Feind noch stärker an,
Dann er wolt dem Bären zwagen,
Waren zwantzig tausend Mann,
Alle rasend vor Begier
Zogen auß dem Wald herfür,
Thäten mit solch Gschrey einfallen,
Daß die Berg und Thal erhallen.

7. Dreymahl thät der Feind ansetzen,
Da der Bär gemächlich wich,
Seinen Feind recht außzuhetzen
Aus dem Wald sehr listiglich,
Endlich hat er sich gewendt,
Und dem Feinde so behend
Bey Villmergen an Leib kommen
Daß die Feind selbst Wunder gnommen.

8. Da ist es recht grausam gangen,
Mit Blutstürtzung überall,
Dann das Gschütz hat angefangen
Donnern, und ein grosse Zahl
In das kühle Graß gelegt,
Berg und Thal ward selbst bewegt,
Und als man an Sabel kommen,
Hat das würgen zugenommen.

9. D' Säbel gläntzen, d' Kugeln pfeiffen,
Leuth und Pferdte fallen hin,
Einer thut den anderen greiffen,
Schiessen, stechen grausam drin,
Von Verwundten häuffig Blut
Wie ein Strom wegfliessen thut,
Wer ihr kläglich heulen höret,
Seine Haar gen Berg aufkehret.

10. Endlich thät dem Bären weichen
Der betaubte wilde Mann,
Und das Hasen-Panier streichen:
Doch mußt mancher noch daran,
Dann von schiessen, von dem Schwert
Stürtzten auf die kühle Erd,
Von dem Feind 3000 zusammen
Drunder viel von hohem Stammen.

11. Ja nach dem die Flucht angfangen
Haben sich viel selbst gestürtzt
In die Wasser, so angangen,
Und ihr Leben so verkürtzt:
Auch noch sehr viel hundert Mann
Nahm der Bär gefangen an,
Da vier Obrist ins besunder
Sich befinden thun darunder.

*) 25. Heum.

12. Vor thät man deß Bären spotten
Wegen der Villmerger Schlacht
Jetzund muß Lucern errohten,
Wann Vilmergen wird gedacht,
Dann der frische graue Held
Frisching*) hielt sich in dem Feld
Neben andern Officieren,
Daß All billich triumphieren.

13. Also wurd hier ganz gezämet
Faceus der sonst wilde Mann,
Der steht jetzund höchst beschämet,
Weil man ihnen vorweisen kan
Seine falsche List und Tück,
Drumb er sieben schöne Stück,
Und acht Fahnen müßte lassen,
Weil GOtt selbst thut Untreu hassen.

14. Ja GOtt selbst hat es gerochen,
Daß man alte Schweitzer-Treu
Und den Frieden hat gebrochen
Jeder drum soll gewarnet sey,
Dann wie könt die kleine Zahl**)
Ihren stärkren Feind dißmahl
Flüchten, wann nicht GOtt die Schwachen
Thäte starck und sieghafft machen.

15. Drumb des Himmels Wunderthaten
Preisen wir mit Israel,
Kombt ihr Fürsten und Soldaten,
Euer Stimm ins gmein erhell.
Preisen den gerechten GOtt,
Der die Untreu stürtz in SPott,
Der Euch geben Hertz und Stärke,
Preiset seiner Gnaden Wercke.

Das Neüte.

Von der neüwlichen Vielmerger schlachte,
Mehr für Strauw als Filtzhüete.

Im Thon:
Ich weiss mir ein Schöne Dam.

1.

Hört an ihr thal und hoche Berg
Dess grossen Gottes gnadenwerk
Hört an ihr Bäum und wälder
Was ich für Zeitung bringen thu
Erstaunt ihr Wiess und Felder.

2.

Bern als ein hochberühmbter Stand
Der mächtig ist an land und Leuth
Hat glück und sieghaft krieget
Zu Bremgart an bekandtem wald
Die finde all besieget.

*) Hr. Seckelmeister. **) Der Berner waren nur 9000.

3.

Und ob es wohl Bremgart die Statt
Sambt gantz freyambt eingnommen hat
Ja Baden, und Mellingen
So wolt doch Bern aus freyen muth
Den frieden wieder bringen.

4.

Zu krauweiner Statt gar fein
Die Herren z'sammen bruffen seyn
Den Frieden her zustellen,
Den Fried der Bär guth anerbott
Wan d'find nur halten wöllen.

5.

Lucern und Uri stellten sich
Als wär es ihnen Ernst zugleich
Zu einem wahren frieden
Sie Zugen d'sach gar langsamm auff
Ein neüwen list zu schmiden.

6.

Dan underdessen thäten sie
Zum Krieg sich rüsten ohne scheüw
Obwohl sie underschriben
Den frid und auch besieglet han
Hand sie betrug doch triben.

7.

Dan als diß alles kaum geschach
Den nächsten Tagen gleich darnach
Lands gestürmet in dem lande
Und was geschriben umgekert
Mit ohn untreüw und schande.

8.

Den zwantzgisten 6000 man
Von ihnen ruckten zornig an
Auff Bären Sayser-wachte
Die ihnen doch mit gegen wehr
Ein großen schaden machte.

9.

Denn obs gleich sehr wenig gsi*)
So schlugen sie doch tapfer drein
Thäten den finden zwagen
Biss dan von viele gantz umringt
Dannoch sie han durchschlagen.

10.

Hört was ich ferner singen muss
Es bringt nur lust und kein verdruss
Dess Bären guthen fründen
Es geht zwar an ein großer krieg
Doch nur zum schad der finden.

*) nur 1400.

11.

Dieselbe sich onweit dem orth
Versammeln sich noch immerfort
Nicht nur Lucern alleine
Die Länder kommen auch dar zu
Die, man sonst heisst die kleine.

12.

Die Urner mit dem Urner horn
Zug, Unterwalden voller Zorn
Waren zum finde zogen
Sie boten feil des bären haut
Doch wurden sie betrogen.

13.

Ihr kriegs-heer wahren zwar sehr gross
Sie hatten stuk und ander g'schoss
Schwerter und Helleparten
Auch knüttel, prügel-Instrument
Von wunder seltzam arten.

14.

Sie waren auch fast all verseh
Mit Zodlen und auch bletzen meh
Druff stunden viel buchstaben
Auch manches abergläubisch bild
Darauff sie hoffnung haben.

15.

So aus gerüstet und montiert
Ihr volk sie haben ausgetürth
Den Bären auff zu suchen:
Der liebte nur das freye feld
Die wäld thät er verfluchen.

16.

Er wolte wie recht Biderleüth
Auff freyem Felde in dem streit
Sich mit dem find ein lassen
Hingegen thät auff busch und berg
Der find dort heilig passen.

17.

Der Bär zwar erstlich immer wich
Biß er klüglich postieret sich
Das thät dem find lust bringen
Daß er dem Bären eilet nach
Und hofft es werd ihm g'lingen.

18.

Man kame auff Vielmergen zu
Hört was ich weiters singen thu
Der Bär sich da thät stellen
Und eben das Vielmerger feld
Zum kampfplatz auserwehlen.

19.

Da ginge an der kampf und streit
Man hört das Schießen weit und breit
Es krachet aller enden
Der Bär und find ihr kräfte da
Zum streiten thät anwenden.

20.

Die kuglen wie der hagel dik
Flogen in einem augenblik
Und schlugen viel darnieder:
Ehe noch die einte recht vorbey
Kam gleich eine andre wieder.

21.

Denn eint unglückhafften tropf
Geth eine kugel durch den kopf
Viel andren durch den leibe:
Viel andren quetschet es ein arm
Und andren die kniescheibe.

22.

Es bleibet by dem schießen nit
Man zucket gleich den degen mit
Und sticht mit Bajoneten
Helft Gott in solcher großen g'fahr
Wer will vom tod erretten.

23.

Da einem wird der kopf gespalt
Ein andrer in das Unglück fallt
Daß ihn ein spieß durch rennet
Da wird gar keinem mensch nit g'schont
Ob man ihn schon nit kennet.

24.

Viel fallen plötzlich todt dahin
Viel aber nur verwundet seyn
Und leiden großen schmertzen
Ohn alle hilff so liegen thun
Ach wer solts nit behertzen.

25.

Doch ist dabey noch großer trost
Wann schon es leib und leben kost
Wann man zu Gottes Ehre
Thut kempfen für das vatterland
Und für die wahre lehre.

26.

Dan weil Gott hier selbst helffer ist
So hofft man sing zu aller frist
Wer aber thut umkommen
Soll hoffen dass Hr. Jesus Christ
Für ihn den Himmel gewonnen.

27.

Darum ein rechter Christen held
Sich willig gern begibt ins Feld.
Für Gott und gerechte sachen
Wan er daby schon 's loben läßt
Hofft er in gnad auff zwachen.

28.

Jedoch durch Gottes mächtig hand
Kombt allzeit mehr der find in d' schand
Thut allzeit mehr umkommen,
Wie dan auch g'schach by dießer schlacht
Das halt man wahrgenommen.

29.

Es sind der find in wald und feld
Wie man sie nachgends hat gezelt
3tusend man geblieben
Dar zu die flucht 1100 man
In tiefste weyer triben.

30.

By Bietzen hat man's ausgefist
Und große beüth daby erwischt
Wie mancher noch kann sagen
So must der find mit höchstem schad
Die schand der flucht ertragen.

31.

Nun ferners hie mit mir betracht
Daß es mit diesem nit gemacht
Der find auch noch müßen
Da hinden laßen 7 stuck
Das that sie sehr vertrießen.

32.

Und daß den sieg vermehren kan
So hat der Bär by 1000 man
Der finden auch gefangen
Darunder auch 4 Obrist sind
Damit man wohl kann prangen.

33.

Acht findliche Fahnen darzu
Wie ich dir wahrhaft sagen thu
Zwey Urner horn by neben
Bekam der Bär by diesem sieg
Das macht ihm frölich leben.

34.

Man fand auch noch ein große beüt
Als man des finds erschlagene Leüth
Thät plündern und ausziehen
Auch was verborgen in dem wald
Könt unsren nit entfliehen.

35.

Wie man dan auch an Leüth und guth
Noch täglich etwas finden thut
Wan man den wald durchgangen
Auch in dem Pürtzer weyer wohl
Thut man viel stockfisch fangen.

36.

By denen allen insgemein
Man götzen fund und zedelin
Mit zeichen und buchstaben
Die Ihnen doch wie man jetz sicht
Gar nichts geholfen haben.

37.

Allein der groß Dreyeinig Gott
Kan helffen in gefahr und noth
Den wir allein drum ehren
Der wird uns scheken ferner hilff
Durch Christum unserm herren.

38.

Dan unser macht klein und gering
Könt nit verrichten solche ding
Wan uns Gott nit thät sterken
Drum zehlen wir auch diesen sieg
Zu seinen gnadenwerken.

39.

Vielmergen so dess Bären schand
Zuvor g'sin in dem schweitzerland
Dient jetz zu dessen Ehren
Weil der sieg so erfochten dort
Sein ruhm thut hoch vermehren

40.

Lucern mit sambt dem wilden mann
Sich jetzund nit mehr rühmen kan
Dass sie den Bär gezämet
Die weil der letzt vielmerger sieg
Sie straffet und beschämet.

41.

Drum lasset uns all unserm Gott
Der Baal und Dagon macht zu spott*)
Mit neüwen Eyffer preisen
Der wölle wieder unsre find
Uns allzeit hülff beweisen.

---

*) 1 Sam. 5. v. 4. 1 Reg. 18. v. 25.

Das Zehende.

Stuck-Triumph und Friedens-Wunsch, Getruckt bey sinkender Kriegs-Flammen und Hoffnung des Friedens.

Im Thon des Neuenburger-Lieds
Ich weiss ein schöne Dam.
Im Schweitzerland thut sie wohnen,
Nun rathe jedermann etc.

1.

KOmt her all Groß und Klein,
Hört was ich euch zusingen hab,
Die Freud ist allgemein
All denen welche mit dem Bär,
Jetz lieben thun der Schweitzer Ehr
Und recht gesinnet seyn.

2.

Braff gestritten hat der Bär,
Und hat ihn Gott durch Gnaden Hilff,
Geziert mit Sieges-Ehr,
Also dass jetzund seine Feind
Gleichsam in seinen Händen sind
Zur Raach die Zeit jetz wär.

3.

Doch unser Christlich Hertz
Obwol die Sach den Zorn verdienet,
Betracht mit Lieb und Schmertz
Daß auch in jenem Ninive *)
Noch viel unschuldig Kind man gseh,
So Gnad noch nit verschertzt.

4.

Drum ist man gschwind vergnügt,
Nur an der frechen Tod und Straff,
Wie es hat zugefügt,
Die gerecht Verhemknus in der Schlacht,
Die Gefangene hat man wol betracht,
Und als die Freund geliebt.

5.

Es sind auch wenig zwar
Von unseren Freunden kommen um,
Doch hat es nicht gross Gfahr:
Dann weil sie da für GOttes Ehr
Gefochten und für wahre Lehr
HErr JEsus sie bewahrt.

6.

Durch sein Verdienst und Blut,
Die Er von Ewigkeit erwöhlt,
Daß sie mit Leib und Gut
Für Gerechtigkeit im Streite stehn,
Obschon dem Tod sie nicht entgehn,
Sols ihnen werden gut.

---

n. 4. 11.

*) Jo

7.

Die Ewig außerwählt,
Werden ins Himmel Groß-Triumpff
In hohe Ehr gestelt,
Da für das Leben dieser Zeit
Sie gnüssen können ewig Freud
So ihnen wohlgefällt.

8.

Die aber welche Gott
In diesem Krieg erhalten hat
Vor Gefahr und blutig Todt
Sie werden mit groß Freud und Zier
In Ehr und Triumph stehen hier,
Daß Neydhart keines spott.

9.

Den vierten Tag August
Wie schon dergleichen haben gseh
Mit grossen Freud und Lust,
Dann man die gwunne Stuck eingführt,
Und mit denselben triumphiert,
Wie allen ist bewußt.

10.

Wir sahen gleich voran
Den Herr zu Dießbach Waltewyl,
Ein theuren Edelmann,
Der seine Reuter wol montiert,
Als ein recht tapfer Hauptmann gführt,
War schön zu sehen an.

11.

Die Ohren auch darbey,
Trompeten Schall erfüllen thät,
So gwiß sehr lustig gsy,
Darauf kam auch mit höchstem Ruhm
Der Berner Jugend schöne Blum,
Rath, wer es möchte sy.

12.

Die braff Studenten Wacht,
Die zogen alle Gliederweiß
In schwarzer schöner Tracht
Die Hüt bordiert und grüne Band
Bedeuten, dass für s Vatterland
Zu streiten sey bedacht.

13.

Dem Bären höchst gefällt
Diese der jungen Herren Zahl,
Die er ihm außerwählt,
Daß sie dem werthen Vatterland
In diesem oder jenem Stand
Noch werden vorgestellt.

14.

Der edle Herr Magnan,
Diese so schöne Trupp aufführt
Es steht ihm gar wol an,
Wer sich verliebt in gelehrte Leuth,
Dessen Gedächtnus lange Zeit
In Ehr und Ruhm wird stahn.

15.

Die Trommel wird gerührt,
Es folget die Soldaten-Wacht,
All trefflich roth montiert,
Der groß berühmte Statt-Major
Herr Tillier steht selben vor,
Der sie wol exerciert.

16.

Drauf ein Stuck von Lucern
Ward mit dem Fähnlein vorgeführt,
Wir alle sahens gern,
Die Stärke ward dieß Stuck genannt,
Das man nach jener Schlachte fand,
Von Bremgarten nicht fern.

17.

Viel andre folgen nach,
Wie du sie in der Listen siehst,
War uns ein fröhlich Sach,
Darbey noch viere von Lucern,
So diesen Krieg erobert Bern
Bey der Bremgartner Schlacht.

18.

Drey Stuck besonders groß
Von Baden wurden hergebracht,
Daß manchem sehr verdroß,
Das groß das war so groß und schwär,
Daß es kaum haben zogen her
Dreyzehen starcke Roß.

19.

Auff dreysig Stuck und mehr
So man im Triumph führen sach
Zu unsers Bären Ehr,
Folgt gleich nach ein Soldaten-Wacht
In schöner rother Krieges Tracht,
Mit wol bereitem Gwehr.

20.

Die Trommel immerhin
Man darby fröhlich hören könt
Wo man nur thäte seyn
Biß daß die schöne Reuterey
Zur Letzen wieder beschloß den Rey,
War alles schön und fein.

21.

Die Stuck warden gebracht
All auf die under kleine Schantz,
Wo mancher sie betracht:
Daß ist der erste Ehren-Tantz
Daran der Bär sich frölich gantz
Und lustig hat gemacht.

22.

Der Krieg geht dannoch fort,
Und wird den Feinden heiß gemacht,
Glaub mir an manchem Ort,
Wie man dann ohn gegebne Ruh
Ziehet auf Unterwalden zu,
Daß sich drum sehr besorgt.

23.

Herr Hauptmann Tillier
Alldort die Truppen commandiert,
Der hat das Glück und Ehr,
Daß er schon offt ein grossen Raub
Aus Underwalden hat geklaubt,
Es sind kein falsche Mähr.

24.

Dann die Soldaten sein
Gar mannhaft durch das Hoch Gebürg
Wissen zu fallen ein,
Und alsobald gantz listiglich
Zusammen treiben alles Vich,
Und führen es vonhin.

25.

Das arme Kalb sehr blärt,
Die Kuh die schweiget nicht darzu,
Und wühlen auch die Pferd,
Der Soldat treibet als dahin,
Die Geissen und die Schäflein fein,
Weil niemand ist der wehrt.

26.

Erst neulich ward auch gsagt
Daß wo Herr Frisching commandiert
Lucern nun auch werd plagt,
Wie zu Auffhausen der Soldat
Alles gar rein auffpacket hat,
Der Feind noch sehr beklagt.

27.

Doch hat er schuld daran,
Dieweil er solche schlimme Sach
Hat selbsten gfangen an,
Dann wie Zfarmangen er gehaußt,
Wie er gebrennet und gemaußt,
Man heut noch sehen kann.

28.

St. Urban macht sich vest,
Thät mit gut Wehr versehen sich,
Und wünscht kein solche Gäst,
Diß Closter doch der Bär nit träg
Schnapts gleichsam im Collets hinweg,
Und nimmt was dort im rest.

29.

Nun höre ich darbey
Daß das zuvor ganz kriegisch Zug,
Auch überwunden sey,
Und hab geschworne Feind und Ruh:
Ja daß ein solches jetz auch thu
Schweitz jenes Ländlein frey.

30.

Ja man sagt noch darzu,
Daß jetz der Feind den Fried begehr,
Ach daß ers redlich thu!
Ach dass dem werthen Schweitzerland
Das rechte wahre Friedens-Band
Wieder herstell die Ruh!

31.

Ach GOTT du Friedensfürst
Gib daß jetz aller Hertze
Nach wahrem Friden durst,
Schick diese deine hohe Gaab
Vom Himmel auf uns jetz herab,
Darum du gebätten wirst.

32.

Gib daß die Schweitzer-Treu
Bey der angsetzten Zusammenkunft
Wieder recht werde neu,
Daß man zu recht beglückter Stund
Man schwört den Fried mit Hand und Mund,
Das Herz auch redlich sey.

33.

Und wer sein Vatterland
Noch wünschet zu erhalten
Im alten freien Stand,
Daß nit was frembdes komm herein,
Dem sollen höchst anglegen seyn
Deß Friedens neue Band.

34.

Was Griechenland uns lehrt
Als sie sich lang entzweyet,
Hat sie gantz umgekehrt
Deß Macedonisch Königs List
O Schweitzerland diß gsagt dir ist,
Von deiner Freunde wehrt.

Lista der den 14. August zu Bern eingebrachten Stuck.

1. Fortitudo, die Stärke, von Lucern gewonnen in der Schlacht bei Bremgarten. 2. Ohne Namen. 3. Der Mertz. 4. u. 5. Ohne Namen. 6. Frühling. 7. Sommer. 8. Mars. 9. Venus. 10. Mercurius. 11. St. Maria, alle von Baden. 12. St. Franciscus. 13. St. Joseph, beyde von Lucern, bei Bremgarten erobert. 14. St. Philipp. 15. St. Paulus, beyde von Lucern bei Meyengrün erobert. 16. Jupiter, ein Feld-Schlang. 17. St. Joseph 18. St. Cordula, zwo viertel Carthaunen von Baden. Folgen die kleinen Haubitzen, 1. Schütz. 2. Fisch. 3. Widder. 4. Löw. 5. St. Johann. 6. St. Jacobus wie 7. St. Bartholomä. 8. auch also. 9. St. Paul. 10. St. Thaddö. 11. St. Petrus. Ein Mörsel. 12. Falconet, und drey Doppelhacken, alle von Baden.

Ehren-Triumpf
und
frölicher willkomm
der
Heldenmüthigen siegere der hochen Generalität und gantz Siegreichen armade.
deß
Hochlöblichen Stands Bern.
oder
Bärenholds lustige
Feld-Lieder.
Das Elffte.

1. Willkomm die Ihr Triumpfieren
Willkomm Ihr recht helden söhn,
Billich Eüch schön farben zieren
Billich ihr gekrönet gehn,
Billich jetz bewillkombt Bern
Euch als seine glükes stern.

2. Willkomm unerschrockne Helden
Edler Bären Edles bluth
Alle nachwelt wird vermelden
Wie Ihr durch recht heldenmuth
Habt gekrönt den grossen Bär
Mit gedoppelt sieges Ehr.

3. Wie dort Abraham den frommen
Als er nach groß helden that
Sieghafft ware wieder kommen
Freundlichst bewillkommet hatt
Jener große Gottesfreünd
All so ihr willkomm uns sind.

4. Abraham hat d' König g'schlagen
Und erlöst sein Bruder Loth
Ihr habt groß mitleiden tragen
Mit der Brüder g'fahr und noth
Und sie wieder frey gestellt
Drum Ihr Triumphieren sollt!

5. Obgleich ihr alls eitel Gassen
Römischer*) gebrauch und Ehr
Müsst ihr doch uns diß zulaßen
Daß man euch nur desto mehr
Deß Triumpfs gantz würdig acht
Den großmüthig Ihr verlacht.

6. Thriumphiert Ihr mit Wägen
Die mit gold gezieret sind,
Thriumphiert Ihr doch dargegen
In den Hertzen treüwer fründ
Die allhie mit höchster freüd
Zu willkommen Euch bereit.

7. Willkomm sind Ihr lieben Hertzen
Welche nit sind unerkannt
Eüwer wunden, g'fahr und schmertzen
Die Ihr g'habt fürs Vatterland
Und für unsre liebe fründ
Drum Ihr billich willkomm sind.

8. Ihr wie Abraham habt g'fochten
Mit sehr wenig wieder viel
Die doch nit lang halten mochten
Haben bald verlohrenes spiel
Flohen in die fern zerstreüwt
Ließen Euch den Sieg zur beüth.

9. Sey mit vermeintem weichen
Josua**) der große mann
Listig thäte hinderschleichen
Allso habt ihr auch gethan
Und das hoch zu loben ist
Selbst den füchsen überlist.

10. Wo Ein Nestor thut Regieren
Wo mit klugem heldenmuth
Ein Achilles schwerd kan führen
Allzeit es wohl glüken thut
Drum Euch jetz in diesem krieg
Hat bekrönt zweyfacher sieg.

11. Billich Eüch der Lorber zieret
Weil durch Eüwer heldenthat
Ihr alls glüklich ausgeführet
Was von Eüch gewünschet hat
Unser hoche Ehrenstand
Ja das ganze Vatterland.

12. Unsers standes höchste seülen
Beyde liechter unsrer statt
Grosse freüden jetz auch fühlen
Wegen Eüwer Helden that
Weil so die Viehnerger schart
Wieder ausgewetzet ward.

---

*) Triumpfsbrauch. — **) Jos. 8. v. 20.

13. Erneüwen Knechten auch deß harre
Und der frommen schäffer-zunfft
Thut die Früd deß hertzens mehr
Eüwer glücklich wieder kunfft
Dann Ihr habt deß herren krieg
Ausgefürth mit herlich sieg.

14. Wie by ersten Schweitzer zeiten
Habt ihr unsere Helden kämpft
Wie by Laupen sieghafft g'stritten
Und Bellona trutz gedempft
Darum Ihr uns insgemein
Billich wärth und willkomm seyn.

15. Als Philisters trutz und pochen
David durch sein helden hand
Hat besieget und gerochen
Hörte man durchs gantze Land
In der lieblich frauwen Ray
Dass der David sieger sey.

16. Allso solle Eüch auch preisen
Unser schäffer Lieder klang
Und mit willkomm Ehr beweisen
Dan Eüch jetz gebürth der Rang
Die Ihr auch voran diß Jahr
Sind gestanden in der g'fahr.

17. Ihr weiß hoch geachte Herren
Die im hochen Feld Kriegsrath
Thäten weißlich rathen, lehren,
Was zum sieg gedienet hat
Secht der hoh und nieder stand
Bieth zum willkomm Euch die hand.

18. Sonderlich den Edlen greißen
Jenen frisching frischen held
Thun besonder Ehr er weisen
Unsre Berge unser feld
Ja das gantze Vatterland
Ihm zum willkomm gibt die hand.

19. Wie hochloblich thät regieren
Sein herr Vatter diesen Stand
So thut Er erwünscht auch zieren
Jetz dess Bären statt und land
Wie ein Nestor weiss im rath
Wie ein Hektor in der that.

20. Und den wir den Griechenweisen
Zollen zu mit billich Ehr
Wird zum willkomm auch geprisen
Kluger Steiger weiser Herr
Deßen Klugheit Edle bluhm
Hat von finden selbst den Ruhm.

21. Secht der Escharner Edlen stammen
Deren zwee im hochen Rath
Stunden wohl im feld bysamen
Haben noch die Ehr gehabt
Dass der Ein als General
Schlug den find zum ersten mahl

22. Da derselbe by Bremgarten
Wolte in verschanztem wald
Mit viel g'schütz dem Bär abwarten
Da Er g'schlagen solcher g'stalt
Dass Bremgart und Baden sich
Drauff ergeben williglich.

23. Da sich herrlich auffgeführet
Jener Junge Bucher held.
Und wo auch sich distinguieret
Villading hat in dem Feld
Vattewail der Edle stamm
Hatte da auch großen nahm.

24. Und du so von vielen ahnen
Edler Diessbach, Edler Zweig
Phoebus thut mich recht ermahnen
Dass ich von dir gar nicht schweig
Und du großer General,
Warst dem find ein todtes strahl.

25. Als der friden underbrochen
Hastu Es durch großen sieg
Zu Vielmergen tapfer grochen
Und geendigt diesen Krieg
Also daß alls liebe fründ
Durch den friden worden sind.

26. Hier soll ich von Euch auch melden
Welche schon deß Volks geschrey
Zehlet zu den großen helden
Manuel *) und Saconach **)
Ihr, ihr habt der finden macht
Größten schaden by gebracht.

27. All ihr große Generalen
Die als heübter Comädiert
Ihr verdienen all zu mahlen
Dass Ihr jetzund werd geziert
Nach dem alten Römer-brauch
Mit dem schönen Lorber-strauch

28. Vor mein feder wurd erligen
Der tag vor wurd neigen sich
Ehe all wurden her geschriben
Die wie helden g'halten sich
Darum alle insgemein
Sollen uns hier willkom seyn.

---

*) Gen. Major. — **) gen. Lieut.

29. Willkom drum ihr dapfern held
Willkom ihr Triumpfher zier
Spathe nachweld wird euch melden
Wie Ihr euch gehalten hier
Wie dem bär neü Ehr und macht
Ihr durch siegen by gebracht.

30. Secht wie Eüch auff weiten straßen
Alles volk willkommen thut
Hört wie man durch alle gaßen
Preiset Eüwren helden muth
Klein und große insgemein
Heißen Eüch so willkom seyn.

31. Mißgunst muß sich hier verschleichen
Eüwer Triumph wird geziert
Mit den schönen sieges Zeichen
Die man Eüch hatt vorgefürth
Findlich fahnen, findlich stuck
Geben Eüch den schönsten schmuck.

32. Selbst die aarne scheint zu stutzen
Ihre wellen mehr als sonst
Als wolt sie Neptun selbst trutzen
Und Eüch siegeren hier zu gunst
Mit verwundrung stille stehn
Eürem eintritt zu zu sehn.

33. Unsre Nymphen auff den auwen
Unsere schäfflin auff der weid
Thun mit lustbegierd anschauwen
Eüwers Triumphs Ehr und freüd
Alle sorg wird abgethan
Hier Erfreut sich jederman.

34. Hör ich nicht Cartaunen knallen
Daß erthönet berg und thal
Trommel und Trompeten schallen
Mit erfreüwlich wieder hall
Es ist alls by dieser zeit
Voller sieg- und friedens-freid.

35. Selbst die Pallas flecht die Crone
Mars beuth Euch dem Marschallstab
Eüwer tapferkeit zum Lohne
Wird Eüch zieren biß ins grab
Ja der Tod kan selbst nit mehr
Tilggen Eüwer Tugend Ehr.

36. Eüwer sieg soll man einschreiben
Mit nur auff Ein schwach papir
Er soll auff gezeichnet bleiben
Auff diamanten und Saphir
Kinder kinder immer hin
Sollen dessen berichtet seyn.

37. Wie dort Erlach hatt gesieget*)
Und wie jener große man
Nägeli im Weltschland krieget
Also habt ihr auch gethan
Und durch sieg neüw Land und Ehr
By gebracht dem großen Bär.

38. Drum die Edle Cederstammen
Palmen und Olivenstrauch
Flechten sich in Krantz zusammen
Daß sie würdig krönen Euch
Weil Eüch Gott zum sieg erwellet
Wird die Kron Eüch zugestellet

39. Doch daß wir voraus dem Herren
Der Eüch wie sein Gideon
Hatt' Erkiesen, loben Ehren,
Ihm gebürt die höchste Kron
Ohn sein Hilff und große gnad
Niemand glük noch siege hat.

40. Er hat Eüch gegeben sterke
Und ein wahren heldenmuth
Jeder dessen Gnad erwerbe
Darum billich preisen thut
Er barme jetzt auch sich
Der Erschlagnen gnädiglich.

Ehren-Triumpf etc.
Bärenholds lustige Feld-Lieder.
Christlicher Nachklang
Unsers Triumphs.

1.

Ach daß wir auch grüßen möchten
In erwünstem g'sundheitsstand
Jenen die im streit und fechten
Gstorben für das Vatterland
Ach das Edle Tscharner**) bluth
Billich träuen heüschen thut.

2.

Jenner, und Kilchberger Tode
Pally, Fechy und Langen
Mestral, Demiere traur Nothe
Und tieff zu beseüffzen seyn,
Dan das waren dapfer Leüth
Die der tod ihm g'macht zur Beüth.

3.

All Soldaten die durch wunden
So gantz lob und Ehrlich sind
Ihr sieghafftes End hier gfunden
Traurig wir als liebste fründ
Ihre Nahmen allzumahl
G'hören in der Felder Zahl.

*) Anno 1298. 1339. 1340. — **) General-Quartiermeister.

4.

Viel sind in die todten grott
Zwar zu Lentzburg by gesetzt
Doch von würmen oder motten
Wird Ihr nahme nit verletzt
Dan wer so heroisch stirbt
Ewig lob und ruhm erwirbt.

5.

Weil sie da Ihr beüth und leben
Wie es helden wohl an steht
Für das Vatterland hergeben
Ihr Tryumph auch schon angehet
Dan im hochen Himmels-Trohn
Kristus ist ihr Ehren-kron.

Ohne End.

M a C t e! en resp L en Dent generos I Ursi atque L eones.

Bärenholds
Das zwelfft und letzte
Lustige
Feld-Lied.
Lob- und danksagung für herlich erlangte Sieg.
Im Thon
Der Begrasen wieß und felder etc.

1.

Der von Ewigkeit thut sitzen
Der auff seine find kann blitzen
Von dem hochen Himmelstrohn
Dem auffwarten sonn und mon.

2.

Der dreyeinig thut regieren
Und den höchsten Scepter führen
Vatter Sohn und heilig Geist
Von uns Ehwig sey gepreißt.

3.

Diesen thun wir billich loben
Der sein güthe durch viel proben
Uns beweis in diesem krieg
Und ertheilt 2 herlich sieg.

4.

Lobt den Herren nah und ferne
Engel Sonne mond und Sterne
Preißt ihr himmel seine macht
Die uns hat den sieg gebracht.

5.

Lobt Ihn wiesen feld und auwen
Preißt ihn alles was wir schauwen
Lobt ihn hagel feür und dampf
Nach so ritterlichem Kampf.

6.

Wans dem feinde hätts gelungen
Hätt er Israel verschlungen
Aber Gottes wunder that
Ihm sein hoffnung stürtzet hat.

7.

Israel thät allzeit hoffen [1])
Auff sein Gott der auch getrosten
Ihre find mit schwerer hand
Wie uns allen ist bekannt.

8.

So hat Pharao auch müßen [2])
Seinen hochmuth dorten büßen
War im rothen meer ertrenkt
Ihr hochmüthig diß bedenkt.

9.

Ihr grausame thun doch gehen,
Nacher Besek und dort sehen [3])
Wie selbst leidet der Tyrann [4])
Was er andern vorgethan.

10.

Ihr die auff viel kriegsknecht bauwen
Thut nur Senhariben schauen [5])
Secht wie g'schwind in einer nacht
Ward sein stoltz zu nicht gemacht.

11.

Und Ihr die Eüch nicht thu kehren
In der g'fahr allein zum herrn
Könt an Ahasia sehn [6])
Wie ihr übel werd bestehn.

12.

Drum wir Gott allein vertrauwen
Alle aber die da bauwen [7])
Auf viel Götzen neben Gott
Ligen g'stürzet in dem spott.

---

[1]) Ps. 115. v. 9. — [2]) Gen. 14. — [3]) Jud. 2. v. 7. — [4]) adoni Besek.
[5]) 2 Reg. 19. — [6]) 2 Reg. 1. — [7]) Os. 115. v. 8.

13.

Unser Gott hat mit uns g'stritten
Sonst hat nit so viel gelitten
Unser finden großen hauff
Von so wenig, merkt darauff.

14.

Ja man könt mit Josua sagen*)
Daß der Himmel selbst drein g'schlagen
Ihr so große todten zahl
Zeügt ja solches beyde mahl.

15.

Drum wir billich jetz erheben
Gott, der uns den Sieg hat geben
Lobet durch das gantze land
Gottes gnad und wunder hand.

16.

Preißt ihr fürsten und soldaten
Die Ihr tapfer g'stritten hatten
Hoch und nieder preißet Gott
Unsren Herren Zebaoth.

17.

Er vertilget Sions finde
Dass Er gleich dem rauch verschwinde
Er hat Eüch zum Krieg und streit
Geben wahre tapferkeit.

18.

Wie zu Laupen wir gekrieget
Nur mit wenig und gesieget
So vom himmel auch dißmahl
Wurd beglückt die gantze Zahl.

19.

Drum vor aus wir Gott dem herren
Mit danksagung thun beehren
Sein ist alle Ehr allein
Wir nur schwache Knechte seyn.

20.

Doch hat er uns jetz nicht minder
Eyffrig b'schützt alls seyne Kinder
Wieder allem Martis trutz
Hielt er uns ja seinen schutz.

21.

Ja Er macht daß selbst die finde
Wieder werden gute fründe
Und die alte schweützer treüw
Wieder werde recht und neüw

*) Jos. 16. v. 11.

22.

Er wöll auch by künfftig tagen
Solt noch jemand haß nachtragen
Durch sein mächtig gnadenhand
Schirmen unser vatterland.

23.

Daß jetz by der fridens sonnen
Die er uns fein lang woll gönnen
Alles wieder werd vermerth
Was der krig vor hat verherth.

24.

So wird es in unsren auwen
Eitel glük und seegen tauwen
Und wird Gott seyn immerfort
Unser schutz an diesem orth.

Amen.

Bärenholds Endwunsch.

So lang Bern der Bär thut zieren
So lang soll Es triumphieren
So lang waßer in der ahr
So lang Gottes wohl bewahr
So lang an dem Gurth ein stein
So lang soll Bern Glükhafft seyn.

Der Eis.

In Frankfurt am Main, mehr noch im gegenüberliegenden Sachsenhausen und in den beiden nahe am Main gelegenen frankfurtischen Dörfern Oberrad und Niederrad hört man oft das Substantiv Eis mit dem Artikel des männlichen Geschlechts verbunden. Doch nicht in allen Fällen. Eis an Fenstern, auf Wassergefässen, beim Conditor ist das Eis, dagegen Eis als Decke des Flusses oder in mächtigen Schollen auf dem Flusse treibend oder nach einer Ueberschwemmung in Blöcken am Ufer liegend heisst der Eis. Es ist in den letzteren Fällen, scheint es, als wirkend, gleichsam als lebend gedacht. — Vielen Frankfurtern ist dieser in ihrer unmittelbaren Nähe gehörte Ausdruck unbekannt; man braucht sich aber nur zu einer Zeit des Eisgangs auf die Mainbrücke oder an das Ufer zu stellen und den Gesprächen zu lauschen, so wird man ihn hören. Die folgenden Beispiele sind in den letzten Jahren gesammelt.

A. Wie lange geben wir ihm noch Zeit?

B. Noch lange.

A. So lange das Wasser diese Farbe hat, kommt nichts.

B. Ei er verzehrt sich in sich selbst, er hat sich schon vier Zoll verzehrt, er war so dick, der Eis.

Der (offenbar zugedacht: Eis) ist jetzt schon ganz los, der trägt auch nichts mehr.

Der ist jetzt schon zwei Schuh dick.

Der geht noch nicht fort; wenn das Wasser zwei Schuh höher wäre, wäre er gleich fort.

Das Wasser hebt den Eis.

Am Wasser hat man versucht Bäume anzupflanzen, die hat aber der Eis weggedrückt.

Morgen soll der Oberländer Eis kommen.

Es fragt sich, ob dieses der Eis noch an andern Orten gebräuchlich ist, und ob auch gerade mit der besonderen Bedeutung wie in Frankfurt. Den Bewohnern Bornheim's, eines weiter vom Main entfernten frankfurtischen Dorfes, scheint der erwähnte Ausdruck unbekannt zu sein. Von Wertheimer Schiffern habe ich nur das Eis gehört. In Grimm's Wörterbuche findet sich Eis nur mit dem neutralen Artikel.

Aehnlich wie in Frankfurt Eis wird in der Pfalz Luft behandelt: im Zimmer ist die Luft, der Luft ist ein nicht sehr starker Wind, also Luft in Bewegung, thätig, wirkend, gleichsam lebend.

Frankfurt a. M. Dr. F. A. Finger.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

M. Müller, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. Deutsch bearbeitet von C. Böttger. 2. Serie. (Leipzig, G. Mayer.) 1 Thlr. 6 Sgr.

Grammatik.

R. Reichenbach, Der Gebrauch des französischen Verbums zum Ausdruck des Adverbiums. Ein sprachvergleichender Versuch. (Berlin, Calvary.) 10 Sgr.

E. Maetzner, Englische Grammatik 2 Thle. Die Lehre von der Wort- und Satzfügung. Zweite Hälfte. (Berlin, Weidmann.) 3 Thlr. 6 Sgr.

Lexicographie.

D. Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache. 33. Lfrg. (Leipzig, O. Wigand.) 20 Sgr.

N. J. Lucas, Deutsch-englisches Wörterbuch. 13. Hft. (Bremen, Schünemann.) 15 Sgr.

F. H. Stratmann, a dictionary of the english language of the 13., 14 & 15. centuries. Part. II. (Krefeld, Gehrich.) $1^1/_6$ Thlr.

Ch. Ph. Reiff, Neue Parallel-Wörterbücher der russischen, französischen, deutschen und englischen Sprache. 2 Thle. (Karlsruhe, Köhler) $2^2/_3$ Thlr.

Literatur.

Deutsche Classiker des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärung. Herausgegeben von Fr. Pfeiffer. 2 Bde. Inhalt Kudrun. Herausgegeben von K. Bartsch. (Leipzig, Brockhaus.) 1 Thlr.

Die Nibelungen. In Prosa übersetzt, eingeleitet und erläutert von J. Scherr (Leipzig, Wigand.) 15 Sgr.

Ph. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied. 10. Lfrg. (Leipzig, Teubner.) 20 Sgr.

J. Scherr, Schiller und seine Zeit. In 3 Büchern. (Leipzig, Wigand.) $1^1/_3$ Thlr.

W. Koffka, Iffland und Dalberg. Geschichte der classischen Theaterzeit Mannheims. (Leipzig, Weber.) $2^1/_2$ Thlr.

J. Diemer, Beiträge zur älteren deutschen Sprache und Literatur. 5. Thl. Geschichte Joseph's in Aegypten. (Wien, Gerold.) 23 Sgr.

E. Höpfner, Weckherlin's Oden und Gesänge. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Dichtung. (Berlin, Stilke & v. Muyden.) 10 Sgr.

R. Wisemann, William Shakespeare. Autorisirte Uebersetzung. (Köln, Bachem.) $7^1/_2$ Sgr.
Byron's Werke, übersetzt von O. Gildemeister 3. & 4. Bd. (Berlin, Reimer.) à Bd. 20 Sgr.
Dante's Göttliche Comödie, metrisch übersetzt von J. v. Hoffinger. 3 Bde. (Wien, Braumüller.) 2 Thlr.
J. Risch, E. Souvestre's Leben. (Berlin, Stilke & v. Muyden.) 4 Sgr.
H. J. Grainger, an epitome of the history of the english language & literature. 2. Aufl. (Heidelberg, Groos.) 16 Sgr.
Dante Alighieri's Werke. Herausgegeben von F. X. Wegele. 2. Aufl. (Jena, Mauke.) $1^2/_3$ Thlr.
A. Mussafia, sul testo della divina commedia Studii I. I codici di Vienna e di Stoccarda. (Wien, Gerold.) 10 Sgr.
Schilleri de campana carmen. Latine reddidit G. L. de Diepenbroick-Grüter. (Hamm, Grote.) 10 Sgr.

Hilfsbücher.

L. Ritsert, Die Lehre vom deutschen Style, herausgegeben von F. Wagner. (Darmstadt, Diehl.) 24 Sgr.
— Deutsche Sprachlehre mit zahlreichen Uebungsaufgaben.
J. Schober, Aufsatzlehre für die ersten Klassen der Unter-Realschule. (Wien, Sallmayer.) 16 Sgr.
— Deutsches Sprachbuch zum Gebrauch an vollständigen Unter-Realschulen und Lehrerbildungsanstalten. (Wien, Sallmayer.) 20 Sgr.
Colshorn und Goedecke's Deutsches Lesebuch. 1. Thl. 2. Aufl. (Hannover, Rümpler.) 12 Sgr.
Lessing, Minna v. Barnhelm. Schulausgabe mit Anmerkungen, von Dr. Tomaschek. (Leipzig, Göschen.) 8 Sgr.
Schiller, Der Neffe als Onkel. Zum Uebersetzen ins Englische mit Anmerkungen u. s. w. herausgegeben von Charles Dickens. 5. Aufl. (Leipzig, Günther.) $7^1/_2$ Sgr.
— Zum Uebersetzen ins Französische. Herausgegeben von O. Fiebig. (Leipzig, Günther.) $7^1/_2$ Sgr.
Ch. Noël, Theoretisch-praktische Grammatik der französischen Sprache für Lectüre, Composition, Conversation, lexicologische Uebungen. (Wien, Braumüller.) $1^1/_3$ Thlr.
G. Fr. Brune, Kurzgefasste französische Grammatik. 1. Heft. 3 Aufl. (Lübeck, Dittmer.) 5 Sgr.
M. Selig, Guide alphabétique de la prononciation française irrégulière. 2. Aufl. (Berlin, Selig.) 5 Sgr.
G. van Hees, Causeries pour servir à l'étude de la conversation française à l'usage des commençants. (Leipzig. Teubner.) 18 Sgr.
R. Sonnenburg, Grammatik der englischen Sprache. (Berlin, Springer.) 24 Sgr.
J. Ch. G. Schumann, Kleine Schulgrammatik der englischen Sprache. (Nordhausen, Förstemann.) 10 Sgr.
H. Manitius, Grammatikalisch-praktischer Lehrgang der italienischen Sprache. 2. Aufl. (Dresden, Ehlermann.) 16 Sgr.
A. Wiemann, Sammlung englischer Gedichte für Schule und Haus. (Düren, Gislason.) $7^1/_2$ Sgr.



